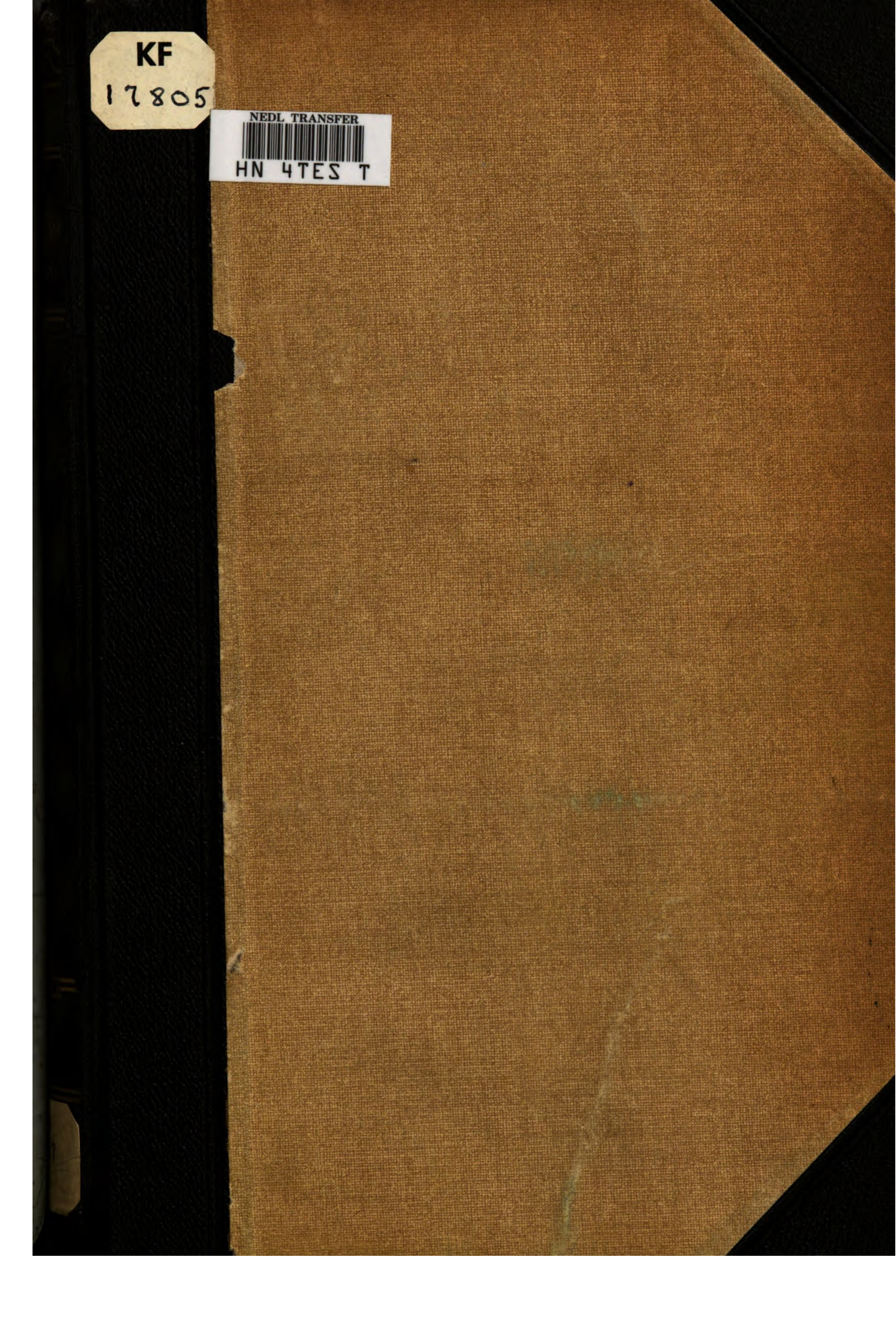
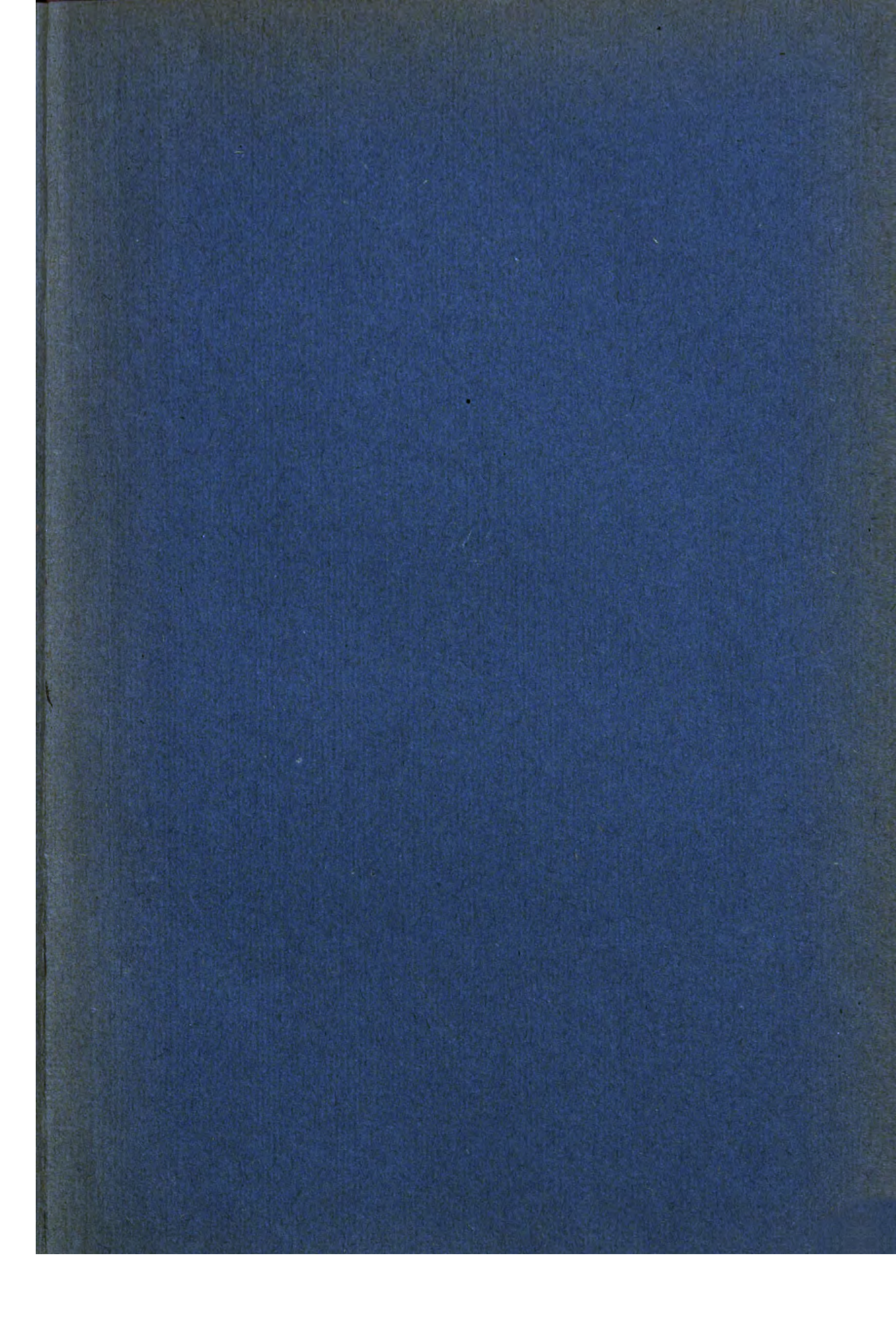
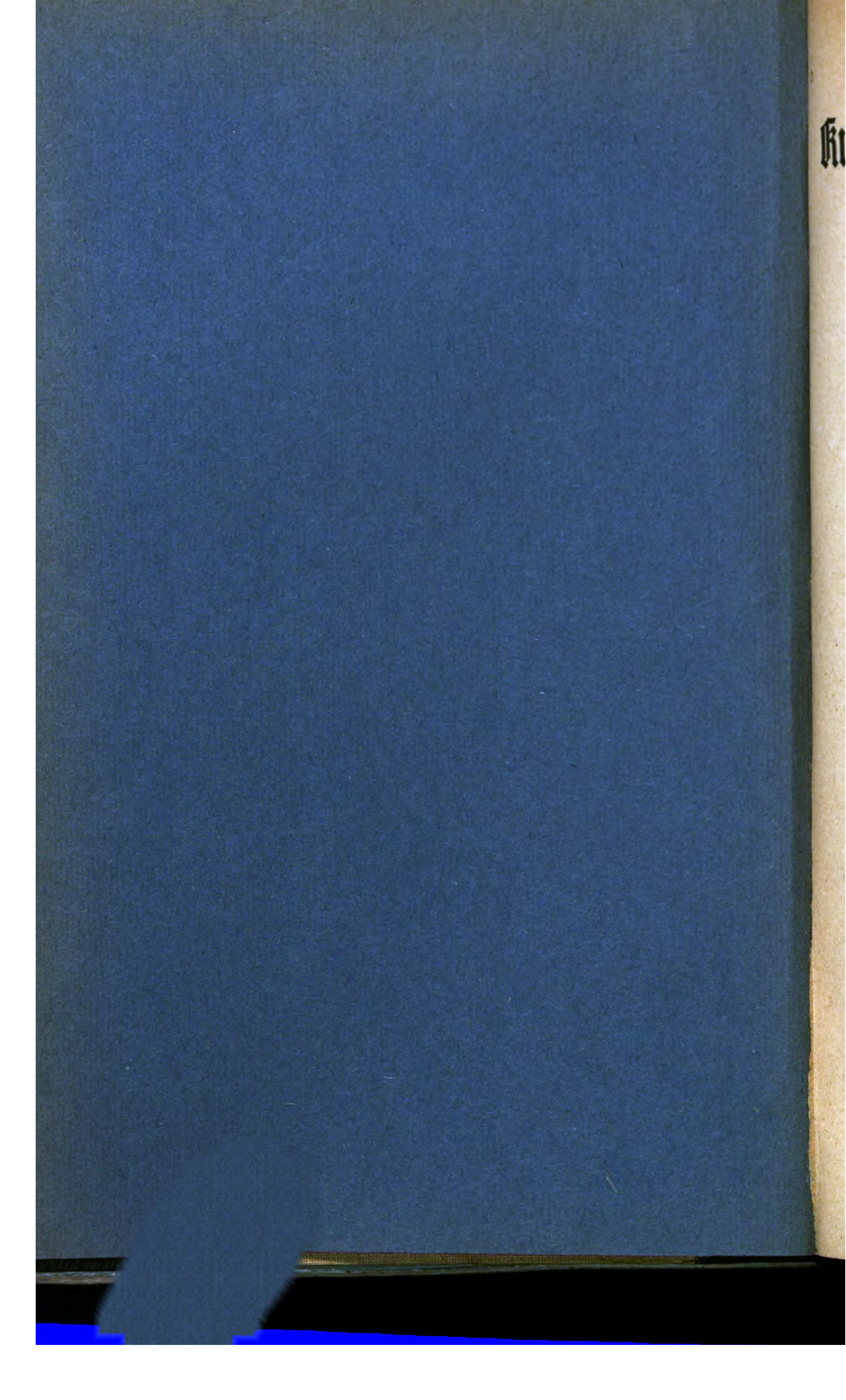

KF
17805
NEDL TRANSFER
HN 4TES T


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG·
CHRISTO ET ECCLESIÆ
VE RI TAS





# Kulturgeschichte des Mittelalters

von

Georg Grupp

Erster Band

Dritte stark verbesserte und vermehrte Auflage

Mit 47 Illustrationen



Paderborn 1921
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh

# Vorwort.

Die neue Auflage nennt sich verbessert und vermehrt, obwohl der Umfang um fünf Bogen abgenommen hat. Den Umfang verringerte nicht bloß der engere Druck, sondern auch die knappere Darstellung, die Ausscheidung alles dessen, was nicht streng genommen für die Sitten- und Sozialgeschichte von Belang ist, und eine bessere Gliederung. Dadurch blieb viel Platz frei für die Aufnahme neuen sittengeschichtlichen Stoffes aus den Urquellen, der ja allerdings unerschöpflich ist, zumal wenn man den Begriff der Kultur allzu weit faßt. Kunst und Literatur, kirchliche und staatliche Zustände konnten nur so weit Berücksichtigung finden, als sie auf die Sittengeschichte neues Licht werfen und als von dort neue Antriebe zur Umgestaltung der Sitten ausgingen. Die Sittengeschichte selbst kennt keine scharfen Abschnitte, das Bleibende und Veränderliche ist kaum zu scheiden, und die Logik und Systematik widerspricht der Chronologie. Nun hat man wohl versucht, Brücken zu schlagen, aber die kühnen Versuche, die Unstimmigkeit gewaltsam durch Einspannung des Stoffes in Entwicklungstypen zu beseitigen, lassen viele Lücken offen. Die Kulturgeschichte wird immer an diesen Schwierigkeiten leiden, was die Kritik wohl zu beachten hat.

Da es immer noch nicht möglich ist, ein genaues Quellenverzeichnis zu liefern, so mögen hier wenigstens die wichtigsten Werk genannt sein: Monumenta Germaniae und Acta sanctorum der Bollandisten. Für die Volksgesetze, namentlich die lex Salica, lex Visigotorum, wurde die handliche Ausgabe von Walter, sonst M. G. ll. benutzt. Die Briefe Gregors des Großen sind nach den Maurinern, die des Bonifatius nach Tangl zitiert. Für die übrigen Quellenschriften vgl. Potthast, Bibliotheca historica medii aevi.

Die Abkürzung M. G. ss. bedeutet scriptores, ll. leges, aa. auctores antiquissimi, Cap. die Kapitulare des Boretius in den Mon. Germ., M. B. Monumenta Boica, M. Migne. Geldangaben beziehen sich auf den früheren Stand unserer Goldwährung.

Maihingen, Mai 1921.

Dr. G. Grupp.

# Inhaltsverzeichnis.

# Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1, 2, 22, 29, 30 stammen aus Lindenschmits Altertumskunde. 3 aus Wickhoff und Hartel, Die Wiener Genesis. 4, 25, 26 aus Meitzen, Siedlung und Agrarwesen, 6 aus Omont, Facsimiles de manuscrits. 8, 9, 10, 17, 47 aus Diehl, Justinien (p. 99, 237, 435, 404, 548), 11 aus Forchheimer-Strzygowski, Wasserbehälter von Konstantinopel, 12, 13, 14, 18, 19, 37 aus Kaufmann, Christliche Archäologie, 15, 16 aus Diehl, Ravenna (63). 20, 35 aus Haseloff, Codex Rossanensis, 28 aus Maringer, Das deutsche Haus, 24, 27 aus Stephani, Wohnbau, 23 aus Forrer, Römische und Byzantinische Seidentextilien. 31—34 aus Barère-Flavy, Les arts industriels des peuples barbares de la Gaule (255). 36 aus Strzygowski, Orient oder Rom. 38, 46 aus Strzygowski, Hellenistische und koptische Kunst in Alexandrien (21, 47). 41 aus Westwood, Anglosaxon manuscripts (pl. 11). 42 aus Westwood, Palaeographia Sacra Pictoria (pl. 11.). 43 aus Molinier, Histoire des arts appliqués (IV 22). 44 aus Orlik, Nordisches Leben.

# Einleitung.

Nach einem schon von den Humanisten aufgebrachten Sprachgebrauche belegen wir die zwischen dem Altertum und dem Wiedererwachen des Altertums im fünfzehnten Jahrhundert liegende Zeit mit dem Namen Mittelalter. Über die genauen zeitlichen Grenzen des Mittelalters besteht freilich ebensowenig eine feste Sicherheit als über sein Wesen. Denn die Zeit selbst kennt keine Abschnitte, und jede Begrenzung innerhalb des gleichmäßigen Verlaufes der Entwicklung hat etwas Willkürliches an sich. Es ist wie bei einem Flusse, dessen Lauf und Umgebung wechselt, der neue Zuflüsse aufnimmt, aber sich gegen alle menschliche Scheidung gleichgültig verhält. Die Geschichte ist sogar noch viel gleichgültiger. Hier machen sich neue Strömungen anfangs nur leise fühlbar, bis sie immer mehr anwachsen und allem Leben ihre Eigenart mitteilen. Neue Zeiten tauchen nicht wie Inseln aus dem Meere auf.

Gegenüber dem Altertum kennzeichnet das Mittelalter das Vorwiegen der germanischen Völker und die Herrschaft der christlichen Kirche. Der christliche und germanische Geist machte sein Wesen aus. Auch von der Neuzeit unterscheidet sich das Mittelalter durch die engste Verbindung, ja Vermischung von Staat und Kirche, durch eine Art theokratischer Verfassung. Die Menschheit suchte Ernst zu machen mit der Idee des Gottesstaates, um freilich schließlich an dieser Aufgabe zu scheitern. Nun hat aber gerade die Theokratie weit über das Mittelalter hinaus fortgedauert, und in gewissem Sinne lebt das Mittelalter trotz der Reformation und Revolution heute noch fort, während umgekehrt die Idee des Kirchenstaates schon im dreizehnten Jahrhundert, nicht erst im sechzehnten, Anfechtungen ausgesetzt war. Die gleiche Schwierigkeit einer festen Umgrenzung drängt sich uns beim Beginn des Mittelalters auf. Die Germanen haben schon im dritten Jahrhundert auf das römische Wesen stark eingewirkt. Ihr Einfluß erweiterte sich noch im vierten Jahrhundert, wo auch die christliche Kirche in rascher Entwicklung sich des öffentlichen Lebens bemächtigte. Wir haben diese Verhältnisse ausführlich geschildert im zweiten Bande der Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit und müssen uns hier beschränken, auf diese Ausführungen hinzuweisen.

Trotzdem das Christentum und das Germanentum einen großen Einfluß ausübten, waren diese Mächte doch weit entfernt, aus-

schließlich zu herrschen. Trotz allen Glanzes der Kirche macht noch im vierten Jahrhundert die Gesellschaft einen überwiegend heidnischen Eindruck, und erst unter Karl dem Großen gewann wenigstens im Abendlande die Idee des Gottesstaates einen sichtbaren Ausdruck. Auch nach dem Einströmen der Germanen in Völkerscharen dauerte das römische Wesen noch fort. Immerhin bildet die Völkerwanderung eine Art Grenzscheide und beginnt damit eine europäische Staatengeschichte. Obwohl noch immer, wenigstens dem Gedanken nach, verflochten mit dem idealen Dasein eines römischen Reiches, gewinnen die einzelnen Länder und Völker doch das Bewußtsein ihrer Eigenart, und nun erleiden die Länder ihre eigene Geschichte. Wenigstens vom fünften Jahrhundert ab wird Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutschland zum Schauplatz abgesonderter Vorgänge. Die Völkergeschichten gehen in der Folge immer weiter auseinander. Aber selbst im Mittelalter noch fühlten sich die Völker näher verwandt als in der Neuzeit.

# I. Die Völkerwanderung.

## 1. Anfang und Ursache der Wanderung.

Der Verfall des römischen Reiches kündigte sich schon lange vor der Völkerwanderung in der Entvölkerung und Schwächung der Volkskraft an. Nicht nur im Heere verdrängten die Barbaren immer mehr die Reichseinwohner, sondern auch im bürgerlichen Dienste. „Germanen überall," klagt Synesius,[1] „unter den Sklavenscharen wie in den Kanzleien. Hält nicht jedes Haus einen gotischen Sklaven, einen Tafeldecker, Bäcker, mehrere Sänftenträger und Rufer aus gotischem Volke? Scheint denn nicht die Natur selbst seit unerdenklicher Zeit dieses Volk dazu bestimmt zu haben, daß es Knechtesdienste tue? Und doch sitzen dieselben blonden Barbaren, die hier im Hause Sklaven sind, dort vor allem Volke in Ämtern; das ist doch gar zu wunderlich. — Verdrängen wir sie aus allen Ämtern! Vertreiben wir sie zuerst aus allen Magistraten und von den Ehrensitzen des Senates! Wie würde der Kriegsgott das Haupt verhüllen, wenn er sähe, wie Barbaren, die von Pelzen starrten, jetzt im römischen Kriegsgewande die Soldaten zum Kampfe führen!" „Sie lachen über die Toga, die zum Schwerterziehen zu unbequem sei, legen sie nur an, wenn sie mit römischen Magistraten gemeinschaftlich Rat halten, werfen aber nach Hause gekommen gleich wieder die Wildschur um." Ein Kaiser untersagte den Eindringlingen die barbarische Tracht, damit sie nicht merkten, wie zahlreich sie wären.[2] In der Tat hatten sie sich in manchen Grenzprovinzen so stark mit der einheimischen Bevölkerung vermischt, daß man nicht weiß, ob die Bagauden des gallischen Bauernaufstandes 284 Galloromer oder Gallogermanen waren. Julian konnte nicht mehr unterscheiden zwischen Galliern und Germanen. Hatten sich doch sogar zwischen Römern und Germanen die Unterschiede verwischt und trieben beide in gleicher Weise auf den verödeten Gebieten Viehzucht und Jagd.[3]

Die Germanen waren zwar längst keine reinen Nomaden mehr, denn sie verstanden schon den Bodenbau; nur ist nicht sicher erkennbar, in welchem Umfange. Die freien Germanen haben jedenfalls Jagd

---

[1] De regno 14 sq.; ebenso schon Tert. ap. 37.
[2] C. Th. 14, 10, 4.
[3] Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 284 ff.

und Viehzucht bevorzugt, wenig an Urbarmachung gedacht und die Urwälder und Sümpfe mit dichtem Buschwerk als einen guten Schutz gegen feindliche Einfälle ungebrochen gelassen. Deswegen entstand leicht eine Übervölkerung und wurde die nachwachsende Jugend zur Auswanderung gezwungen. Wo immer das römische Reich Lücken und leere Stellen zeigte, drängten Barbaren sich ein, in kleinen friedlichen Scharen und in Gewalthaufen, besonders stark seit der Mitte des dritten Jahrhunderts im Westen und Osten, wo die Goten sich in Dacien und Mösien, jenseits und diesseits der Donau niederließen, während die Westgermanen im Dekumatenland und in Toxandrien eingedrungen waren.[1] Aus diesen Einbrüchen erklärt sich die Lücke in den römischen Münzfunden Süddeutschlands von der Mitte des dritten Jahrhunderts bis Konstantin, wo wieder friedlicher Verkehr einsetzte.

Die Sachsen stießen in die Niederlande und nach England als kühne Seefahrer vor; daher hieß die Gegend von Bayeux und Calais Sachsenküste.[2] Im Unterschied von den Ostgermanen, die in großen Massen einstürmten, drangen die Westgermanen langsam vor, ermüdeten die Grenztruppen durch fortgesetzte Einfälle und Streifzüge, verwüsteten die Felder und trieben das Vieh weg. Alles, was das flache Land bewohnte, zog sich mehr und mehr in die Festungen zurück, denen die Germanen auswichen. In ihnen hielten sich lange die Römer, obwohl die Stadtbürger den Waffen entwöhnt und die Mauern zerfallen waren.

Schon Aurelian hatte sich genötigt gesehen, Rom gegen die Markomannen durch eine neue feste Mauer zu sichern, deren Reste noch heute unsere Bewunderung erregen. So hat auch der große Theoderich Vorsorge getroffen und die Besetzung des Mauergürtels der Städte durch Private aufgehoben.[3] Die Befestigungskunst lebte wieder neu auf und hinterließ bis heute Spuren.[4] Durch Gräben, Wälle, Zwinger und Türme wohlgesichert konnten die Grenzbewohner den Anstürmen trotzen. Von den Mauern aus schleuderten sie den Belagerern nicht nur Pech und Steine, sondern auch

[1] Daran erinnert der Name Elsaß = Fremdensaß; Fleming = Auswanderer. Nach den Salfranken kamen die Ripuarier (ripenses).

[2] Velut per universum orbem romanum bellicum canentibus buccinis, excitae gentes saevissimae limites sibi proximos persultabant. Gallias Raetiasque simul Alamanni populabantur, Sarmatae Pannonias et Quadi. Picti Saxonesque et Scotti et Attacotti Britannos aerumnis vexavere continuis; Austoriani Mauricaeque aliae gentes Africam solito acrius incursabant; Thracias et diripiebant praedatorii globi Gothorum. Ammian. 26, 4.

[3] Um die Mauer lief ein Rundgang; die Türme waren nicht mehr wie früher viereckig, sondern meistens rund und bestanden aus zwei Stockwerken, hatten nach außen Fensterluken und an der Seite Türen, die sie mit dem Wehrgange verbanden. Zwischen den Türmen lagen die Tore, meistens vier. Die Kenntnis der Torsionsgeschosse hatte sich verloren. Greg, Tur. h. F. 3, 19, 13; v. patr. 4, 2; gl. Mart. 77; Boll. Aug. 6, 69.

[4] Cass. var. 12, 17.



Hohnworte zu.[1] Jedes Stadtviertel hatte den am nächsten liegenden Teil des Walles zu bewachen. Den Verkehr mit der Außenwelt vermieden die Städte möglichst, und sie betrachteten mit Mißtrauen jeden Ankömmling. Doch mußten sie den umliegenden Bauern Zuflucht gewähren. So gut es ging, bebauten diese von den Städten aus ihre Felder und bald auch Feldstücke innerhalb der Umwallung.

Die Kaiser fanden sich mit den Eindringlingen ab, so gut es ging, wiesen ihnen Plätze an, übertrugen ihnen den Grenzschutz gegen nachdrängende Volksgenossen, ernannten sie zu Bundesgenossen oder erniedrigten sie zu Kolonen, zu Erbpächtern oder zu Hörigen, zu Einliegern.[2] Auch Bundesgenossen haben die Kaiser nicht geschont, weder im Osten noch im Westen, sobald sie sie nicht mehr zu fürchten brauchten, und durch starke Belagerung zur Empörung gereizt. Kaiser Maximian, der selbst einer Kolonistenfamilie, vielleicht einer germanischen, entstammte, zwang Friesen und Franken zur Hörigkeit. Die Galloromer frohlockten, daß diese Räuber Einöden kultivieren, in Schmutz für sie arbeiten, Vieh für sie auf die Märkte treiben, ja wenn es nötig wäre, auch als Soldaten für sie sich plagen lassen sollten. Natürlich trugen die „Räuber" diese Lasten nur widerwillig und machten sich Luft, sobald keine eiserne Hand mehr auf ihnen lastete, umsomehr als Volksgenossen in weiter rückwärts gelegenen Gegenden eine freie Stellung als Läten genossen. Diese Läten, angeblich „Freudige" und Verbündete, blieben immer gefährliche Untertanen, legten Bedingungen auf, verlangten unter Umständen, daß sie wider ihre Volksgenossen nicht kämpfen müßten, und vergewaltigten nach den Worten Prokops unter dem schönklingenden Vorwande der Bundesgenossenschaft ruhige Bürger.[3] Die einst Tribute zahlten, heischten nun Tribute, nicht nur Gold und Silber, sondern auch Lebensmittel, Wein- und Kornlieferungen, weil sie die harte Feldarbeit verschmähten.[4]

## 2. Hunnen und Goten.

Lange Zeit beschränkten sich die Germanen auf kleine Einfälle. Erst nachdem die Hunnen sie vorwärts trieben, begannen ganze Völkerschaften sich zu bewegen. Die Hunnen waren der Wind, der die Völkerwellen in Bewegung setzte, ein wildes, ungestümes Reitervolk, ein Volk der Zerstörung gleich den Mongolen des Mittelalters. Was man von ihnen hört, erinnert an die tatarische Steppe: „Wo der Huf ihres Rosses hinkommt, da wächst kein Gras mehr."

---

[1] Greg. h. F. 3, 14; 7, 36.

[2] Inquilini.

[3] B. g. 1, 1; Amm. 20, 4. Ein Teil der in Sold genommenen Germanen hieß cornuti (Gehörnte), braccati (Behoste).

[4] Vectigales barbaris sumus; Salv. 6, 18; Sozom. 9, 7; Zosim. 5, 48.

Sie hatten platte Stirnen und Nasen, geschorene Haare, eine mongolische Gesichtsfarbe. Ein gallischer Dichter sagt, ihr Kopf sei nicht anders gewesen als eine runde Masse, oben spitz zulaufend, mit zwei Höhlen unter der Stirne, hinter denen kaum ein Auge hervortrete, und mit einer unförmlichen Erhöhung zwischen den Wangen; schon den Kindern wurde die Nase plattgedrückt. Der übrige Körper sei kräftig gewesen, die Brust breit und die Schulter hervorspringend, der Unterleib und die Füße kurz. Ihr untersetzter Körper mit außerordentlich starken Gliedern und einem unverhältnismäßig großen Kopf, sagt Ammian,[1] gibt ihnen ein ungeheuerliches Ansehen; man könnte sie Tiere auf zwei Beinen oder Abbilder jener schlecht zugehauenen Holzfiguren nennen, die auf Brückengeländern stehen. Die Christen beteten, Gott möge diese Bestien fernhalten, diese Tiere in Menschengestalten, da sie so wenig wie Tiere wüßten, was anständig und ehrbar sei, Menschen ärger als Tiere, da sie Kinder nicht schonten. Das Volk glaubte, sie seien aus dem Verkehr von Hexen mit bösen Geistern, Alraunmännchen, erzeugt.[2] Die Goten, schreibt noch ein Cisterzienser im dreizehnten Jahrhundert, hätten ihre häßlichen Weiber in die Wüste getrieben, wo sie Teufeln erlagen und Hunnen zur Welt brachten.[3] In dieser Schilderung widerspiegelt sich der Schrecken, den sie auf die römische Welt hervorbrachten. Zwar pflegen römische Schriftsteller auch die Germanen in abschreckenden Farben zu malen, aber der Ton, den sie den Hunnen und den mit ihnen verbündeten Bulgaren und Slawen gegenüber anschlagen, klingt doch bedeutend schrecklicher, noch viel stärker, als was auch Herodot über die Skythen berichtet.

Sie kannten nach den Angaben der Alten weder Haus noch Hütte, weder Pflug noch Gewürz und Feuer zur Speisebereitung. Hausten in Wäldern, inmitten von Sümpfen, auf abschüssigen Höhen in ärmlichen Hütten, ganz in Schmutz versunken. Kaum mit einigen Tierfellen bedeckten sie ihre Blöße, bestrichen sich vielmehr mit Ruß von dem Kopf bis zum Fuß und ersetzten so die Kleider. Als Jäger und Hirten lebten sie von Milch, Fleisch und etwas Getreide, waren aber außerordentlich mäßig und begnügten sich auf ihren Kriegszügen mit gedörrtem Fleische oder Käse. Ihre Herden, berichtet Ammian weiter, folgen ihnen auf ihren Wanderungen und ziehen die Karren, die ihre Familien bergen. Sie sind durchaus unfähig, als Fußgänger zu kämpfen, sitzen aber auf ihren kleinen, häßlichen, unermüdlichen Pferden wie angenagelt, schon von Kindesbeinen an mit ihnen verwachsen, eine Art Kentauren.[4] Außer den Waffen führte jeder Hunne noch Nadel, Faden, Seile und Schläuche mit sich. Ihre ganze Kampfweise erinnerte daran, daß sie noch

---

[1] 31, 2. [2] Jord. Get. 24, 121.
[3] Caes. 3, 12.
[4] Cornipedum tergo gens altera fertur. Sid. Ap. c. 2, 265.



Jäger waren und die Steinzeit noch nicht überwunden hatten.[1] Sie erspähten die Feinde wie ein Wild, gedeckt hinter Felsen, Gesträuchern oder im Wasser stehend, und fielen nach geduldigem Harren mit Ungestüm über sie her, schwärmten in kleinen Scharen aus und zogen sich beim Herannahen des Feindes rasch wieder dicht zusammen, schossen aus weiter Entfernung ihre mit spitzen Knochen versehenen Pfeile ab, die ebenso hart und tödlich waren wie eiserne. Im Handgemenge kämpften sie mit einem kurzen Schwerte, das sie in der einen Hand, und mit einem Strange, den sie in der anderen Hand führten und womit sie den Feind, während er das Schwert abwehrte, umwickelten. Wahrhaft teuflisch klang ihr Hui Hui, das noch später den Schlachtruf der Ungarn gegenüber dem christlichen Kyrie bildete.[2]

Die mit den Hunnen verbündeten Slawen, die Anten, Veneter, Wenden,[3] Sporen (Serben), werden von griechischen Schriftstellern den Hunnen gleichgestellt. Ja auch die Ostgermanen, die Goten, Heruler, Rugier, Gepiden, Skiren, nahmen viel von ihnen an und lernten ihre schleichende, überraschende Kriegskunst,[4] während sie auf der andern Seite sich der römischen Art anpaßten.[5] Sie waren Nomaden wie die Hunnen und hielten das Land für etwas Bewegliches.[6] Ihr Hauptreichtum bestand aus Herden, namentlich Schafherden. Ein verwandter Stamm behielt den Namen Blakoi, Kuhhirten, Walachen bei. Doch verbanden sie auch etwas Ackerbau mit der überwiegenden Viehzucht, wie noch heute schwedische Goten und Friesen. Unter den Handwerkern waren bekannt: der Zimmerer, der Erzschmied, der Töpfer, der Walker. Die Kleidung bestand aus einem engen Leder- oder Fellrock nebst Riemenschuhen und dem Mantel. Die Wohnung war gezimmert, selten aus Stein gebaut und stellte eine längliche Halle dar. Aus dem Berichte des byzantinischen Gesandten Priskus am Hofe des Attila lernen wir die Einrichtung der Halle genauer kennen; wir folgen seiner Darstellung. Als die Gesandten zum Mahle geladen wurden, mußten sie vor dem Eintritte auf der Schwelle dem Attila gegenüber stehen bleiben und nach der Landessitte den Becher mit dem Heilwunsche trinken, dann wurden sie auf Stühle geführt, die den Wänden des Saales entlang standen, und zwar zu ihrem Verdrusse auf die weniger ehrenvolle

---

[1] Jord. Get. 5 (37); Priscus h. Byz. 21 (script. Byz. 10, 163).

[2] Liutp. Ant. de r. imp. 2, 30.

[3] Der Name ist nicht ganz klar; er hängt zusammen entweder mit gotisch venja Weide, danach wären sie die Weidenden, ein Hirtenvolk gewesen, oder mit slawisch vunu auswendig, d. h. die draußen Wohnenden.

[4] Sogar das Lügen und Betrügen, gotisch liuts, slawisch luditi, gelf, goluf. Vgl. Proc. b. G. 2, 26; 3, 14.

[5] Kultur d. a. Kelten und Germanen 287.

[6] Wulfila übersetzt einmal: „Zu Johannes kam das ganze Gadarenerland."

Seite links von Attilas Tafelbett.[1] Die Hunnen tafelten auf der rechten Seite. Als alles sich gesetzt, grüßte Attila den Ersten im Range mit einer Schale Weines, der dann aufstand und auf Attilas Wohl trank. In ähnlicher Weise trank Attila und jeder der Anwesenden der Reihe nach gegenseitig auf ihr Wohl, gemäß einer noch heute in Schweden bestehenden gotischen Sitte (Skola.) Hinter jedem Gaste stand ein Schenk, der den Becher reichte und zurücknahm, den Tisch und den Sessel aufstellte und entfernte,[2] hinter vielen auch Schild- und Speerträger. Die Gäste aßen aus silbernen Schüsseln und tranken aus goldenen Bechern, während Attila sich mit Holzgefäßen begnügte. Die Speisen bestanden hauptsächlich aus Fleisch. Bei jedem Gange mußte dem König der Heilwunsch mit dem Weine dargebracht werden. Als es Abend wurde, zündeten Diener Fackeln an, und zwei Barbaren, die dem Attila gegenübertraten, sangen Heldenlieder auf ihn. Da freuten sich die einen, die anderen, die kraftlos geworden, weinten. Hierauf belustigte ein skythischer Narr und ein mißgestalteter Zwerg die Gäste. Letzterer, Zerko mit Namen, war mit dem Bruder Attilas entflohen, weil er, wie er angab, kein Weib erhalten hätte, und zwanzig Jahre umhergeirrt. Zurückgekehrt hatte er wieder Gnade gefunden und ergötzte nun die Gäste durch seine Kunststücke und sein hunnisch-gotisch-lateinisches Kauderwelsch.



Henkelkrug aus dem großen Goldschatze des westgotischen Königs Athanarich. Gefunden zu Petrossa.

Zu seinen Hofbeamten und Feldherren zählte Attila Römer wie Konstantius, Halbrömer wie Orestes, den Vater des letzten Kaisers Romulus, Goten und Heruler wie Edeko, den Vater Odowakers. Diese beiden waren echte Kondottiere, die überall Dienste nahmen, wo Gewinn und Macht zu erwarten war, und spielten später am Kaiserhof eine Rolle.

Zahllose Goten machten im römischen Heere ihr Glück und schwangen sich zu hohen Stellen empor, ein Gaiso, Dagalaif, Tribigeld, Bauto, Arbitrio, Gainas, Goar, Malarich, unter denen mancher als „Stütze und Säule“ des Reiches gepriesen wurde.[3] Viele machten sich freilich recht verhaßt, wie Arbogast und Botharich,

[1] Κλινη: mehrere konnten darauf sitzen, Attila und seine Söhne. Bei den Bulgaren saß der Fürst erhöht, das Gefolge etwas tiefer. Nic. I ad Bulg. 42.

[2] Tisch und Sessel fiel nicht mehr zusammen wie ehedem (Heyne, Nahrungswesen 56).

[3] Sid. c. 23, 70.

den die Thessalonicher erschlugen, wofür dann Theodosius freilich blutige Rache nahm.

Schon die Namen der Fürsten und Helden geben Zeugnis von dem kriegerischen Charakter des Volkes, Namen wie Hildibald, der Kampfkühne, Gunthigis und Guthila, Krieger, Frithareiks, der Friedensfürst, Sigireiks, Siegesfürst, Radagais, Ruhmesger, die Balthen, die Kühnen, die Amalungen, die Kampftüchtigen. Viele Namen erinnern an das Wodanstier, an den Wolf: Atawulf, Ataulf, Wultwulf, Wulfila (Ulfilas); auf Wodan selbst bezieht sich Attila, Väterchen. Vor ihrer Wanderung waren die meisten Goten noch Heiden, aber ohne jeglichen Haß gegen das Christentum. Sie verfolgten seine Bekenner nur aus politischen Gründen, wenn sie verbrecherische Verbindungen mit Rom argwöhnten. Die Christen konnten sich vor der Verfolgung retten, wenn sie Opferfleisch, sei es auch nur eine angebliche Götterspeise, genossen oder wenn ein Heide für sie Fürsprache einlegte. Diesem Betrug trat der hl. Saba mit Entschiedenheit entgegen, wurde dann verhaftet und zur Götterspeise geführt. Er aber rief aus: „Ekel und scheußlich sind diese Speisen wie Athanarich selbst, der sie sendet.“ Darauf wurde er in einem Flusse ertränkt. Ein anderer Christ, Niketas, ein vornehmer Gote, wurde während des Gottesdienstes ergriffen und ins Feuer geworfen.

Nun breitete sich wohl das Christentum aus zu einer Zeit, wo der Arianismus vorherrschte. So gerieten die Goten in ein halbheidnisches Christentum hinein, das ihnen mehr zusagte als das katholische Bekenntnis. Nach Salvian unterschieden sich die heidnischen und christlichen Goten und ihre Priester nur unwesentlich, und bei vielen germanischen Führern, Feldherren im Dienste Roms, ist man im unklaren, ob sie mehr Christen oder Heiden waren. Im Kampfe gegen den rechtgläubigen Theodosius ließ ein Arbogast Jupiter- und Herkulesbilder vorantragen, drohte nach seiner Rückkehr nach Mailand, die Kirchen in Pferdeställe zu verwandeln und die Geistlichen ins Heer zu stecken, und doch hatte er eine unbegrenzte Ehrfurcht vor Ambrosius. Als er mit fränkischen Fürsten, die er besiegt hatte, beim Mahle saß, fragten diese, ob er den Bischof Ambrosius kenne. Und als er antwortete, wohl kenne er den Mann und werde von demselben geliebt und habe oft mit ihm beim Mahle zusammen gesessen, da ließen sich die Franken vernehmen: „Darum also siegst du, Comes, weil du von jenem Manne geliebt wirst, der zur Sonne sagt: stehe still, und sie steht.“[1]

Als Ambrosius einmal mit seinen Geistlichen einen Verbrecher schützte, der das Kirchenasyl aufgesucht hatte, waren es nur arianische Soldaten, die auf den Befehl des Stilicho vorgingen. Nun wurden aber die Schuldigen bei Tierhetzen von Leoparden zerrissen, und

[1] Paulini v. A. 30.

Stilicho tat, einen Finger Gottes darin erblickend, mehrtägige Buße, ließ aber bald wieder heidnische Bilder aufrichten. Immerhin war auch das verdorbene Christentum ein Fortschritt.[1] Von dem berühmten Bibelübersetzer Ulfilas sagt ein griechischer Schriftsteller: „Das Volk hing an seiner Rede, tat, was er sagte, konnte nicht denken, daß etwas unrecht sei, was er empfahl.“ Zu gleicher Zeit beschäftigen sich auch andere Goten mit der Hl. Schrift, so zwei frühere Krieger Sunia und Frithila, die sich um 403 an den heil. Hieronymus wegen gewisser Schwierigkeiten wandten.[2] Hieronymus schrieb in seiner Antwort: „Wer sollte es glauben, daß die barbarische Zunge der Goten nach dem reinen Sinn der hebräischen Urschrift forschen würde, und daß, während die Griechen schlafen oder vielmehr miteinander streiten, Germanien selbst das göttliche Wort betrachten würde.“ Die Berührung mit den Griechen schärfte ihr Sprachgefühl. Sie schritten bald so weit fort, daß sie nach einem Worte des Joh. Chrysostomus den Griechen beinahe ebenbürtig waren. Schon im sechsten Jahrhundert stellten sie in ihrer Sprache Urkunden aus, was in der deutschen Sprache erst im elften Jahrhundert geschah.

## 3. Ziele und Art der Wanderung.

Die Germanen dachten an keinen Umsturz des Reiches. Zwar stellt schon im zweiten Jahrhundert der Afrikaner Tertullian die Germanen neben die Briten und Mauren als Nebenbuhler um die Weltherrschaft hin, und sie selbst nahmen gelegentlich den Mund recht voll, drohten, alles römische Blut auszutilgen und den Göttern zu opfern,[3] nahmen aber selbst die Drohung nicht ernst. „Wo wollt ihr denn hingehen,“ redet Ambrosius sie an, „wenn um euch alles untergeht“, Bauern, kunstreiche Handwerker, schöne Städte?[4] Die Barbaren hegten eine viel zu große Ehrfurcht vor dem römischen Reiche. Der Westgotenkönig Athanarich, der im Kampfe mit Valens alles Römische blutig verfolgt hatte, erklärte doch: „Der Kaiser ist ohne Zweifel Gott auf Erden, und wer die Hand wider ihn erhebt, der mag es büßen mit seinem Leben.“[5] Aber der König dachte dabei wie andere Germanenfürsten an einen Kaiser nach ihrem Sinn und Willen. Sie setzten die alte Prätorianerart fort, erhoben und stürzten die Herrscher und spielten den einen

---

[1] Gub. d. 5, 2.

[2] Ep. 106. 107. Bruchstücke (skeireins) erhielten sich, einige wurden in Ägypten entdeckt zu Antinous, wo sie ein gotischer Mönch verfaßt hat; Deutsche Rundschau 1910 (143).

[3] Ut mos est barbaris gentibus, omnem Romani generis sanguinem diis suis propinare devoverat; Oros. 7, 37.

[4] Ep. 20, 9.

[5] Deus sine dubio terrenus imperator est; et quisquis adversus eum manum moverit, ipse sui sanguinis reus existit. Jordan. Get. 28.

gegen den anderen aus. Dadurch sank das Kaisertum in der Achtung. Ein Ricimer hat zwei seiner Werkzeuge wieder zerbrochen, ließ sich aber schließlich doch durch eine griechische Kaisertochter gewinnen, mit der er eine durch den Bischof Sidonius verherrlichte Ehe schloß. Arbogast beschämte den Kaiser Valentinian derart, daß ihn die Schande in den Tod trieb. Als Odowaker den unfähigen Romulus Augustulus 475 vom Throne stieß, mußte dieser, gezwungen von Odowaker, nach Ostrom berichten, Italien bedürfe eines eigenen Kaisers nicht mehr, und ein gemeinsamer Kaiser genüge für das Morgen- und Abendland. Deshalb sei Odowaker von ihm erwählt worden, ein Mann von politischer und militärischer Tüchtigkeit, der wohl imstande sei, ihre Anliegen zu wahren; der Kaiser möge ihm also die Patrizierwürde verleihen und ihm die Regierung der Italiener anvertrauen. Der Titel Patrizius (väterlich) gewährte seinem Träger ein gewisses Ansehen gegenüber den römischen Untertanen. Alles blieb sonst unverändert auch nach Theoderich, den Ostrom gegen Odowaker ausspielte. Theoderich war König der ostgotischen Soldaten, zugleich aber auch byzantinischer Feldherr, Dux und Patrizius. Herrscher wie Ataulf und Wallia fühlten mehr römisch als germanisch und suchten ihre Volksgenossen zu Römern umzuwandeln.[1]

Nur in gesetzlicher Form, abhängig vom römischen Reiche wollten sie ihre Herrschaft besitzen. „Euch gehört mein Reich," schreibt der Burgunderkönig Sigismund an den oströmischen Kaiser Anastasius, „und euch zu dienen gewährt mir größere Befriedigung als zu herrschen. Wenn wir auch zu regieren scheinen, so glauben wir doch dazu keinen anderen Beruf zu haben, als den eure Beamten besitzen. Ihr verwaltet durch uns nur die entlegenen Gebiete eurer Herrschaft, und unser Land gehört zu eurem Reiche." Kaisern zuliebe, denen sich die Germanenfürsten verpflichtet fühlten, scheuten sie sich nicht, ihre eigenen Volksgenossen zu verraten.

Sehen wir auch ab von einem Scheusal wie Charietto, der nächtliche Schläfer überfiel, ihnen den Kopf abschlug und die Köpfe den Römern verkaufte, so gab es treulose Männer genug, hohe und niedere, die den Feldherren und Statthaltern bei ihren Unternehmungen Hilfe leisteten oder sie aufstachelten. So riet ein Franke dem Ägidius, die Franken nicht nur mit einer einfachen Kopfsteuer, die an sich schon eine Schmach für sie war, sondern mit einer doppelten, mit zwei Aurei zu belasten.[2]

Als Aetius einen Alanenhäuptling gegen die Bretonen schickte, mußte der hl. Germanus ihn zur Milde mahnen. Der spanische Dichter Merobaudes sprach verächtlich von den ihm stammverwandten Goten, daß sie nicht nur Tempel und Paläste, sondern

[1] Oros. 7, 43; Idat. chr. a. 416.
[2] Fredeg. 3, 11; Greg. h. F. 6, 42; 8, 18.

auch die alte Tapferkeit und Tugend zerstörten, Weisheit und Gerechtigkeit in den Wind schlügen. Mochten sie auch die besten Absichten hegen, so hatte die Verwirrung, die sie schufen, doch die Folge, daß die ruhige Ordnung sich lockerte, die bestehenden Rechtsverhältnisse ins Wanken gerieten, die Schranken der Freiheit fielen und die gesetzliche Freiheit selbst Not litt. Daher konnte Hieronymus klagen: Außer einigen alten Männern kennt niemand mehr die Freiheit, und niemand vermißt sie, weil sie niemand sonst kennt.[1]

Was war aber das für eine Freiheit, von der Salvian sagen konnte, sie wäre nur ein Schein, viele schüttelten sie gerne ab und zögen die angebliche Knechtschaft der Barbarenvölker der römischen Freiheit vor. Von einem Beamten sagt Sidonius, er bevölkere die Wälder mit Flüchtlingen.[2] Nicht nur Sklaven, Kolonen und Verschuldete flohen ins ungebildete Ausland, sondern sogar Vornehme, um ihrer Überzeugung und ihres Glaubens willen Verfolgte. Bei den Persern hatten einst verfolgte Christen Schutz gesucht; so flohen jetzt Arianer, aber auch Rechtgläubige zu den Goten am Schwarzen Meere, wie nachmals heidnische Philosophen und Nestorianer zu den Persern. Sogar schwache Frauen liefen davon und nahmen Dienste bei den Barbaren.[3] „Die armen Leute wollen lieber fremdes Wehe ertragen, als unter Römern unbarmherziges Unrecht. Deshalb laufen sie jedem Barbarenvolke zu, das eindringt, und bereuen es niemals.“

Die einheimische Bevölkerung selbst stand in geheimen Verbindungen mit den Germanen oder schloß sich, sobald diese erschienen, ihnen offen an. So wiesen in Thrakien Bergarbeiter den Goten den Weg, als sie 376 dort einfielen.[4] Ein Arzt Anthimus wurde wegen geheimen Einverständnisses mit den Goten verbannt und machte dann unter Theoderich sein Glück. Ein Berufsgenosse Eudoxius war schon früher zu den Hunnen geflohen.[5] Wenn noch später bei Belagerungen der Merowingerzeit aus den Städten Bürger sich heimlich über die Mauern flüchteten und die Juden und selbst Kleriker Verräterdienste leisteten,[6] so dürfen wir dies auch jetzt voraussetzen, nur daß jetzt hauptsächlich Sklaven sich anboten. Es war ein alter Kunstgriff, in Kriegen, Bürgerkriegen,

---

[1] Ep. 123, 17. Aruerunt vetustate lacrimae; praeter paucos senes omnes in captivitate et obsidione generati non desiderabant, quam non noverant libertatem.

[2] Salv. 5, 5; Sid. ep. 2, 1.

[3] Proculcantur in tantum, ut multi eorum et non obscuris natalibus editi et liberaliter instituti ad hostes fugiant. Salv. 5, 5. Romanorum votum est, ne unquam eos necesse sit in ius transire Romanorum. Salv. 5, 8 (37).

[4] Quibes accessere sequendarum auri venarum periti non pauci, vectigalium perferre posse non sufficientes sarcinas graves, susceptique libenti consensione cunctorum. Ammian. 31, 6.

[5] Chron imp. 448. Can. I, 172.

[6] Vita Caesarii 16, 17 (22. 23); Boll. Aug. 6, 69; Greg. Tur. h. F. 3, 13; virt. b. Iul. 13; conc. Andeg. 453 c. 4.



Belagerungen die Sklaven des Feindes gegen ihre Herren aufzureizen; dies gelang den Barbaren um so leichter, als die Unfreien vielfach ihre Volksgenossen waren. So eilten aus dem belagerten Rom 40000 Sklaven in das Lager Alarichs.[1] Noch schlimmer war es aber, daß unzufriedene barbarische Truppen überliefen.

Wir können einander nicht ertragen, sagt Salvian, während die Barbaren sich gegenseitig hilfreich, liebreich beistehen.[2] Bei uns, meint Salvian, wüten sogar Verwandte gegeneinander. Niemand ist glücklich, wenn er meint, der Nachbar sei glücklicher. Eine besonders giftige Eifersucht entzweite gerade jene, die am notwendigsten hätten einig sein müssen, die Führer und Herren des Reiches, von denen das Schicksal der Gesamtheit abhing. Die hohen Beamten und Feldherren spannen fortwährend gegeneinander Ränke, ließen sich mit den Barbaren ein, ebenso räuberische erpresserische Statthalter, um ihrer Strafe zu entgehen.[3] Sie schmeichelten den Goten, meint Sidonius, und erdrückten die Römer. Ein Werkzeug Eurichs, der Graf Victorius, floh vor der Volkswut nach Rom, fiel aber hier erst recht in die Hände des Volkes, das ihn steinigte.

Unter diesen Umständen wurden die Germanen immer kühner und verachteten sogar geschlossene große Heeresmassen. Je dichter das Gras, desto leichter das Mähen, antwortete Alarich, als ihn ein römischer Feldherr mit seiner überlegenen Truppenzahl einschüchtern wollte.[4] Ein Volksheer betrug höchstens 15 000 Mann, 15 Tausendschaften. Den eigentlichern Kern bildeten die Hundertschaften, den römischen Manipeln, Zenturien, den heutigen Kompagnien vergleichbar, an deren Spitze der Hunno, Thunginus, stand, während der Thiofath, der Herzog, die Tausendschaften führte. Diese Führer erlangten eine große Macht und bildeten einen mächtigen Kriegsadel, der sich den Königen oft widersetzte. Infolge davon entstanden recht ungleiche Verhältnisse, um so mehr als jedem Heere zahlreiche Unfreie folgten. So kämpften bei den Goten einmal neben 1000 Freien 5000 Knechte, in einem langobardischen Hilfskorps neben 2000 Mann 3000 streitbare Knechte.[5] Den wandernden Langobarden stellten sich nach der Sage feindliche Männer in den Weg. Ein Einzelkampf zwischen beiden Völkern sollte entscheiden. Da wagte niemand dem kräftigen Gegner entgegenzutreten außer einem Unfreien. Dieser siegte, und zum Danke schenkte das Volk ihm und noch anderen die Freiheit. Vor allen schweren Kämpfen wiederholten die Führer die gleiche Maßregel, schossen Pfeile der Freiheit über die Häupter der Hörigen und stellten Land in Aussicht.

---

[1] Zosim. 5, 42.

[2] Gub. 5, 4.

[3] Ein Arvandus, Seronatus (exultans Gothis insultansque Romanis; Sid. ep. 2, 1).

[4] Zosim. 5, 40.

[5] Proc. b. Vand. 1, 8, Got. 4, 26.

Dazu kamen viele Weiber, freie und unfreie. Die Frauen im Heere der Langobarden, die nach der Sage ihre Haare so um ihr Gesicht wanden, daß man sie für langbärtige Männer hätte ansehen können, machten nicht nur auf ihre Gegner, die Vandalen, sondern auch auf Wodan selbst einen großen Eindruck, als sie ihre Gesichter in der Frühe des Schlachtenmorgens der Sonne zukehrten.[1]

Es war ein schwerfälliges, langsames Wandern mit den vielen Zeltwagen, Karrenhäusern, wie sie wohl schon in der Urzeit den Indogermanen auf ihren Wanderungen gedient hatten. Als den arianischen Goten in Mailand ein ehemaliger Pferdestall als Kirche angewiesen wurde, spottete Ambrosius, er passe gut für sie, die in Karrenhäusern Gottesdienst hielten. Mit einem so großen Troße konnten sie nicht überraschend auftauchen wie die Hunnen, sich nicht einschleichen wie die Slawen, sondern mußten offen auftreten, den Kampf Mann gegen Mann aufnehmen, wobei sie wohlgerüsteten Gegnern oft unterlagen.

## 4. Der Fall Roms.

Die Goten hatten schon im dritten Jahrhundert kühne Raubzüge nach Griechenland und Kleinasien unternommen, hatten sich dann, geschoben von den Hunnen, 378 eine für das Reich gefährliche Einbruchstelle geöffnet unweit der Gegend, wo 1918 sich das Verhängnis in umgekehrter Richtung vollzog. In Thrakien angesiedelt, gewöhnten sie sich nicht an die friedliche Feldarbeit und erhoben sich, erbittert durch den römischen Steuerdruck, aufs neue, zogen plündernd im Reiche umher, nahmen Athen ein, schonten aber die Stadt und ihre Denkmäler. Pallas Athene selbst soll, auf der Akropolis wandelnd dem Alarich erschienen sein. Dann wandten sich die Goten nach Westen. Als ein Mönch den Alarich auf seinem Zuge nach Rom zur Rede stellte, antwortete er: „Ich werde wider Willen hierzu gedrängt; etwas in mir sagt: Ziehe nach Rom und verwüste die Stadt.“[2] Ruhmlos fiel die ehrwürdige Feste der Kultur (410), und die Zeitgenossen empfanden nicht einmal die Tragik ihres Geschickes und hatten kein Verständnis für die Bedeutung der welterschütternden Vorgänge, sowenig wie wir selbst die volle Tragweite unseres Schicksals übersehen. Nur dunkel mochte sich mancher an Scipios Wort auf den Trümmern Karthagos erinnern: „Es kommt ein Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt.“

Mit diesem Untergange verknüpfte sich in der Vorstellung der Christen das Ende der Dinge, und so glaubten fromme Seelen die

[1] Wodan soll den Orakelspruch gegeben haben, er wolle denen den Sieg verleihen, die er morgens zuerst nach Sonnenaufgang erblicke. Als nun Wodan die Weiber sah, soll er gerufen haben: „Wer sind diese Langbärte?“ Davon haben dann die siegreichen Männer den Namen Langobarden (Langbärte) erhalten (P. Diac. 1, 8). In Wahrheit kommt der Name vo langen Barten (Schilden), die sie trugen.

[2] Sozom. 9, 6.



Posaunen des Gerichtes erschallen zu hören.[1] Bis zu dem fern in Bethlehem vergrabenen Hieronymus drang die schreckliche Kunde, und er erzählt in bewegten Worten seine Erstarrung: „Meine Stimme stockte, die Stadt ist bezwungen, die den Erdkreis bezwang.[2] Da das hellste Licht des Erdkreises verloschen, da selbst das Haupt des römischen Reiches vom Rumpfe getrennt worden ist und, um besser zu sagen, mit der einen Stadt die ganze Welt unterging, da ward ich stumm und gebeugt und schwankte zwischen Hoffnung und Verzweiflung, härmte mich um andere, und mein Herz ward heiß in mir, und es entbrannte in meinen Gedanken ein Feuer." Es war der alte Römerstolz, das ungebeugte Römerbewußtsein, das Hieronymus in ganz anderer Weise erfüllte als jene weichlichen Senatoren, die uns Ammian gezeichnet; es war das römische Blut, das in heftige Wallung geriet und aufschäumte. Aber wie wenige teilten seinen tiefen Schmerz! Augustinus sah in Rom nur das neue Babylon stürzen und verglich sein Schicksal mit dem Sodomas und tröstete die Römer damit, daß aus Sodoma keiner entronnen wäre, aus Rom aber viele; sehr viele wären geblieben und hätten in den Kirchen ein unverletztes Asyl gefunden. Es sei Rom selbst besser ergangen als bei der gallischen Eroberung unter Brennus, und mit dem Falle Roms sei das römische Reich noch nicht verloren, die Sachen ständen nicht schlechter als unter Gallienus. Von einem Weltende vollends könne keine Rede sein, da noch nicht alle Vorzeichen der Hl. Schrift eingetroffen seien. Rom sei nicht ewig; sagte doch schon der Dichter Juvencus: „Nichts Unsterbliches umschließt der Erdkreis, kein menschliches Reich und nicht das goldene Rom." „Hütet euch," schreibt er an seine Geistlichen, „durch die Erschütterungen der Welt euch niederschlagen und erschrecken zu lassen. Ihr dürft eure Barmherzigkeit nicht nur nicht vermindern, sondern müßt sie noch vermehren. Wie wenn man die Mauern des Hauses wanken sieht und sich eilends an sichere Orte zurückzieht, so müssen die christlichen Herzen, wenn sie den Verfall dieser Welt kommen sehen, sich bemühen, ihre Güter in Schätze des Himmels zu verwandeln."

Als einen herrlichen Triumph des Christentums priesen es Augustinus und andere Kirchenväter, daß die Goten aus Achtung vor den christlichen Heiligtümern alles, was sich dahin flüchtete, schonten. Das sei noch nie erhört worden, meint Augustinus, daß die Sieger wegen der Götter der Besiegten letztere verschonten; auch die Römer haben niemals fremde Heiligtümer in solcher Art geachtet. Ein besonders auffallendes Beispiel germanischer Ehrfurcht bietet folgender Vorfall: Ein Gote drang in das Haus einer

---

[1] Die Gemüter waren etwas abgestumpft, weil sich derartige Schrecken wiederholten (z. B. 398 zu Konstantinopel).

[2] Capitur urbs, quae totum cepit orbem; ep. 127, 12; prol, in Ez.

frommen Matrone, die wehr- und furchtlos einen Schatz von prächtigen Gefäßen hütete. Als er sich darauf losstürzen wollte, sprach die Frau die ruhigen Worte, er möge tun, was er vorhabe, aber die Schätze seien Eigentum des Apostels Petrus, und der Heilige würde sich zu rächen wissen. Da fuhr der Barbar zurück, ging zu König Alarich und teilte ihm das Vorgefallene mit. Alarich gab den Befehl, sowohl den Schatz als die Hüterin nach St. Peter zu geleiten. Da nun die Goten die heiligen Gefäße, Kelche, Kreuze und Lampen zurücktrugen, entstand eine förmliche Prozession. Die geflüchteten Christen, Frauen, Greise und betende Männer vermischten sich mit den Barbaren, deren Waffen und Kleider von Blut trieften, und es erklang ein ergreifender Hymnus. Nun gingen freilich durch die Goten viele kostbare Kunstwerke zugrunde, aber große Bauwerke haben sie nicht zerstört, sowenig wie die Vandalen 455, die nur Gold, Silber und anderes Metall reizte. So entführten die Vandalen die Golddächer des Kapitols und die Tempelschätze der Juden, verschonten aber auf die Fürsprache des Papstes hin alle Bewohner und Bauwerke. Wohl hörte Rom nun auf, die goldene Stadt zu sein, und Sidonius schildert kurz darauf die Stadtgöttin als trauernde Witwe mit flatternden Haaren und zerschlagenen Brüsten. Aber schon früher hatte Klaudian das nämliche Bild gebraucht zu einer Zeit, wo noch Rutilius den unverbleichten Glanz der Stadt, der schönsten Königin der Welt gepriesen hat, deren Tempel sich dem Himmel nähern. Auch bei Sidonius sitzt die mächtige siegreiche Roma im wallenden Helmschmuck bald wieder auf dem Throne und läßt sich von den Völkern huldigen.

## 5. Attila.

Sogar Attila hatte eine heilige Scheu vor Rom und kehrte erschreckt, wie die Sage meldet, durch die Erscheinung der Apostelfürsten an den Toren der Stadt wieder um. Wohl war der Mann ein echter Hunne. Untersetzt von Gestalt, breit auf der Brust, hatte er einen großen Kopf, kleine, tiefliegende Augen, schwachen Bart, eine eingedrückte Nase und eine fast schwarze Farbe. Aber mit ungestümer Naturkraft verband er geistige Beweglichkeit, verfügte über viel List und Schlauheit und lernte viel von den Goten, seinen Untertanen und Nachbarn. In der gotischen Sage lebt Attila als milder Herr, eine seiner Frauen als biederes Weib fort.[1]

Unter gewöhnlichen, friedlichen Verhältnissen ließ es sich unter Attila ganz wohl leben. Die ehemaligen Untertanen des römischen Reiches empfanden im Hunnenreich weniger Druck als unter der byzantinischen Herrschaft. Es trafen einmal griechische Gesandte

[1] So im Waltarilied (die Frau Ospirin). Krimhilde stellt allerdings einen anderen Typus dar.



solche Untertanen, da lobte ein Grieche die Barbarenherrschaft gegenüber der byzantinischen über die Maßen. Ihre Untertanen genössen ungestört alles, was sie besäßen, und würden gar nicht oder nur wenig belästigt, um so mehr aber bei den Byzantinern mit ihren großen Steuern und ungerechten Gerichten. Umsonst stellt der Gesandte Priskus demgegenüber die Vorteile der römischen Kultur ins Licht, erinnert umsonst an die schöne Gesetzgebung, das prächtige Heer, das den Bauern und den Arbeiter schütze, und rühmt vergebens, die römischen Sitten seien viel milder, und jeder habe die Freiheit, über sich zu verfügen und seine Fähigkeiten zu entwickeln. Jener abtrünnige Grieche gesteht wohl zu, daß die Gesetzgebung weise und die Sitten milde seien, aber die jetzigen Regierungen haben nicht die Weisheit der früheren, und dadurch werde der Ruin der Reiches herbeigeführt. Wir sehen, man konnte im Barbarenlande freie Kritik üben. Zu Hause hätte man es nicht ungestraft getan.

Am Hofe Attilas hielten sich außer Flüchtlingen Geiseln und Gesandte alle Völker auf, woran die Sage die Erinnerung bewahrt hat. Ein Lieblingsheld der deutschen Sage, Dietrich, stand im vertrautesten Verkehr mit Attila; die Burgunderhelden kamen dahin; der Franke Hagen, Walter und Hildegunde weilten dort als Geiseln. Die Geschichte bestätigt diese Tatsache. Den Attila beriet der Vater des letzten Kaisers Romulus und Edeko, der Vater Odowakers, der den Romulus vom Throne stieß. Häufig gingen Boten hin und her zwischen dem Lager Attilas und Byzanz, und so kam, wie der Grieche Priskus erzählt, auch Edeko als hunnischer Gesandter nach Konstantinopel und wurde von einem vornehmen Eunuchen bestochen, gegen 50 Pfund Goldes den Attila zu ermorden. Edeko verlangte, daß mit ihm der Dolmetsch Vigila von gotischer Herkunft und Maximin als Gesandter ins Hunnenlager zögen unter dem Vorwande, wegen der Überläufer Antwort zu geben, in Wahrheit aber, um die versprochene Geldsumme unvermerkt einzuschmuggeln, da er selbst sie vor seinen Mitgesandten nicht verbergen könne. Dem Maximin schloß sich der Berichterstatter Priskus an. Auf dem Wege gerieten die hunnischen und byzantinischen Gesandten in Streit, als jene den Attila, diese den Kaiser rühmten, Vigila aber den Ausspruch tat, es sei nicht recht, Göttliches mit Menschlichem zu vergleichen, denn Attila sei ein Mensch, Theodosius aber ein Gott. Nicht weit vom Hunnenlager ging Edeko voraus, die Ankunft der Gesandten zu melden; dort verriet er den Bestechungsversuch und die Rede des Vigila. Attila ließ sich aber nichts merken und schalt darüber, daß Vigila, die „unverschämte Bestie“, nicht genügend hunnische Überläufer mitbrachte, und drohte, ihn als Rabenspeise ans Kreuz schlagen zu lassen.

Während er nun den Vigila nach Konstantinopel der Überläufer wegen zurückschickte, mußten die zwei anderen Gesandten

mit Attila nordwärts an seinen Hof mitziehen, wohin ihn Geschäfte abriefen. Die Gesandten durften sich freundlicher Aufnahme erfreuen, speisten im Hause bald dieser, bald jener der zahlreichen Frauen, die Attila besaß, und in Attilas Männerhallen hörten sie gotische und hunnische Sänger und schauten den Possenreißern zu. Die Hunnen boten ihnen Frauengesellschaft an. Als Attila in seine Residenz, die zwischen dem Don und der Theiß lag, einzog, empfingen ihn Mädchen. Sie zogen in Reihen vor ihm her mit feinen weißen Schleiern, die sie hoch über sich ausgebreitet hielten, so daß unter jedem Schleier sieben und noch mehr schritten. Da der Zug nahe an die Häuser des Onegis, des obersten Kriegsmannes, kam, trat die Gemahlin des Onegis mit Mägden heraus und reichte dem Attila Speise und Wein. Er aber, huldvoll gegen die Frau, aß auf dem Pferde sitzend, indem sein Gefolge die silberne Speisetafel in die Höhe hielt.

Am Hofe Attilas befanden sich außer den oströmischen noch weströmische Gesandte in einer Auslieferungsangelegenheit und klagten über den Stolz und die Maßlosigkeit des vom Glück begünstigten Königs, der sich mit den Persern gegen das Reich verschworen hätte. Den oströmischen Gesandten gelang es, eine edle Römerin samt ihren Söhnen zu befreien, und reich beschenkt zogen sie darauf ab, begegneten auf dem Wege dem aus Konstantinopel zurückkehrenden Vigila, den eine große Überraschung erwartete. Als er sich nicht über den Zweck des mitgebrachten Bestechungsgeldes ausweisen konnte, drohte Attila mit der Hinrichtung seines Sohnes; darauf bekannte Vigila alles. Attila schickte durch einen Gesandten den Beutel an den Kaiser zurück und ließ den Theodosius sagen, er hätte seinen Adel verloren und wäre sein Knecht geworden, er handle unrecht, wenn er dem besseren Manne, den ihm das Schicksal zum Herrn gesetzt, wie ein Bauer diebisch nachstelle.

Das römische Reich selbst zu zerstören, beabsichtigte Attila ebensowenig als die Germanen, er wollte nur Beute machen, sei es aus Kirchen oder aus Palästen, und Schätze sammeln. Obwohl er vor christlichen Kirchen keine besondere Scheu zeigte, gelang es doch einzelnen Kirchenfürsten, ihm Ehrfurcht abzutrotzen, dem hl. Leo zu Rom, dem hl. Anian zu Orleans, dem hl. Lupus zu Troyes. Die hl. Genoveva sprach den Bewohnern von Paris Mut zu und verhinderte sie an der Flucht.

Nach langer Mühe gelang es den oströmischen Kaisern, die Goten und andere Germanen von den Hunnen abzuziehen, und nun konnten sie ihnen auf der Catalaunischen Ebene 451 entgegentreten, wo die Hunnen unterlagen. Nach einer späteren Sage kämpften noch nachts die Geister der Erschlagenen in den Lüften weiter, so mörderisch und furchtbar war die Stimmung, die über dem Schlachtfelde lag. Attila starb 454 in der Nacht nach seiner Vermählung mit der Burgunderin Hildegund entweder am Schlage



oder von der Hand der jungen Gemahlin getötet aus Rache für die Mißhandlung ihres Volkes. Unter Attilas Nachfolger verfiel die Hunnenmacht, das Volk selbst aber lebte fort in den Avaren, Ungarn und Bulgaren.[1]

## 6. Kriegselend.

Wenn ein Kampf entbrennt, wissen selbst gebildete Völker keine Grenzen einzuhalten, seien es nun Europäer des zwanzigsten Jahrhunderts oder Kreuzfahrer des elften oder Barbaren des vierten Jahrhunderts. „Lange nachdem die Barbaren ein unglückliches Land verlassen hatten," schreibt Hieronymus, „waren die Felder mit nichts anderem als mit Ruinen, Gebeinen von Menschen und Tieren und mit wildwachsenden Pflanzen bedeckt, die ein fruchtbarer Boden erzeugt, zu dessen Bebauung die Arme fehlen." Ambrosius erinnert an die Sündflut, in welcher die Kirche der Arche Noahs gleich durch die Wogen hindurchfährt, und ein andermal an die jüngsten Tage, wo Pest und Hungersnot hereinbrechen. „Welches Geschlecht", fragt er, „vermag besser als das unsere die Wahrheit der göttlichen Prophezeiung zu bestätigen? Wie viele Kämpfe haben wir durchgemacht, wie viele drohen noch!" Seuchen und Hungersnot gesellen sich zu dem Kriege, fährt Ambrosius fort. „Der Hunger stellt sich bei den Räubern ein wie bei den Beraubten, und in den Gegenden, welche das Eisen der Schlachten nicht erreicht hat, bringen uns solche Landplagen das nämliche Geschick wie den Besiegten. So viele Stätten frohen Lebens sind verfallen, wahre Leichen geworden. Ganze Länder erschüttert die Totenfeier."[2] „Wohin ich mich wende, überall eine Welt voll Wehe, eine Welt voll Tränen." „Die Tränen sind die einzigen Waffen."[3]

In den nämlichen Ton stimmen auch andere Kirchenmänner ein, namentlich Cäsarius von Arles. Viele Römer sollen sich den Tod gegeben haben, weil sie die unerschwinglichen Lasten nicht tragen konnten.[4] Nach der Eroberung Süditaliens, Südgalliens und Spaniens durch die Goten klagt ein Dichter: „Alles ist zerstört, wer hundert Stiere besaß, hat nur noch zwei, und wer zu Pferde zog, geht jetzt zu Fuß." Von diesen und anderen Klagen der Römer muß man aber immer ein Stück abziehen, um der Wahrheit näher zu kommen. Denn sie liebten zu übertreiben, da sie schon lange keine feindlichen Einfälle mehr gewohnt waren. Allerdings läßt es sich nicht leugnen, daß die Germanen, wenn sie die Leidenschaft des

[1] In die Zeit Attilas fällt die Legende der hl. Ursula und verlegt die Sage die Gründung Udines und Fiesoles.

[2] Semirutarum urbium cadavera terrarumque ,.. exposita funera; Ep. 39, 3.

[3] Adversus arma, milites, Gothos quoque lacrimae meae arma sunt; ep. serm. 21, 2. Dazu In Luc. 10, 10.

[4] Priscus über Ratiaria (c. 3; sc. Byz. 143).

Kampfes und der Übermut des Sieges erregte, raubten, töteten, verknechteten und schändeten, was ihnen unter die Hände kam, aber sie schonten sich gegenseitig selbst nicht, wüteten gegen Volksgenossen oft noch unmenschlicher und rotteten ganze Stämme aus. Die Hunnen, sagt Ambrosius, stürzen sich auf die Alanen und die Alanen auf die Goten, die Goten wiederum auf die Taifalen und die Sarmaten. Die Alamannen wurden fortwährend von Franken bedrängt und drängten selbst wieder nach Osten und Süden. Als sie sich nach dem Abzug der Langobarden im Norden ausdehnen wollten, verlangten die Sachsen, daß sie sich wieder zurückzögen. Um einen Krieg zu vermeiden, boten sie zuerst einen großen Teil ihres Gebietes an, schließlich zwei Drittel und dazu noch ihr Vieh, aber die Sachsen wollten sie ganz aufteilen, begehrten ihre Weiber und fingen einen Krieg an, in dem sie zuerst unterlagen, später aber siegreich blieben.[1] Als sich einmal ein Haufen Slawen, angeblich 5000 Mann, den Langobarden in den Weg stellten, spottete der Führer: „Will wohl der Bischof mit seinen Klerikern gegen mich anrennen." Als die Slawen seinen Kahlkopf sahen, stürzten sie vor Schrecken rückwärts, wurden aber bis auf wenige erbarmungslos niedergemacht.[2]

Nicht besser ging es den Entkommenen, klagen Cäsarius und Salvian.[3] Die einen kamen durch Hunger, andere durch ihre Wunden und wieder andere durch Frost um. Leichen von Männern und Frauen lagen nackt und zerrissen von Hunden und Raubvögeln an den Landstraßen; „der üble Geruch tötete die Lebenden; der Tod hauchte den Tod." Von den zurückgebliebenen Vornehmen fiel ein Teil in die Knechtschaft, selbst Bischöfe.[4] Zahllose Bauern mußten als Gefangene oder Sklaven den siegreichen Heeren folgen,[5] und das Land entvölkerte sich immer mehr. Die Sieger schlachteten viele Besiegte ihren Göttern zum Opfer; selbst als Christen sollen die Franken noch in Italien Menschenopfer gebracht haben.[6] Es war ein trauriger Anblick, wie die ehemaligen Herren der Welt, an Händen und Füßen gefesselt, an die Wagen der barbarischen Scharen festgebunden, mit Staub und Blut bedeckt, dahinzogen. Im Munde der Barbaren erhielt das Wort Gefangene den Sinn eines schlechten Menschen.[7] Vielfach erlagen die Gefangenen den Qualen und dem Hunger, wurden, wenn das Lösegeld zu lange ausblieb, scharenweise niedergehauen. Oder es kehrten einzelne mit verstümmelten Gliedern, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren zurück, um von dem

[1] Greg. h. F. 5, 15.
[2] P. Diac. 5, 23.
[3] Caes. s. 298 (M. 39, 2316).
[4] Hier. ep. 123; Vict. Vit. 1, 4. Greg. dial. 3, 38; Greg. h. F. 2, 35.
[5] Aus späterer Zeit berichtet das noch Greg. h. F. 3, 3; 4, 49; 5, 29; 6, 6.
[6] Proc. b. G. 2, 25; Sid. Ap. ep. 8, 6.
[7] Cattivo von captivus.



Elende der anderen Kunde zu bringen. Einen Widerhall dieser Not geben die Gebete der Liturgie: „Gedenke, o Herr, der Gläubigen, die in Ketten seufzen, und verleihe ihnen, ihr Vaterland wiederzusehen."

Von der Einnahme Roms wissen wir durch Augustinus, daß Frauen und Jungfrauen den Germanen als Lustopfer dienten, daß manche sich den Tod gaben, um der Schmach zu entgehen. Beider Verhalten entschuldigt Augustinus. Wie Cäsarius erzählt, war es etwas Gewöhnliches, daß die Krieger auf Mädchen Anspruch erhoben; er findet es aber unbegreiflich, daß abgehärtete Krieger, die das Eisen nicht besiegt, sich durch die Leidenschaft besiegen ließen.[1] Um so rührender war das Benehmen anderer, die sich durch eine heilige Scheu abhalten ließen, gottgeweihte Jungfräulichkeit zu verletzen. Gegen eine standhafte Frau zückte ein Gote das Schwert und verwundete sie am Hals; da bot sie freiwillig ihren Hals dar, bereit zu sterben. Aber überwältigt durch diese Tugend schonte sie der Krieger, führte sie in eine Kirche und gab den gotischen Wächtern sechs Goldstücke mit dem Auftrag, sie zu schützen.[2] Eine Jungfrau Julia hatte ein syrischer Kaufmann Eusebius erworben, der sie auf einer Handelsreise nach Frankreich mitnahm. Unterwegs landete er auf Korsika, wo eben ein heidnisches Fest gefeiert wurde. Eusebius mischte sich gerne unter die Festgäste, nicht aber Julia, in die sich ein Gote verliebte. Der Gote bot dem Kaufmann vier seiner Mägde zum Tausche an. Da der Kaufmann sich weigerte, berauschte ihn die Gesellschaft, und nun wollte der Gote die Julia zum Opfer zwingen, sie ließ sich aber lieber martern, als ihren Gott zu verleugnen.[3]

## 7. Die Vandalen.

Nach den Westgoten waren die Vandalen die ersten, die ins römische Reich einbrachen und jene durch die Kühnheit und das Ungestüm ihres Vordringens noch überflügelten, und zwar zu Wasser und zu Land. Hatten schon die Goten an den Küsten des Schwarzen und des Ägäischen Meeres Schiffahrt und Seeraub getrieben, so schufen sich erst recht die Vandalen aus Teilen der römischen Flotte eine Seemacht. Nachdem sie Spanien im Sturm durchflogen hatten, setzten sie sich aufs Meer und ließen sich von Wind und Wellen „gegen Menschen fahren, denen Gott zürnt", wie sie sagten, eroberten Nordafrika unter Genserich, einem harten, hinkenden Manne, und wählten das alte Karthago zum Stützpunkt ihrer Seemacht. Ihre Einbrüche hatte der berühmte Bischof von Hippo, Augustinus,

---

[1] Serm. 289 (Migne 39, 2294). Die Goten benannten Dirne mit einem finnischen Ausdruck kalki oder mit dem griechischen kebisa.
[2] Soz. h. e. 9, 10. Über Marzella s. Hier. ep. 127, 13.
[3] Boll. Mai. 5, 169.

noch erlebt. Vor der drängenden Gefahr versammelte er Klerus und Volk um sich (26. September 426) und lenkte die Aufmerksamkeit auf den Priester Heraklius als seinen Nachfolger. Das Volk stimmte bei, dankte ihm in begeisterten wiederholten Beifallsrufen, und er brachte hierauf das heilige Opfer dar. Als die Vandalen schon einen Teil Afrikas inne hatten, wollten viele Bischöfe und Priester wie zur Zeit der Verfolgungen von ihren Orten flüchten. Augustinus aber mahnte davon ab, indem er ihnen zu bedenken gab: „In diesen Nöten begehren die einen die Taufe, die anderen die Wiederversöhnung, alle wollen, daß man sie tröste und ihre Seelen durch die Sakramente stärke." Wenn die Priester mangelten, welche ein Unglück wäre es für die, die das Leben verlassen, nicht wiedergeboren oder losgesprochen zu sein! Die Priester müßten sich entweder mit ihren Gläubigen retten oder mit ihnen untergehen. Er selbst tat, was er anderen riet, und war mit seinem Lebensfreunde Alipius mitten in seiner Gemeinde, als die Vandalen Hippo belagerten. Vier Monate dauerte die Belagerung (430).

Hätte Augustinus die Eroberung Afrikas noch erlebt, so würde ihn ihr Wesen abgestoßen, aber auch manches Edle angezogen haben. Sie traten ziemlich gewalttätig auf, zerstörten Tempel und Paläste und zogen viel Land, zumal in der Nähe von Karthago, ein, ließen aber viele Gutsherren ruhig in ihrem Besitze[1] und suchten die Sitten zu bessern. König Genserich erließ strenge Gesetze gegen die öffentliche Unzucht, befahl die Schließung aller öffentlichen Häuser, zwang die Dirnen zur Verheiratung, strafte die Rückfälligen mit schweren Bußen und vertrieb die Sodomiter in die Wüste. Diese Maßregeln entbehrten nicht allen Erfolges. Salvian konnte die Vandalen den Römern als Muster der Keuschheit vorstellen.[2] Aber sie haßten den Katholizismus als die Religion ihrer Feinde. Wenn die Oströmer sie bedrängten, äußerte sich die Feindschaft regelmäßig in der Verfolgung der Kirche. Kurze Friedenszeiten ausgenommen,[3] herrschte ein stiller oder offener Kriegszustand. Die Könige verbannten Bischöfe und Priester, verboten Leuten in vandalischer Kleidung, die katholischen Kirchen zu besuchen, und zwangen alle Römer, die in ihren Dienst als höhere oder niedere Beamte traten, zum Abfall. Wer zu ihnen übertrat, mußte sich taufen lassen, was die Katholiken tief kränkte. Ein Graf Sebastian, dem der König eine solche Zumutung machte, ließ sich ein feines Brot geben und

[1] Vict. Vit. 2 (10) führt noch große römische Gutsbesitzer, Gutspächter und Gutsverwalter an.

[2] Diximus quippe plenas fuisse impuritatibus monstruosis Africae civitates, praecipue illic reginam quasi dominam, Vandalos autem iis omnibus non fuisse pollutos. Non tales ergo isti, de quibus loquimur, barbari ad emendandam nostrarum turpitudinum labem extiterunt. Abstulerunt enim de omni Africa sordes virorum mollium, contagiones etiam horruere meretricum (7, 22), vgl. lex Visig. 3. 4.

[3] Unter König Guntamund 484—496 und Hilderich 523—530.





sagte: „Seht, wie viel mußte das Mehl durchmachen, Wasser und Feuer ertragen, bis es diese Gestalt erreichte. Ist es besser, wenn es ein zweitesmal gebacken wird?“ Es kam vor, daß arianische Bischöfe und Priester in tiefer Nacht unter dem Schutze von Soldaten in die Häuser eindrangen, die Schlafenden mit ihrem „Flammenwasser“, wie Viktor schreibt, besprengten und mit „Teufelsgeschrei“ in ihre Herde einreihten. Auf die treugebliebenen Katholiken wandten die Könige die Ketzergesetze der römischen Kaiser an, erklärten sie für rechtsunfähig und ehrlos, und noch grausamere Herrscher ahmten die Christenverfolger nach. Getötet wurden allerdings wenige Bekenner, wohl aber geblendet, verstümmelt, der Nasen und Ohren, der Hände und Füße beraubt und in die Verbannung gejagt. Viele flohen freiwillig, so eine Kinderschar, die unter rührendem Gesange auszog und dadurch die Wut der Arianer erregte, so daß sie mit Stockschlägen auf sie einhieben. Eine Sklavin Maxima, die Keuschheit gelobt hatte, wollte ihr Herr zu einer Heirat mit einem gleichgesinnten Mitsklaven zwingen. Beide flohen in ein Kloster, wurden hart bestraft und nach Mauretanien verbannt, wo sie den Martertod erlitten. Mit ihrer Gewaltpolitik hatten die Vandalen so wenig Erfolg als die römischen Kaiser. Sie spalteten sich selbst in zwei Parteien, eine mehr versöhnliche und eine unversöhnliche, und bekämpften sich gegenseitig. Zudem hatte sich neben dem Vandalenreiche gegen die Wüste hin ein unabhängiger Staat erhalten, dessen König sich Herr der Mauren und Römer nannte.

Nach hundertjähriger Dauer stürzte das Vandalenreich zusammen an seinen inneren Widersprüchen und Unmöglichkeiten. Auf dem heißen afrikanischen Boden verlor das Volk seine Kraft und Eigenart und ließ sich von der römischen Scheinwelt blenden. Die Vornehmen überließen sich alsbald den Gesetzen eines Genserich zum Trotze dem Lebensgenusse, wurden von verführerischen Weibern umstrickt und zu den Freuden der Theater und Thermen verlockt. Unter den römischen Beamten fand der Vergnügungsmeister, der tribunus voluptatum, noch am ehesten Gnade in ihren Augen. In der kurzen Zwischenzeit zwischen Salvian und Prokop, d. h. in nicht ganz hundert Jahren, hatte sich ihr Charakter so verändert, daß Prokop sie das üppigste der Völker nennen konnte. „Sie genossen täglich des Bades“, erzählt Prokop, „und der erlesensten Tafelfreuden. In reichstem Goldschmuck, in medischen (d. h. seidenen) Gewändern verbrachten sie den Tag in den Theatern, den Rennbahnen und unter andern Lustbarkeiten, besonders auf Jagden.“ Als leidenschaftliche Verehrer des Zirkus hielten sie sich Rennpferde mit griechischen Namen Ikarus, Phaethon, Pelops.[1] Tänzer, Gaukler und Mimen, Musik und was nur Auge und Ohr erfreut, verwandten sie zu ihrer Ergötzung. Viele wohnten in Villen mit

[1] Anth. lat. ed. Riese 332, 351.

Gärten und Hainen, reich an Brunnen und Bäumen. „Unablässig", schreibt Prokop, „hielten sie Trinkgelage, und mit großer Leidenschaft ergaben sie sich den Werken der Venus."

Infolge dieser Verweichlichung und der Unbeliebtheit bei dem Volke erlagen sie bald den byzantinischen Angriffen.[1] Das Volk ging traurig unter, und wie ein letzter Aufschrei eines klagenden Herzens mutet uns die letzte Bitte des Königs Gelimer an, man möchte ihm drei Dinge lassen, einen Schwamm, seine kranken Augen zu waschen, ein Stück Brot, davon er lange nicht genossen, und eine Harfe, damit sein Lied zu begleiten, das er auf sein Geschick gedichtet. Vielleicht haben sich da und dort zersprengte Reste der Vandalen gehalten,[2] aber sichere Zeugnisse fehlen. Eine sichere Spur verrät nur der Name Andalusien. An die Goten erinnert Katalonien und die Bezeichnung cagot, die von den versprengten Gotenresten in den Pyrenäen herkommt;[3] an die Burgunder endlich die bekannte französische Provinz.

## 8. Niederlassung der Goten und Landteilungen.

Mit viel größerer Mäßigung und weniger Ansprüchen als die Vandalen traten die Goten und die Burgunder auf und suchten sich friedlich mit den Römern auseinanderzusetzen, indem sie sich auf das Quartierrecht beriefen. Die Kaiser selbst waren froh, wenn sie die Eindringlinge irgendwie befriedigen und unter gesetzlichen Formen ansiedeln konnten, seitdem sie sich nicht mehr in Militärkolonien an den Grenzen unterbringen ließen.

Nach älterem Rechte hatten quartiersuchende Krieger, den einzelnen Hausbesitzern als Gäste (Hospites) durch den Metator zugewiesen, wenn es einfache Soldaten waren, auf ein Drittel, wenn es Offiziere waren, auf zwei Drittel der Wohnung Anspruch.[4] Sidonius schildert launig, wie die ungebetenen, unbequemen Gäste, diese Giganten mit ihren langen geschmierten Haaren und ihrem Zwiebelgeruch ihm mit ihrer Familiarität, ihrer zudringlichen Vertraulichkeit lästig fielen und ihn sozusagen als einen lieben Großpapa oder wie den Mann ihrer Ammen behandelten.[5]

---

[1] Proc. b. G. 2, 6.

[2] So glaubt der Engländer Shaw in den Gebirgen (Voy. en Barbarie I, 149) und Löher auf den kanarischen Inseln Reste entdeckt zu haben.

[3] An ebensolche Reste erinnert Gossensaß am Brenner (vielleicht auch die Hessen des Eggentales).

[4] Illustribus sane viris non tertiam partem domus, sed mediam hospitalitatis gratia deputari decernimus. — Ut in tres domus divisae partes primam eligendi dominus habeat facultatem, secundam hospes quam voluerit exsequatur, tertia domino relinquenda. C. J. 12, 40, 2.

[5] C. 12.



Wichtiger als die Miete waren ihnen die Renten, und in dieser Richtung hatte schon der Barbarenfiskus vorgearbeitet.[1] Die Eroberer rückten entweder an die Stelle der alten Grundherren, die mindestens ein Drittel, meist aber mehr vom Ertrag des Grund und Bodens einzogen,[2] oder sie teilten sich mit ihnen in den Ertrag. Daher sagt ein Chronist: die Germanen haben mit den Senatoren das Land geteilt.[3] Wenn sie sich mit einem Drittel begnügten, konnten sich die Kolonen nur freuen. Da die Eindringlinge öfters ihren Aufenthalt wechselten, können wir nicht gleich am Anfang an eine Realteilung denken. Diese trat erst mit der Zeit ein, wenn sie sich zum Bleiben entschlossen, und zwar setzten sich Wirt und Gast selbst auseinander. Aus der Ertragsteilung wuchs von selbst eine Landteilung heraus, indem die Ertragsquote sich allmählich auf bestimmte Teile des Gutes niederschlug, sich immobilisierte, wozu die germanische Rechtsverfassung drängte. Die beiden zusammengehörigen Gäste ordneten unter Beihilfe der Nachbarn ihre gegenseitigen Verhältnisse ohne Dazwischentreten der Obrigkeit, teilten zuerst die Wohnstatt, dann die Sklaven und das Vieh, dann das Saatfeld, endlich die Weide, die noch lange gemein blieb. Die Teilungsgrundsätze waren jedoch verschieden und wechselten nach den Umständen. Während sich die Ostgoten nur ein Drittel des Feldes vorbehielten, beanspruchten die Burgunder und Westgoten weit mehr: außer der Hälfte von Haus, Hof und Obstgarten noch ein Drittel der Sklaven und zwei Drittel des Saatfeldes, aber nur die Hälfte von Wald und Weide. Wenn sie sich mehr Land geben ließen, als ihr Wohnungsanspruch gestattete, so lag der Grund darin, daß sie auf dem Überschusse einen Teil ihrer unfreien Begleiter unterbrachten. Denn sie hatten viele Sklaven und Vieh mitgebracht und erbeutet und bedurften ebendeshalb von diesem lebenden Inventar nicht so viel als von dem toten. Ein eigenes Gesetz bestimmte, daß Freigelassene der Burgunder, als einfache Krieger angesehen, von römischen Possessoren ein Drittel verlangen konnten.[4]

Die germanischen Gäste konnten nicht willkürlich verfahren. Wirkte auch bei der Auseinandersetzung kein Gericht mit, so konnten sich die Römer doch darauf berufen. Die Verwalter und Stadt-

---

[1] An den z. B. von einem sizilischen Landgute ungefähr ein Drittel der Einkünfte als Abgaben entrichtet werden mußte.

[2] Z. B. 4/5, 8/9; s. Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit II, 268.

[3] Marius von Avenches: terras cum senatoribus diviserunt. Schon Ariovist ließ sich den dritten Teil des Landes von den Sequanern abtreten: Caesar b. G. 1, 31; Paul. Diac. g. Lang. 3, 7.

[4] Burgundionis libertus, qui domino suo solidos duodecem non dederit, ut habeat licentiam, sicut est consuetudinis, quo voluerit discedendi, nec tertiam a Romanis consecutus est, necesse est, ut in domini familia censeatur. L. Burg. 57.

richter[1] mußten willkürlich entwendete Stücke den römischen Besitzern wiedererstatten, damit kein Steuerentgang einträte; denn die Germanen entzogen sich der Grundsteuer, wo sie konnten. Ebendaher verpflichtete das Recht gegen alles Herkommen die Kolonen der Germanen zu Steuern und die Germanen selbst in dem Falle, daß sie sich römische Teile angemaßt oder erworben hatten.[2] Wenn die Grenze der Grundstücke nicht feststand, durfte nicht der Germane, sondern mußten die römischen Nachbarn den Streit nach römischem Rechte entscheiden lassen.[3] Da oft Grenzüberschreitungen vorkamen, so konnte, wenn sich sichtbare Grenzen oder sichtbare Zeichen feststellen ließen, der alte Besitzer, d. h. der Römer sogar nach 50 Jahren den abgetrennten Teil zurückverlangen.[4] Die Germanenkönige ließen also in diesem Falle die langen Verjährungsfristen des Staatsgutes gelten, wohl wegen der Steuern. Allerdings sahen ihre Gesetze auch den umgekehrten Fall vor, daß der Römer vor der Realteilung Güter veräußert hatte: konnte der Römer keinen Beweis oder Eid leisten, so mußte er die Güter wieder abtreten; nur sollte die Abtretung 50 Morgen nicht überschreiten.[5] Trotz aller Unsicherheit herrschte ein größerer Güterverkehr, als wir erwarten. Die Landflucht und die Landteilungen brachten alles durcheinander, und die Habgier stachelte die alten und neuen Besitzer, so daß viele gar nicht genug bekommen konnten. Da sprach wohl ein Römer von einem kleinen Erbe, einem Landgütchen; in Wahrheit umfaßte es aber nicht weniger als 200 Jauchert Ackerland, 50 Jauchert Wiesen, 100 Jauchert Weinberg, 700 Jauchert Wald.[6]

Das zu großen Gütern gehörige Wald- und Weideland wurde nicht geteilt, sondern von den Nachbarn gemeinsam benützt, vom Römer gemäß seinem Anteile. Wenn ein Römer oder Germane ein Stück rodete, ging es in sein Eigentum über; er mußte aber den Genossen aus dem übrigen Gemeinbesitz entschädigen.

Die Teilung mit einem germanischen Gaste stellte den Römer sicher, wie Paulinus von Pella hervorhebt. Durch eine besondere Gunst war sein Gut freigeblieben von der Teilung, aber nicht zum Vorteil der Güter, denn sie wurden verheert, die Sklaven geraubt, und er selbst war geflohen. Während ein gotischer Gast ein anderes Gut schützte und dem Vater des Paulinus unvermutet den Kaufpreis zuschickte, ging dieser selbst leer aus. In diesem Falle galten eben die kurzen Verjährungsfristen der Germanen, die schon nach einem

---

[1] Iudices civitatum, villici, praepositi.

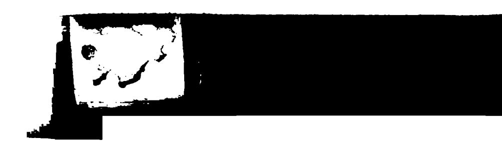
[2] Qui accolam in terram suam susceperit, et postmodum contingat, ut ille qui susceperat, cuicunque tertiam reddat, similiter censiant, et illi qui suscepti sunt, sicut et patroni eorum, qualiter unumquemque contigerit. Lex Visig. 10, 1, 15.

[3] L. Burg. 55.

[4] L. Visig. 10, 3, 4.

[5] L. c. 10, 1, 14.

[6] Herediolum, villula; Aus. 12.

Jahre dem Besetzer die Gewere, ja sogar eine Spolienklage gegen Störer einräumten.[1] Sklaven durften nach 3 Jahren, liegende (im Stich gelassene) Güter wechselnden Bestimmungen zufolge nach 1, 2, 3 Lustren nicht mehr zurückverlangt werden; nur durfte die Besetzung nicht eigenmächtig und willkürlich erfolgen. Sonst traten die langen Verjährungsfristen des Staatsgutes ein.[2]

Gerade auf Ödland legten die Könige und Fürsten Beschlag, überließen es aber zum großen Teil Volksgenossen zu zusammenhängender Besiedelung. Sonst entstanden Gemeindörfer der Halbfreien wie in Deutschland, nur nicht so häufig wie hier. Daher berichtet auch Sidonius von einer zusammenhängenden Besetzung[3] und bekümmert sich um Flüchtlinge.

Für einen Flüchtling, einen Kirchendiener, der seinen Besitz zu Arvern im Stich gelassen hatte und auf keine Wiedererstattung rechnete, legte Sidonius bei dem Bischof von Auxerre Fürsprache ein und bat ihn, aus den weniger bebauten Gütern der Kirche ein Stück zu geben, ihm aber den Zins nachzulassen; denn der Zins und Sinn eines Fremdlings sei gleich enge.[4] Dagegen bemühte sich Sidonius in einem anderen Falle um Wiedererstattung. Ein guter Freund hatte sein Vatererbe schon vor dem Einfall der Goten veröden lassen. Nun schämte er sich seiner Nachlässigkeit und bat Sidonius und einen anderen Gönner um ihre Hilfe, daß er die ihm zustehende Hälfte zurückgewänne, vermutlich nicht ohne Erfolg, wie ein anderes Beispiel lehrt.[5] Der Großvater des Fulgentius von Ruspe war vor den Vandalen nach Italien geflohen, wie die meisten Senatoren. Nach seinem Tode kehrten zwei von seinen Söhnen, in der Hoffnung, das Erbe wiederzuerlangen, nach Afrika zurück, konnten aber in Karthago nicht verbleiben, weil arianische Priester ihr Haus geschenkt erhalten hatten; dagegen erstattete ihnen ein königlicher Befehl ihre Landbesitzungen wieder zurück, und sie ließen sich darauf nieder.

## 9. Asyle des Friedens.

Trotz allen Unglückes und aller Unsicherheit waren die Menschen doch nicht wehrlos allen Unbilden und allem Unrecht preisgegeben. Die Gerichte und Gesetze bestanden fort und verboten den Menschenraub und die Verknechtung. So verfolgten zur Genugtuung des Sidonius römische Amtmänner germanische Banditen — Wargs, Wölfe heißt er sie, die eine arvernische Frau geraubt und als Sklavin

---

[1] L. Baj. 16, 1 1. L. Sal. de migr. 47, 4; M. G. cap. 1, 118,
[2] L. Visig. 10, 2, 1; L. Liutp. 78.
[3] Goti . . . invidiosi huius anguli desolata proprietate potiuntur; Sid. 5. 1.
[4] Peregrini hominis ut census animus angustus (6, 10).
[5] Ep. 3, 5.

zu Troyes auf dem Markte verkauft hatten, kamen aber zu keinem Ergebnisse.[1]

Den erfolgreichsten Schutz gewährten die Kirche, die Klöster, die Bischöfe, die gewissermaßen die früheren Statthalter ersetzten;[2] hieß doch ihr Haus geradezu Prätorium. Die Bischöfe konnten umsomehr mit Erfolg zwischen den Römern und Germanen vermitteln, als diese eine heilige Scheu vor der Kirche hegten. Wenn sogar ein Attila vor den heiligen Männern zurückbebte, wie viel mehr ein milder, halbgesitteter Barbarenfürst! Furchtlos, voll Würde und Erhabenheit, in ihre langen feierlichen Gewänder gehüllt schritten die Bischöfe den belagernden und kämpfenden Feinden entgegen, erklärten sich für Friedensboten, für Gesandte des Stadtheiligen und drohten mit dem göttlichen Zorne, wenn die Feinde ihrem Wüten nicht Einhalt täten. Männer wie Fulgentius in Afrika, Severinus in Noricum, Germanus in Auxerre, Lupus, Exuperius übten schon durch ihre Erscheinung und noch mehr durch Taten einen beruhigenden Einfluß aus. Ambrosius hatte das Beispiel gegeben, die Geldgier der Barbaren mit den Kirchenschätzen zu stillen, und hatte dieses Verfahren siegreich verteidigt gegen judasartige Bedenken und Einwände. Seitdem haben unzählige Bischöfe das Beispiel des hl. Ambrosius nachgeahmt. Der Bischof Deogratias von Karthago ließ alles Gold und Silber einschmelzen, um von den Vandalen nicht einmal eigene Volksgenossen, sondern aus anderen Provinzen geraubte Römer loszukaufen. So groß war die Menge der Befreiten, daß zwei Basiliken nicht ausreichten, sie zu beherbergen. Cäsarius ließ mit Beilen das Silber und Gold aus seiner Kirche von den Wänden schlagen, die Not zu lindern. Als die Hunnen Sirmium belagerten, übergab der Bischof einem Schreiber des Attila Konstantius goldene Kelche, damit er ihn und andere Gefangene später loslöste. Konstantius aber, uneingedenk seines Versprechens, befriedigte damit einen Gläubiger Silvanus, den Vorstand der Wechselbank des Armius zu Rom. Empört darüber, daß ihm eine Beute entging, ließ Attila den Konstantius, der in seine Hände geriet, als Verräter kreuzigen und verlangte die Rückgabe der Gefäße, obwohl sie schon in kirchlichen Besitz übergegangen waren, oder die Auslieferung des Silvanus.

Der Bischof Theodoret sorgte für eine edle Frau und deren Magd, die von den Vandalen verkauft und durch Händler nach Syrien gekommen waren. Beide rührten durch ihre Treue die Herzen der Glaubensgenossen, die sie loskauften. Der Bischof empfahl sie einem Diakon und bestimmte ihr eine Getreidepfründe. Da sie hörte, daß ihr Vater noch lebe und ein Amt bekleide, machte

[1] Ep. 6, 4.
[2] Caput est civitatis nostrae per sacerdotium, provinciae vero per civitatem; Sid. 4, 25.



sie sich auf, empfohlen von Theodoret. Derselbe Bischof gab einem reichen Karthager, der, von den Vandalen seiner Güter beraubt, mit Weib und Kind bettelnd umherzog, einen Empfehlungsbrief.[1] Besonders zu Herzen ging den Bischöfen das traurige Los der Vornehmen,[2] die Not der Geistlichen, aber auch wildfremder und verlassener Menschen. In der Kirche des Cäsarius, lesen wir, „stand immer der Tisch gedeckt für Geistliche und alle Fremde, und solange er lebte, fand jeder in Arles nicht eine fremde, nein, seine Vaterstadt". Was ihm der König schenkte, verkaufte er zugunsten der Armen. Andere Bischöfe und die Klöster ahmten ihn nach, speisten die Armen und Hungrigen, gründeten Hospize für Kranke und Reisende. In Spanien war es der hl. Leander, der die Armenpflege organisierte und die Anmaßungen der Grundherren bekämpfte. Auf Grund des Konzils von Chalcedon verlangte er, daß ein jeder Bischof einen geistlichen Ökonomen für die Armenpflege sich wähle; wer das nicht täte, meinte er, der wäre ein Mörder der Armen. Die Bischöfe hörten in der Tat auf sein Wort, und seitdem besserte sich auch in Spanien die Armenpflege. Von einem Bischof von Merida wird gerühmt, er habe Ärzte und Diener der Kirche herumgeschickt und habe alle, Freie und Unfreie, Christen und Juden, wenn sie krank waren, in das von ihm gegründete Spital aufnehmen lassen.

Um all seine Aufgaben erfüllen zu können, mußte der Bischof ein kräftiger Mann sein. „Nicht einen Mönch", heißt es einmal, „kann man zum Bischof brauchen, der nur im Himmel die Seelen, nein, einen Mann, der Leib und Leben der Seinen vor dem weltlichen Richter vertritt: er braucht vor Gericht die Klugheit der Schlange und soll den Nacken der Trotzigen beugen unter das Joch des Gesetzes." Aber ein Mann wie der hl. Benedikt war auch solchen Aufgaben gewachsen. Ein gewisser Zalla trieb sein Unwesen in der Nähe von Monte Cassino. Ein Bauer, den er besonders bedrückte, erklärte ihm eines Tages, er hätte all sein Gut dem Diener Gottes, dem hl. Benedikt, gegeben. Darauf ließ ihm Zalla die Hände mit Stricken zusammenbinden und befahl, ihm den Weg zum Kloster zu zeigen. Er folgte ihm zu Pferde. Als die beiden oben angekommen waren, saß der hl. Benedikt lesend vor der Pforte. Wütend fuhr ihn Zalla an, aber der Eindruck seiner mächtigen Persönlichkeit bewegte ihn tief. Die Fessel des Bauern löste sich wie durch ein Wunder; Benedikt beherbergte den Goten und rügte seine Ungerechtigkeit.

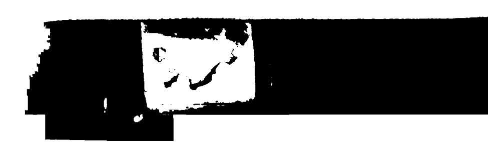
Den einst reichen Paulinus von Nola, der sich dem Mönchstande gewidmet hatte, bat eines Tages eine Witwe, er möchte ihr ein Lösegeld geben, daß sie ihren Sohn aus der Gefangenschaft der

---

[1] Theodor. ep. 70, 30.
[2] Bene nati homines — non eant per plateas mendicare (M. 67, 1028).

Goten rettete. Paulinus aber, aller Mittel entblößt, bot sich selbst an, die Stelle des Sohnes zu vertreten, und ließ sich dann vor den Goten führen (vermutlich vor Ataulf, den Schwager Alarichs). Dieser nahm ihn als Knecht an und ließ ihn den Garten bebauen. Jeden Tag brachte Paulinus duftende Kräuter auf den Tisch und kehrte, wenn er sein Brot empfangen, zur Pflege des Garten zurück. Sein mildes, kluges Benehmen machte Eindruck auf den Herrn und, da nun zudem der König von ihm träumte, als wäre der Gärtner mit anderen zu Gericht über ihn gesessen, gewährte er nicht nur ihm, sondern auch vielen seiner Landsleute die Freiheit.[1]

[1] Greg. dial. 2, 31; 3, 1.



## II. Gegenseitige Stimmung und Beeinflussung der Germanen und Römer.

### 1. Gegensatz.

Mochten die Römer auch die Germanen schon lange genau kennen, so entwickelte die unmittelbare Nähe beider Völker große Gegensätze. Beider Art widersprach sich allzusehr, als daß sich gleich ein friedliches Verhältnis gestaltet hätte. Die alten römischen Eheverbote wurden von den germanischen Königen in ihrem eigenen Interesse erneuert. Die Germanen behielten ihre heimischen Ordnungen, ihre Grafen und Volkstinge bei, während die Römer ihren eigenen Gesetzen und Richtern gehorchten. Es bestanden gewissermaßen zwei Staaten nebeneinander. Mitten unter der germanischen Herrschaft sprachen die Römer von den Germanen, wie diese später von den Mongolen. Feine Römer ekelten die haarigen und ungekämmten Gesellen mit ihrer Fell- und Lederbekleidung und ihrem schweißigen Geruch an. „Du meidest", schreibt Sidonius einem Freunde, „die Barbaren, wenn sie böse, ich auch, wenn sie gut sind. Ehe man ihren Umgang erträgt, sollte man lieber die Heimat oder die Haare opfern, d. h. sich zum Mönche scheren lassen." Auch Salvian spricht vom üblen Dufte ihrer Leiber und Lumpen.[1] Wegen ihrer Lieblingsfarbe nannte man die Germanen die Roten und Gelben[2] und wegen ihrer Ungeschlachtheit dumme, übermütige Kerle, die Stulten. Die Germanen lehnten diese Bezeichnung nicht ab, und so entstand das Wort stolz daraus.[3]

Sie waren stolz auf ihr langes rotes oder blondes Haar, das Kennzeichen des freien Mannes;[4] fanden doch auch die Römer Gefallen am langen Goldhaar weißschimmernder Mädchen,[5] aber das ungepflegte Langhaar der Männer stieß sie ab, um so mehr

[1] Foetor corporum et induviarum.

[2] Flavus Suevus.

[3] Im Mittellateinischen hat das Wort stultus den Sinn für übermütig, so auch italienisch stolto, altfranzösich estoult.

[4] Criniti, comae fluentes, rutilantes; Amm. 16, 12 (27, 2). Claud. de IV cons. Hon. 655.

[5] Aus. Bissula 5; Theodote; P. Diac. 5, 37.

als sie von altersher gegen Rot ein Mißtrauen hegten.[1] Nur zum Spott ließ ein Statthalter Männern die Haare lang wachsen und Frauen kurz scheren.[2] Einen noch schlimmeren Eindruck machte die rohe Naturkleidung, besonders wenn sich die Barbaren in großen Scharen auf der Opfer- und Tingstätte versammelten, und die Trunkenheit vollends, der sie sich bei Opfermahlen ergaben, reizte die Lachlust. Da erscholl immer wieder der gotische Heilruf: „Schaffe zu essen und zu trinken",[3] und auf einmal, sagt Cäsarius, erhoben sich die Zecher und begannen nach teuflischem Ritus zu tanzen, sich zu bewegen und sangen dazu schlüpfrige Lieder. Auch die Weiber ergaben sich der Völlerei. „Es gibt", schreibt Sidonius „nichts Zänkischeres, Säuferischeres und Speierischeres als ihre Frauen; schon von weitem spürt man den Geruch der genossenen Zwiebel." „Thalia entzieht sich dem sechsfüßigen Verse, seitdem sie siebenfüßige Patrone erblickt. Glücklich die Nase, der sie nicht jeden Morgen den Hauch ihrer zehnfachen Knoblauch- und Zwiebelgerichte entgegenrülpsen." Die Germanen als Zwiebelesser zu denken, kommt uns schwer an. Aber man wird nicht umhinkönnen, die Tatsache gelten zu lassen. Der Genuß von Knoblauch und Zwiebel sollte ihnen wohl Erleichterung verschaffen nach allzu üppigem Mahle. „Ihre Haare salbten sie mit Butter," berichtet Sidonius[4] weiter, eine Sitte, die noch heute in manchen Gegenden Bauernmädchen beobachten; die Haare triefen dann im Fett.

## 2. Ausgleichung.

Römer und Germanen kannten sich schon allzulange, um immer in der Stimmung des Hasses einander zu betrachten. Sogar der Ausdruck Barbar verlor seine Schrecken. Es klingt naiv gutmütig, wenn die Mönche einer fränkischen feindlichen Schar über den Fluß zurufen, um ihr Kloster vor Plünderung zu schützen: „Wollt nicht hierherkommen, o Barbaren?", eigentlich erwartet man die Anrede „liebe Barbaren".[5] Wirklich beachtete ein Teil der Feinde die freundliche Mahnung und zog sich zurück. Bald nahmen die Germanen römische und die Römer germanische Namen an.[6] Bei

[1] Iracundissimi sunt flavi rubentesque, Sen. de ira 2, 20; Mart. 12, 54; Plautus Pseud. 4, 7, 120. Dadurch ließ sich die lateinische Literatur auch im Norden beeinflussen, vgl. mehr bei dem Ruodliebroman Kap. LVI. Die Germanen hießen ihren obersten Gott Rotbrecht, Ruprecht und nannten rote Farbe schöne Farbe, schwarze Farbe Teufelsfarbe. Ebenso entgegengesetzt wurden Haare in der flachen Hand beurteilt. Die Ditmarschen hielten sie für ein Zeichen der Ehrlichkeit; M. G. ss. 21, 288; das Gegenteil steht Parz. 1, 25.

[2] Sid. ep. 5, 13.

[3] Hails gothicum: skapja matjan ja drinkan. Anth. lat. de conv. barb.

[4] Ep. 8, 13; c. 12. [5] Gregor. Tur. 4, 48.

[6] Man denke an Magnentius, Valentinian I., Silvanus, Aetius oder umgekehrt an Richomeris, den hl. Gaugerich, Chramnelenus.



dem Langobarden Liutprand hatte das Wort Römer einen verächtlichen Sinn wie Welscher.[1] Schon Theoderich sagte: „Wer ein schlechter Römer ist, will gerne ein Gote sein, und ein schlechter Gote ein Römer." „Die Barbaren", meint Salvian, „sind heftig, habgierig, Betrüger, unzüchtig, wir sind es noch mehr." Die Alamannen sind trunksüchtig, die Sachsen roh und wild, die Gepiden grausam, die Alanen raubsüchtig, die Franken treulos und meineidig, die Hunnen unkeusch, aber die Römer leiden an all diesen Fehlern zumal. Jene sind entschuldbar, weil sie schlechte Lehrer (Ewarte) haben, denen sie getreulich folgen. Viele Fehler eigneten sie sich doch erst im Umgang mit den Römern an, die schon lange auf sie einwirkten.

Vieles liegt hier noch im dunkeln, und es läßt sich nicht sicher feststellen, wie weit die Religion des Nordens, Göttervorstellungen und Götterbilder, vom Süden her Form und Gestalt erhielten. Viel deutlicher kündigt die Sprache den Einfluß auf Technik und Kunst, Ausdrücke für Bauwerke, für den Steinbau, für Hausteile, Gefäße, Verkehrsmittel, Geldsorten und Maße.[2] Durch römische Kriegsgefangene ließen sich die Germanen Werke der Kunst vermitteln. So hatte der Rugierkönig Feva Goldschmiede, die aus dem römischen Reich stammten, zwangsweise festgehalten, in eine Art Sklavenzwinger gesperrt und so anstrengend arbeiten lassen, daß sie ganz ausgemergelt aussahen. Der Hunnenfürst Onegis hatte sich durch einen Kriegsgefangenen ein Bad bauen lassen und ihm die Freiheit versprochen, ihn aber gegen sein Versprechen als Bader festgehalten.[3]

Der Luxus der Römer reizte die Barbaren gewaltig, namentlich ihre reichen Gold- und Silberschätze. Der Goldhunger, sagt Merobaudes, entfesselte alle Geister. Alarich forderte für seinen Abzug von Rom 5000 Pfund Gold, 30000 Pfund Silber, 4000 Seidengewänder und 3000 Stück rotes Leder. Den Hunger zu stillen, scheuten sich die Bischöfe nicht, Kirchenschätze in den Schlund zu werfen nach dem Beispiele des Ambrosius, der freilich auch von schmarotzenden Bischöfen erzählt, denen die goldenen Arm- und Halsringe der Feinde in die Augen stachen.[4] Die Germanen warfen

---

[1] Leg. 7, 12.

[2] Mauer, Pfeiler, Pfahl, Speicher, Keller, Kerker — Becher, Eimer, Flasche, Kelter, Kessel, Pfanne, Sechter, Schemel, Schüssel, Trichter sind römisch. Dazu kommen viele gotische Wörter: Opfen, Open (Vorhallen), Legion, Siegel, Kaution, Pfund, Öl u. a. Mehr darüber s. Kultur der alten Kelten und Germanen S. 287. Den Angelsachsen und Deutschen gemein sind folgende Ausdrücke: shirt, Schürze, excurtus; fidele, fidula, Fibel; sceomul, Schemel, scamellum; pylwe, Pfulben, pulvinus; pawa (peacock), Pfau; pan, Pfanne, panna; pelt, pelzen, peletare; peh, pik, Pech; cup, Kopf, cuppa; calic, Kelch; pit, Pfütze, puteus; Mühle, Kastanie.

[3] V. Sev. 8. Besser war es nach Priskus einem griechischen Kaufmann ergangen, den Onegis zu seinem Freunde erwählte (leg. 3).

[4] Ep. 10, 9; Tac. G. 15.

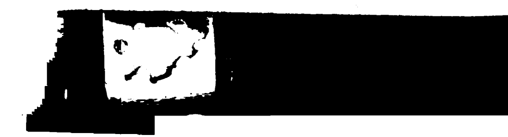
eben mit vollen Händen wieder hinaus, was sie erpreßt hatten, und mit dieser Schwäche rechneten auch fromme Männer. Seinen Schützlingen, den Armen und Gefangenen zuliebe erniedrigten sich solch edle Bischöfe, wie der hl. Germanus, und ließen sich Gaben reichen.

Der von den Goten persönlich geschädigte Paulinus von Pella stellte sich auf ihre Seite.[1] Man erinnerte sich daran, daß auch die Germanen eine unsterbliche Seele besaßen und es ein großer Gewinn für das Christentum wäre, wenn sie sich bekehren ließen, daß eben die Wanderung und Völkermischung dazu beitrug, die Keime des Christentums über alle Völker zu verbreiten.[2] Orosius, der dies deutlich aussprach, findet die Lage ganz erträglich; er sagt, es sei eine Täuschung, wenn man die gegenwärtigen Leiden für größer halte. „Es ist, wie wenn einer nachts von Insekten gestochen wird und er erinnert sich an die Schlaflosigkeit, die ihm ehedem ein hitziges Fieber verursachte. Ohne Zweifel tut ihm die Erinnerung an das Fieber weniger wehe als die Schlaflosigkeit, die er jetzt erleidet; ist dies aber ein Grund zu behaupten, die Insekten seien mehr zu fürchten als das Fieber? Was wir jetzt erleiden, sind Mahnungen, die uns Gott in seiner Milde schickt." „Man ist empfindlich, weil man Geschmack am Wohlleben gefunden und weil man durch die Gewohnheit der Vergnügungen verweichlicht ist. Die Germanen und Spanier haben bereits angefangen, ihre Barbarei abzulegen, aus Räubern sind sie Ackerbauern geworden, und sie nähern sich den früheren Besitzern des Landes. Die Burgunder leben mit den Galliern als Christen, welche Brüder sind." Die Vandaleneinfälle in Afrika dauern zwar noch fort, aber „diese Heuschrecken sind weniger gefräßig und ihre Verheerungen erträglicher geworden". Orosius erinnert seine Spanier ferner daran, daß ihre Väter den blutigen Tag verfluchten, an dem sie Römer wurden. „Wer weiß, ob die großen Unglücksschläge, unter denen ihr jetzt seufzt, nicht für eure Söhne die Morgenröte einer glücklichen Zeit sein werden?" Im Grunde genommen dauerte ja das römische Reich und die römische Bildung (Romanitas) noch fort. Es gab blühende Rhetorenschulen, und die gotischen Könige förderten die Literatur und hatten damit Erfolg. Ein römischer Schriftsteller tröstet sich: „In welchem Orte ich mich immer befinde, wenn ich auch niemand kenne, bin ich ruhig und habe keine Gewalttätigkeit zu befürchten. Die Gemeinschaft der Gesetze und des Glaubens beschützt mich; ich finde überall ein Vaterland."

Die Germanen hatten zu viel Achtung und Verständnis für die römische Staatsweisheit und Staatsordnung, als daß sie dieselben unbesehen ihrem unentwickelten Rechtsleben geopfert hätten.

---

[1] Euch. 289, 305, 575.
[2] Oros. 7, 41.



So konnten Belisar und Narses Barbarenfürsten hinrichten lassen, weil sie sich leidenschaftlicher Totschläge schuldig gemacht hatten, die nach ihren Gesetzen erlaubt oder wenigstens nicht schwer strafbar waren.[1] Die römischen Gesetze, erklärt bei Sidonius[2] ein Gotenkönig, sollen mit der Sprache die barbarischen Sitten mildern. Den Syagrius, der eine Mittlerrolle spielen wollte und, um sich bei den Burgundern einzuschmeicheln und ihnen ein „lateinisches Herz" zu schaffen, mit ihrer Sprache und ihrem Rechte sich abmühte, verehrten diese als einen weisen Solon und einen versöhnenden Amphion.[3]

Die Germanenkönige umgaben sich mit römischen Richtern und Räten und bemühten sich, tüchtige Leute zu gewinnen. Leider waren es vielfach Hofschranzen, charakterlose oder gewalttätige Römer, die zu den Germanen übergingen, gemeine Schmarotzer, die es nach Sidonius darauf absahen, die Mitbürger zu verderben. Das seien Leute, meint er, die niemand seinen ehrlichen Verdienst gönnen, die die Soldaten, die Fuhrleute um ihren Lohn, die Kaufleute um ihren Gewinn, Gesandte um ihre Geschenke, Zöllner um ihre Zölle, Landleute um ihre Güter, die Bürger um ihre Priestertümer, d. h. wohl um ihre Freiessen, beneiden, die den Geistlichen ihre Würde, den Adeligen ihre Geburt, den Beamten ihre Macht, den gewesenen Beamten ihre Privilegien, den Lehrern ihre Schulen nicht gönnen. Sie gehen vollbewaffnet zur Tafel, in weißen Kleidern zum Leichenbegängnis, in Pelzen zur Kirche, in schwarzen Kleidern zur Hochzeit, in Biberfellen zur Prozession.

## 3. Germanisierung des Südens.

Hinter der germanischen Roheit steckte eine gewaltige Kraft, die auf die Römer einen überwältigenden Eindruck machte, und hinter der Kraft, der Naturfrische lag die Freiheit.[4] Wie frischer Waldesduft drang germanisches Wesen in die verdorbene Luft der römischen Städte. Den Germanen folgte der Wald wie eine Fahrhabe.

Wald und Weide dehnte sich nicht nur am Rheine und an der Donau, sondern auch in Gallien und Italien aus, und zwar begann diese Ausdehnung schon lange vor dem Einbruch der Barbaren. Im Landgut des Ausonius war der Wald doppelt so groß wie die dem Acker-, Wein- und Wiesenbau bestimmte Fläche. In seiner

---

[1] Procop. b. V. 1, 12; Agathias 2, 7 (wegen Tötung eines Sklaven).

[2] Mihi Romula dudum per te iura placent parvumque ediscere iussit ad tua verba pater, docili quo prisca Maronis carmine molliret Scythicos mihi pagina mores; c. 7, 495.

[3] Sid. ep. 5, 5.

[4] Trotz einem Hieronymus ep. 123, 17. Salvian stellt dem naturale robur corporum die römische infirmitas naturae gegenüber (7, 23).

anmutigen Schilderung der Naturschönheiten Comos rühmt Cassiodor nicht nur den schimmernden See und die fruchtbaren Rebengelände, sondern auch den grünen Wald und die Kastanienhaine.[1] Einen unerfreulichen Gegensatz dazu bietet der Wald „Stadt“ genannt, den Paulus Diakanus wiederholt erwähnt: die Stadt war zerfallen, und Bäume und Buschwerk überdeckten die Trümmer.[2] So entstanden die Marken und Allmenden, die dem alten römischen Rechte fremd waren und nun in den germanischen Volksgesetzen geregelt wurden. Danach genossen nicht nur die auf einem Hofe beisammensitzenden Paare neben den abgeteilten Feldern gemeinsame Weiden, Kämpe, sondern die Weide- und Holznutzungen dehnten sich weit darüber hinaus und kamen der Gesamtheit zugute.[3]

Im Gefolge der Germanen zog allerlei wildes Getier, Falken, Geier, Habichte, ein.[4] Mit einem nordischen Falken vergleicht Sidonius seinen Freund Syagrius, als er sich mit den harten Kehllauten der Germanen abmühte. Diese waren eben nicht nur kräftige Krieger, sondern auch wie die Kelten leidenschaftliche Jäger. Die Goten, klagt Cäsarius, richten uns mit ihrer Sauhatz zugrunde.[5] Die Jagdleidenschaft ergriff nun auch die Romanen, umsomehr, als seit der Verödung der Länder die Bedingungen günstig lagen.

Schon der ältere Symmachus meint, die Tierhetze tauge für die Jugend viel besser als Spielbrett, Ball und Kreisel; nur für das Alter lasse er die alte Anschauung gelten, daß sie Sklavenwerk sei. Deshalb tadelt er einen Freund, der sich zum Wild zurückzog, während Rom in Nahrungssorgen schwebte. Immerhin tröstete ihn die literarische Neigung des Freundes und die Aussicht auf gute Jagdbeute.[6] An einem Landedelmanne, zudem einem Manne von asketischer Gesinnung, rühmt Sidonius, er habe verstanden, Hunde, Pferde, Falken zu zähmen, und die Jagd geliebt,[7] und an Majorian, den der Sueve Ricimer auf den Kaiserthron erhob, er habe den Jagdspieß gewandt zu schleudern verstanden. Von Germanus, dem späteren Bischof von Auxerre, hören wir, daß er in seiner Jugend gerne herumstreifte und nach Germanen- und Keltenart, die schon längst nach Italien eingedrungen war,[8]

---

[1] M. G. aa 5 b, 35 (villula); Cass. var. 11, 14.

[2] Silva urbs kann unmöglich mit Stadtwald übersetzt werden, wie es Dahn u. a. tun (P. Diac. 5, 37, 39; 6, 58). Den Wald mortaria s. Boll. Oct. 6, 126. Vgl. Greg. M. ep. 13, 42; 12, 21.

[3] Agri und campi unterschieden von der lex Visig. 10, 1, 13; Burg. 13; 31; 28, 1; Rip. 76 (78). Terrae herbidae et incultae, quae a nemine reperiuntur occupatae, praesumuntur esse universitatis, in cuius territorio site sunt.

[4] Germanisch sind die Ausdrücke falcone, sparviere, logoro, smerlo, gerfalco.

[5] Propter apros veniunt comites et Goti et diversi venatores, et interficiunt nos; v. Caesarii 1, 4 (36).

[6] Ep. 4, 18; 5, 68 (vgl. Plin. ep. 9, 36).

[7] Vectius ep. 4, 9.

[8] Symm. ep. 5, 68.



die Köpfe des Wildes an Bäumen heftete, wo sie dem Volke zu abergläubischen Possen dienten.[1] Auf ihren Wanderungen nahmen die Germanen vielfach ganze Herden von Vieh mit.[2] Viel davon ging, wie es bei Wanderungen immer geschieht, auf dem Wege verloren, und die Germanen vergriffen sich deshalb oft an dem Vieh der Eingesessenen. Doch muß sich viel germanisches Vieh gerettet haben, und von dieser Einfuhr stammen vielleicht die weißen und grauen Rindviehrassen, die sich heute in Italien finden; die früheren römischen Schriftsteller rühmen diese Art als eigentümlich den nordischen Völkern.[3] Auch viele Tiere, die den Alten unbekannt waren, folgten den Germanen auf dem Fuße, meist unangenehme Gäste, Dachs, Hamster,[4] Ratten. Die Verbreitung der Ratte zog wahrscheinlich auch die der Katze nach sich. Von den Römern kam umgekehrt zu den Germanen der Esel, das Maultier, das Saumtier,[5] endlich der Damhirsch, ein edles Jagdtier, das die alten Germanen nicht kannten.

Unter dem Einfluß der Germanen verdrängte die Fleischnahrung mehr und mehr die Pflanzenkost; doch suchte die Kirche die alte einfache Nahrung zu retten, erweiterte noch ihr Fastengebot und beförderte aus naheliegenden Gründen den Wein- und Ölbau. Die römische Bevölkerung gewöhnte sich ohnehin nicht so leicht an die extensive Art der Germanen, teilte nicht ihre Wald- und Viehliebe, ihre „Wonne“ (Wonne gleich Weide) und begann alsbald wieder zu roden und Weinberge anzulegen.[6]

Sonst glichen sich die Unterschiede immer mehr aus, schon äußerlich in der Tracht. Wohl trat Kaiser Honorius gegen die Vermischung auf und verbot fremdartige ärmellose Leibröcke, lange Hosen und Haare, hatte aber damit so wenig wie andere Herrscher mit solchen Vorschriften einen Erfolg. Schon Augustinus schreibt, über den als barbarisch geltenden Leinwandkleidern (Hosen, Hemden) trage man Wollröcke;[7] diese Wollröcke waren aber schon lange nicht mehr die alten römischen Mäntel, weil verdrängt durch barbarische Kukullen, Lacernen, Sagen, Dalmatiken, und die Römer behielten diese noch zur Zeit Gregors des Großen bei.[8] Der Feldherr Rufinus zeigte sich vor den germanischen Truppen mit einem Pelzüberwurfe, um sich einzuschmeicheln. Zur Zeit Justinians trugen die Stutzer Konstantinopels lange Bärte nach Art der Perser und

---

[1] Boll. Iul. 7, 202.

[2] Cass. var. 3, 50; 5, 10. [3] Varro 2, 5, 10.

[4] Den Hamster erhielten die Germanen von den Slawen, er folgte dem Eindringen des Ackerbaues in die zuvor waldigen Gebiete; Hehn Kulturpflanzen und Haustiere 1887, S. 306, 380; Seiler I S. 71.

[5] Asellus, mulus, sauma vom griechischen sagma.

[6] L. Visig. 10, 1, 9; L. Burg. 31.

[7] Interiora sunt enim linea vestimenta, lanea exteriora (Serm. 37, 6). V. Vit. 1, 12.

[8] Ioh. Diac. v. Greg. 4, 83. Attica palla, toga picta, Symm. ep. 1, 1.

lange Haarschöpfe auf dem sonst glatt rasierten Kopfe nach Art der Hunnen, kleideten sich in barbarische Hosen und Schuhe und umhängten sich dann im Gegensatz dazu mit reichverzierten Seidenmänteln. Ihre Leibröcke hatten an den Handgelenken enge, an den Schultern bauschige Ärmel; dies sollte die Täuschung hervorrufen, als ob ihre Träger Athleten wären.

Statt der üppigen römischen Bäder zogen wohl sogar feingebildete Männer wie Sidonius ein gewöhnliches Fluß- oder Dampfbad vor. Letzterer verschmähte die künstlichen Einrichtungen seines Freundes und ließ einmal in der Nähe des Wassers durch Diener eine Vertiefung mit Kalk- und Feuersteinen füllen, darüber eine Hütte aus Haselreis bauen und mit Tüchern bedecken. Die erhitzten Steine, mit Wasser besprengt, erzeugten genügenden Dampf; nachdem die Badenden lange genug unter Gesprächen in dem Raum verweilt hatten, wuschen sie sich in dem heißen Wasser und nahmen ein kaltes Bad im Brunnen oder Flusse.

An Stelle des Steinhauses trat der Holzbau. Schon der Aberglaube und die Gespensterfurcht hielt die Germanen ab, in römische Häuser zu ziehen. Denn mit jedem Hause waren nach der Anschauung der alten Völker, an der die Germanen zähe festhielten, die Hausgeister, die Ahnengeister untrennbar verwachsen. Sie stellten daher ihre Holzhütten neben die römischen Villen. Selbst die Kirche ahmte in ihren Basiliken den Holzbau nach. Der Hausrat des Deutschen bestand aus altväterischen Waffen, römischen oder orientalischen Teppichen, Mosaiken und anderen Kunstwerken; so bunt mischte sich alles.



Germanische Scheibenfibel mit einer Nachahmung eines römischen Vorbildes. Die Umschrift lautet: Invicta Roma utere felix. Geprägtes Erzblech mit Spuren der Vergoldung.
Gefunden bei Wiesbaden.

So war es auch im Leben und in der Literatur. Neben den feinen Genüssen des Römers lief deutsche Natürlichkeit her, und der germanische Geist bediente sich römischer Kunstmittel mit barbarischer Hand und setzte an ein Stück Naturstoff römisches Flittergold, stammelte zierliche Phrasen und mischte seine Naturlaute hinein. Mehr und mehr änderte sich mit dem Leben die Kunst, der Übergang vollzog sich fast unmerklich. Man nehme als Beispiel die Münzen. In den letzten Jahrhunderten des Kaiserreiches zeigt das Gepräge einen immer größer werdenden Zerfall, eine immer größere Verrohung. Die ersten Münzen der Barbarenkönige unterscheiden sich nicht viel von den vorausgehenden Kaisermünzen. Die Kunst ist immer schematischer, schablonenhafter geworden, aber ebendarum konnte die junge Kunst an die Verfallkunst



anknüpfen. Das Greisenhafte berührt sich mit dem Kindlichen nach dem Kreislauf der Dinge.

Selbst die zurückgebliebenen religiösen Vorstellungen der Germanen beeinflußten die Römer. Was Cäsarius von Arles im fünften Jahrhundert an heidnischer Sitte bekämpfte, ist eine Mischung keltisch-germanischen Aberglaubens, so die Feier des Donnerstags, das Geschrei bei Mondfinsternissen, der Feuer- und Wasserkult, die Neujahrs- oder Fastnachtfeiern.[1] Die Bezeichnung der Wochentage blieb römisch, wurde aber von den Germanen bald in ihre Sprache übertragen; Cäsarius eiferte gegen die heidnischen Bezeichnungen. Der Donnerstag trat beinahe an Stelle des Samstags; man unternahm an diesem Tage keine Reisen, kein Geschäft;[2] sonst wurden vielfach Mittwoch und Freitag als Unglückstage betrachtet. An Neujahr fanden jene Vermummungen statt, die uns von der Fastnacht bekannt sind. „Sogar Getaufte", hören wir, „verkleiden sich als Hirsche oder Hündinnen, hüllen sich in Tierfelle oder setzen sich Tierköpfe auf." Wie schimpflich ist es, ruft Cäsarius aus, daß solche, die als Männer geboren sind, sich mit Weibermänteln bekleiden und durch schimpfliche Verwandlung in Mädchengestalten die männliche Kraft verweichlichen! Sie erröten nicht, die Muskeln ihres männlichen Arms mit Frauenkleidern zu umhängen; Bärte tragen sie im Gesicht und wollen als Weiber erscheinen. Sie haben es verdient, daß sie die männliche Tapferkeit verlieren, wenn sie sich in Weibergestalten verwandeln. Wahrlich durch das gerechte Gericht Gottes ist es geschehen, daß sie die soldatische Tüchtigkeit eingebüßt haben, weil sie sich zu Frauengestalten erniedrigten.[3]

Endlich drangen die nordischen Vorstellungen von Hexen, nachtfahrenden Frauen, dem wütenden Heer nach Süden und Osten vor.[4] Unter diesem Glauben litten nun viele Frauen, u. a. die Kaiserin Theodora. Zwar verraten die Namen der führenden Göttin, der Abundia, Satia, Bona Res, Herodias, Diana, nichts von nordischen

---

[1] Arnold, Cäsarius S. 167.

[2] Cäsarius eiferte gegen diese abergläubische Ansicht (s. 265); Migne 39, 2240,

[3] S. 129; M. 39, 2002.

[4] Illud etiam non omittendum quod quaedam sceleratae mulieres, retro post Satanam conversae, daemonum illusionibus et phantasmatibus seductae, credunt ac profitentur se nocturnis horis cum Diana paganorum dea vel cum Herodiade et innumera multitudine mulierum equitare super quasdam bestias et multa terrarum spatia in tempestate noctis silentio pertransire, eiusque iussionibus velut dominae obedire et certis noctibus ad eius servitium evocari; Mansi 11, 585; vgl. Usener, Rhein. Museum 1895, S. 147; Reinach, Rev. celtique 16, 268; Grupp, Kulturg. d. r. Kaiserzeit 2, 456; Kelten und Germanen 160, 296. Über Holla, Pharaildis (Frau Hilde) s. Burch. Wormat. Loci comm. 19, 5; Joh. Salisb. polic. 2, 15; Isengrimus 2, 83; Guil. Paris. de univ. 2, 3; Jac. de Vorag. l. de S. Germ. c. 102; Decr. Grat. II C. 26 qu. 5 c. 12.

Anschauungen, aber der Zusammenhang dieser Göttin mit der germanischen Holla oder Holda, der Frau Hilde, Walburga, liegt zu klar am Tage. Wie die Germanen vertrieben die südlichen Völker nun die Geister durch Lärmen und Klopfen und suchten durch Vermummung ihren Zorn abzuwenden.

# III. Römisches Leben während der Völkerwanderung.

## 1. Heidnisches.

Inmitten einer Trümmerwelt hielt sich Rom aufrecht trotz einem Alarich und Attila, und es kam das stolze Wort auf: „Lerne die Furcht vor Rom, wahnwitzige Welt der Barbaren!“[1] Auch nach dem Verfalle des Reiches beherrschte Rom immer noch die Phantasie, wie der Gote Jordanes andeutet.[2] „Roma, du Amme der Menschen, Mutter der Götter, zu den Sternen selbst erhoben, du Heimat aller Völker; dir huldigt alle Welt. In deinen Heiligtümern sind wir dem Himmel nahe.“[3] Also singt Rutilius und hat dabei nur das heidnische Rom im Auge, das Rom der Theater und Tempel, die Stadt, von der Salvian schreibt, sie sei nie so üppig und elend zugleich gewesen wie zu seiner Zeit. Sie habe vom sardonischen, lachenerregenden Kraute genossen. Sie lache und lache, bis sie sterbe. „Das Volk verbringe seine Zeit bei Spiel und Wein in Freuden- und Schauspielhäusern.“ Der Kaiser Honorius hatte an den Vergnügungstribun zu Karthago die Weisung ergehen lassen, alle Schauspieler, die durch kaiserliche Gunst von ihren Pflichten befreit waren, wieder dem Theater zurückzuführen, damit die Vergnügungen des Volkes und die Festtage nicht ihres gewohnten Glanzes entbehrten.[4] Sogar während der Belagerung und Eroberung von Städten überließen sich die Bürger den Vergnügungen. „Während die Zerstörung drohte,“ sagt Salvian mit Bezug auf Vorkommnisse zu Köln und Trier, „lagen die Vornehmen beim Mahl, ohne Gedanken an ihre Ehre und ihr Alter, vollgefressen, berauscht, brüllend wie wahnsinnig.“ Gestern im Amphitheater, heute in der Kirche, abends im Zirkus, morgens am Altare, sagt Hieronymus. Die jetzigen Gönner der Jungfrauen waren früher

[1] Discite vesanae Romam non temnere gentes; Claud. b. Got. fin.

[2] Romana respublica tenuit totum pene mundum . . . et hactenus imaginarie tenet; M. G. a. a. 5, 1.

[3] Nutrix hominum genetrixque deorum, non procul a caelo per tua templa sumus. — Urbem fecisti, quod prius orbis erat (49).

[4] C. Th. 15, 7, 13.



Schauspielerpatrone.[1] Allerdings meint Augustinus, die Theater nehmen ab.[2] Als man Bordeaux nach seiner Zerstörung wieder aufbaute, vergaß man sogar einen Platz für das Theater übrigzulassen.[3] Dagegen war das erste, was in Trier wiederhergestellt wurde, nachdem die Germanen es in Brand gesteckt hatten, das Theater.

Die Germanen waren zwar, meint Salvian, nicht erfüllt von der Raserei der Spiele, und hatten, obwohl schon ein Theoderich ein gutes Verständnis für die Vorzüge der römischen Theater verrät,[4] mehr Neigung zu wilden als zu sinnlichen Darstellungen, bevorzugten daher die Tierhetzen und nannten die Theater schlechtweg Bärenfänge, Bärlache.[5] Auch Symmachus gedenkt fast nur ihrer, keiner anderen Spiele. Für die Zuschauer, sagt Salvian, sei es der höchste Genuß, daß Menschen zerrissen Tiere mit ihrem Fleisch gefüttert werden: zu diesem Zwecke durchstreife man die Wildnisse und undurchdringliche Wälder, ersteige die Alpen und dringe in schneebedeckte Täler. Ebenso fanden Fechter überall, bei Römern und Barbaren, reichlichen Zulauf. Die Stelle der Fechter vertraten vielfach Verbrecher, deren Todeskampf die Schaulust reizte. Wie freute sich Symmachus, als 29 Sachsen im Zirkus statt am Galgen ihre Hälse brachen.[6] Noch ums Jahr 450 unterbrachen den einförmigen Jahreslauf achtundfünfzig Spieltage.[7] Die verfeinerte, verweichlichte Gesellschaft fand dagegen nur noch Geschmack an Darstellungen, von denen man nach Salvian nicht sprechen, ja an die man nicht einmal denken konnte, ohne sich zu beflecken.[8] Noch immer herrschten hier die Götter, Venus in den Mimen, Neptun im Zirkus, Mars in der Rennbahn, Merkur und Minerva auf der Athletenbühne.[9] Wie in den Theatern standen auf den Marktplätzen, in den Thermen und Schulen noch immer alte Götterbilder und schmückten Nacktheiten die Wände.[10]

Dagegen fand Rutilius das Christentum kalt und frostig. Die Christen, meint er, seien von einer Art Kirke bezaubert, die

---

[1] Ep. 69, 9.

[2] Per omnes civitates cadunt theatra; de cons. evang. 1, 33 (51).

[3] Rev. hist 48, 9.

[4] Er bewunderte die Akustik: concavis repercussionibus roborata, talem sonum videntur efficere, ut pene ab homine non credatur exire; Cass. 4, 51.

[5] Berlach, Berlich; Kulturg. d. r. Kaiserzeit I, 191, 555. Greg. dial. 3, 11. Ein Gaukler mit einem Affen ib. 1, 9. Symm. ep. 4, 12; 5, 62; 9, 27, 117, 132, 142.

[6] Ep. 2, 46.

[7] Amm. 14, 6; 28, 4.

[8] G. 6, 3. Sidonius führt manche an: Leda, Europa, Urteil des Paris, Mars und Venus (c. 23, 270), ebenso Chrysostomus, s. Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 533.

[9] L. c. 6, 11.

[10] Nuda pictorum corporum pulchritudo . . . lubrici tortuosique palestritae; Sid. ep. 2, 2. Sym. 7, 18; 8, 23.

ihnen die Seelen verwandelte,[1] die besonders Menschenscheuen, Freudlosen flüchten sich in Höhlen und glauben mit ihrem Schmutz den Göttern zu gefallen. Rutilius, der sich so offen äußerte, war wenigstens ernst in seinen Versen, während angebliche Christen wie Luxorius und seine Freunde mit Martial an Schlüpfrigkeit wetteiferten. Claudian bietet gleich den ganzen Olymp auf, um Stilicho und seine Tochter zu verherrlichen. In der Grotte der Zeit und Ewigkeit liegen die erzernen, die eisernen, die silbernen und goldenen Jahrhunderte; der Sonnengott Helios greift nach einem golden Jahr für Stilicho, besteigt seinen Feuerwagen und läßt sich von Lucifer und Aurora seine strahlende Rosse zäumen, fährt über den Himmel, und vor ihm schwebt das goldene Jahr. Seine Tochter Maria, die sich mit Honorius vermählt, huldigt Venus mit ihrem Gefolge. Frohlockend verkündigt Amor seiner Mutter zu Paphos, er habe in Honorius die Liebe entzündet, und holt sie über das Meer aus ihrem Zauberpalaste. Ein mutwilliges Gefolge schwebt und schwimmt um sie, Meeresgötter mit Veilchen, Rosen und Blumengewinden. Wenn Venus über die Lande fliegt, teilen sich die Wolken, und die winterliche Flur nimmt Frühlingsglanz an. Die Amoretten breiten Purpurteppiche aus und bauen das Ehegemach auf. Dann offenbart sich Venus der Braut, die in griechische und lateinische Gedichte versunken ist, in einem magischen Glanze, überreicht die Geschenke der Nereiden und schmückt sie eigenhändig mit schimmernder Zier. Schon erwartet sie der kaiserliche Wagen; bekränzte Krieger streuen Blumen auf den Weg und preisen Stilicho, den Ritter der Welt. Den gleichen Geist atmet das Hochzeitslied des Ennodius, eines sonst frommen Mannes und Priesters. Gegen die Heidenzeit hatte sich dem Anschein nach wenig verändert. Noch immer stieg Opferrauch auf und vereinigten Opfermahle die Verehrer der Götter. Viele betraten nach Salvian „vom Weihrauch des dämonischen Opfers noch duftend die Pforte des Gotteshauses und stürzten sich zum Altar, um mit dem Kelch der Dämonen auch den Kelch des Herrn zu trinken", und vom Altare eilten sie wieder zum Schauspiele. Die Theater waren voll, die Kirchen leer, allerdings auch die Tempel.

Die Abkehr von den Göttern, erklärten gebildete Heiden, verschuldete die Not des Reiches,[2] während die Christen mit mehr Recht ein Strafgericht des Himmels für die Überfülle der Sünden darin erblickten. Das Heiligtum selbst, hören wir, wäre übervoll von Trunkenbolden, Schwelgern, Hurern, Räubern und Mördern. Besser als die Christen seien die Sklaven, seien die Barbaren. Vor ihnen müßten sich die Römer ihrer Glaubensgenossen aus dem Orient, kleiner Handelsleute, schämen, die nur Lug und Trug kannten.[3]

[1] Tunc mutabantur corpora, nunc animi (526).
[2] Sym. ep. 2, 7.
[3] Meditatio doli et tritura mendacii (4, 14).



Die heidnischen Edelleute und hohen Beamten verachteten geradezu die Christen und sprachen jedem aus ihrer Mitte, der Christ wurde, den Adel ab.[1]

## 2. Unzucht und Habgier.

Die Heiden machten den Christen den Vorwurf, sie wären auch nicht besser als sie. In der Tat machen die Kirchenväter keinen Unterschied in ihren Rügen und ihrer Entrüstung über die herrschenden Laster, die Unzucht, Trunksucht, Habsucht, die die Gesellschaft zerstörten. Der Konkubinat entehrte niemand,[2] und da die Sklaverei noch fortdauerte, glichen die Frauengemächer nur allzusehr orientalischen Haremen.[3] Bei uns, sagt Salvian, ist Unzucht eine Zier, eine Ehre, bei den Goten eine Schande. Die Barbaren ekelt unser Lotterleben an.[4]



Joseph und Potiphars Frau nach der Wiener Genesis des fünften Jahrhunderts. Die Frau liegt in einem Bette in einer Exedra. Rechts schließen sich Familienszenen an. Zunächst folgt ein stehender Knabe wohl Joseph, in einer mit einem Clavus besetzten Tunika. Daneben beugt sich eine Frau mit einer Rassel über ein in der Wiege liegendes Kind, das ein rotes Mützchen auf dem Kopfe trägt. Darauf folgt eine Spinnerin mit der Pänula, unten eine Frau mit einem Kinde; die sitzende Frau wickelt Wolle, einer zweiten Spinnerin hält ein Knabe die Wasserschale hin zum Befeuchten der Finger.

---

[1] Honorem nobilitatis amittit (4, 7).

[2] Si vir cum multis ancillis in libidinis cloaca volutetur, collaudatur et sibi invicem loquentes, si quis hoc amplius fecerit, cum risu et cachinno confitentur; Caes. s. 288. Vgl. Sym. ep. 8, 41.

[3] Ut emissarii equi . . . ad omnes vernulas suas quasi ad greges proprias hinniunt (7, 4).

[4] Offenduntur impuritatibus nostris (7, 6).

Sklaven und Sklavinnen waren unschwer zu haben, viel leichter als einige Jahrhunderte zuvor; die Barbaren sorgten schon dafür und bereicherten damit die schmutzigen Händler, die ihnen auf dem Fuße folgten.[1] Der Menschenhandel, der Wucher, der Geld- und Landwucher hatte eine glänzende Zeit, und die Orientalen, namentlich die Juden erlangten einen Reichtum und einen Einfluß, der die Herrscher und das Volk empörte. In Italien standen die Bauern auf und jagten den Händlern ihre Beute ab;[2] in Spanien erließen die Könige Ausnahmegesetze und zwangen die Juden zur Bekehrung.

Nun blieben die Christen freilich hinter ihnen nicht zurück, sonst hätte Ambrosius nicht schon zuvor eine so erschütternde Strafrede halten können, wie er sie seiner Schrift über Tobias zugrunde legte, wo er ergreifend schildert, wie die Wucherer ihre von Schulden und Steuern überlasteten Opfer umgarnten. Statt ihnen, wie sie vorspiegelten, eine Erleichterung und die Freiheit zu bringen, reichten sie ihnen ein Schwert, einen Strick und hingen sie an einen Mühlstein auf, zwangen die Schuldner zum Verkauf ihrer Kinder, ja zur Verpfändung und Veräußerung ihres väterlichen Grabes, des höchsten Schatzes.[3] Das Wucherkapital war nach Ambrosius ein wahres Gift, eine Viper, eine Schlange, die sich immer wieder neu gebar.

Der Reiche brauchte nichts einzukaufen, bemerkt Ambrosius, er bezog alles von seinen Schuldnern und hatte Wirte, Krämer, Schlächter, Wein- und Obsthändler in seiner Hand, zudem daß seine eigenen Güter Brot, Fleisch und Früchte genug lieferten.[4] Die Gutsherren, sagt Cäsarius, können nie genug Einkünfte herausschlagen und sich an ihrem Besitze sättigen. Immer rechnen sie auf die Not des Nebenmenschen; denn ohne Not verkaufe niemand sein Land. Da spricht einer: „Mein Nachbar hat ein schönes Landgut, könnte ich es doch erwerben und meinem Besitze einverleiben.“ Nun beginnen die Umtriebe, er bearbeitet die Steuereinnehmer und Beamten, daß sie seinem Nachbarn mehr Lasten aufbürden; dieser kommt in Not und bittet ihn um ein Darlehen. Der Reiche aber erwidert, er habe kein Geld, wenn er sein Gut verkaufen wolle, so werde er selbst ein Anlehen aufnehmen. Nach vielen Winkelzügen kauft er das Gut, das hundert Goldsolidi wert war, um die Hälfte des Wertes.[5] Sonst verkaufte man, um zu gewinnen, sagt

---

[1] Idat. chr. 445 ff.

[2] Cassiod. var. 8, 33; 11, 12.

[3] Über die addictio vgl. Iust. Nov. 134.

[4] De Tob. 7, 8, 11; vgl. Sid. ep. 4, 24; Paul. Nol. ep. de gazophylactio, ep. 12 ad Sev. (cupidissimi terrae foeneratores).

[5] Caes. s. 75, 250. Paulinus von Nola berichtet von einem reichen Gutsbesitzer Daducius, seine Leute hätten einen armen Priester vertrieben, ep. 12 ad Delph.

Salvian, jetzt um zu verlieren[1] und wenigstens der Steuerlast zu entgehen.

Auch Reiche jammerten, sie wären den Lasten nicht gewachsen.[2] Der keineswegs unbemittelte Sidonius bettelte einmal um Erleichterung seiner Lasten, allerdings in der Form einer allgemeinen Bitte für die Stadt Lyon, wo, wie es scheint, zur Strafe eine dreifache Kopf- und Vermögenssteuer erlegt werden mußte.[3] Er fleht den Kaiser an, er möge wie ein neuer Herkules die drei Köpfe abschlagen. Nicht die Ernte, meint er einmal ironisch, sondern die Obrigkeit mache die Jahre gut oder schlecht. Die Klage ist um so auffallender, als nach Salvian die Reichen selbst die Steuern verteilten. Sie verhängten, sagt er, was sie selbst nicht spüren, und erdrückten die Armen. Wer unter der Last nicht erliegen wollte, mußte fliehen und verzichtete dann oft gerne auf sein Eigentum, oder er begab sich in den Patronat der Großen[4] oder suchte wenigstens ihre Gunst zu erkaufen.

Die Großen ließen sich in alter Weise bestechen;[5] ihnen Geschenke zu geben gehörte so zum guten Ton, daß sich selbst Gregor der Große dazu verstand.[6] Er selbst wies Geschenke ab; als ihm nun einmal ein Bischof kostbare Kleider schenkte, verkaufte er sie in Rom und schickte das Geld zurück.[7] Die meisten Beamten waren recht gewissenlos. So hören wir von einem Johann mit dem Backenknochen, er habe wie ein Tier alles verschlungen. Einen Logotheten Alexander nannte das Volk die Schere, weil er das Gold von den Münzen abschnitt.[8] Von dem Statthalter Seronatus urteilt Sidonius bitter, er schmeichle den Barbaren und trete die Römer nieder, täglich bevölkere er die Wälder mit Flüchtlingen, die Landhäuser mit Barbaren, die Altäre mit Verbrechern, die Gefängnisse mit Geistlichen. Die Bevölkerung, die von den Städten auf das Land flöhe, bedrücke er mit unerhörten Auflagen, verfolge die einen mit falschen Anklagen, lasse die Arbeiter nicht nach Hause kehren, wenn sie ihm nicht einen Tribut zahlten. Man wisse am sichersten, daß er sich nähere, wenn unglückliche Gefangene gefesselt vorgeführt würden, um von ihm abgeurteilt zu werden. Ihre Angst sei seine Freude, ihr Hunger seine Nahrung, für besonders fein halte er es, wenn er sie vor der Bestrafung erniedrige; die

---

[1] G. 5, 8.
[2] Sym. ep. 9, 40.
[3] Tria capita, c. 13.
[4] Salv. 5, 7.
[5] Greg. ep. 12. 15; dazu bemerken die M. G. (ep.): Ex his et similibus locis apparet, innumerabiles leges ab imperatoribus contra largitiones magistratuum latas pro nihilo fuisse.
[6] Ep. 12. 21; 11, 66; 2, 32; dial. 3, 21; D. 1, 16, 6.
[7] Non delectamur xeniis (1. 66).
[8] Proc. b. Got. 3, 1; h. a. 24; Lydus 261; Agath. 4 (Joh. Afer); Diehl, Justinien 105.

Weiber müßten ihr Haar schneiden, die Männer es wachsen lassen. Niemand gehe frei aus, als wer ihn besteche.

Die Ungerechtigkeit der Großen rächte sich durch die Verödung und durch die germanische Besetzung des Landes. Der Feldbau stockte, und es entstand daher häufig Hungersnot. Ausonius sammelte immer für zwei Jahre Vorräte; wer keine Vorräte sammelt, sagt er, der empfindet bald Not, besonders zu Rom, das ganz auf die Getreidelieferung entfernter Provinzen angewiesen war, die nach und nach verloren gingen. Schon der ältere Symmachus jammert oft darüber, zumal bei der fortwährenden Gefährdung Afrikas lange vor der Besetzung durch die Vandalen.[1]

Als der Grammatiker Fulgentius in Afrika einen Landaufenthalt nahm, stieß er überall auf die Fußspuren wilder Barbaren, auf freiweidendes Vieh, dem Joch entwöhnt, und sah die Pflüge nach römischer Art im Rauch aufgehängt, damit sie nicht verfaulten. Aber er konnte sich auch ergötzen am frischen Grün der Wiesen. Das Leben ging seinen Gang weiter, und die Schulen, höhere und niedere, bestanden fort, so daß er eine gute Beschäftigung fand.

## 3. Freundliche Lebensbilder.

Einen guten Einblick in die gemischte Gesellschaft jener Tage gestattet die Lebensbeschreibung des Paulinus von Pella, eines Enkels des Ausonius. Des Paulinus Vater stammte aus Gallien, seine Mutter aus Griechenland. Als sein Vater Präfekt von Makedonien zu Pella war, kam Paulinus zur Welt 376. Bald nach seiner Geburt wurde sein Vater nach Karthago versetzt und anderthalb Jahre später nach Bordeaux, der Heimat seines Geschlechtes. „Zuerst unterwiesen mich die Eltern“, erzählt Paulinus, „mit nützlicher Lehre und brachten mir gute Sitte bei. Nachdem ich das Alphabet gelernt, las ich Isokrates und Homers Ilias und Odyssee. Dann wurde mir vorgeschrieben, Vergils Äneis zu lesen, obwohl ich vom Latein erst sehr wenig verstand, da ich von der Dienerschaft ganz ans Griechische gewöhnt war. So fiel mir die neue Sprache anfangs recht schwer. Die Eltern erzogen mich keuschen und reinen Sinnes. Meine Studien in der griechischen und römischen Literatur wurden aber jäh unterbrochen, als ich kaum 15 Jahre zählte: ich verfiel in ein Wechselfieber[2] und mußte auf den Rat der Ärzte alle geistigen Anstrengungen meiden, um den Körper zu kräftigen. Mir zuliebe nahm damals der Vater die Jagd wieder auf, und so ließ ich die Studien liegen. Ich wünschte mir ein schönes Pferd, reich ausgerüstet, einen wohlgebildeten Stallmeister,[3]

[1] Ep. 3, 82; 4, 18, 54, 74; 7, 68. Sardinisches Getreide 9, 42, Sidonius beschlagnahmte als Stadtpräfekt fremde Schiffe, ep. 1, 10. Claud. de b. Gild. 150.

[2] Quartana. [3] Strator.



einen beweglichen, raschen Hund, einen schönen Sperber oder Jagdfalken, einen schönen vergoldeten Ball, aus Rom bezogen für das Spiel, das ich liebte. Mein Gewand duftete von allen Wohlgerüchen Arabiens. Auf einem raschen Renner zu reiten brachte mir viel Vergnügen. Nur durch Christi Gnaden kann ich damals bei einem gefährlichen Reiterstückchen beschützt worden sein. Aber auch der Liebe ergab ich mich und stürzte mich in Vergnügungen, von denen ich einst glaubte meine Jugend rein erhalten zu können. Soviel es mir möglich war, zügelte ich meine überwallende Lust, um meine Schuld nicht mit Verbrechen zu beschweren. Ich machte mir zum Gesetz, keine Frau zu vergewaltigen, wie das Recht eines anderen nicht zu verletzen; freie Personen, die sich selbst anboten, wies ich ab, ich begnügte mich mit häuslichen Freuden. So lebte ich vom achtzehnten bis zum zwanzigsten Jahre, als ich mich auf den Wunsch meiner Eltern mit einem Mädchen aus altem Geschlecht vermählte. Ihr Erbgut war durch die schlechte Verwaltung ihres alten Großvaters sehr heruntergekommen. Doch ich legte mich mit der ganzen Spannkraft der Jugend auf die Bewirtschaftung und schuf hier bald Ordnung; ich hob die Feldwirtschaft und den Weinbau und regelte die Steuerverhältnisse. Mein Wunsch war ein bequemes Haus mit weiten Gelassen, geeignet für die verschiedenen Jahreszeiten, ein guter Tisch, reiche Ausstattung, Silbergeschirr, kostbarer durch die Arbeit als durch das Gewicht, Ställe voll wohlgebildeter Pferde, schöne Wagen zur Spazierfahrt, zahlreiche junge Sklaven, verschiedene Handwerker, die geschickt sind, die Befehle auszuführen.“ In der Tat gelang es Paulinus, sich so viel Vermögen zu erringen, daß er behaglich leben konnte, hielt sich aber viel bei seinen Eltern auf. Im dritten Jahrzehnt seines Lebens fiel Unglück über ihn herein. Der Vater starb, und er geriet mit dem Bruder in Streit wegen der Erbschaft. Die Westgoten fielen ins Reich, er mußte die Stelle eines Schatzmeisters bei dem von den Goten ausgerufenen Kaiser annehmen, wurde selbst seiner Güter beraubt und in einen Sklavenaufruhr verwickelt. Paulinus wollte nach Illyrien ziehen, wo er von Mutterseite Güter besaß, und dann als Mönch die Einsamkeit aufsuchen, aber Verwandte widersetzten sich diesem Vorhaben. In seinem religiösen Eifer geriet er auf häretische Abwege, erst in seinem vierundvierzigsten Jahre kehrte er wieder zum wahren Glauben zurück. Seine nächsten Verwandten, die Schwiegermutter, die Mutter, die Gattin, einer seiner Söhne, der Priester geworden war, starben rasch nacheinander. Vereinsamt und fast verarmt ging er nach Marseille, wo er einige christliche Freunde fand. Dort bestellte er ein kleines Gut von vier Morgen und baute sich auf felsiger Höhe ein Häuschen,[1] aber auch hier verfolgte ihn das Unglück, und er

[1] Summa in crepidine saxi, Euch. 533.

kehrte nach Bordeaux zurück. Ein unbekannter Gote kaufte ihm sein Gut in Marseille ab und schickte ihm den Kaufpreis. So rettete ihn Gottes Güte.

Wenn man die Gedichte des Paulinus oder die Briefe des Sidonius liest, könnte man glauben, das Leben habe sich seit Plinius nicht verändert. Sidonius stammte aus einer angesehenen Beamtenfamilie; Vater, Groß- und Urgroßvater waren Präfekten in Gallien, sein Geist wuchs auf in den Einrichtungen und Erinnerungen des römischen Reiches. Einen der tiefsten Eindrücke machte auf ihn eine feierliche Konsulernennung 449. Sein Vater saß auf einem kurulischen Sessel, und er selbst stand hinter den Stufen. Die hohen Würdenträger, Konsularen, Präsidenten, Rittmeister, Heermeister, Tribunen, Bischöfe, Notare näherten sich seinem Vater, begrüßten ihn und küßten sein Purpurgewand, das er als Vertreter des Kaisers trug. An die Konsularernennung schloß sich die Freilassung eines Sklaven[1] und Gabenverteilung[2] an das Volk an. Die Vornehmen empfingen zum Zeichen der Erinnerung Diptychen, Elfenbeintafeln mit dem Namen oder der Gestalt des Konsuls, wie sich solche noch erhalten haben. Darauf hielt ein Rhetor Nicetius eine glänzende Rede auf den neuen Konsul, die in Sidonius den Wunsch erweckte, ein Rhetor zu werden wie dieser und ein Präfekt wie sein Vater. Sehr stark erregten seine lebhafte Phantasie der Einfall der Hunnen und die Kämpfe gegen sie, an denen sein späterer Schwiegervater Avitus teilnahm; er wollte sogar ihre Geschichte schreiben. Bald nach dem Einfall verheiratete er sich mit der Tochter des Avitus, die ihm ein Landgut als Wittum mitbrachte, auf dem sich Sidonius gerne aufhielt.[3] Im Jahre 468 wurde er zum Präfekten von Rom und zwei Jahre später gegen seinen Willen zum Bischof von Auvergne in dem heutigen Clermont ernannt. Während er sich vorher in seinem literarischen Schaffen zu sehr an heidnische Vorbilder gehalten hatte, erfaßte ihn nun eine ernstere Stimmung, aber immer noch schimmert das heidnische Vorbild und Leben durch.

Mit glänzenden Farben schildert er das Landleben. An dem Landgut seiner Frau rühmt er, wie Park und Wasserwerke herrliche Erquickung boten. In einer Bogenhalle lag ein Brunnen, in den sich mit großem Geräusch das vom Fluß hergeleitete Wasser durch Löwenköpfe ergoß. Den Mittelpunkt des Hofes bildete eine mächtige Halle,[4] wohin morgens und abends die Schar der Klienten kam, um dem Herrn zu huldigen.[5] An die Halle stieß das Schlafzimmer

[1] Mittels einer Ohrfeige vollzogen.
[2] Sportulae, ep. 8, 6; apophoreta Sym. ep. 2, 81 (7, 76); 9, 119.
[3] Avitacum am lac d'Aydat (Clermont); ep. 2, 2.
[4] Basilica — vestibulum — criptoporticus.
[5] Ubi publico lectisternio extructo clientarum sive nutricum loquacissimus chorus receptui canit, cum ego meique dormitorium cubiculum petierimus.

und das Winterspeisezimmer, dessen Wände der Kaminrauch mit Ruß bedeckt hatte,[1] und daran reihte sich ein Frauengemach, eine Webstube und ein Vorratsraum. Von der Halle stieg man auf einer Stiege zum kleineren Oberstock mit Ruhezimmer, Speise- und Versammlungssaal.[2] Im Speisezimmer liefen Bänke mit Ruhepolstern um die Wand: da konnte der Besucher auf den Fischweiher sehen und beobachten, wie die Fischer Netze und Hamen ausstreckten, und vom anstoßenden schattigen, nach Norden gelegenen Ruhezimmer dem Vogelgesang zuhören.[3] „Welches Vergnügen ist es da," schreibt Sidonius, „um Mittag dem Gezirpe der Zikaden zu lauschen, und wenn die Dämmerung sich über die Erde ausbreitet, dem Gequake der Frösche, in der tiefen Nacht dem Geschrei der Schwäne und Gänse und in der Totenstille dem Konzert der Hähne und der weissagenden Raben, die das purpurne Licht der aufgehenden Morgenröte begrüßen, beim Morgengrauen endlich der im Gebüsche schluchzenden Nachtigall und der zwischen Balken girrenden Schwalbe. Dazwischen spielen die Schäfer ihre Hirtenweisen. Nicht fern ist ein Hain, wo zwei ungeheure Linden ihre Zweige verschlingen und Schatten spenden, in dessen Kühle wir Ball spielen und ein See, der im Sturm anschwillt und mächtig aufwallt, so daß er das Laub der Bäume, die am Rande stehen, mit Gischt übersprengt; Pflanzen und Kräuter zieren ihn, in der Mitte liegt eine kleine Insel, die zum Zielpunkt den Ruderböten dient. Reich ist das Land an Wäldern, an Wiesen und Weiden." Auf den zwischen Wein- und Ölgärten gelegenen Landhäusern zweier Gastfreunde eilten wir, schreibt Sidonius, von einem Vergnügen zum andern. „Kaum betraten wir den Vorsaal eines Hauses, so lud uns hier das Ball-, dort das Schachspiel ein. Wieder an einem anderen Orte lagen Bücher in Fülle, man konnte sich mit Augustin und Varro, mit Horaz und Prudentius beschäftigen; ich sah mir Origenes, übersetzt von Rufinus, an und konnte nicht begreifen, warum er von einzelnen Erzmystern als gefährlich verschrien würde. Wenn die Wasseruhr fünf, d. h. nach unserer Rechnung elf, zeigte, rief uns ein Bote zum Frühstück. Unser Mahl war kurz, aber würdig und reichlich, nach Art der Senatoren gehalten:[4] auf wenig Tischen viel Gerichte, bald trockene, bald saftig gekochte. Während wir tranken, erzählten wir lustige Geschichten. Dann erhoben wir uns und gingen in das andere Landhaus, wo unser Bett stand,[5] und hielten unsere Siesta.[6] Nach dem Mittagsschlaf

[1] Arcuatili camino saepe ignis animatus pulla fuligine infecit.
[2] Diaeta, coenaciuncula.
[3] Diversorium, consistorium. Sidonius schickte seinen Freund Fische c. 21.
[4] Sancte, pulchre, abundanter accipiebamur.
[5] Quia nec facile crebro cubilium nostrorum instrumenta circumferebautur.
[6] Der Name Siesta Sexta traf hier noch zu, da das Essen in der fünften Stunde stattfand.

ritten wir eine Weile, um den Appetit zu reizen, dann gingen wir baden. Zwar hatten beide Gastfreunde Bäder in ihrem Hause; aber ich ließ durch meine Diener, die mit Mühe vom Trinkgelage wegzubringen waren (die Sklaven haben sich seit Plautus hierin nicht geändert), auf einfache Weise (nach germanischer Art) in einer mit Steinen gefüllten Grube ein Dampfbad bereiten, worauf wir uns in dem heißen Wasser wuschen und dann kalt badeten: ein schöner Fluß mit hellem Wasser, reich an Fischen, floß nämlich zwischen den Landhäusern hin. Ich möchte nun auch die Nachtmahle noch beschreiben, aber die Freunde tun besser, selbst alles zu sehen und zu erproben."

Auf ein gutes Mahl hielten die Herren viel und jammerten, wenn ihnen die Not oder die Magenschwäche diese Genüsse verdarben. Unter den Briefen des Bischofs Avitus befindet sich eine bitterböse Klage über die magere Kirchenkost; der alte Mann, um den es sich handelt, seufzt, daß er keine Austern mehr schlürfen dürfte und keine Fische mehr bekäme, sondern seinen Leib mit Gemüse füllen müßte; viel besser hätte es sein Freund an der königlichen Tafel, dessen größter Ärger einmal darin bestand, daß eine dicke Sauce einen fetten Pfau verbarg und daß es lange anstand, bis ihn der Tischdiener zerlegen konnte. Freunde sandten sich gegenseitig Leckerbissen zu, die sie mit wohlgesetzten Briefen begleiteten. Einen Diener, der die Übersendung besorgte, vergleicht Avitus in einem launigen, beinahe etwas schadenfrohen Bilde mit dem Raben des Elias; viel seufzend, nur wenig nehmend hätte er, sagt Avitus, mit gierigem, aber leerem Magen die Dinge befördert.[1] Dem Paulinus von Nola schickte ein Freund gleich einen Musterkoch mit einem boshaften Lobe zu; niemand wisse besser als er die fahle Bohne zu bereiten, dem schalen Mangold durch Weinessig etwas Geschmack beizubringen und eine schlechte Suppe herzustellen, die einem Menschen, der lange gefastet hatte, wohl munden würde. Von Gewürzen verstehe er nichts, er ersetze sie durch Kümmel und andere Kräuter, die er mit großem Geräusche im Mörser zerstampfe. Mangle ihm Holz, so reiße er vom Fußboden Bretter weg und werfe sie in den Herd.[2]

Trotz der Unruhe der Zeiten herrschte noch ein reger Verkehr auf den alten Römerstraßen, und der Handel tauschte die Waren des Ostens und Westens; nur der Norden war ausgeschaltet. Symmachus sandte seinen nächsten Angehörigen nach Spanien, um schöne, für seine Amtszeit passende Pferde zu kaufen, bezog wilde Tiere von weit her für die Spiele und bestellte Getreideschiffe. Er selbst reiste oft auf entlegene Landgüter und freute sich der Abwechslung.[3]

---

[1] Ep. 65, 74. Vgl. Paulin. ep. 1, 10 ad Sev.
[2] Ep. 23 ad Sul. Sev.
[3] Ep. 1, 3; 5, 83; 7, 106; 9, 12, 18, 20 ff., 42.



Dem Priester Ennodius hob die Reiselust so sein Gemüt und belebte die Phantasie, daß seine Empfindungen in warmen Versen ausströmten. Er freute sich, wenn er in der lauen Sommernacht auf das Land fuhr, getragen von einem „Hornfuße", einem Pferde, das rascher flog als der Wind; er freute sich ob des Sternengeflimmers, des Morgentaues, der die Haare befeuchtete, er freute sich ob der weißschimmernden Diana auf krokosgelber Biga. Da er einmal zur Herbstzeit, wo alle Kelter vom Rebensaft troffen, zum Besuche von Verwandten nach Oberitalien eilte, fand er das Land vom Po überschwemmt, so daß nur noch die Dächer der Landhäuser hervorragten. Wegen der Unsicherheit des Landes zog ein Bekannter des Paulinus von Nola den Seeweg von Gallien nach Italien vor, wurde schiffbrüchig, wobei viele Reisegenossen, wie er aber zu seiner Befriedigung bemerkte, nur Ketzer und Juden zugrunde gingen. Mönche, bei denen er einkehrte, konnten ihm nur ein paar Sandalen reichen. Nun hätte er sich wohl als Bettler oder Pilger durchschlagen können; er verschmähte aber den Ausweg, den so viele einschlugen, überließ sich aufs neue den Wogen und fror schlecht bekleidet entsetzlich auf dem Schiffe und fand keinen Schlaf, erreichte aber schlafend das Ufer.[1]

Die Landreisenden bedienten sich in alter Weise der Esel und Pferde, der Sänften und Wagen und der kaiserlichen Post.[2] Reiche prunkten mit glänzend aufgeputzten Pferden vor goldstrotzenden Wagen, unter deren Last nach dem Ausdruck des Paulinus von Nola die Straßen seufzten und zugleich strahlten, während fromme Töchter in schlichtem Gewande auf schäbigen Eseln ritten.[3] Schon der Sicherheit wegen zogen die Reichen große Gefolge nach sich, und schon von weitem sorgten Freunde für einen warmen Empfang. Sidonius schrieb dem Rhetor Lampridius: „Bitte den Senator Leontius oder den Rusticus um Gastfreundschaft; sollte ihr Haus schon voll sein, gehe ins Bischofshaus, küsse dem heiligen Manne die Hände und ersuche ihn um einen kleinen Platz unter seinem Dache. Sollte ich nirgends ein Asyl finden, so müßte ich eben, so ungern ich es täte, in einem Gasthause einkehren und die üble Luft in rauchigen Küchen einatmen." Vielleicht hatte er auch Angst vor Überforderungen, denen nach einer Verordnung des Königs Theoderich die Gäste oft ausgesetzt waren.[4] Wenn Sidonius mit Freunden eine Zusammenkunft verabredete, so schickte er seine Diener voraus, daß sie ihm eine würdige Stätte bereiteten. Am meisten freute er sich auf das Haus eines Freundes an einem schattigen Hügel mit

[1] P. 24.

[2] Symm. ep. 9, 65; 2, 46; 4, 7; 7. 106; Sid. ep. 1, 5; Proc. b. Vand. 1, 16; Vict. Vitens. pers. Vand. 2, 13 (38); 1, 11 (37).

[3] Phaleratis equis, auratis pilentis et carpentis . . . gemente [via] appia atque fulgente; ep. 10 ad Sev.

[4] Cass. var. 11, 11, 12.

kühler Quelle am fischreichen, rauschenden Fluß — „Wenn wir", schreibt er, „auf dem Wege dahin erhitzt oder durstig geworden sind, werden wir hier Schatten und ein Mahl finden." Er freut sich auf die Landhäuser des Ferreolus und eines Vetters Apollinaris, die nahe beieinander nicht weit von Nimes auf herrlichen, mit Wein- und Ölgärten besetzten Hügeln lagen und auf schöne Ebenen hinausschauten. Wenn Sidonius mit seinem Gefolge[1] dahin kam, mußte er versprechen, nicht vor acht Tagen wegzugehen. Schon am frühen Morgen stritten seine Freunde, wer ihn an seine Tafel nehmen dürfte. Wenn ein Vornehmer einen Jahrtag oder Geburtstag feiert, sagt Cäsarius, so gibt er schon mehrere Tage vorher Befehl, alles zu reinigen, was in den Wohnungen unrein ist, zu entfernen, was unpassend, und herzurichten, was nützlich und notwendig ist. Er läßt die Wände neu tünchen, wenn sie auch noch wenig schwarz geworden sind, den Estrich reinigen und mit Blumen schmücken. Die Diener entfalten größte Tätigkeit für alles, was dem Herzen Freude und dem Leibe Behagen schafft.[2]

Manch würdiger Grundherr und Landadeliger, Senator genannt, tritt uns in den Briefen des Sidonius entgegen. An einem gewissen Vektius rühmt Sidonius die große Humanität, Bildung und Besonnenheit. „Seine Kleider sind glänzend, der Gürtel elegant," lesen wir, „der Schmuck prächtig. Sein Gang ist würdig, seine Stimmung ernst; zu Hause und öffentlich erweckt er Vertrauen; er ist ebensoweit entfernt von verderbender Nachsicht als von grausamer Strenge.[3] Den heiligen Schriften widmet er sich häufig, er läßt sie sich unter dem Essen vorlesen; besonders gern betet er die Psalmen und singt sie noch häufiger als ein Kleriker. Er lebt wie ein Mönch, obwohl er kein Mönchskleid trägt.[4] Er liebt zwar die Jagd, zähmt Pferde, Hunde und Falken, aber er enthält sich des Wildbrets. Nach dem Tode seiner Frau blieb die Tochter der Trost seines Alters."

Weniger unbedingt lautet das Lob eines Landherrn, der auf seinem Gut eine Kirche besaß.[5] Als sechzigjähriger Mann wollte dieser noch jung erscheinen und kleidete sich beinahe kindisch. „Sein Kleid", schreibt Sidonius", ist eng gegürtet, sein Schuh eng geschnürt, sein Haar wie ein Rad geschnitten, sein Bart bis in die kleinsten Falten hinein wegrasiert. Er ist noch sehr gesund, da er einen guten Magen, kräftiges Herz und Lunge besitzt; die Blutgefäße sind nicht entzündet, das Rückgrat nicht gekrümmt. Für all diese Gaben

[1] Familia, ep. 2, 9.

[2] Um so mehr, meint er, sollte man den Geburtstag des Herrn würdig feiern; serm. 115. Die Schilderung erinnert an Matth. 12, 44; Iuv. s. 14, 60.

[3] Severitas eius temperamenti, quae non sit tetra, sed tetrica.

[4] Non sub palliolo, sed sub paludamento.

[5] Ep. 4, 9, 13.

möge er aber Gott danken und nicht allzusehr auf seine Gesundheit vertrauen, er möge sich mehr der Religion zuwenden, und da niemand frei von geheimen Sünden sei, möge er öffentlich Buße tun."

## 4. Romanisierte Germanen.

Einen fremdartigen Zug, etwas Aufreizendes, Buntbewegtes brachten nun viele Germanen in das fast klassische Sittenbild: Barbaren mit ihrer Wildheit und Ungebundenheit. Der Franke Sigimer erschien zwar selbst bei seiner Brautwerbung schon stark romanisiert in scharlachrotem, flammenfarbigem Gewande mit goldenem Schmuck und seidenem Mantel. Rot wie das Gewand waren die Wangen, golden wie der Schmuck das Haar, weiß wie die Seide die glänzende Haut des Sigimer. Weniger Würde aber verrieten seine Begleiter, die mit nackten Knien und Armen aufzogen; nur den Oberarm bedeckten Ärmel, den Unterfuß Gamaschen aus Ochsen- oder Pferdeleder.[1] Renntiermäntel flatterten über den Untergewändern; von der Schulter hingen am Wehrgehänge die Schwerter. In der rechten Hand hielten sie Lanzen und Kriegsäxte, in der Linken den großen Schild.[2]

Andere Herren hatten sich ganz der römischen Art angepaßt. So erklärt es sich, daß Sidonius, der sonst den sinnlichen Schein nicht übersieht, bei der Schilderung Theoderichs II., der seinen Schwiegervater auf den Kaiserthron erhoben hatte, wenig Germanisches hervorhebt. Ein Rundkopf[3] mit hoher Stirn, kein Langschädel, wie wir erwarten, hat er nach dem Dichter sein krauses Haar zurückgekämmt. Seltsam waren nur die auffallend langen Augenwimpern und zottigen Brauen. Mächtige Haarbüschel[4] bedeckten die Ohren und setzten sich in einem Backenbart fort. Sonst war das Gesicht glatt geschoren, echt römisch,[5] die Nase wohlgeformt, der Mund klein, die Hautfarbe schneeweiß, zumal am Hals und am Nacken, nur im Gesichte rot unterlaufen; die Brust vorspringend, der Unterleib eingezogen, Arme und Schenkel hart wie Horn. Vor Tagesanbruch, erzählt Sidonius, „sucht er mit geringem Gefolge die Versammlungen seiner (arianischen) Priester auf und zeigt ihnen mit großem Eifer seine fromme Verehrung. Im geheimen Gespräch indessen kann man bemerken, daß er an dieser Verehrung mehr aus Gewohnheit als aus Überzeugung festhält. Den übrigen Morgen fordert die Sorge um die Reichsregierung für sich. Am Throne steht ein Hofbeamter in Waffen. Damit nun die Schar seines Gefolges, das mit Pelzen bekleidet ist,

[1] Pero saetosus (borstiger Stiefel).
[2] Ep 4, 20.
[3] Capitis apex rotundus (1, 2).
[4] Flagella crinium.
[5] Symm. ep. 4, 18.

nicht ferne sei, wird sie zugelassen, aber damit sie nicht durch Geräusch störe, wird sie vor die Schwelle verwiesen; und so tost sie vor den Türen, abgeschlossen durch Vorhänge, eingeschlossen durch Gitter. Inzwischen werden die Gesandtschaften der Völker vorgelassen: er hört das meiste an, aber antwortet wenig." — „Bald ist die zweite Stunde da: er erhebt sich vom Thron, um sich entweder seine Schatzkammern oder seine Ställe zu beschauen. Ist eine Jagd angesagt, und er tritt an die Öffentlichkeit, so hält er es nicht für vereinbar mit seiner königlichen Würde, an der Seite einen Bogen zu tragen. Wenn ihm der Zufall auf der Jagd oder sonst auf dem Weg einen Vogel oder ein Wild nahebringt, so drückt ihm ein Knabe den Bogen in die auf dem Rücken gehaltene Hand; wie er es für knabenhaft ansieht, den Bogen in einem Futteral zu tragen, so hält er es für weibisch, ihn schon gespannt in die Hand zu nehmen. Er spannt ihn selbst, schießt und trifft sicher." — „Wenn man zum Gastmahl kommt, das an Werktagen ähnlich wie bei einem Privatmann ist, so setzt kein keuchender Diener eine bunte Menge bleifarbenen Silbers auf die Tische; der größte Wert liegt in den Worten, da entweder nichts oder nur Ernsthaftes gesprochen wird. Die Speisen erwecken Wohlgefallen durch die Kunst der Zubereitung, nicht durch den Preis, die aufgetragenen Gänge durch ihr schmuckes Äußere, nicht durch ihre Masse. Wozu viele Worte? Man kann da sehen griechische Eleganz, gallischen Überfluß, italienische Behendigkeit, öffentliche Pracht, die Sorgsamkeit des Privatmannes, königliche Gelehrsamkeit." An das Mahl schließt sich kein Mittagsschlaf an, sondern ein munteres Spiel, wo sich die heitere Sinnesart des Königs verrät: er rafft eilig die Steine, besieht sie sorgfältig, wirft sie ohne Zögern, treibt scherzend die anderen an, wartet geduldig, prahlt nicht bei guten Würfen, lacht, wenn er verliert, und gerät nie in Wallung, bleibt ruhig wie beim Waffenspiel. Um die neunte Stunde wälzt sich wieder die Regierungslast heran; groß ist das Gedränge und läßt erst wieder nach zur Zeit des Abendmahles; die Hofleute vertreiben den Rest der Bittsteller. Zum Nachtmahl treten dann und wann Mimen und Spaßmacher auf, dürfen aber niemand mit ihrer bissigen Zunge verletzen. Der Herr liebt keine rauschende Tafelmusik, keine Wasserorgel, keine Riesenchöre, keine Pauken und Harfen, sondern nur einfaches Saitenspiel das die Seele mehr erquickt als lauter Gesang. Den Schlafenden bewachen sichere Waffenträger. Ein Herrscher war eben nie seines Lebens sicher, ein germanischer so wenig wie ein römischer. Der gleichzeitige Kaiser Maximus pries Damokles glücklich, weil er nur während des Mahles, nicht den ganzen Tag ein aufgehängtes Schwert vor Augen hatte.[1] Seine Furcht war nicht unbegründet, wie sein trauriges Ende erwies.

[1] Sid. ep. 2, 13.

# IV. Ansiedelung der Westgermanen.

## 1. Die letzten Kämpfe der Römer an der germanischen Grenze.

Nachdem die Ostgermanen ins römische Reich eingedrungen waren, blieben auch die Westgermanen nicht mehr ruhig an der Grenze stehen, und so besetzten die Franken Gallien und die Alamannen Rätien, während die Baiuwaren Norikum belästigten. Wie wir schon oben hörten, drangen sie langsam vor und umgingen vielfach die festen Städte und die hohen Gebirge, wohin sich die Römer, richtiger gesagt, die romanisierten Kelten, flüchteten. Die Germanen fürchteten sich vor Städten wie vor Fanggruben,[1] gerieten aber erst recht in Fallen hinein, und viele zerstreute Haufen wurden von Städten aus aufgerieben.

In diesen Asylen hielt sich römisches Wesen noch lange, nachdem die Goten sich im Reich niedergelassen hatten. Wie es schon lange zuvor in den Grenzkastellen Sitte gewesen, bestellten die Burgleute unter dem Schutze der Festungswachen das Feld und ließen das Vieh weiden. Saat und Ernte besorgte man möglichst gemeinsam. Ein Teil der Bürger konnte sogar noch Handel treiben; Briefboten und Fuhrwerke zogen auf der alten Heerstraße nach Italien, und selbst mit den Germanen war der Verkehr nicht ganz unterbrochen. Wie wir aus der Lebensbeschreibung des hl. Severin erfahren, kamen Kranke von fernher, um sich bei einem Wundertäter heilen zu lassen, und suchten politische Flüchtlinge die entfernten Provinzen auf. Priester, Mönche und Nonnen lebten sorgenvoll und sorglos in den Tag hinein, Bußprediger wurden ausgelacht, ja sogar erschlagen, darunter Kleriker, die gegen den Götzendienst eiferten. Trotzdem das Land zum römischen Reich gehörte, beherrschten die Heiden noch die öffentliche Meinung.

Noch um 470 hatten die Römer in Norikum einen festen Fuß, aber ihre Herrschaft ging immer mehr zurück. Die Truppen waren von dem Mittelpunkt des Reiches abgeschnitten, und daher fehlte es ihnen an Waffen und Sold, selbst an den nötigen Lebensmitteln, seitdem das flache Land mehr und mehr den Germanen in die Hände fiel. Von der batavischen Kohorte in Passau machten sich

[1] Circumdata retibus busta, Amm. 16, 2; 17, 6.

einige Soldaten auf, um ihren Sold über die Alpen zu holen, sie wurden aber auf dem Wege erschlagen. Den eingeschlossenen Römern kam es lange zustatten, daß die Germanen wenig von der Belagerung verstanden, der nötigen Werkzeuge entbehrten und bald an Lebensmitteln Mangel litten. Manchmal gelang es den Belagerten, durch einen plötzlichen Ausfall die Feinde zurückzuschlagen, sie konnten aber doch nicht auf die Dauer Widerstand leisten. Von den benachbarten Wäldern brachen immer wieder die Feinde los, raubten das Vieh und zertraten die Fluren. Durch diese fortwährenden Einfälle ermüdeten und erschöpften aber die „Räuber“ — so hießen nun die Barbaren — doch mehr und mehr die Kräfte der Belagerten, bis sie es wagen konnten, Kastelle und Städte näher zu bedrängen. Da rückten sie wohl nachts mit Leitern aus und erstiegen die Mauern, fanden aber manchmal leere Nester; denn die Eingeschlossenen retteten sich beizeiten und zogen sich von einem Grenzkastell in ein weiter hinten gelegenes zurück. Im offenen Felde den Germanen gegenüberzutreten, wagten sie nicht mehr; sie waren zufrieden, wenn sie einzelne Städte noch halten konnten. Die Stadtbevölkerung, die den Waffen längst entwöhnt war, mußte sich wieder dazu bequemen, die Waffen zu ergreifen, und die Befehlshaber richteten einen städtischen Wacht- und Kundschafterdienst ein. Oft aber sahen sich die Städte genötigt, germanische Soldaten selbst in ihre Mauern aufzunehmen und hießen sie nach dem Beispiel der Kaiser Bundesgenossen; in Wahrheit aber waren diese Eroberer.

Lange Zeit hielt sich Passau. Zwar überfiel einmal, während die Bewohner in der Kirche weilten, ein Suebenkönig mit wenigen Begleitern die Wachen vor den Stadttoren, hieb sie nieder und tötete auch einen flüchtenden Priester. Aber eine Einnahme gelang ihm doch nicht, und viele Römer fanden darin Schutz. Nachdem die Angriffe sich immer häufiger wiederholten, wanderte ein Teil der Einwohnerschaft weiter abwärts nach Lorch. Bald darauf fiel Passau in die Hände der Thüringer, die einen Teil der Zurückgebliebenen niederhieben, den anderen zu Gefangenen und Sklaven machten. Immer weiter rückten die Germanen vorwärts. Die Stadt Joviacum, Schlögen wurden verbrannt, die christlichen Priester daselbst aufgehängt.

In dieser traurigen Zeit erschien in Norikum als Tröster und Helfer der hl. Severinus aus fernen Landen, vielleicht aus Afrika, vom Geist Gottes getrieben, und erregte gewaltiges Aufsehen.[1] Ein Asket gleich den Mönchen des Morgenlandes, nahm er nie vor Sonnenuntergang Speise zu sich, außer an Festtagen, ging auch im

[1] Wenn er aus Afrika stammt, vertrieb ihn die Verfolgung der Vandalen; er ging zunächst nach Kleinasien und lernte die Regel des hl. Basilius kennen, kam um 454 nach Norikum und starb 482 (im Alter von 75 Jahren nach Sommerlad, Lebensbeschreibung Severins 67).

Winter barfuß und schlief nur auf einem Mantel. Er gründete viele Klöster und nahm darin auch Barbaren auf. Ohne Unterlaß mahnte er zum Gebete, zum Fasten und zum Wachen; das ging aber den verwöhnten Leuten etwas schwer ein, und sie zürnten dem Bußprediger; selbst ein Priester rief ihm einmal zu: „Geh, geh, schau, daß du weiter kommst, aber schnell, damit wir nach deinem Fortgang uns von dem vielen Fasten und Nachtwachen wieder ein wenig erholen." Da ging Severinus weg, und kurz darauf wurde dieser Priester und ein Teil der Einwohner erschlagen und der Ort zerstört.

Severinus war aber kein bloßer Betbruder, er ging auch allen mit Rat und Tat zur Seite. Dem Bischof von Lorch ließ er einmal sagen, die Bürger möchten auf der Hut sein, der Feind sei in der Nähe. Aber die Leute wollten ihm nicht glauben; da rief er: „Steinigt, steinigt mich, wenn ich gelogen habe." In der Tat rückte ein feindliches Heer heran, aber die Fackel der Nachtwachen belehrte es, daß die Eingeschlossenen ihren Angriff erwarteten, und es zog wieder ab. Zu Fabiana (Mauer) ermutigte er den Tribun Mamertinus zu einem Angriff. „Auch wenn deine Krieger unbewaffnet sind," sagte er ihm, „werden sie jetzt von den Feinden Waffen erhalten, denn wer fragt nach der Zahl und Tapferkeit der Streiter, wo Gott in allen Dingen als der Vorkämpfer erkannt wird? Der Herr wird für euch kämpfen." Der Heilige hatte sich nicht getäuscht, der Ausfall gelang, und es wurde eine „Räuberschar" gefangen genommen. Er ließ sie aber von den Fesseln befreien und mit Speise und Trank erquicken, dann sprach er zu ihnen: „Gehet und meldet euren Genossen, daß sie nicht mehr wagen sollen, nach Beute begierig hierherzukommen, denn sogleich wird sie das Strafgericht der himmlischen Rache ereilen."

Severinus wußte auch den Barbaren Achtung abzunötigen, freilich sie von seinen Schützlingen fernzuhalten vermochte er bei ihrer Überzahl nicht. Was er tun konnte, bestand darin, die Wut der Barbaren zu mäßigen und den Einwohnern zu helfen, so gut er konnte. Es gelang ihm, aus weiter Ferne Lebensmittel, Kleider und andere Gegenstände den Leuten zu verschaffen. Den Reichen schärfte er die Zehntpflicht ein. „Wenn ihr den Armen", sagt er, „den Zehnt gegeben hättet, so würdet ihr euch nicht allein den ewigen Lohn erwerben, sondern auch Überfluß haben an allerlei zeitlichen Gütern." Er sammelte so den Zehnten von Feldfrüchten, Kleidern u. a. in seinen Kirchenschatz und behandelte ihn ausschließlich als Armengut.[1] Das drohende Unheil konnte er nicht beschwören, und einen unmöglichen Trost wollte er nicht bieten; deshalb verkündigte er an einem Orte: „Wohl ist alles, was Menschenhand geschaffen hat, vergänglich, diese Häuser aber müssen vor allem anderen schnell verlassen werden." Als die Bewohner dennoch den

[1] Substantia pauperum, v. S. 42.

Heiligen um seine Vermittlung beim Rugierfürsten angingen, daß sie ruhig bleiben und ihren Handel weiter treiben dürften, antwortete er: „Die Zeit dieser Stadt ist nahe herbeigekommen, verwüstet wird sie stehen wie die übrigen Kastelle und verlassen von Bewohnern. Was ist es also nötig, an Orten um den Handel Sorge zu tragen, an denen bald kein Kaufmann mehr erscheinen wird?"

Die Herrschaft, das Übergewicht ging ganz allmählich an die Germanen über. Die römischen Bewohner von Lorch wurden zuletzt auf friedlichem Wege veranlaßt, auszuwandern. Der Rugierkönig Feva, mit dem Severinus freundliche Beziehungen unterhielt, während seine arianische Gattin ihn haßte, stellte den Bewohnern Lorchs vor, es wäre ihm unleidlich, daß sie fortwährend von Alamannen und Thüringern geplündert würden, und wies ihnen Wohnsitze in seinem Reiche an. Auch Odowaker, den König der Heruler, suchte Severinus zu gewinnen. Als Odowaker seine Fahrt nach Italien antrat, besuchte er den Heiligen, und dieser sprach zu ihm die prophetischen Worte: „Ziehe hin, mein Sohn! noch bist du in wertlose Felle gehüllt, bald wirst du die Schätze Italiens verschenken."

Nachdem die Heruler und Rugier, gotische Stämme, und dann die Goten in großen Scharen in Italien und Gallien festen Fuß gefaßt hatten, konnten sich natürlich die römischen Festungen nicht mehr halten und mußten sich ergeben. Von Italien aus beherrschten sogar die Ostgoten einen großen Teil Rätiens und Norikums und gewährten den vor den Franken flüchtigen Alamannen Niederlassungen und übertrugen ihnen die Grenzhut; daher rühmt von ihnen der römische Priester Ennodius, das Volk, das die übrigen Völker mit Verwüstungen heimsuchte, sei ein Hüter des lateinischen Reiches geworden. „Aus seinem Schilfe befreit, wünscht sich das alamannische Volk Glück."[1] Die Grenzlande schützte Theoderich mittelst der noch aus der Römerzeit stammenden Kastelle und neugebauter Festungen auf hohen Bergen, wovon man in Württemberg noch Reste gefunden haben will. In der Tat bevorzugten die Alamannenfürsten solche Höhen, den Bussen, Hohentwiel, Hohenneuffen,[2] und kehrten gleichsam zu den alten Flieh- und Völkerburgen zurück, während die Römer sich nicht so hoch verstiegen und womöglich die Nähe des Wassers aufgesucht hatten, da sie keinen Geschmack am Regen- und Zisternenwasser fanden. Immerhin waren es nur wenige solcher Völkerburgen, die mächtige Herrscher anzogen.

---

[1] Infolge des Einströmens der Franken in das hier gemeinte Ried am Rhein entstanden vermutlich die vielen Heimorte; Schieber, Die fränkischen und alamannischen Siedelungen 19.

[2] Nämlich am Hohenneuffen. Jedenfalls lag in der Nähe eine uralte Volksburg (Grabenstetten) und eine gallische Stadt; Schw. Alb. V. Bl. 1905 S. 371.

Für die kleinen Herren und Grafen waren sie doch zu ausgedehnt, und so blieben z. B. der Hochkönig, der Ipf und der Hesselberg leer, verlassen, verödet alle Jahrhunderte hindurch.

## 2. Römische Reste (Kastelle, Städte und Weiler).

Schon die Griechen haben die hohen Bergfestungen, Burgen, Akropolen von den bürgerlichen Niederlassungen, den Fronhöfen und Marktplätzen der Niederung räumlich getrennt.[1] Diesen Unterschied kannten auch die Römer, wenn sie auch mit ihren Standlagern nicht hoch hinaufrückten und nur Wachtürme auf den Höhen erbauten, und unterschieden scharf das Kastell und die Civitas, die Lagergemeinde. Aber mit der Zeit verwischten sich die Unterschiede, je mehr sich die Soldaten ins bäuerliche und bürgerliche Leben verwickelten. Dann zerfielen die entfernten oder ungeeigneten Kastelle[2], und erhielten dafür bürgerliche Niederlassungen eine Befestigung oder erweiterten sich die Kastelle selbst zu Städten, wenn sie geschickt in der Ebene oder an einem Fluße lagen (z. B. Aalen, Murrhardt, Augsburg, Regensburg). Dagegen blieben geeignete Kastelle über einer Civitas erhalten, z. B. zu Günzburg, Kempten, Kelmünz, und verwandelten sich in germanische Herrensitze mit Fronhöfen (curtes, curiae). Fronhöfe lagen aber auch mitten in flachen Civitates und wurden bei der Eroberung den Königen als Pfalzen vorbehalten, die ihre Beamten hineinsetzten. Hatte doch jede kleine Gemeinde ihren Fron- und Maierhof. Aus kleinen Königshöfen wuchsen dann mit der Zeit Städte heraus, z. B. im Riese (Rätien) Dinkelsbühl und Nördlingen. Auch ehemalige römische Burgen behielten sich die Könige vor, im Riese etwa den Walchenstein (Wallerstein), Harburg, Flochberg, Spielberg, wo überall die Funde römische Spuren verraten.[3] In anderen Höfen setzten sich die Führer und Hauptleute an Stelle der Römer. Von den fränkischen Curtes wissen wir, daß sie ganz dem Plane der alten Lager entsprachen, Viereckform zeigten und entweder mit Pfählen oder Mauern mit Türmen, mit Wällen und Gräben gesichert waren.

Das Beziehen römischer Höfe und Burgen, Villen und Kastelle fällt uns allerdings etwas auf, weil es schlecht stimmt zur germanischen Scheu vor verlassenen, verfallenen Orten, zu ihrem Aberglauben und ihrer Furcht vor feindlichen Hausgeistern; es kann aber sicherlich nicht die Regel gewesen sein. Eine so kräftige Niederlassung wie Kempten machte im siebten Jahrhundert auf den heil.

---

[1] Curtes, pagi. Auch die Germanen kannten diese Scheidung, wie die Grotenburg bei Detmold, Amöneburg mit der curtis Seelheim, Eresburg mit Horhausen, die Wittekindsburg mit Wedigenstein beweisen.

[2] Im Ries z. B. Opie, Septimiaci, Losodica.

[3] Sie hießen im Mittelalter noch castra, burgi (Steichele, Bistum Augsburg III, 1209; Öttingische Regesten I, 5).

Magnus den Eindruck einer verlassenen Stätte. So müssen wir annehmen, was auch andere Zeugnisse bestätigen, daß in den alten Orten zahlreiche Romanen sitzen blieben. In den hochkultivierten Gegenden am Rheine war das römische Wesen so stark eingewurzelt, daß es die Eroberer nicht austilgen konnten. Bei Mainz geben Bezeichnungen wie Agebuch (Aquädukt), Racheben,[1] Raden (Brücke), Dietmarkt (Forum) noch heute Kunde von der grauen Vorzeit. Städte wie Köln, Trier, Koblenz, Mainz behielten bis in die Neuzeit herein römisches Gepräge, noch viel entschiedener als die schwäbischen Städte Augsburg, Kempten, Rottweil, Rottenburg (Sülchen), Kannstatt, Lorch.[2] Noch heute glaubt sich ein feinfühlender Beobachter, wenn er durch Regensburg oder Trier wandert, in eine italienische Stadt versetzt und hat ein ganz anderes Gefühl, als wenn er etwa Nürnberg durchstreift. Im achten Jahrhundert beschreibt uns ein Legendenerzähler Regensburg als fest mit Quadern gebaut, nicht zu erobern, mit hohen Türmen und Brunnen versehen.[3] Im neunten Jahrhundert saßen Lateiner als Kaufleute in eigenen Vierteln und hören wir bald auch von Walchenstraßen, die freilich auch nach späteren Einwanderern genannt sein können.

Römische Namen sind unverkennbar Irrsee (Ursin), Pfronten, Pfünz Gestratz, Söltürn. In die gleiche Reihe gehören Orte, in deren Namen Pfahl, Straße, Mauer, Wal, Weil, Weiler auftritt.[4] Die meisten Weilorte liegen in der Nähe des Limes oder an römischen Straßen, die Weilerorte aber mehr den Bergen zu.

Sowenig als die Städte behagten den Germanen die entlegenen Waldtäler und Waldgegenden, auf die dann der König seinen Bann legte. Bei Marksitzungen wurden noch im achten Jahrhundert nur die Flußtäler einbezogen, die dazwischen liegenden Gebiete aber der Verödung überlassen.[5] In den abgelegenen Winkeln blieben viele Welsche unbehelligt und begegnen uns noch später, je weiter in die Alpen hinein, desto mehr solche Romanen, und zwar vielfach als freie Besitzer während sie sonst in die Hörigkeit gerieten;[6] daher erklären sich die vielen mansi latini der Urkunden noch im hohen Mittelalter und die deutschen Ortsnamen mit Wal und Walche, wie sie uns namentlich auf einst norischen Gebieten begegnen. Manche dieser Namen wollen vielleicht nicht mehr sagen, als daß hier einst eine Wallburg stand, aber oft haben die Schwaben

---

[1] Verwandt mit recrheda Reckung, Dehnung oder Rechen (Roft).

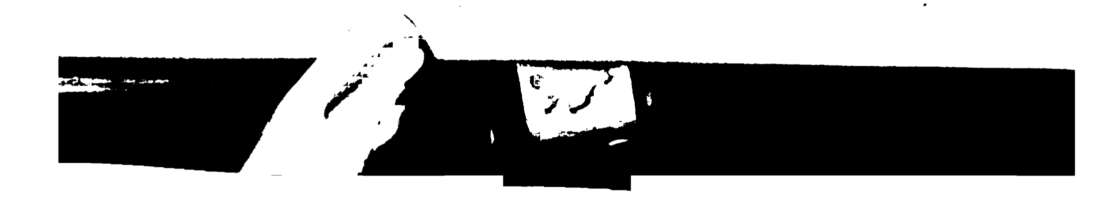
[2] Hieher gehören Orte wie Zabern, Ladenburg, Breisach, Windisch, Arbon, Altripp, Bodman, Bregenz.

[3] V. Emm. 1, 6; Boll Sept. VI, 475.

[4] Nicht aber die norddeutschen Wikorte. Eigentümlich ist Weilting (Walting) am Limes; ein alter Dingort am Wall.

[5] Vita Sturmi 7 ff.

[6] Romani tributales kommen in Urkunden häufig vor. Indiculus Arnonis ed. Hauthaler; Salzb Urkundenbuch 1, 5, 7 ff. Duo Romani proselyti, quos nos parscalcos nominamus.



das Walch im Mittelalter nicht mehr verstanden und daraus ein Wald gemacht (Waldsee, Waldstetten, Waldkirch).[1] In den Alpenländer häufen sich die rätoromanischen Ortsnamen, darunter solche, die auch am Rheine vorkommen, wie Anif (Honef), Morzg (Merzig).[2] Unverfälscht römisch sind Namen, in denen ein casa verkürzt zu gs, gsch, ein pratum verkürzt zu pra, oder ein runcale, vallis, curtis steckt.[3] Auffallend sind viele lateinische Namen, die an Wälder erinnern.[4] Denn Wald-, Berg-, Fluß-, Flurworte gehen recht oft über die Kelten, Räter zurück auf eine vorarische Urzeit, namentlich am Rhein. Hier klingen uralte Laute: Seffern (Savara), Dos (Ausava), Wesel (Voseva), Engers (Ornava) u. a.[5] Näher ans Keltische streifen die Endungen magen, mich, nach, rich, lich, ich, ig, wig, sch, f, v, ey, lm, ln, ls, mt, end, enz, ol, auch el, erm,[6] ja sogar auch ingen und en.[7] Das keltische cetum erscheint umgewandelt in scheid, das lateinische pratum in pelt.[8]

Das Vulgärlatein, das Romanische, wurde in Tirol bis zum vierzehnten Jahrhundert gesprochen. Erst im zehnten bis zwölften Jahrhundert hatten sich die Deutschen mehr ausgebreitet. Nach alter Weise setzten die Bewohner ihren Berg- und Almbetrieb fort und verbanden damit den Weinbau in den Tälern. Noch 1234 heißt ein Schacht bei Zeiring die Römerin. In der Wein- und Almwirtschaft stammen daher viele Ausdrücke von den Römern, so die Alm, der Senner (senior), der Kaser, der Söller, der Speicher,

---

[1] Die alten Urkunden haben noch das alte Wal, z. B. Walsee, Walstetten. Eine große Zahl von keltischen Personennamen begegnen uns in den schwäbischen Urkunden des 8. Jahrhunderts; Württemberg. Vierteljahrshefte 1879, S. 48, 126

[2] Taurasia = Tiers, Telesia = Tils, Venusia = Wens, Larinum = Larein, Corsula = Garseil, Frusino = Frasuna, Velitrae = Villeres, Tarracina = Tertschein, Salernum = Salurn, Cliternia = Claterns, Liternum = Ladurn, Vulternum = Velthurns,

[3] Casa bella, Gsvell, Gswell; casa longa, Gschleng; casa nera, Gschnür, Gschneier, Gaschnera; casetta alta, Gstalden; casa de ponte, Gspand. Pragrand pra grande; Parbiel, pra bello; Parlung, pra lungo; Pradefant, Profand, pra de fundo oder pra d'avante; Pradelwart, pra de la guardia; Pradebahl, pra de val. Runk, Runtscha, Rentsch von runca; Randur, runcatura; Rungal, Ragal von runcale. Valtmar, vallis maior; Falfauns, val de cunes, cuna. Curtis, corte, Hof; Gartmel, corte mala. Maso (lat. mansus), Masone, Masura. Cuna, Guns, Kuhnis, Kauns. Pfronten im Algäu gilt sogar in der Volkssage als welsche Ansiedelung.

[4] Pinetum, Fichtenwald, Peneid; picetum, peceto, Kiefernwald, Petscheid, Patscheid, Putscheid; larectum, laricinetum, Lärchenwald, Laret, Lartschneid.

[5] Caranusca, villa Marisca, Leber, Moder u. a.: Cramer, Rheinische Ortsnamen S. 5. Über andere Sprachreste s. v. d. Velden, Anarische Sprachreste, Bonn 1912.

[6] Z. B. Remagen, Merzig, Alzey, Elm, Koblenz, Merten; Kenten: hat das Schluß-ich abgeworfen (Kentenich).

[7] So kommt ein Mareng von Maruncum, Woring von Burruncum. Ein Mering hieß übrigens zuvor Merrete, ein Ettringen Ettrich.

[8] Burtscheid von porcetum. Dagegen ist Reifferscheid deutsch Ribuarierscheid.

Torwascher (torbaces), der Schotten (excoctum), verschiedene Alpenkräuter wie Marbl (marrubium), Madaun (montanum),[1] Speik (spica). Der Name für Sennhütte, Tei, Taje, stammt wohl von tectum (teggia), Tabla, Heustall von tabulatum, dagegen weist auf die Rätier hin das Wort Tarsenna, Gang in der Mitte des Viehstalles, Talinna, runde Hölzer über der Tenne, um die Garben zu trocknen. Manche Almen haben noch ihre römische Benennung beibehalten,[2] ebenso die Flurnamen von Weinberggeländen.[3] Die Sprache der Alpenländer ist auch sonst viel reicher an römischen Ausdrücken als die mitteldeutsche Sprache,[4] obwohl auch hier zahlreiche Lehnworte, die der Lautverschiebung vorangingen, den reichen Erwerb aus dem Altertum verraten, worauf wir zurückkommen. Wie stark sich römisches und germanisches Blut vermischte, beweisen handgreiflich die Ausgrabungen. Aus der Völkerwanderungszeit stammende Gräber in der Gegend von Lindau ergaben 42 Prozent Langschädel von reinem germanischen Typus, 44 mittlere und nur 14 Prozent Rundschädel. Einige Jahrhundert später treffen wir nur noch 32 Prozent lange, 36 mittlere und bereits 32 Prozent runde an. In Südbayern gibt es heute nur noch 1 Prozent Langschädel, 16 mittlere und 83 Prozent runde Schädel.

## 3. Dorfanlage.

Den Germanen steckte immer noch etwas Nomadisches im Blute, auch wenn sie sich dauernd niederließen; sie bevorzugten Jagd und Viehzucht, rechneten nicht ohne Grund das Haus zur Fahrhabe und stellten ihre rohgezimmerten Hütten oft neben die römischen Steinbauten. Auch Vornehme siedelten sich eher neben als in früheren Gutshöfen an, traten aber sonst ganz in die Fußtapfen der Possessoren und ließen die Felder womöglich durch die früheren Bewohner bebauen.[5] Daraus erklärt es sich, daß kein Gebiet später so viele große und kleine Herren trug und beherbergte wie die ehemals römischen Gegenden Süddeutschlands. Jedes Dorf hatte seinen Miles (Ritter), seinen Maiere (Maire), der an der Mark, an den Allmenden auf Wälder und Weiden ein Vorrecht besaß.

Auf Führer, eine führende Sippe, eine Gruppe, eine Fara weisen die alten Orte mit der Endung ingen oder heim hin. Die

---

[1] Marrubium ist der alte Name von Enneberg. Den Ortsnamen Madaun leitet man ab von motta, Hügel, wie Mat.

[2] Dopreia, duo prata; Alpnova, Alpein und Alpona (alp' bona), Almajur (alp' maior), Lapones (lat' pons); Steub, Rhätische Ethnologie.

[3] Gund aus cumbeta (Hochtälchen), Glex aus clivus (Halde), Gabotsch aus collacio (Bühl), Gerschel aus campiellus, Rubi aus ruvina (Erdrutsch).

[4] Z. B. dewi von debilis, Kalier, Kanier von canistrum, we von bellus.

[5] Die possessores hatten durch magistri paganorum von den pagani, compagani (pagani communes) ihre Leistungen eintreiben lassen; Dopsch, Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung 340.

alten Geschlechter bezeichneten ihre Glieder durch Anhängung eines charakterisierenden Suffix; die Geschlechtsglieder der Siginge nannten sich z. B. Sigomar, Sigogast, Sigmund; ihre Niederlassung hieß dann Sikingen. In Skandinavien reichen die Orte auf ingen, leif löf (leben) sogar in die Steinzeit zurück, die freilich hier viel länger dauerte als im Süden, und erst der Bronzezeit gehören die Heimorte an, ebenso Orte mit vin, die an die finnische Urbevölkerung erinnern. Die süddeutschen Ingenorte liegen meist in der Nähe früherer Straßen und keltisch-römischer Niederlassungen, während alte Waldgegenden frei sind von Ingendörfern. Die vornehmsten liegen in der Mitte alter Hundertschaften. So war Munigisingen, Münsingen, der Mittelpunkt, die Tingstätte für die Munigisés-huntare, Ertingen der Mittelpunkt des Eritgaues, Pfullingen des Pfullichgaues.[1] Im Hauptorte siedelte sich also wohl die führende Sippe oder der Hauptmann mit seiner Familie und seinen Hörigen an. Trotz der Gewannverfassung herrschte von Anfang an Ungleichheit. Auf slawischem Boden läßt sich die Unfreiheit gerade bei patronymischen Ortsnamen nachweisen, wo sich die Unfreien an das Siedelungshaupt anschlossen. Strehlitz bedeutet z. B. den Ort der Schützenleute.

Führende Geschlechter verraten auch die Heimorte trotz der Gewannverfassung, namentlich in England, wo sie im Norden und im Westen liegen. Deutlicher aber als der grundherrliche Charakter tritt bei den Heimorten, die die Franken bevorzugten, eine Beziehung auf die Festigkeit der Niederlassungen hervor, während die den Sachsen geläufigen Endungen lar, leer, stett, büttel, bur, leben noch nicht geschlossene und ganz abgeschlossene Siedelungen im Auge haben. Einer späteren Zeit gehören die Endungen hausen (husen), hofen, dorf, leben, beuren (bur) an; ihre Entstehung läßt sich vielfach sogar geschichtlich verfolgen.[2]

An sich neigen die Deutschen zur Hofsiedelung; aber die Süd- und Westgermanen haben schon vor ihrer Wanderung nach römischem Beispiel sich der Dorfsiedelung genähert, und nach der Einnahme römischer Gebiete überwog letztere Art der Niederlassung, obwohl sie selbst nicht gerne in römische Dörfer einrückten, sondern sich lieber neben ihnen niederließen.[3] Aber dem römischen Einfluß selbst konnten sie sich nicht entziehen, weder im Hausbau[4] noch in der

[1] Oft wurde der Schluß ingen von den Franken in heim verwandelt.

[2] Arnold, Fränkische Zeit 24, 36; Riezler in Oberbayerisch. Archiv 44, 90; Fastlinger, Wirtschaftliche Bedeutung d. Klöster 6.

[3] Schwäb. Albvereinsbl. 1910 S. 89. In den Alpenländern erinnern die Namen der Hofverbände an römischen Einfluß, Dehanei, decania, Malgrei, marcheria, Riege, regula, Leeg, liga.

[4] Ammian spricht von domicilia curatius ritu Romano constructa am Untermain, von saepimenta fragilium penatium und von terminales lapides 17, 1, 3). Vgl. Kultur d. a. Kelten und Germ. 292.

Dorfanlage.[1] Nach römischem Vorbilde wählten sie den Fuß eines Berges oder die Abdachung eines Hügels als Schutz gegen die Winde oder die Nähe des Wassers, aber sie scheuten viel weniger als die Römer Höhen, die die Hallstattleute einst sogar bevorzugt hatten. Denn sie verschmähten nicht das Regenwasser, das sich in Zisternen und Maren sammelte. Einen besseren Brunnenschlag lernten die Germanen freilich erst von den Römern kennen; merkwürdig ist dabei nur, daß sie den römischen Puteus zur Pfütze verunstalteten.

Wie die Häuser waren auch die Dörfer geostet, und die Dorfstraßen zeigen daher Kreuzform, d. h. haben zwei Hauptstraßen von West nach Ost, von Süd nach Nord; es kam dann auf den Boden an, ob die Nordrichtung oder die Ostrichtung vorwog. Wo es ging, bevorzugten die Siedler die Ostrichtung und behielten diese bei, auch wenn die Hauptstraße nach Norden ging. In der Straßenkreuzung liegt der Gemeindeplatz, der Versammlungsplatz für Menschen und Vieh, der Dorfbrunnen, die Tingstätte, der Heimgarten, der Bervrit, das Tinghaus.[2] In der Nähe lag der Maier- und Widemhof.[3] Eine allzu große Regelmäßigkeit widerstrebte den Germanen, sie entstand nur, wenn Grundherren dazu veranlaßten.

## 4. Gewanne und Hufen.

An jedes Haus stieß ein Garten, das ursprüngliche Saatfeld, eine Art Beunde, worauf die Germanen ihre auch von den Römern geschätzten Rüben, Rettiche, ihren Kohl, später nach dem Beispiel der Mönche Bäume pflanzten.[4] Ohnehin liebten sie es, daß Bäume ihre Häuser beschatteten, wie wir es noch im Norden sehen.

Ob über dieses nächste Gebiet hinaus weitere Teilungen eintraten, hing von der Bodenbeschaffenheit und Wirtschaftsart ab. Solange die Viehzucht vorherrschte, blieb der Anteil unbestimmt. Jeder Genosse durfte so viel Vieh weiden lassen, als er besaß. Noch das friesische Recht unterschied Land, das für 4, 6, 8, 20, 24, 30—70, 75 Tiere reichte.[5] Vom hohen Norden sagt ein alter Schriftsteller: die Siedelungen liegen in der alten Teilung auf unergiebigem Boden in einer gewissen Einöde,[6] d. h. in einer weiten, größtenteils unfruchtbaren Heide; er setzt aber schon eine gewisse rohe Teilung durch den Hammerwurf voraus, der die Wohn- und Weidestätte bestimmte. Durch einen Speerwurf nahm der Eroberer Besitz von einem Lande.

[1] Großkrotzenburg, Kesselstadt, Heddernheim sind aus Kastellen herausgewachsen.
[2] S. V, 41.
[3] Widdumhof der Pfarei, daher hatte jedes Dorf seinen Widmann, Widmaier.
[4] Greg Tur. v. patr. 14, 2 (M. G. 719).
[5] Terra quatuor animalium etc.
[6] Pagus iacet in veteri divisione et asperitate soli ac desolatione quadam.



Wo es ging, wechselte der Bauer zwischen Pflug- und Weideland, trieb also Zweifelderwirtschaft. Bald ergaben sich verschiedene Lagen;[1] eine rohe Bemessung schied Kämpe, Gewanne, Gewande, Flagen, Breiten aus. Hierzu genügte oft noch die alte Teilung, der Hammerwurf, aber mehr und mehr verdrängte sie eine genaue Messung, Seilmessung (Reebning, Solskipt). Mittelst des Seiles (funis), dem Reeb oder der Rute maßen die Siedler die Kämpe aus, zerlegten sie nach ihrer Zahl in eine Reihe von länglichen Vierecken, in Striemen, Schiften oder Zelgen.[2] Der Streifen selbst hieß daher pertica, virga, pertiché, perche, verge, Rute, rood, Schnur. Soviel die Gemeinde Genossen zählte, so viel Streifen wurden abgesondert und darüber gelost. Die Seilmessung hieß fränkische und dänische Sitte[3], das Verlosen deutsche Sitte.[4] Diese Verlosung wiederholte sich an manchen Orten nach gewissen Zwischenräumen,[5] nachdem die Zahl der Ansiedler gewachsen war und das frühere Feld lange als Weide gedient hatte.

Unter primitiven Verhältnissen bereitete das Umwenden des Pfluges am Ende des Ackers keine Schwierigkeit. Nach römischer Sitte ließen die Ansiedler wohl in jedem Feld Streifen unbebauten Landes liegen, drei, vier Fuß breite Grenzraine oder beiden Feldern gemeinsame Furchen, oft durch Steine oder Zäune bezeichnet. Solche Längen, in England Balken, in Belgien Rigolen genannt, haben sich noch heute teilweise in der intensivsten Kultur erhalten und ermöglichen jederzeitigen Zutritt auf jedes Grundstück. Sonst mußte der Nachbar auf seiner „Angewende“ — so hieß der Kopfteil — das Trepp-, Rädles-, Schwengelrecht dulden, d. h. das Recht, beim Pflügen das Pferd, die Ochsen und das Pfluggestell halb auf des Nachbars Grundstück hingehen zu lassen. Auch bei schärferer Abteilung blieben immer noch ungleichmäßige Stücke übrig, Dreiecke, Blöcke, Triangeln, Zwickel, Geren (Lanzenspitzen), die uns namentlich bei den Angelsachsen als Niemandsland (Jedermannsland) begegnen. In Schwaben heißen sie Ranken und gehören der Gemeinde.

Die Gewanne waren nicht gleich groß und ebensowenig die Unterabteilungen, die Jaucherte, die Morgen, Tagwerke. Damit bezeichneten

[1] Situs, meta, campus.

[2] Oxgangs. Zelge ist verwandt mit taille, Telge, nicht mit till, pflügen.

[3] Antiquo fune geometricali Francorum et Danorum concorditer metito collimitat, sagt Abt Suger.

[4] Mos teutonicus. Maurer, Markenverfassung S. 72.

[5] So bei dem nordischen Reebning. Hier verfuhr man, wenn auch die Hausstellen verteilt wurden, folgendermaßen: man gab jeder Hausstelle, indem man dem Laufe der Sonne von Osten folgte, eine Ziffer, die Kampstreifen wurden dann ähnlich numeriert. Wer nun die Ziffer 2 loste, der erhielt mit dem Haus 2 auch je den zweiten Streifen in jedem Kampe. Dies hieß man Solfall (Hanssen, Agrarhistorische Abhandlungen I, 44). Spätere Verlosungen begegnen uns in Nonsberg, Sulzberg, Judicarium in Tirol; Sartori, Ferdinandeum-Zeitschrift 1892, S. 75. Ebenso in den Saar- und Moselgegenden, in Nassau (Cramer, Wetzlarer Nebenstunden 115. Teil 353).

die Römer und Germanen eine Fläche, die sie an einem Tage, genauer an einem Morgen, der aber ziemlich weit in den Nachmittag hineinreichte, bestellen konnten. Dabei hing viel von dem Boden und dem Ackervieh ab. Ein Ochsengespann leistete weniger als ein Pferdegespann. Bei fruchtbarem Boden fielen die Morgen kleiner aus als bei unfruchtbarem, bei Waldboden. Daher war das Flächenmaß der Römer (25 Ar) kleiner als das der Germanen. In Süddeutschland kommen 31, 34, 36, im Norden (auch in England) 40, 45, 54 Ar auf den Morgen.[1] Im frühen Mittelalter war ein häufiges Maß die Andecena, vierzig Ruten lang, vier Ruten (zu zehn Fuß) breit.[2] Dieses Maß doppelt genommen, d. h. eine Andecena an die andere gestoßen ergab etwa einen Morgen; denn die Bauern lieben lange Furchen.

Die Römer rechneten im vierten Jahrhundert auf eine Hufe (iugum), auf den „Behuf" eines Hofbesitzers 20, 40, 60 ihrer kleinen Jaucherte je nach der Güte des Bodens, die Germanen durchschnittlich 30 Morgen mit vielen Allmendrechten und nannten die Hufe Wohnstätte, Heimstätte.[3] Zehn Hufen oder mehr bildeten eine Dorf-, Weide- und Holzmark. Das unbebaute Land war dreimal so groß als das bebaute, der Esch. In Süddeutschland heißt alles zusammen, die ganze Flur Markung und hat sich der Zusammenhang mit der alten Markgenossenschaft deutlich erhalten.

## 5. Ungleichheit der Hufen.

Im allgemeinen mögen es wohl gleichberechtigte Genossen gewesen sein, die um die Gewanne losten, aber sicher nicht gleichmäßig freie. Freiheit und Gleichheit sind zwei sehr verschiedene Dinge, sind einander eher Feind als Freund. Freie Besitzer unterscheiden sich früher voneinander als unfreie. Eine gleichmäßige Hufenverfassung begegnet uns sogar in den ältesten Urkunden nur auf grundherrlichem Gebiete, wenn sie sich auch nicht darauf beschränkte.[4] Das uralte Nachbar- oder Näherrecht setzt nicht notwendig freie Markgenossen voraus.[5] Eine allgemeine Freiheit und

[1] Der mittel- und teilweise norddeutsche Morgen zu 25 Ar ist nicht ursprünglich.

[2] Die andecena, ancinga (lex Baiuv. 1, 14) hieß englisch quarantena. Die Rute maß 10 Fuß nach römischer Rechnung, 18, 20 nach englischer Rechnung. Die englische quarantena war daher doppelt so groß. Im Nordischen rechnet man vierundzwanzig Furchen oder vier Klafter auf den Acker; Hanssen, Agrarhist. Abh. I, 13.

[3] Mansus dicitur predium, de quo unus rusticus cum sua familia poterit sustentari (Kremsmünster Urbar) — Mansus est villa aut locus unius familiae (Caesarius). Eine Hufe wird zu 200 Sol. veranschlagt.

[4] Ein lateinischer Ausdruck für Hufe, accepta, weist auf Grundherren hin, beweist freilich wegen seiner spärlichen Anwendung nicht viel.

[5] Proximis consortibusque concessum erat, ut extraneos ab emtione removeant (lex Sal. de migrantibus). Grundherrliche Zustände setzen nach Dopsch, Grundlagen 353, viele Gesetze voraus.



Gleichheit vorauszusetzen, verbietet der sichere Bestand verschiedener Stände, eines höheren und niederen Adels, einer besseren oder minderen Freiheit, einer halben oder ganzen Unfreiheit. Mindestens drei Klassen treten deutlich hervor, die Edelinge, Freilinge und Liten, wozu mit der Zeit noch viele Zwischenstufen, weitere Ober- und Unterschichten kamen.[1] Schon bei den nomadisierenden Goten trennte nach Ulfilas eine scharfe Kluft die „Mächtigen". die Andbahts und Schalke. An allen Kriegen der Germanen nahmen neben Freien auch Unfreie teil, und diese konnten bei der Beute nicht ebensoviel erhalten wie jene. Vornehme bekamen größere Höfe, römische Villen mit vier, sechs und mehr Hufen, während sonst die meisten sich mit einer Hufe begnügen mußten. Viel eher als Gewann- und Hufendörfer weisen Einzelhöfe auf Freie hin. Besetzten sie auch Dörfer mit der Endung ingen, heim, weil, so schlossen sich ihnen doch von Anfang an Unfreie an und blieben Urbewohner als Hörige sitzen, die in den späteren Söldnern, Lehnern, Kötern, Villanen fortleben.[2]

Die altgermanische Anschauung, daß nur die Jagd, höchstens noch die Viehzucht, zumal die Pferdezucht eines Freien würdig, der Feldbau aber Weiber- und Knechtarbeit sei, war noch lange nicht überwunden. Sowenig das edle Roß in den Pflug gespannt werden durfte, so wenig erniedrigte sich der Pferdezüchter und Jagdherr zu gemeiner Feldarbeit.[3] Ohne einen gewissen Zwang, den Zwang der Not, und ohne gutes Beispiel wären die Freien, auch die Minder- und Halbfreien noch lange Bärenhäuter geblieben. Sie entschlossen sich erst zu mühsamer nützlicher Tätigkeit, als das Christentum durch gutes Beispiel die Handarbeit ehrte und hob. Höchstens daß Winelieder, Arbeitslieder die Mühe erleichterten, jene rätselhaften Winelieder, die uns zuerst in Frauenklöstern begegnen. Wenn nicht bloß Kleriker, Mönche und Priester, sondern selbst Äbte und Bischöfe Hand mit anlegten, verfehlte dieses Beispiel nicht seine Wirkung.[4] Geistliche Grundherren gingen voran in der Rodung und Urbarmachung, und weltliche folgten ihnen mit der Zeit. Die einen wie die anderen feuerten ihre Hörige zum „winen" (gewinnen), „reuten" (Gereut) und „schwenden" an, um so mehr als sie den Unfreien

---

[1] Primi, optimates, illustres, potestativi, nobiles mit dreifachem Wergeld und entsprechendem Besitze — ingenui, liberi, barones, mediani mit 200 Solidi — liberti, libertini, milites, minofledi, Mundlinge. Oft vermischen sich die Unterschiede und werden nobiles den liberi, die liberi den liberti gleichgestellt.

[2] Schon Libanius sagt: „Es gibt große Dörfer, Mutterdörfer, welche vielen Eigentümern gehören und von denen jeder nur ein unbeträchtliches Stück Land besitzt, und auch wieder andere Dörfer, die einen Herrn haben und von Pächtern und Kolonen bebaut werden;" de patroc. II, 501.

[3] Selbst die Weide überließen die Herren ihren Knechten, wenn das Wort Aldien, Haldien von halten, Vieh hüten abzuleiten ist.

[4] Greg. ep. 9, 1; dial. 1, 4.

von Anfang an gerne wilde, gebirgige Gegenden überließen. In Wald- und Gebirgsgegenden nötigte schon die Bodenlage zu ungleichmäßigen Besitzordnungen.

Von den Baiuwaren wissen wir aus späterer Zeit, wie stark die unfreie Bevölkerung war,[1] darunter viele Slawen, Wenden, die eigene Orte begründeten,[2] und doch überwogen die mittleren Höfe gegenüber den langobardischen Siedelungen, wo wir fast nur Halbpächter, abhängig von ihren einst langobardischen Herren, antreffen. Größer als bei den Baiuwaren war bei den Sachsen und Nordgermanen die Zahl der freien Höfe mit selbstwirtschaftenden Besitzern. Als vollfrei konnten nach gemeindeutscher Anschauung, wie sie uns bei Karl dem Großen und bei den angelsächsischen Königen begegnet, nur die Besitzer von vier Hufen, in England die Besitzer einer hide (carucata, bunuarius) d. h. von vier Hufen, virgates, yardlands gelten,[3] und selbst diese mußten sich um die Wirtschaft kümmern, wenigstens die Arbeit ihrer Knechte und Mägde beaufsichtigen.[4] Eine Doppelhide hieß Salland, Herrenland. Edelleute besaßen weit mehr, bis zwanzig, vierzig Hufen. Einfache Hüfner, Ochsenbesitzer waren die Villains, vielfach aber auch Freie, deren Wergeld (200 Solidi) einer Hufe entsprach.

## 6. Die Marken und Allmenden.

Die römische Kultur hatte in den großen Waldgebieten des Südens und Westens Lichtungen gebrochen, aber immer noch große Massen von Wald und Weide übriggelassen, die nun in näheren oder entfernteren Beziehungen zu den Neusiedelungen standen. Wald und Weide in der nächsten Nähe des Hofes, des Weilers, des Dorfes benützten die Hofbesitzer, die Weiler- und Dorfgenossen. Weiter entfernte Wälder und Einöden dienten als Gaumarken, Hundertschaftsgrenzen, Gaugrenzen; es sind die großen Marken, wie sie in Norddeutschland bestehen. Die feste Zuteilung erfolgte erst im Verlaufe der Zeit. Bis dies geschah, galt die Einöde als Niemandsland oder Allmenningsland, Volksland, wie es die Goten nannten.

Gaumark und Volksland fielen zusammen auf sächsischem Boden, wo bis vor kurzem jeder Hof sein wohlumgrenztes, mit Hecken, Pfählen und Zäunen umschlossenes Feld bestellte; gleich darüber hinaus begann die gemeine Mark, das Allmenningsland,

[1] Knechte, Albionen, Meichelb. H. Fris. In. 43, I, b 54.

[2] Über Wimpossing später.

[3] Liberi, libere tenentes, freeholders.

[4] Sie behielten nämlich einen Teil ihrer Eigenwirtschaft bei und überließen das übrige den Liten, M. G. ss. 2, 675. Die Leistungen eines Liten, selbst wenn er Leibeigener war, trug höchstens 120 modii, die nur zur Hälfte für einen Haushalt von 8 Köpfen reichte. Zudem gab es schon frühe zu Landsassen, Kolonen herabgesunkene nobiles; Heck, Die Stände I, 296, 310 (übertreibt den Eigenbetrieb).

das Volksland. Hier fehlte das süddeutsche Mittelglied der Allmende, die einem Dorf gemeinsam gehört. Doch glichen ihr etwas die sächsischen „Weisungen," Koppeln und Esche, d. h. Teile der Mark, worüber die Nachbarn ein engeres Nutzungsrecht beanspruchten, das aber die gemeinsame Marknutzung nicht ausschloß. Mittelst Hammerwurfes schied der Bauer ein Stück aus und vollzog hier den Heimschnat, den Grasschnitt — Hammerwurf und Heimschnat wurden sogar als gleichbedeutend gebraucht; der Hammerwurf begründete den „Bauernfrieden", vergleichbar dem „Scharfrieden" im Walde. Hatten die Berechtigten die Heide oder „Plaggen" gemäht, so stand die Nutzung allen offen, wie auf Saatfeldern. In den Alpenländern gehören die Talmarken, die Talgemeinschaften der entfernten Berghänge, den Talorten gemeinsam,[1] die Regola aber, die über ein Drittel der Bergabhänge anstieg, je dem nächsten Dorf, und sie zerfiel selbst wieder in verteilte und gemeine Gründe.[2]

Zwischen Marken, Allmenden und Kampen oder Gewannen verschoben sich die Grenzen im Laufe der Zeit. Das Gebiet der gemeinsamen Nutzung rückte hinaus, und nur vereinzelt erhielten sich große Marken wie der Zwölfpfarrerwald im Algäu. Manche Marken gerieten erst im Laufe der Zeit in vielseitige Beziehungen dadurch, daß neue Dörfer, Weiler und Höfe entstanden. Im allgemeinen aber war der Drang zur Teilung stärker und wurden die Marken zu Allmenden. Den Charakter einer Allmende hatte sogar die bebaute Flur, solange sie einer periodischen Verteilung oder Verlosung unterlag. Die ganze Gemeinde hatte noch ein ideales Recht darauf, konnte eine Neuverlosung vornehmen und die Weiderechte ausnutzen. Man hieß sie daher Rollteile, Hubmannschaften, Geschlechter, Geraide, d. h. Reihenfelder. Daher begegnen wir noch später auf verteilten Grundstücken Nachbarrechten,[3] gegenseitigen Beziehungen, wie sie auch auf römischem Boden sich entwickelten.[4]

Bei Auseinandersetzungen hatten die Führer und Fürsten des Volkes immer ihre Hände im Spiel.[5] Sie waren die **Markherren**, übten den Grenzschutz, und ihr Bann erstreckte sich je nach dem Bereiche ihrer Macht auf die Gau-, Landes- oder Volksmarken. In Westfalen waren die Adeligen die eigentlichen Erbexen, aber

---

[1] Beni communi della valle; Ferdinandeum-Zeitschrift 1892 S. 75.

[2] Il commune und il diviso.

[3] Eine Öttinger Urkunde (1392) sagt von einer Wiese des Kunz Weber auf dem Grieß, sie gehe zu Wechsel gegen den Mülsitz und sei gemein gegen den Kusterhainzen, betrage in dem einen Jahr zwei Tagwerk, in dem anderen eines.

[4] Schon bei den Römern bildeten die vicani, pagani, compagani Genossenschaften und besaßen compascua, agri inutiles, inculti gemeinsam. Die Allmendrechte waren adiectitia der Hufen, spielen aber im Vergleich zu germanischen Verhältnissen keine Rolle.

[5] L. Alam. 84.

die Zins- und Vogteileute, Freie und Liten waren nicht ausgeschlossen.[1] In Süddeutschland scheinen manche Markherren ein Drittel eingezogen zu haben. Sonst drückten sie die Rechte der Bauern im Laufe der Zeit zu bloßen Servituten herab.

Den Hauptanspruch erhoben die Könige und legten ihren Bann auf das Volksland, auf die weiten Wildnisse, die umgebrochenen Waldstrecken, die uns später als Reichswälder begegnen, bei Eroberungen auf die verlassenen Ödländereien der Römer und bestimmten sie als regna, Sonderreiche. Daher erklären sich die karlingischen Ortsnamen auf rike und die Flurnamen Sundern. Eine recht große Ausdehnung hatte das Reichsgut, richtiger gesagt das Volksland in England; es hatte hier die Bedeutung des ager publicus zu Rom und bildete die Unterlage der Lehensverfassung und des Kirchen- und Klosterbesitzes und erscheint verteilt als Lehen- und Buchland.[2]

Oft erklärten im Laufe der Zeit, wenn sie es für nötig fanden, die fränkischen Könige das Land, das schlecht oder von feindseligen Stämmen besiedelt oder von zweifelhaften Großen beansprucht war, einfach als Einöde[3] und sandten Markscheider aus,[4] um das Königsgut zu bestimmen,[5] die Mark zu teilen (scarire marcam). Als Grenzen, Limites, wählten sie natürlich gerne Einschnitte, Flußtäler und Bergrücken. Die Markscheider zogen die Flußtäler hinauf und ließen, wo sich zwischen einer Quelle und der anderen keine kurze natürliche Grenzlinie ergab, das Zwischengebiet oft frei, so daß eine Zickzacklinie entstand; oft bildeten Bergrücken (Schneiden, Rennwege, Frankenstiege) den Limes. Lackbäume, d. h. mit Zeichen × + versehene Bäume, auch Grenzsteine, bezeichneten die Endlinie.[6]

## 7. Die Höfe und Dörfer der Franken.

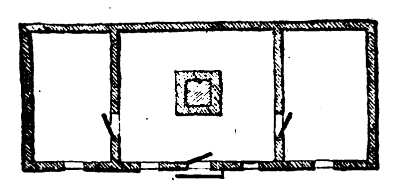
Die erobernden Könige mußten in erster Linie ihre hohen Vasallen befriedigen, die gebieterisch ihren Anteil forderten. Nach der Eroberung von Soissons hatte Chlodowech mit seinen Kriegern die Beute redlich geteilt, nur wollte er noch einen Becher aus den hl. Gefäßen. Da erhob sich ein unbedachter Mann dagegen und rief: Nichts sollst du haben, als was dir nach dem Recht das Los erteilt, erhob seine Doppelaxt und schlug auf den Becher. Die Großen beanspruchten römische Gutshöfe mit vielen Hufen, wie

[1] Vj. f. Soz. u. Wirtschg. 1910 S. 32 ff.
[2] Daher konnte in England König Ethelwulf den zehnten Teil der Felder der Kirche anweisen (Seebohm, Dorfgemeinden 79). In Finnland sprachen sich die schwedischen Könige erst im fünfzehnten Jahrhundert die unkultivierten Gegenden zu. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen II, 186.
[3] Als eremus, solitudo und damit als causa regis, regnum.
[4] Praefecti, missi, confiniales, suntelitae.
[5] Disponere, ordinare marcam.
[6] Rübel, Die Franken 57.



wir schon oben hörten. Besonders deutlich zeigt sich diese Besitznahme in der fränkischen Besiedelung, wo auf französischer Seite die Orte mit ville, viller, villier und court (curtis) überwiegen. Auch in den deutschen Heimorten ragen Führer, Hauptleute hervor. Das salische Gesetz faßten nach der Sage vier Männer ab, die zu Bodoheim, Saleheim, Widoheim als Herren hausten. An mehr als einer Stelle erinnert das salische und das ripuarische Gesetz an geschlossene Höfe, an curtes. Wie um die Einzelhöfe lief nach alten Gesetzen um die zugehörigen Grundstücke ein Zaun. Das Vieh weidete in geschlossenen Kampen, und es wird vorausgesetzt, daß solche Herden gestohlen werden können.[1] Das konnte aber nicht geschehen, wenn das Dorfvieh beisammen unter starker Obhut stand. Eine andere Bestimmung fußte aber auf der Tatsache, daß drei Höfe eine gemeinsame Herde von vierzig Kühen mit einem Stier, der trespellius hieß, besaßen.

Noch zahlreicher waren geschlosse Dörfer, Hundertschaften, Centenen. Gerade auf fränkischem, näherhin salfränkischem Gebiete hat die Centene eine ausgeprägte Gestalt als Heer- und Gerichtsordnung und umschließt hundert, hundertundzwanzig Höfe. Da zugleich Centurionen, Centenare später Zender, Hunnen genannt, und Dekane erscheinen, so drängt sich der Gedanke einer Heeresabteilung und ihrer Kontubernien auf. Hießen doch die Angelsachsen die Hundertschaft geradezu Waffennahme (wapentake). Vermutlich wurden bei der Eroberung Zehn- und Hundertschaften zusammen angesiedelt und erhielt jedes Haus eine Hufe. Nicht nur enger als die Friesen, sondern auch enger als die Alamannen pflegten die Franken beieinanderzuhausen; noch heute unterscheiden sich die fränkischen Dörfer von den alamannischen durch ihre Gedrängtheit, und die Bewohner mußten bei steigender Bevölkerung zwei Stockwerke bauen, um den Überschuß unterzubringen. Die Dorfgenossen, größtenteils sippenverwandt, hingen enge zusammen und genossen gemeinsame Rechte, wenn auch weniger als auf altgermanischem Boden, hatten aber auch gemeinsame Pflichten. Lag ein Mann auf dem Felde



Einfachste fränkische Hausanlage, wie sie noch in Belgien zu finden ist. In der Mitte Flur mit Herd, daneben Stuben oder Schlafkammern.

[1] Daher bildeten schon sechs bis zwölf Tiere eine Herde. Lex rib. 18; sal. 41, 5, Wenn ein Freier eine solche Herde stahl, so mußte er außer dem Ersatze noch sechshundert solidi (Schillinge), ein Sklave sechsunddreißig Schillinge büßen. Das Gesetz der Salier bestimmt, daß, wenn jemand aus Feindschaft den Zaun eines anderen öffnet und sein Vieh auf die fremde Wiese oder in den Weinberg hineinläßt, er dreißig Schillinge zahlen muß. Umgekehrt darf aber der, der ein fremdes Tier auf seinem Gute findet, es nicht töten, sonst muß er, wenn er leugnet, fünfzehn Schillinge zahlen, bei erschwertem Falle aber fünfunddreißig Schillinge.

erschlagen, so mußte der Nachbar den Reinigungseid leisten. Die Grenzen waren schärfer bestimmt als in Altdeutschland, die Hufen und Gewannteile schärfer geschieden, wie die Bestimmungen über das Überpflügen, Übersäen, Überfahren, über Grenzzeichen, Grenzsteine beweisen.[1]

Zu einem fränkischen Hofe gehörte ein mittlerer Besitz von dreißig bis vierzig Morgen. Da nun diese höchstens dreißig Solidi galten, das Wergeld eines Gemeinfreien zweihundert (hundertundsechzig) Solidi betrug, so muß die Zugehör an Geräten, Vieh und Knechten den Bodenwert weit überstiegen haben.[2] Ein oder zwei Knechte gehörten zu einem Hofe, so gut wie zwei Ochsen und zwei bis vier Kühe.[3] Bei Cäsarius ist ein Gut im Werte von hundert Solidi imstande, eine Familie gut zu ernähren.[4] Die Franken befanden sich daher in guten Verhältnissen, Damit stimmt überein, daß es nach den Volksrechten nur mittlere Herden gab: sieben bis zwölf Pferde, zwölf bis fünfundzwanzig Rinder, sechs bis fünfzig Schweine, vierzig bis sechzig Schafe bilden eine Herde.

---

## V. Chlodowech.

Die Franken haben den ersten dauernden Staatsbau auf römischem Boden errichtet, begünstigt durch verschiedene Umstände: einmal verloren sie nicht wie die Ostgermanen den Zusammenhang mit der Heimat, und die Galloromer, ohnehin schon längst zurückgedrängt, besaßen keine große Macht,[5] mußten sich unterordnen und dann trennte kein religiöser Unterschied die beiden Völker.[6] Schon der Vater Chlodowechs, Childebert, war dem katholischen Glauben geneigt, beschenkte die Geistlichkeit und verkehrte mit der hl. Genoveva; Chlodowech selbst hatte eine katholische Gemahlin heimgeführt. Nun

---

[1] Wer einen fremden Boden pflügte, mußte fünfzehn, und wenn er auch säete, fünfundvierzig Schillinge bezahlen.

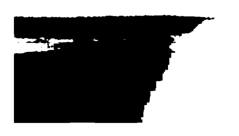
[2] Lex rib. 83, 85; sal. 58; M. G. cap. 1. 117. Eine englische Hide = 120 Morgen galt nur zwanzig Schillinge, und doch betrug das Wergeld des Hidebesitzers sechshundert Schillinge. Nach dem älteren langobardischen Rechte geschah die Wergeldschätzung nach dem Besitz (angar-gathungi).

[3] Die Kuh galt einen, der Ochs einen bis zwei, der Stier drei, das Roß sechs bis zehn, der Hengst zwölf, ein Knecht zwölf bis fünfundzwanzig Solidi; der Goldsolidus (Schilling) wog 4,5 Gramm, war dem Metall nach etwa 12 ℳ früherer Währung, in Wirklichkeit wohl das Neunfache wert.

[4] Serm. 75.

[5] Sie genossen nur das halbe Wergeld, L. Sal. 44, 6.

[6] Vereinzelte Christen gab es unter den Franken wie Alamannen frühe, vgl. die Geschichte der hl. Julia von Troyes; Boll. Iul. 5, 133).




sträubte sich freilich der unbändige Krieger lange, die Religion des Friedens zu umfassen.

Chlodowech war durch und durch ein Barbar, ein rücksichtsloser Eroberer und verwegener Gewalthaber. Eine große Leidenschaft erfüllte ihn, Alleinherrscher in Gallien zu sein; dieser Leidenschaft mußte sich alles beugen, und er selbst ordnete ihr seine Neigungen unter. Er entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit und durchbrach alle Schranken; wo immer sich Widerstände entgegen stellten, griff er zu allen Mitteln der List und Gewalt. In ihm kommt der altfränkische Charakter mit seiner Mischung von Tapferkeit und Schlauheit zum Ausdruck: Fuchs und Wolf verband er in einer Person, wie denn auch Wolf und Fuchs Lieblingstiere, fast möchte man sagen, Lieblingshelden der fränkischen Tiersage waren. Rücksichtslos hat er alles beseitigt, was ihm im Wege stand, das Römerreich des Syagrius zertrümmert, die Alamannen aufs Haupt geschlagen und die Briten gewonnen, das Burgunderreich mit List und Gewalt sich angeeignet, die Westgoten in offener Feldschlacht besiegt und zuletzt unter seinen fränkischen Nebenkönigen aufgeräumt: nach der Sage tötete er den einen, weil er, wie er erklärte, zu feige gewesen, den anderen, weil er seinen Bruder nicht gerächt, den dritten, weil er auf Chlodowechs eigene Anstiftung den Vater erschlagen hätte. Er hetzte die Söhne gegen die Väter, Brüder gegen Brüder, Untertanen gegen die Herren. Nach Gregor von Tours übte Chlodowech auch nach seiner Bekehrung ungescheut und rücksichtlos Verwandtenmord und erreichte dadurch, daß er ohne Liebe und Vertrauen dastand. „Wehe mir," klagte er, „der ich wie ein Fremdling unter Fremdlingen lebe und keine Gesippen habe, die mir beistehen könnten, wenn einmal Unglück über mich käme!" Auch dieser Ausruf, meint Gregor von Tours, sei nicht aufrichtig gemeint gewesen, er habe nur einen neuen Vorwand ausfindig machen wollen, um Verwandte umzubringen. Er blieb eben noch ein halber Heide, nicht schlimmer, aber auch nicht besser als ein Konstantin, Theodosius und andere fromme Kaiser, die, wenn es sich um angebliche oder wirkliche Hochverräter handelte, sich wenig besannen und das Schwert und Blut nicht sparten.[1]

Lange nicht so ideal angelegt wie Theoderich wußte er doch den Vorzug des katholischen Christentums zu schätzen, obwohl ihm dessen friedliche Stimmung widerstrebte. Ohne Zweifel hielt ihm seine fromme Gemahlin Chrotehilde oft die Macht und die Schönheit des christlichen Glaubens vor, rühmte die Macht ihres Gottes nicht nur in geistiger, sondern auch in leiblicher Not, und Chlodowech ließ es endlich auf eine Probe ankommen. Die Gelegenheit dazu bot die große Alamannenschlacht bei Zülpich; diese Schlacht wurde

[1] Kurth, Hist. poétique des Merovingiens 294 erklärt viel in der blutigen Geschichte des Königs aus germanischen Mythen, geht aber zu weit und malt ein zu weiches Gemälde.

zu einer Art Gottesgericht zwischen Wodan und Christus; in ihr sollte sich zeigen, wer mächtiger und wessen Ansprüche begründeter seien. Zu Wodan aufschauend waren die Franken in den Kampf gezogen, aber seine Hilfe ließ sie bald im Stich, und Chlodowech wandte sich nunmehr an Christus mit dem feierlichen Gelübde: „Ich habe meine Götter angerufen, aber sie haben mich verlassen. Gewährst du mir, Jesus Christ, jetzt den Sieg über meine Feinde und erfahre ich so jene Macht, die das dir ergebene Volk erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen."

Christus half, und Chlodowech wurde Christ, stellte sich in den Dienst des wehrlosen und doch so mächtigen Gottes und war entschlossen, als sein Dienstmann sein Reich auszubreiten. Als Remigius Chlodowech in der Religion unterrichtete und dabei vom Leiden Christi erzählte, rief jener aus: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte ihn gerächt." Als Dienstmann wäre er in der Not ritterlich beigestanden, meinte er, und hätte die Schande des Kreuzes rächen wollen, die ein Volk unerbittlicher Privatrache und Fehdegier nicht ertragen konnte! Als Chlodowech auf seinem Zuge gegen die Westgoten nach Tours kam, erließ er den Befehl, aus Ehrfurcht vor dem hl. Martin in der Gegend nur Futter und Wasser zu nehmen. Da fand ein Krieger den Heuhaufen eines Armen und plünderte ihn, wobei er sich dachte, er übertrete den Befehl Chlodowechs nicht. Aber Chlodowech tötete ihn mit eigener Hand, denn, sagte er: „wo bliebe unsere Hoffnung zu siegen, wenn der hl. Martin beleidigt würde?" So selbstherrlich er über seine Franken gebot, hatte er doch anfangs Sorge, ob seine Großen und Freien ihm in seinem Bekenntnis folgen würden. Ein Zwiespalt in Glaubenssachen war aber unmöglich, entweder mußte alles oder durfte niemand sich bekehren, und daher gelangten die Glaubensfragen gewöhnlich vor die Volksversammlung. In der Tat haben sich nun auf Wunsch Chlodowechs auch die Freien versammelt, und da soll alles Volk, noch ehe der König ein Wort sprach, wie aus einem Munde gerufen haben: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit, zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt."

Wie ein neuer Konstantin, sagt Gregor von Tours, ging der König zum Taufbade hin, und als er hinkam, redete ihn Remigius an: „Beuge still deinen Nacken, stolzer Sigamber, verehre, was du bisher mit Feuer und Schwert verfolgtest, verfolge, was du verehrtest!" Mit ihm wurden noch viele Volksgenossen getauft, und das Volk jubelte zu und pries Christus, „der die Franken liebt," die Franken, die „das harte Joch der Römer vom Nacken geschüttelt". Freilich hatten sich viele Großen ferngehalten, und mancher Mann mochte innerlich gegen den gewalttätigen König murren. Umsomehr Freude bezeugte die römische Bevölkerung, sie entfaltete denn auch



bei der Taufe Chlodowechs alles Freudengepränge, dessen sie noch fähig war. Der Bischof Avitus von Vienne erkannte schon damals in dem fränkischen Könige den Bekehrer Deutschlands und den Nebenbuhler des byzantinischen Kaisers. Zunächst bedurfte es freilich noch langer Zeit, bis auch nur alle Franken das Christentum aufnahmen. Etwa sechzig Jahre nach der Taufe Chlodowechs spricht ein König es aus, daß die Kirche nicht allein imstande sei, die Bekehrung durchzuführen, daß seine Mitwirkung nötig sei; deshalb verbietet er den Grundherren, daß sie auf ihren Gütern Götzenbilder dulden und die Priester an deren Beseitigung hindern, verbietet die heidnischen Gelage, Gesänge und Tänze, die sich mit christlichen Festen vermischten.

# VI. Theoderich und sein Gotenreich.

Früher als die Franken erschlossen sich die Goten dem römischen Wesen. Chlodowechs Zeitgenosse Theoderich der Große unternahm den ersten bedeutenden Versuch, germanisches und römisches Wesen zu einer Einheit zu verschmelzen und zwar auf dem Grunde römischer Kultur. Während er den Römern alle ihre Sitten und Ordnungen ließ, Tierhetzen, Theater und Schulen, verlangte er von den Germanen den Verzicht auf ihr Gewaltrecht und ihre rohen Vergnügungen, verbot die Selbsthilfe, den Zweikampf, die Blutrache, die Fehde und die Raubehe. Wer sich vor Gericht nicht stellte, verlor seine Sache. Seine Bemühungen scheinen nicht ganz des Erfolges entbehrt zu haben. „Was greift ihr", sprach er zu seinen ungarischen Untertanen, „zum Zweikampf, da ihr doch unbestechliche Gerichte habt? Ahmt meinen Goten nach, die im Felde den Mut, daheim den friedlichen Gehorsam gegen das Gesetz bewähren." Vielleicht hat Theoderich etwas übertrieben, jedenfalls lebten nach seinem Tode die alten Gewohnheiten wieder auf. Gregor der Große und seine Zeitgenossen wußten viel zu klagen über Land-, Vieh- und Sklavenraub, Entführung, Nötigung und Selbsthilfe aller Art. Wir hören viel von fliehenden Sklaven und Freien, Laien und Mönchen, von geflüchteten Kirchenschätzen und von Unordnungen bei dem Zusammenströmen von Männern und Frauen.

Theoderich selbst hatte getan, was in seiner Macht stand, und das große Edikt, worin er die Strafen für Gewalttätigkeiten verschärfte, machte ihm alle Ehre. Hier wandelte er ganz in den Fußstapfen der Kaiser, deren Vorbild er auch sonst zur Richtschnur nahm. Er berief keine Volksversammlung[1] und bekümmerte sich wenig um die Meinung der Großen. Der alte gotische Adel war aufgerieben und die Goten, die Theoderich zu seinen Beamten erhob, waren von ihm abhängig. So konnte er ziemlich selbstherrlich regieren, was schon äußerlich darin zum Ausdruck kam, daß er ein goldenes Diadem, Seiden- und Purpurkleider trug. Seine Person hüllte er in Geheimnis, umgab sich mit einer Leibwache[2] und einem

---

[1] Der Dichter Claudian erwähnt einmal eine vor der Schlacht von Pollentia (de b. Get. 480); die Erzählung ist aber zweifelhaft; Hodgkin, Italy I, 290; III, 267.

[2] Silentiarii.

Geheimkabinett.[1] Sein Hofstaat sah ganz byzantinisch aus: da gab es einen comes sacri cubiculi, einen magister officiorum, den Vorstand der Palastwache und Kanzlei, einen quaestor, den Siegelbewahrer, einen comes sacrarum largitionum, dem die Münze, die Steuergelder, die kaiserlichen Monopole unterstanden;[2] einen comes rerum privatarum, patrimonii, der die Domänen verwaltete; endlich einen praefectus praetorio, praefectus classis, die u. a. die Waffenfabriken und den Schiffbau zu besorgen hatten. Die praefectura vigilum übte die Polizei aus. In Rom und Mailand waltete der Vergnügungsmeister, der tribunus voluptatum, seines löblichen Amtes weiter. Theoderich beklagte zwar die großen Ausgaben für Schauspiele, tröstete sich aber damit, daß für das „arme Volk" auch etwas geschehen müßte. An der Spitze der Provinzen standen Präsides, Rektoren, Vikare und sprachen das Recht über die Römer; neben ihnen überwachten Provinzgrafen die Goten.

Sich selbst nannte Theoderich der Goten und Römer König. Obwohl ihm Byzanz nicht mehr Recht einräumte als einem Statthalter, hat er doch eigene Münzen prägen lassen und eigene Gesetze gegeben. An die gallischen Untertanen seines Enkels schrieb er, nachdem er dessen Herrschaft aufgehoben: „Mit Freuden müßt ihr dem römischen Regimente gehorchen, dem ihr nach langer Zeit zurückgegeben seid." Wir sehen, er unterscheidet seine Regierung als römische von der der „Barbarenkönige", und ist bemüht, nicht bloß bei sich die Bildung zu erhalten, sondern auch bei verwandten Stämmen einzuführen. Und als er dem Könige der Thüringer seine Nichte vermählte, schrieb er: „Das glückliche Thüringen wird fortan mit Mädchen sich schmücken, die das reiche Italien zu Wissenschaft und feiner Art herangebildet hat."[3] und redet ihn selbst an: „Ihr, vom königlichen Geschlecht entsprossen, sollt fortan durch den Glanz kaiserlichen Blutes noch weiterhin als bisher Schimmer verbreiten;" sein Geschlecht glaubte er nämlich durch kaiserliche Titel geadelt.

Über die römische Rechtsordnung wachte Theoderich mit peinlicher Gewissenhaftigkeit und gewährte nur da und dort kleine Erleichterungen, wie sie auch vor ihm schon milde Herrscher und Beamte geduldet hatten. So bestanden die Steuern fort, auch die neu eingeführte Warensteuer,[4] und wie die Kaiser handelte auch

---

[1] Secretum.

[2] Als quaestor palatii fertigte Cassiodor viele Urkunden aus; N. Archiv 14, 453 ff.

[3] Die Nichte Theoderichs, Amalaberga, machte Thüringen nicht glücklich, sondern sie entzweite die Brüder und war schuld, daß Thüringen an die Franken fiel.

[4] Das siliquaticum, $4^1/_6\%$ von allen Warenpreisen (die siliqua war der 24. Teil des Goldsolidus) war erst im fünften Jahrhundert infolge von Geldnot eingeführt worden.

Theoderich mit neuen Handelsmonopolen. Nur wenn eine Provinz Not litt oder verarmte, wurden die Steuern nachgelassen oder herabgesetzt. Für den richtigen Eingang der Steuern hafteten die Kurialen nach wie vor, und wie sie blieben die Handwerker und Bauern an die Scholle gefesselt. Nur zugunsten der Herren gestattete der König, Hörige auch außerhalb der Güter zu verwenden, wenn es ihnen gefiele.

Die Lage der Kolonen und Sklaven hat Theoderich nicht erleichtert, eher verschlechtert. Er ließ die Latifundien unangetastet, ließ sie durch die neuen Herren ausnützen wie früher; nur daß sie dieses Geschäft weniger verstanden als die früheren Besitzer. Klagen der Hörigen gegen ihre Herren durften die Gerichte nicht annehmen. Die Bedrückten sollten keine mächtige Herren, seien es Römer oder Goten, als Patrone um Hilfe anflehen und sich durch sie bei Gericht vertreten lassen. Kinder von Freien und Unfreien erklärte er für hörig, während ein Gregor der Große auch für die Kinder höriger Mütter die Freiheit verlangte.[1] Allerdings kamen den unteren Ständen manche Wohltaten zugut, in den Städten Getreidelieferungen, Speisungen, Preistarife, außerhalb derselben Landanweisungen.[2] Theoderich faßte die Austrocknung der Pontinischen Sümpfe und der Sümpfe bei Ravenna und Spoleto ins Auge, sorgte für die Wasserzufuhr der Städte Ravenna, Verona und für die Erhaltung Roms[3] und verschönerte Ravenna, wo noch heute die Spuren seines Daseins nicht verwischt sind. Als er in Rom einzog, bewunderte Fulgentius von Ruspe die Pracht der Stadt und des Zuges und sprach dabei: „Brüder, wie schön muß das himmlische Jerusalem sein, wenn schon das irdische Rom solchen Glanz besitzt.“[4]

Den stadtfeindlichen Sinn seines Volkes überwand er in sich selbst so gründlich, daß er Bauherr wurde wie Trajan. Er unterhielt eine starke Schar von Baubeamten,[5] gab den Handwerkern viel zu arbeiten und wendete den Bergwerken seine Aufmerksamkeit zu. Die Regalrechte, schon von den Kaisern beansprucht, verschärfte der König noch und unterwarf ihnen nicht nur alles unbebaute Land, Erz-, Blei-, Marmorberge, sondern alle verborgenen Schätze.[6] Wenn die Vandalen[7] und Franken die kaiserliche Post zu erhalten

[1] Ep. 1, 55.

[2] Cass. var. 2, 24 f.; 6, 7, 18; 7, 9, 47; 11, 39.

[3] Für die Unterhaltung der römischen Stadtmauer wies der König jährlich zweihundert Pfund Gold an. Aber 537 zerstörten die Goten die Wasserleitungen Roms, ein unersetzlicher Schaden, den die Byzantiner nicht wiedergutmachten.

[4] Vita c. 13.

[5] Beamte für Staatsbauten, Wasserleitungen, Flüsse, Magazine, Häfen: curator operum maximorum, curator operum publicorum, curator statuarum, comes formarum, comes riparum et alvei Tiberis et cloacarum, consularis aquarum, comes portus, centenarius portus, curator horreorum Galbanorum.

[6] Cass. var. 3, 25; 2, 21, 32, 33; 12, 24.

[7] Proc. b. Vand. 1, 16.

trachteten, so noch mehr Theoderich; er verlangte Fronfuhren,[1] schrieb den Postwirten genaue Taxen vor.[2] „So groß war das Glück Italiens", schreibt ein Zeitgenosse, „durch drei Jahrzehnte, daß sogar die Wanderer im Frieden ziehen konnten."

Dank seinen Bemühungen erhielt sich der Handel. Ravenna blieb lange ein Warenplatz, aber mehr und mehr riß Venedig den Handel an sich.[3] „Venetien," schreibt Cassiodor, „die berühmte Provinz, einst angefüllt mit Adel, erstreckt sich gegen Süden an den Po und an das Gebiet von Ravenna, gegen Osten hat es die entzückende Aussicht auf den Meeresspiegel der Adria. Da, in diesem Gebiete, um das Meer und Erde sich streiten, haben die Veneter ihre Häuser aufgerichtet wie die Nester von Wasservögeln; durch Faschinen und künstliche Dämme mußten sie ihre Wohnungen miteinander verbinden; sie häuften den Meeressand an, um die Wut der Wellen zu brechen, und der scheinbar schwache Wall trotzt der Stärke des Wassers." Die Macht der Goten reichte nur bis an die Grenzen des Meeres, Landvenetien mußte verschiedene Naturalabgaben leisten, Wein, Weizen, Schlachtvieh. Seevenetien aber blieb unabhängig und blühte bald mächtig empor. Außer dem Handel mit Salz, das die Bewohner aus dem Meere gewannen, brachte ihnen namentlich der Sklavenhandel reichen Gewinn.

Selbst für die freien Künste der Römer zeigte Theoderich eine lebhafte Teilnahme. Er unterhielt nicht nur die alten Spiele, sondern auch Schulen und förderte die Literatur.[4] Für Schulen waren die Goten an sich nicht begeistert. Als die Tochter Theoderichs Amalasuntha ihren Sohn durch römische Grammatiker unterrichten lassen wollte, widersetzten sie sich; sie meinten, wer vor den Streichen eines Lehrers gezittert hätte, der würde vor Schwertstreichen sich fürchten. Dem Knaben gebühre Speer und Schwert zur Übung. Daß man es ohne Schulkenntnisse zu etwas bringen könne, das beweise Theoderich selbst. Als aber später die Beamten die Schulausgaben der Stadt Rom beschränken wollten, sagte Amalasunthas Sohn, man müsse sie vielmehr erhöhen.

Hervorragende Schriftsteller zog Theoderich an seinen Hof, so den Cassiodor, dem er die höchsten Ämter übertrug, ferner Boethius, Ennodius, Arator und andere. Sein gotischer Leibarzt Anthimus schrieb ein Werk, halb Gesundheitslehre, halb Kochkunst.[5] Wie es solchen Geschäftsklaven eigen ist, zeichneten sie sich nicht durch

---

[1] Cass. var. 3, 41; 4, 47; 5, 39; 6, 6; h. trip. 2, 16. Catabulenses und dromones wurden verwendet. Doch gewährte er den Städten, z. B. Como, Squillace, Befreiung von dieser Last; Cass. var. 5, 39; 11, 14; 12, 15.

[2] Cassiodor vergleicht die Wirte mit Räubern (11, 12).

[3] Cass. 12, 24. Einen argentarius zu Ravenna erwähnt Agnellus 57, 59, 61.

[4] Cass. var. 5, 42. Über die Einladungsdiptychen s. Friedländer, Sittengesch. II, 402.

[5] De ciborum observatione. Zu Rom lebt Dionysius Exiguus, der Begründer der christlichen Zeitrechnung.

Charakterstärke aus. Selbst der Bischof Sidonius erniedrigte sich zu groben Schmeicheleien gegen einen Ricimer, Eurich, Theoderich den Burgunder, ebenso Cassiodor, der die Amaler, das Geschlecht Theoderichs, zu einer Art römischen Adels umdichtete und, wie er selbst erklärt, die Vorgeschichte der Goten in die römische Geschichte verwob. Die Schmeicheleien der Römer ekelte die Goten selbst an, und Theoderich spottete über die Römer, die die Goten nachäfften. Gar übel soll er einen römischen Diakon behandelt haben, der sich an seinem Hofe aufhielt und zum Arianismus abgefallen war, um besser vorwärtszukommen. Der König soll ihm mit dem Tode bestraft und dabei gesagt haben: „Wenn du deinem Gotte die Treue nicht hieltest, wie wirst du den Menschen gegenüber ein reines Gewissen bewahren?"

Einen besseren Charakter zeigten die Referendare Cyprian, sein Bruder Opilio, der spätere Finanzminister, und ein junger Adeliger von Spoleto, Decoratus. Alle drei Männer hat Boethius mit Unrecht später verunglimpft, da sie zu seiner Verurteilung beitrugen. **Boethius** und sein Schwiegervater Symmachus, beide römische Senatoren, traten mit Theoderich in Verbindung, mehr um ihren Landsleuten als dem Gotenkönig zu dienen. An sich ging die Neigung des Boethius ganz auf die Wissenschaft, aber er dachte wie Plato, der Staat werde am besten regiert, dessen Oberleitung in den Händen eines Philosophen liege, und so mischte er sich in ein Gebiet, das ihm verhängnisvoll wurde. Er suchte Recht und Gerechtigkeit nach seinem besten Wissen zu verteidigen gegen tyrannische Statthalter, waren es Römer oder Goten. Es gelang ihm in der Tat, ein paar schlimme Beamte aus höheren Stellungen zu entfernen. Lange Zeit hatte er Glück, er spielte im römischen Senate eine Rolle, erhielt Ämter; sein Sohn wurde Konsul. Später im Gefängnis erinnerte er sich mit Wohlgefallen an den Beifall, den er fand, als er dem Volke nach alter Sitte Liturgien spendete. Der gotische Hof holte gerne seinen Rat ein, wenn es sich um literarische und technische Fragen handelte. Als Theoderich den burgundischen König durch ein römisches Kunststück erfreuen wollte, mußte er eine Wasseruhr bestellen. Theoderich schickte die Uhr ab mit der Bemerkung, die Burgunder möchten die Kunst der Alten bewundern und ihre barbarische Lebensart ablegen. Als König Chlodowech um einen Zitherspieler bat, erhielt Boethius den Auftrag dafür zu sorgen, damit durch holde Weisen der Sinn der Barbaren gesänftigt würde. Wenn die Leibwache schlechte Münze als Bezahlung erhielt, mußte er untersuchen, worin der Fehler oder Betrug lag.[1]

Sein Wissen hatte aber für die Goten etwas Unheimliches, das Volk beschuldigte ihn der Astrologie, wie es gelehrten Leuten

---

[1] Var. 1, 45; 2, 38; 1, 10.

inmitten von ungebildeten noch öfters ging. Unbegründet war der Verdacht insofern nicht ganz, als er von der Astrologie mehr hielt, als sie verdiente. Zu Fall brachte ihn aber seine Neigung zu Byzanz; da er sich ängstlich für den römischen Senat verwandte, geriet er in den Verdacht, Rom und den römischen Senat der Gewalt des Königs entziehen zu wollen. Gerade den Senat benutzte nun aber Theoderich, durch ihn sein Urteil sprechen zu lassen; so macht- und willenlos war der Rat, daß er seinen besten Freund verriet. Über ein Jahr schmachtete Boethius im Gefängnis und schrieb darin den berühmten „Trost der Philosophie". Im Jahre 525 wurde er samt seinem Schwiegervater Symmachus hingerichtet. Diese Verurteilung, nur auf einen Verdacht gegründet, hat später den König gereut. Gequält von trüben Halluzinationen soll er bei einem Mahle, da ein Fisch aufgetragen wurde, in der Verwirrung ausgerufen haben: „Das ist der Kopf des Symmachus." Bald darauf starb er (526). Die Taten seiner letzten Zeit widersprachen der ursprünglichen Absicht und den Versöhnungsplänen, die er sein Leben lang verfolgt hatte.

Weniger als irgendein anderer germanischer Herrscher dachte er an eine Verfolgung der Römer und ihres Glaubens; er ging von dem Grundsatze aus, daß man niemand die Religion aufnötigen könne.[1] Ganz im Sinne der römischen Gesetze verfolgte er zwar die Heiden und Manichäer, ließ aber den Juden seinen Schutz angedeihen, die sich denn auch in seinem Reiche so wohl fühlten wie in anderen germanischen Staaten. Gemäß den Gesetzen anerkannte er die persönliche Steuerfreiheit der Geistlichen und die kirchliche Gerichtsbarkeit, ehrte die Armenpflege,[2] duldete aber eine allgemeine Steuerfreiheit und Exemtion so wenig wie die Byzantiner. Bei den kirchlichen Streitigkeiten hielt er sich in den Grenzen einer klugen Gelassenheit, obwohl ihn die Römer zu Eingriffen drängten, als eine doppelte Papstwahl stattfand. Trotz allem mußte er zu seinem Schmerze erfahren, daß die byzantinische Neigung seiner Untertanen immer noch fortdauerte, und der Ärger über diese Entdeckung trieb ihn zu den erwähnten Taten der Grausamkeit.

In dem raschen Tode des Königs sahen die katholischen Untertanen eine Strafe des Himmels für seine ketzerische Grausamkeit, ähnlich wie im Schicksal des Arius. Gregor d. G. erzählt, Papst Johannes und Symmachus hätten Theoderich in den Feuerschlund des liparischen Vulkans geschleudert; ein Einsiedler habe es gesehen. Im Gegensatz zur germanischen Volkssage behandelt ihn die ganze gelehrte Geschichtschreibung als einen Tyrannen. Noch schlimmer

[1] Religionem imperare non possumus, quia nemo cogitur, ut credat invitus; Cass. var. 2, 27. In das Innere des Königs sehen wir freilich nicht recht, er ist eine Sphinx.

[2] Clementia non habet legem, sagte er und gestattete zugunsten der Armen steuerfreie Handelsgeschäfte; Cass. var. 2, 30.

als Theoderich ging es dem hochsinnigen Totila, dem selbst die Römer nachsagten, er sei für einen Barbaren von beispielloser Milde gewesen.[1] Während der byzantinische Feldherr Belisar mordete und brannte, behandelte Totila die eroberten Neapolitaner wie seine Kinder. Einen seiner tapfersten Offiziere, der die Tochter eines Römers entehrt hatte, verurteilte er zum Tode und gab der Entehrten alle seine Güter. Als er Rom eingenommen hatte, verbot er strenge, das Blut eines Römers zu vergießen. Er begünstigte die Kolonen und Sklaven, nahm viele Sklaven in sein Heer auf, befreite viele Kolonen von den Grundherren und ließ die Pachtzinse, die sie den Grundherren schuldeten, von der Staatskasse zahlen.[2] Dagegen hatten die Goten mit den Städten Unglück, die ihnen feindlich gesinnt blieben. Hier hatten die Byzantiner von vornherein gewonnenes Spiel, und mit ihrer Hilfe gelang es ihnen, sich nach und nach wieder Italiens zu bemächtigen. Das Glück führte zudem Justinian tüchtige Feldherren zu. Im Jahre 552 kam es zur entscheidenden Schlacht bei Tagina.[3] Ehe es in den Kampf ging, führte Totila in echt germanisch-ritterlicher Weise Kampfspiele auf. Er wollte Zeit gewinnen und zugleich „zeigen, was für ein Mann er sei"; in goldschimmernder Rüstung auf herrlichem Roß ritt er zwischen beiden Heeren, von Lanze und Wurfspeer flatterten Purpurwimpel in echt königlichem Schmuck: so tummelte er das Pferd, nach allen Seiten kunstvoll verschlungene Kreise reitend; dabei warf er die Lanze hoch in die Luft, fing die zitternde in schnellem Ritt in der Mitte abwechselnd mit beiden Händen und zeigte durch andere Reiter- und Waffenkünste seine wunderbare Gewandtheit und Übung. Nachmittags begann die Schlacht, in der die Goten unterlagen und Totila selbst fiel.

Wie Totila benahm sich sein Nachfolger Teja ritterlich; er kämpfte in der Schlacht am Vesuv 553 so heldenhaft, daß ihn der griechische Geschichtschreiber ungemein rühmt. „Früh am Morgen", erzählt Prokop, „begann der Kampf: Teja stand, allen sichtbar, mit dem Schilde gedeckt, den Speer zückend, als der vorderste mit wenigen Begleitern vor der Schlachtreihe der Seinen" und wehrte volle acht Stunden den Andrang der Feinde ab. Oft mußte er die von Lanzen starrenden Schilde wechseln, und „nicht um eines Fingers Breite wich er vom Ort, sondern wie in die Erde gemauert stand er fest mit seinem Schilde, mit der Rechten die Angreifer niederstreckend, mit der Linken sie abwehrend und den Waffenträger

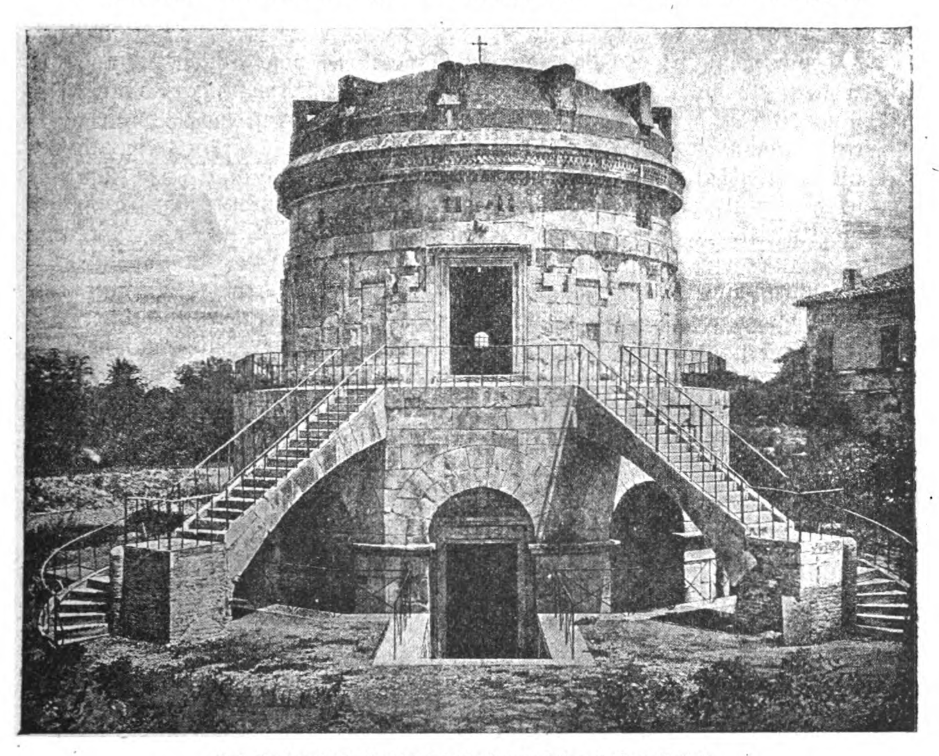
---

[1] Benignitas quae nec barbaro nec hosti satis convenit, Proc. b. G. 3, 6.

[2] Procop. b. G. 3, 6, 9, 13; Hodgkin, Italy 4, 176.

[3] Nach Prokop hätte das Gotenheer 150000, das byzantinische viel weniger Mann betragen; b. Goth. 1, 15. Bei den Goten darf man ruhig eine Null streichen, s. S. 13. Unter den Byzantinern kämpften aber nach Prokop allein 8000 Bogenschützen und 2500 Reiter (4, 31). Die Zahl der Schwert- und Speerkämpfer betrug mehr als 8000.

mit Namen herbeirufend. Als dieser ihm einen frischen Schild brachte und der König den von Lanzen beschwerten wechselte, gab er einen Augenblick die Brust bloß: da durchbohrte ihn ein Wurfspeer, und er starb sofort. Die Byzantiner steckten das abgehauene Haupt Tejas auf einen Schaft und zeigten es den einen zum Schrecken, den anderen zur Ermutigung." Die Goten kämpften



Das Grabmal Theoderichs des Großen in seiner jetzigen Gestalt.
Der obere Rundbau war ursprünglich von einer zierlichen Säulengalerie umgeben;
die Treppen sind erst späteren Ursprungs.

noch einige Zeit fort und sandten dann dem byzantinischen Feldherrn Narses Boten mit der Erklärung, sie erkennten, daß sie Gott gegen sich hätten, und baten um freien Abzug. Ganze 1000 Mann entkamen dem Gemetzel. Damit hatte die Gotenherrschaft ein Ende.

Versprengte Reste des Volkes blieben da und dort sitzen und vermischten sich mit Römern, Langobarden, Baiuwaren, namentlich im Etschtale und in seinen Seitentälern. Gossensaß am Brenner erinnert noch heute an übriggebliebene Goten oder Barnen, die einst Theoderich mit der Paßhut betraut hatte. Im Tale der Ladiner gehen viele Namen auf die germanischen Urbewohner

zurück,[1] und die deutschen Sprachinseln sette comuni, tredici comuni, die „Zimbern“ in Oberitalien haben ihre Wurzel in dieser Zeit, wenngleich spätere Einwanderung aus Deutschland sie gestärkt haben mag.[2]

Die Goten lebten fort im Liede. Der Lieblingsheld des deutschen Volkes im Mittelalter war Theoderich, der Vogt des Kaisers zu Verona oder Bern. Besonders priesen ihn die Alamannen, die es nicht vergaßen, daß er sich ihrer gegen die Franken angenommen hatte. Mit Vorliebe gaben sie vom achten bis ins zehnte Jahrhundert ihren Kindern den Namen Amelung und noch lange später den Dietrichs.[3] Eine der Dietrichsagen, das Eckenlied, entstand auf schwäbischem Boden. In der Sage erscheint Dietrich als das Ideal eines ritterlichen Helden, ebenso tapfer und kühn wie edelmütig; er bestand die kräftigsten Helden, mußte aber auch die Untreue von Dienstleuten erfahren.

In dieser Auffassung lehnt sich die Sage an geschichtliche Tatsachen an. Schon Ennodius feiert Theoderichs Sieg im Zweikampf über den Bulgarenführer: er wollte den Besiegten nicht töten, heißt es, sondern bot ihm den Frieden und den Treueid, und der Bezwungene wurde sein Mann. Einen ebenso besiegten Avaren entließ er nach Fredegar auf seine Bitte in seine Heimat; dieser aber, durch seinen Edemut gerührt, kehrte zu ihm zurück und wurde sein treuer Gefährte. Der Dietrich der Sage läßt sich nicht gerne in den Kampf ein, er ist fast zaghaft, ja manchmal bedarf es des Spottes, um ihn zum Kampfe zu reizen. So war auch der geschichtliche Theoderich klug, zurückhaltend, vorsichtig; nur wenn es nicht anders mehr ging, schlug er los. Auf die Eroberung Italiens bezieht sich die Sage, wonach Dietrich, von Ermanrich, seinem Oheim, vertrieben, sich bei den Hunnen aufhielt, nach dessen Tod zurückkehrte und ein Reichsland besetzte; dabei besiegte Dietrichs Waffengefährte Hildebrand seinen eigenen Sohn Hadubrand. Die Sage vom Untergang der gotischen Burgunder im Nibelungenlied klingt wie ein ferner Nachhall des tragischen Unterganges der Ostgoten.

---

[1] So Worte mit garda, razn zusammengesetzt, z. B. Gardecia, Varda, Andratsch (and, jenseits).

[2] S darüber Schindele, Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen S. 89.

[3] Am Wurmlinger Berg bei Tübingen, an den sich eine Drachen- oder Wurmsage heftet, heißt ein Absatz der Bernbühl, und die Herren von Wurmlingen hießen sich mit Vorliebe Dietrich der Märeheld. In der Nähe von Rottweil standen drei Burgen, alle drei Bern genannt, und hier hausten Dienstmannen der Zähringer, von denen einer die Stadt Bern gründete.

# VII. Justinian und die byzantinische Kultur.

## 1. Herrscher, Beamte und Heer.

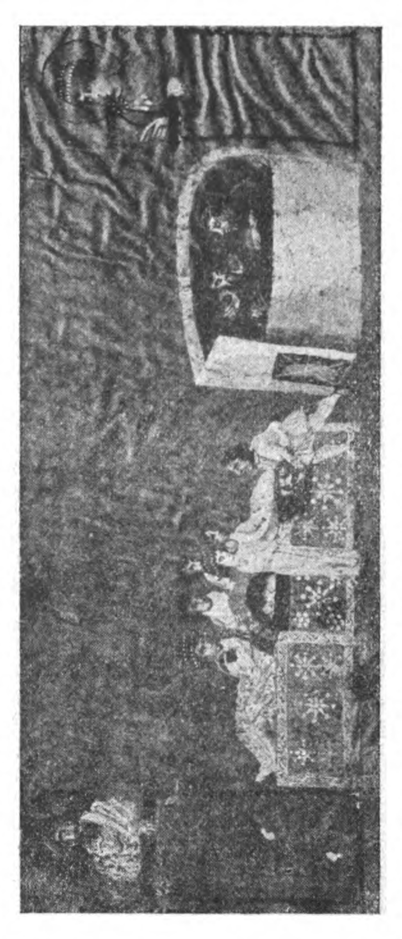
Der Untergang der Ostgoten und die Rückeroberung Italiens war das Werk Justinians, unter dem das oströmische Reich einen unerwarteten Aufschwung nahm. Er entstammte einer slawischen Familie, die am Schlusse des fünften Jahrhunderts nach Konstantinopel eingewandert war. Drei junge Bauernsöhne hatten sich eines Tages, von allem entblößt, nur Stöcke in der Hand, Ziegenfelle über den Schultern, mit etwas schwarzem Brot auf den Weg zur Hauptstadt gemacht und waren in das Heer eingetreten. Einer unter ihnen, Justinus, machte sein Glück und stieg zur höchsten Stufe empor, berief einen Neffen, den nachmaligen Kaiser Justinian, an den Hof[1] und ließ ihm eine gute Erziehung angedeihen.

Justinian, lernbegierig und begabt, erwarb sich allseitige Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten, in der Rhetorik und Musik, in der Architektur, Kriegskunst, Rechtswissenschaft, Theologie und glänzte als Redner und Dichter; noch heute singt die griechische Kirche eine der Hymnen, die er verfaßt und in Musik gesetzt. Er baute viel und förderte die Kunst. Als Kaiser (529—564) stellte er das Heer- und Rechtswesen auf eine neue Grundlage und wirkte bestimmend auf kommende Zeiten. Er gehört ohne Zweifel zu den großen Männern der Geschichte, wenn er auch nicht frei war von vielen Schwächen. In seinem Palaste führte er das Leben eines Mönches; während der Fastenzeit aß er kein Brot, trank nur Wasser und nahm alle zwei Tage etwas wilde, mit Salz und Essig gewürzte Kräuter, eine Nahrung, wie sie in ägyptischen Klöstern üblich war. Er schlief kaum einige Stunden und wachte mitten in der Nacht auf, um an Staats- und Kirchensachen zu arbeiten oder in fieberhafter Aufregung die langen Galerien des Palastes zu durchlaufen. Im Volke verbreitete sich der Glaube, er sei eine Art Dämon, der nicht schläft, nicht ißt und nichts Menschliches außer dem äußeren Ansehen hat. Seine außerordentliche Tätigkeit hatte etwas Ungesundes; sein Eifer ging freilich bis ins Kleinliche, seine

[1] Der lateinische Name entspricht dem slawischen Urnamen Ouprawda, der Recht oder Wahrheit bedeutet. Seine Eltern hießen Istock (Quelle) und Biglenitza.

Ruhmbegier machte ihn mißtrauisch, und sein Gedankenreichtum trieb ihn zur Überhebung. Er glaubte, seine Gedanken und Pläne seien Eingebungen Gottes.

Den dunkelsten Punkt bildete seine Vermählung mit der berüchtigten Tänzerin Theodora, über deren Charakter freilich das Urteil verschieden lautet.[1] Ihr Vater hatte im Dienste einer Zirkuspartei, der Grünen, einen Tierzwinger unterhalten; nach seinem Tode hatte die Witwe einen Mann gleichen Berufes geheiratet, aber beide wurden von den Grünen entlassen, obwohl ihre drei Töchter bereits im Schauspiel Aufsehen erregten. Da stellten sie die Blauen an, und daher hielt Theodora auch später immer zu den Blauen. Als Tänzerin bezauberte sie Justinian. Lange Zeit hinderte der Widerstand, den er in seiner Familie fand, ihn an der Vermählung, doch willigte zuletzt der alte Oheim Justin ein, erhob Theodora in den patrizischen Familienrang, unterdrückte das Gesetz, das die Verbindung mit Theaterleuten verbot. Auf das Volk brauchte Justinian weniger Rücksicht zu nehmen. Trotz der Strenge kirchlicher und staatlicher Gesetze betrachtete es die Schauspieler mit nichts weniger als Verachtung, und selbst höhere Stände scheuten sich nicht, Opfer der Unzucht loszukaufen und sie ihren Söhnen anzuvermählen.[2]



Gastmahl des Herodes und Enthauptung des Johannes aus einem griechischen Evangeliar des sechsten Jahrhunderts. Die Gäste liegen noch in altrömischer Weise auf Polstern um den runden Tisch. Herodes auf dem Ehrenplatz. Noch der Codex von Rossano läßt die Jünger sich beim Abendmahl so lagern. Auf dem Tische steht ein Früchtekorb. Im Gefängnis strecken zwei Insassen ihre Hände jammernd empor, die Türe ist mit Eisengittern verschlossen. Auf den ambonartigen Erhöhungen steht links Moses, rechts David.

[1] Nach Diehl, Theodora S. 62 scheint es ziemlich festzustehen, daß sie vor ihrer Vermählung mit Justinian eine Tochter besaß.

[2] Diehl 6?; vgl. Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 537.

Die Tänzerin nahm sich etwas eigentümlich neben dem asketischen Kaiser aus. Ihre Hauptsorge drehte sich um den Körper, sie schlief und badete viel, sorgte ängstlich für die Kleider und die Mahlzeit, während Justinian sehr wenig aß und schlief. Justinian nahm gerne Besuche an und zeigte sich herablassend, Theodora aber gebärdete sich hochmütig und kostete ihr Machtbewußtsein. Wer ihr die Morgenaufwartung machen wollte, mußte lange warten, dann ließ sie aus dem Wartesaal durch Eunuchen den einen oder den anderen rufen. Die in ihr Zimmer Eingelassenen mußten sich niederwerfen, ihr die Füße küssen und durften nicht sprechen, bis es die Kaiserin gestattete. In den Kerkern des Palastes schmachtete manches Opfer ihrer Tyrannei, während sie in den oberen Räumen das Glück ihres Daseins genoß. Wenn sie reiste, mußten sie hohe Staatsbeamte begleiten, die Wege mußten gebessert und Paläste zu ihrer Aufnahme gut hergerichtet sein. Ihre wahren oder vermeintlichen Feinde behandelte sie mit Härte, ja Grausamkeit. Es liefen im Volke dunkle Gerüchte um über schreckliche Verliese, in denen ihre Opfer schmachteten, über geheime Foltern, nächtliche Meuchelmorde, die sie anstiftete, und über Nachtfahrten im Hexenheer. Im übrigen benahm sie sich ehrenhaft, viel ehrenhafter als Antonina, die Frau Belisars, der man eine ähnliche Herkunft wie ihr zuschrieb, bewahrte dem Kaiser ihre Treue und bewies viel Unerschrockenheit im Zirkusaufstand 532, den sie freilich selbst zum Teil verschuldet hatte.

Schon seit den ersten Zeiten des Kaisertums hatte sich alles öffentliche Leben auf den Zirkus zurückgezogen, wo die Herrscher allein noch mit dem Volke in Fühlung kamen. Das ganze Volk spaltete sich in zwei große Zirkusparteien, die sich wie feindliche Heere gegenüberstanden und gegenseitig, unter Umständen mit Waffen, bekämpften. Vergebens suchten die Kaiser sich über die Parteien zu stellen, um Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten. Die Führer der überlegenen Partei rissen die Gewalt an sich. Ihre Jungen durchstreiften nachts die Straßen der Stadt und belästigten die ruhigen Bürger, beraubten sie ihrer Kostbarkeiten, so daß sich die Reichen in Lumpen hüllen mußten, um unbelästigt zu sein. Lange hatten die Grünen das Übergewicht; unter Justinian aber trat ein Umschwung ein. Als Theodora von Justinian heimgeführt war, jubelten die Blauen. Da brach in den Tagen des Januar 532 der Unwille der Grünen los. Sie grüßten den Kaiser: „Mögest du lange leben und siegreich sein; aber wir werden unterdrückt, wir wagen den Namen des Unterdrückers nicht zu nennen.“ Für den Kaiser gab nun ein Stellvertreter die Antwort und drängte, den Namen zu nennen. Darauf die Grünen: „Er ist in einem Schuhmacherladen zu suchen“ — aus diesem ging er wohl hervor; „es ist Kalopodios, der Großkämmerer und Hauptmann der Leibwache; möge ihn das Schicksal des Judas ereilen.“ „Wir können nicht mehr sicher in der Stadt uns bewegen.“ „Unter dem Schutze

des Kaisers werden unsere Leute hingeschlachtet." „Der Kaiser möge die Unterstützung der Blauen aufgeben, sonst gehen wir weg und werden Juden; es ist besser, ein Heide zu werden als ein Blauer." Nach diesen Reden verließen die Grünen den Zirkus, erregten mit Hilfe der Bauern, die in die Stadt gekommen waren, einen Aufruhr und zündeten die Häuser in der Nähe an. Die Blauen widerstanden ihnen. Da ließ der Stadtpräfekt von beiden Parteien sieben Führer ergreifen und verurteilte vier davon zum Tode durch Hängen. Indessen brach der Galgen unter der Last seiner Opfer, und zwei der Schuldigen, ein Blauer und ein Grüner, entkamen. Die Mönche eines benachbarten Klosters retteten sie auf Schiffen und brachten sie in die Lorenzkirche. Vergebens verlangte der Stadtpräfekt ihre Herausgabe; denn das Volk nahm sich ihrer an. Die beiden Parteien schlossen — was beinahe unglaublich klingt — miteinander Frieden und Freundschaft, und die vereinigten Gegner griffen die Regierung an, verlangten die Entfernung mißliebiger Beamten und wüteten in der Stadt. Sieg, Nika, war ihr Feldgeschrei. Lange zögerte Justinian, Gewalt gegen sie zu gebrauchen, er erschien im Zirkus mitten unter den Aufständischen, wies auf die Hl. Schrift hin und bat das Volk, abzustehen, er wolle ihm Gnade gewähren; aber vergebens. Der Aufruhr wütete noch ärger. Justinian wollte fliehen. Theodora aber, von ihrem früherem Berufe her gewöhnt, der Gefahr ohne Furcht ins Auge zu sehen, widersetzte sich diesem Plane. Es wäre ein Schimpf, sagte sie, zu weichen, besser sei es, den Tod zu erwarten, der Thron sei das schönste Grab. Darauf ließ der Kaiser die Truppen gegen das aufrührerische Volk vorrücken, strenge Strafen verhängen; bei 30 000 Menschen fielen als Opfer. Auf den Trümmern der bei dem Aufruhr zerstörten Gebäude erstand die Sophienkirche.

Seitdem herrschte Justinian unbeschränkt, und Theodora gewann einen noch größeren Einfluß als zuvor. Der Senat überbot sich dem Kaiser gegenüber in Huldigungen, und Justinian umgab sich mehr als vorher mit Luxus und Pracht. Bei feierlichen Audienzen überhäufte er sich mit Gold, Seide und Purpur. Gekleidet in eine reichumsämte Tunika, purpurne Schuhe an den Füßen, gegürtet mit einem von Edelsteinen strotzenden Bande, einen mit Gold gestickten Purpurmantel umgehängt, den eine Goldfibel festhielt: so stellte er sich zur Schau; auf dem Haupte trug er eine Krone, die von Gold und Perlen strahlte, und er saß auf einem goldenen Throne. Ihn umgaben die Palastbeamten, die Eunuchen, der Senat, alle gekleidet in die herrlichsten Gewänder. Wenn er ein Mahl gab, glänzten alle Geschirre von Gold, dufteten alle Wohlgerüche Arabiens, und mußten alle Teile des Reiches die kostbarsten Gerichte und auserlesensten Weine liefern. Bei feierlichen Aufzügen fuhr der Kaiser, umrauscht von dem Jubel der Menge, im Triumphwagen, sei es zur Kirche, sei es zum Kapitol.



Er hatte das Glück, tüchtige Beamte und Feldherren um sich zu scharen und mit deren Hilfe das Reich auf der altbewährten Grundlage wieder aufs neue zu befestigen. Er konnte sich sogar erlauben, die Zahl der Truppen, wenigstens der Gefolgstruppen zu verringern, nachdem er die Rüstungen und Festungen verstärkt und noch mehr Barbaren als Verbündete gewonnen hatte. So erlangten neben den aus dem Umkreis der Festungen ausgehobenen, nach ihnen benannten Numeri entsprechend der feudal-germanischen



Justinian betet Christus nach orientalischer Art an. Letzterer sitzt auf einem prunkvollen Thronsessel, der mit einem Wulste bedeckt ist; die schwulstige Faltung der Toga über der Brust begegnet uns später immer wieder bei solchen thronenden Figuren, z. B. bei den Evangelisten. Justinian, dessen Haupt ein Nimbus umgibt, trägt ein steifes Staatskleid mit eingewobenen Mustern.

Entwicklung, die im Anbruch begriffen war, die Buccellarien, Hypaspisten und Spatharien eine große Bedeutung. Die meisten Krieger trugen Barbarenwaffen, den Speer, die Streitaxt und den Pfeil, waren aber in echt römischer Weise über und über in Eisen gehüllt. Fern- und Nahwaffen, Fußgänger und Reiter gingen ineinander über. Berittene Lanzenschützen, die wahrscheinlich aus dem Osten stammten, die Hippotoxiten, Kataphrakten, entschieden die Schlachten. Dagegen sank die Leibwache, einst der Stolz der Kaiser, ganz herab, da sie sich immer noch vorzüglich aus Reichsbürgern ergänzte. Die Ehre, ihr anzugehören, bezahlten reiche Griechen mit Geld, was den Kaisern in ihrer Geldnot nur angenehm sein konnte.

Merkwürdigerweise vernachlässigten die Kaiser die Flotte. Obwohl sonst die Byzantiner den geistigen Schatz der alten Hellas bewahrten, haben sie in dieser Hinsicht ihr Vorbild nicht befolgt, auf die Sprache der Natur nicht geachtet, auf die schon Thukydides hinwies, sich vielmehr von der altrömischen Mißachtung des Seewesens bestimmen lassen. So fanden sie kaum die nötigen Schiffe, um nach Italien und Afrika überzusetzen; der Staat mußte die Schiffe von den Reedern pachten oder in der Ferne aufbieten. Erst

die Kämpfe mit den Sarazenen und Normannen zwangen zur Schaffung einer Staatsflotte.

Als Justinian daranging, Afrika den Vandalen zu entreißen, erschraken die Soldaten bei der Aussicht, über das Meer ziehen zu müssen, und das Volk murrte bei dem Gedanken an eine neue Steuer. Da soll ein Bischof vom fernen Osten gekommen sein und den Kaiser im Namen Gottes zum Feldzug gegen die ruchlosen Vandalen aufgerufen haben. Erst diese Stimme gab den Ausschlag. Der Versuch glückte wider Erwarten. Schon nach zwei Jahren konnte Belisar als Sieger in Konstantinopel einziehen; er hielt einen Triumph im alten Stile, fuhr auf einem von Gefangenen gezogenen Wagen und streute Silber und Gold aus der Beute unter das Volk, darunter Münzen, die sein Bild mit dem des Kaisers verbanden.



Orientalischer Stoff des sechsten Jahrhunderts, aufbewahrt zu St. Ambrosius in Mailand.

Derartige Aufzüge boten dem Volk eine lange entbehrte Augenweide. Unter den Gefangenen schritt der letzte König Gelimer einher und wiederholte oft das Wort des Predigers: „O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist eitel!“ Gold- und Silberschätze wurden offen einhergetragen, darunter der Tempelschatz von Jerusalem. Titus hatte ihn nach Rom, Genserich nach Karthago gebracht, und Justinian ließ ihn nach Jerusalem zurückschaffen.

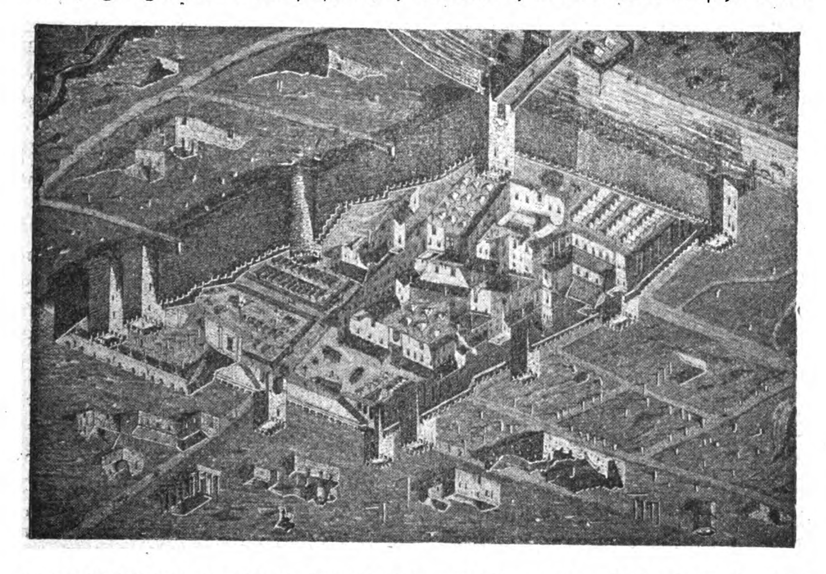
Einen größeren, einen mehr als zwanzigjährigen Kampf kostete die Zurückeroberung Italiens aus der Hand der Goten. Als die Goten immer stärker ins Gedränge kamen, begann ein Vernichtungskrieg, der sie größtenteils aufrieb. Wie in Afrika verödete das Land und erholte sich nur langsam, da die Byzantiner es mit Steuern überhäuften. Mit der Eroberung Italiens und Afrikas waren die Pläne Justinians, die alten Grenzen des Reiches wiederherzustellen, noch lange nicht erreicht. Da ihn die Perser an einer weiteren Verfolgung der Germanen hinderten, suchte er nach Art seiner Vorgänger die Völker aufeinanderzuhetzen und verschwendete viel Geld an die Hunnen und andere Völker, selbst an die Angelsachsen.[1] Die Barbaren, die die Pläne Justinians kannten, kamen häufig nach Konstantinopel und ließen sich beschenken.

---

[1] Prokop wiederholte diesen Vorwurf fortwährend.

Aber die Hauptgefahr drohte dem Reiche von Osten, wie es ja zuletzt auch ein orientalisches Volk war, das Konstantinopel stürzte. Es wäre besser gewesen, wenn Justinian von Anfang an seine Tätigkeit anstatt nach dem Westen nach dem Osten verlegt und sich nicht dazu verstanden hätte, von den Persern den Frieden zu erkaufen. Wie die Germanen, stellten sich die Perser gegen die jährliche Summe von 30 000 Goldstücken scheinbar in den Dienst des Reiches und übten angeblich den Grenzschutz. Sogar gegenseitige Benutzung der beiderseitigen Postanstalten sicherten sich Byzantiner und Perser zu. Wie die Germanen und Slawen, zog Justinian die Perser an den Hof, so zwei Mitglieder der Arsakidenfamilie, die seine Gunst schlecht lohnten und Verschwörungen anzettelten.[1] Ähnlich wie die Germanen, benutzten auch die Perser die Unzufriedenheit vieler Reichsbürger, das Reich zu schwächen, gewährten Flüchtlingen eine Zuflucht, begünstigten verfolgte Ketzer, Heiden und Philosophen, die dafür Persien als einen Idealstaat priesen, aber bald eine Enttäuschung erlebten.

Um das Reich zu sichern, legte Justinian eine Reihe von Befestigungen an und paßte sich dabei, ohne das altrömische Vor-



Byzantinisches Kastell von Haidra. Dasselbe liegt unmittelbar an einem Fluß; im Norden dehnt sich außerhalb der Mauern die bürgerliche Niederlassung aus mit Basiliken, Triumphbögen, einem Theater und Kloster. In der Mitte der Festung steht neben dem Prätorium eine Kirche. Die gewöhnlichen Soldaten lagerten in Zelten. Ein starker Wehrgang läuft innerhalb der Mauer. Die Gesamtfläche beträgt etwa zwei Hektar.

---

[1] Die Arsakiden herrschten zuvor in Armenien, das zu Persien gehörte. Einer von ihnen, Artabanes, der seine Frau verstoßen hatte, begehrte eine Nichte Justinians zur Frau, aber Theodora verhinderte die Ehe; s. S. 94.

bild ganz aus dem Auge zu lassen, den veränderten Verhältnissen an. Zwischen Stadt und Garnison bestand schon lange keine Grenzlinie mehr. Nun verringerten sich auch die früheren starken Unterschiede zwischen den großen Standlagern, den mittleren Kastellen und den kleinen Wachttürmen in der Art, daß nur noch größere und kleinere Kastelle und kleinere Festungen (burgi) übrig blieben, die sich alle stark glichen und möglichst massiv gebaut waren. Die mittleren Kastelle umfaßten 2 Hektar, die größeren 8—9 Hektar und die kleineren 15—25 Ar.[1] Sie bildeten die Zellen, aus denen sich der Heerorganismus aufbaute.

Eine erste Linie von Festungen lief an der Grenze selbst, eine zweite sicherte das Binnenland, und die letztere diente auch als Zuflucht der zerstreuten Bevölkerung bei feindlichen Einbrüchen. Hinter starken Zinnenmauern liefen in den Kastellen Wehrgänge, an den Ecken und in gewissen Zwischenräumen erhoben sich kräftige Türme, meist von viereckiger, selten von runder Gestalt. Vormauern, Vorwerke, Wälle und Gräben umgaben die Festung.[2] An allen gefährdeten Stellen erhoben sich kleinere Anlagen.[3] Auf diese Weise sicherte Justinian den Limes an der Donau, an der persischen, afrikanischen und italienischen Grenze. In Italien begegnen uns Kastelle zu Amalfi, Salerno, Misenum, zu Centumcellä, Imola und Cesena. So sicherte der Kaiser Palmyra gegen die Sarazenen und erbaute zum Schutze Konstantinopels die lange Mauer vom Schwarzen Meere bis zur Propontis.

## 2. Soziale Zustände.

Wie nach außen, wollte Justinian auch das Reich im Innern stärken. Eine kräftige innere und äußere Politik bedingen sich gegenseitig; ohne innere Kräfte ist eine erfolgreiche äußere Politik nicht durchzuführen. Ein wichtiges Mittel zur inneren Kräftigung erblickten die Kaiser in der Rechtseinheit auf der altrömischen Grundlage, die alle nationalen Rechte ausschloß. Es ist ein römisches Recht, das hier geboten wird, mit all seinen Schroffheiten und Einseitigkeiten, aber da und dort ermäßigt durch philosophische, aus Griechenland stammende und christliche Gedanken. Justinian selbst ging in dieser Richtung weiter und begünstigte die schwachen und unfreien Glieder der Gesellschaft und anerkannte ein Weltrecht.

Der Mensch ist nach Justinian frei geboren, die Sklaverei geht gegen die Natur,[4] das Naturrecht verlangt eigentlich Gemein-

---

[1] Die castra betrugen einst 33 und mehr Hektar.

[2] Ἀντιτειχίσματα, προτειχίσματα.

[3] Diehl, L'Afrique Byzantine, 139, 165; Hartmann 2a, 130.

[4] Quod attinet ad ius civile servi pro nullis habentur, non tamen et iure naturali, quia omnes homines aequales sunt; Dig. 50. 17, 32; Inst. 1, 3.

eigentum, das Privateigentum entspringt positiver Anordnung. Die Staatsgewalt, die Staatsautorität ruht ursprünglich bei dem Volke, und dieses überträgt sein Recht dem Herrscher durch ein Königsgesetz. Der Nachsatz hebt den Vordersatz immer wieder auf. Hätte Justinian die Vordersätze gelten lassen, dann wäre er zu einer unannehmbaren Freiheit und Gleichheit gelangt. Immerhin hat er wenigstens die Lage der Unterdrückten erleichtert, vor allem das Sklavenlos. Er verbot die Privatkerker, beförderte die Freilassung und beschenkte alle Freigelassenen mit dem Bürgerrecht.[1] Eine noch immer offene Quelle der Sklaverei, die Aussetzung, suchte Justinian endgültig zu verstopfen: er verbot die Verknechtung, die Entmannung der Findlinge und die Versetzung in den Sklavenstand überhaupt. Auch freiwillig sollte sich niemand unter 25 Jahren verknechten dürfen. Wenn ein Sklave in ein Kloster entwich, so sollte der Herr ihn nicht, wie ein früheres Gesetz gestattet, ohne weiteres zurückverlangen dürfen.[2]

Den Sklavinnen, die gewissenlose Händler zur Unzucht zwangen, eröffnete die Kirche eine Zuflucht. Vielleicht unter dem Einflusse seiner Frau verbot Justinian die zwangsweise Festhaltung der Dirnen bei ihrem Berufe und die lebenslänglichen Verträge. Die Kaiserin selbst gründete ein Asyl im Kloster Metanoia, jenseits des Bosporus. Manche Mädchen scheinen mit Gewalt dahin verbracht worden zu sein; denn wir hören, daß sich einzelne lieber von der Höhe der Türme herabstürzten, als länger in ihrer Haft zu verbleiben. Andere mußten sich verehelichen. Dem Saturninus drängte Theodora eine Tänzerin auf, nachdem sie ihm seine Braut entrissen hatte. Als er sich beschwerte, ließ sie ihn wie einen Buben züchtigen, der aus der Schule geschwätzt hatte. Die Verbindung zwischen Freien und Unfreien suchte Justinian zu erleichtern, obwohl die in dieser Hinsicht herrschenden Vorurteile noch lange und zähe fortbestanden. Er hob die Strafen auf, die Witwenheiraten mit Sklaven trafen; die makedonischen Kaiser gingen noch weiter, befreiten Ehen zwischen Vornehmen und Niederen, formlose Ehen, Konkubinate fast von allen gesetzlichen Nachteilen, sofern sie wirkliche Einehen waren.

---

[1] Er setzte das für die Freilassung notwendige Alter des Herrn von zwanzig auf siebzehn Jahre herunter und gestattete die testamentarische Freilassung schon dem eben mündig Gewordenen. Die Beschränkung der Zahl freizulassender Sklaven hob er auf, erleichterte die Formen der Freilassung, beseitigte die Notwendigkeit amtlicher Mitwirkung, erklärte die Manumission für vollkommen wirksam, sobald sie irgendwie schriftlich oder mündlich in Gegenwart von fünf Zeugen ausgesprochen, wenn der Sklave von seinem Herrn mit dem Hute der Freien bedeckt worden war, wenn er mit Willen des Erben als Freier an der Bestattung des Herrn teilgenommen oder wenn der Herr die Sklavin mit einem Freien verheiratet hatte.

[2] Er konnte dies nur innerhalb dreier Jahre tun, ehe der Mönch eingekleidet war, wenn er bewies, daß derselbe wirklich sein Sklave gewesen und als Verbrecher entflohen war; hatte der Flüchtling kein Verbrechen begangen und sich gut gehalten, so brauchte er nicht ausgeliefert zu werden, auch wenn noch keine drei Jahre verflossen waren; Nov. 5, 2.

Noch besorgter als für die Rechte der Sklaven zeigte sich Justinian für die der Frauen, so daß man ihn schon einen Weiberjuristen,[1] einen juristischen Pantoffelheld nannte. Das zeigte sich in der Aufnahme der griechischen und keltischen Antipherna, einer Brautgabe, Widerlage,[2] die der Mann der Frau darbrachte und die ebensoviel betragen sollte als die Mitgift der Frau. Starb die Frau kinderlos, so erhielt der Mann nur seine Brautgabe zurück, mußte aber die Mitgift seinem Schwiegervater unverkürzt zurückgeben, ohne auch nur Unterhaltsgelder zurückbehalten zu dürfen; waren Kinder vorhanden, so erhielt er einen Kindesteil. Den Nachlaß ihres Mannes erbte die Witwe zum Teil, den ihrer Kinder ganz. Die Mütter und Großmütter durften die Vormundschaft führen, was früher unerhört gewesen wäre. Die Frau durfte mit ihrem Vermögen Bürgschaft leisten, nur nicht zugunsten ihres Mannes, dem sie nichts schenken konnte. Frauenraub zog den Vermögensverlust nach sich.[3] Die Scheidung und Wiederverheiratung Geschiedener konnte Justinian nicht ganz verhindern; hat doch auch ein großer Teil des Abendlandes sie gestattet. Nur verlangt er gute Gründe für die Scheidung und befiehlt, einen Gatten, der an den anderen ohne Grund einen Scheidebrief schickte, in ein Kloster zu stecken.

In Ehesachen mischte sich mit Vorliebe die Frau Justinians ein, sie trennte und verband viele Paare. Ein vornehmer Armenier aus königlichem Geblüte entflammte, obwohl selbst verheiratet, in Liebe zu der Frau des in einem Aufstande gefallenen Statthalters von Afrika. Da Präjekta, so hieß sie, zugleich eine Nichte Justinians war, hoffte der Armenier mit ihrer Hilfe auf der Stufenleiter der Ehrenstellen leicht emporzusteigen. Justinian hatte nichts einzuwenden. Da erschien aber plötzlich die verlassene Frau des Armeniers zu Konstantinopel, machte ihre Rechte geltend und fand Unterstützung bei Theodora. Diese veranlaßte den Mann, sich mit seiner Frau wieder zu versöhnen, und zwang Präjekta zur Heirat mit jenem Hypatios, der im Nikaaufstand Justinian beinahe um seinen Thron gebracht hätte. Auch sonst stiftete sie gerne Ehen, die ihren Absichten dienten; manche davon schlugen aber übel aus. Sie war es, die Belisar an seiner unwürdigen Frau Antonina festhielt, um ihn unschädlich zu machen, und die alle Zerwürfnisse wieder ausglich. Ohnedem hatte Antonina ihren Gatten derart umgarnt, daß er ihren siebenjährigen Ehebruch nicht merkte oder nicht zu merken schien. Sie wußte es sogar dahin zu bringen, daß er ihre Kammerfrau und zwei Eunuchen, die ihm die Wahrheit enthüllten, als falsche Ankläger aus dem Leben schaffte; er ließ ihnen die Zunge ausreißen, sie in einen Sack nähen und ins Meer werfen. Ihren

[1] Legislator uxorius.

[2] Donatio propter nuptias. Bei den Germanen brachte die Frau nichts mit.

[3] Entweder zugunsten der Frau oder ihrer Eltern oder des Fiskus; Nov. 143.

Buhlen Theodosius, der oft schmollte und sogar einmal in ein Kloster flüchtete, führte er ihr selbst immer wieder zu. Bei Aufzügen schritt sie mitten zwischen beiden Männern in der Stadt einher. Vor Theodora zitterte Belisar; wenn ihn vor einer Audienz unfreundliche Blicke trafen, war er untröstlich. So geschah es einmal nach einem Zerwürfnis mit seiner Frau, daß ihn die Angst um sein Leben fast verzehrte. Wie atmete er auf, als ein kaiserlicher Brief, statt das Todesurteil zu bringen, ihm nur die Pflicht einschärfte, seine Frau als Retterin seines Lebens zu ehren. Um den großen Reichtum Belisars sich nicht entgehen zu lassen, plante Theodora eine Verbindung seiner Tochter mit ihrem Enkel und brachte die beiden Leute zusammen, so daß sie wider den Willen ihrer Eltern ohne kirchliche Zeremonien zusammen lebten; nur der Tod Theodoras machte diesem Zustand ein Ende.

Wie der Frauen nahm sich Justinian auch der Kinder an, schritt also weiter auf der schon von Konstantin gewiesenen Bahn und erleichterte die Selbständigkeit der Kinder. Ein Sohn entkam der väterlichen Gewalt auf eine einfache Erklärung vor den Richtern hin.[1] Später begründete schon das gesonderte Wohnen die Freiheit des Hauskindes. Am Nachlaß der Eltern sollten die Kinder nicht nur wie früher den vierten Teil,[2] sondern schon den dritten Teil beanspruchen dürfen, wenn sie zu viert, die Hälfte, wenn sie zu fünft hinterblieben. Später wurde der dritte Teil allgemein als Pflichtteil bestimmt. Nur aus sehr triftigen Gründen durften Noterben ausgeschlossen werden. Bei der Verwaltung und Veräußerung eines jeden Nachlaßgrundstückes durften die Erben mitsprechen. Den Vormündern gegenüber räumte das Gesetz den Mündeln ein weitgehendes Pfandrecht ein, wenn Veruntreuungen vorkamen.

Das alte strenge Schuldrecht milderte das schon erwähnte Verbot der Verknechtung und des Privatkerkers. Mehr als vier Prozent sollten Landleuten nicht auferlegt werden.[3] Während das alte Recht zwölf Prozent gestattete, setzte der Kaiser den gewöhnlichen Zinsfuß herab auf sechs Prozent und gestattete zwölf nur für sehr gefährliche Unternehmungen, namentlich für Seedarlehen, die früher wohl fünfzig Prozent trugen.[4] Senatoren und andere hohe Personen sollten sich mit vier Prozent begnügen, obwohl sie selbst große Zinse zahlen mußten. Auf diese Weise konnte ein Mann in große Not geraten, wie jener Patrizier, der einem der Diener Theodoras Geld schuldig war und sich deshalb hilfeflehend an die

---

[1] C. J. 8, 47.

[2] Quarta Falcidia.

[3] Vom Solidus eine Siliqua (s. S. 77 N. 4), vom Scheffel aber der achte Teil; Nov. 34; 110; 130.

[4] Über das Maximum von zwölf Prozent s. Billeter, Zinsfuß 332. Die Quoten trientes — semisses — besses — centesimae (C. J. 1, 32, 26) — 4, 6, 8, 12% stiegen auf 4,2—6,25—8,33—12,5%, weil bei centesimae 3 siliquae vom Solidus gezahlt wurden. S. S. 98.

Kaiserin wandte. „Ein armer Mensch", führte er aus, „kann sich eher helfen als ein vornehmer. Ich selbst habe Schuldner und Gläubiger; die Gläubiger kann ich aus Ehrgefühl nicht hintergehen, und die Schuldner entziehen sich mir unter tausend Vorwänden." Umsonst warf sich der Mann auf den Boden, die Kaiserin trieb nur ihr Gespötte mit ihm. „Mein teurer Herr," begann sie zu flöten, und der Chor der Eunuchen fiel ein, „du leidest an einem großen Leibschaden." Sooft der Unglückliche begann, wiederholte sich die gleiche Psalmodie. Die Schuldner schützte sonst, entgegen der altrömischen Gewohnheit, allmählich das Recht fast zärtlich; eine Reihe von Bestimmungen kamen ihnen zugute, die gesetzliche Stundung, das Verbot von Zinseszinsen. Wenn die Zinse die doppelte Höhe des Kapitals (duplum, alterum tantum) überschritten, erlosch die Summe.[1] Endlich gehört hierher die Ausnahme notwendiger Lebensmittel von der Zwangsvollstreckung.[2]

Die Milderung des Schuldrechtes kam auch den Pächtern und Kolonen zugute, für die sonst Justinian nicht viel tat. Er rechnete vielmehr bei seinen Unternehmungen vor allem auf die großen Gutsbesitzer als Stützen des Reiches. Er bedurfte bedeutender Summen, verbrauchte nicht nur den großen Schatz seines Vorgängers, begnügte sich nicht nur mit den sehr hohen, drückenden älteren Steuern, sondern mußte zu neuen Steuern greifen, viele außerordentliche Naturalleistungen und Fronen auflegen und einen regelmäßigen Steuerzuschlag einführen.[3] Dem Zuschlag unterlagen nicht nur die Dorfgemeinden mit solidarischer Haftung, sondern auch die Gutsherrschaften. Wenn ein Grundherr im Verdacht stand, dem Staat etwas hinterziehen zu wollen, so mußten die Kolonen alle ihre Leistungen an die Beamten abliefern, und diese verteilten die Erträge, bis eine gerichtliche Entscheidung erfolgte.[4] Während der Kaiser den Bischöfen nahelegte, ihre Sprengel möglichst wenig zu verlassen und die Hauptstadt zu vermeiden, gestattete er umgekehrt den Großgrundbesitzern, daß sie ihre Güter auch aus der Ferne verwalten und am Hofe leben durften. Wenig gestört von oben konnten sie aus ihren Gutsherrschaften Grundherrschaften gestalten, wenn sie nur ihre Truppen stellten.

Von Grundherren unabhängige, freie Bauerngemeinden suchte der Kaiser zu retten,[5] verbot, daß die Mächtigen nur kurzweg auf

[1] Nov. 34; C. J. 4, 32; D. 22, 1. Um dem Gesetze auszuweichen, hatte ein Gläubiger über 500 Solidi 600 bescheinigen lassen. Nachdem 1000 Solidi bezahlt waren, verlor nach Nov. 121 dieser Schein seine Geltung.

[2] Im Jahre 506 verbot die berühmte lex Anastasiana den Wucherern, die sich von Gläubigern ihr Guthaben abtreten ließen, eine höhere Summe von den Schuldnern zu verlangen, als sie selbst erlegt hatten. Unser Bürgerliches Gesetzbuch hat diese und andere Milderungen fallen gelassen.

[3] Ἐπιβολή.

[4] C. J. 11, 48, 20.

[5] Nov. 32, 89, 120, 128.

Zäune und Tore ihre Namen[1] schreiben ließen und so ihrem Patronat unterwarfen, und bedrohte diese Handlung mit Gütereinziehung und, wenn es ein Beamter war, mit der Folter.[2] Dafür belegte er selbst die Gemeinden mit seinen Steuern und verschärfte ihre Solidarhaft. Wenn ein Grundstück verödete, so mußten die anstoßenden Nachbarn oder die Verwandten eintreten.[3] Auf griechischem Boden lebte sich diese Einrichtung leicht ein. Hier bestand schon im alten Athen die eigentümliche Sitte des Gütertausches bei Steuern;[4] man war gewohnt, der Steuern wegen große Änderungen sich vollziehen zu sehen. Für anliegende Güter erhielten die Nachbarn ein Vorkaufs- und Näherrecht und als Voraussetzung sogar ein Aufsichtsrecht;[5] verlassene Güter fielen ohne weiteres an sie anheim. Alle diese Gesetze lassen auf eine starke Verödung schließen, verschuldet größtenteils durch den hohen Steuerdruck. Doch steht damit scheinbar in einem starken Widerspruch der hohe Güterpreis, der sich durch die schlechte Währung erklärt, denn das verarmte Reich verfügte nur mehr über geringwertige Münzen. Daher durften bei Erbschaften nicht die einen Erben mit Geld, die anderen mit Grundstücken abgefunden und Mündelgelder nicht in Kapitalkredit anstatt in Grundstücken angelegt werden.

Alles mußte dem Staate dienen, der Landmann wie der Bürger, und zwar genau in der ihnen vorgeschriebenen Richtung. Wie der Bauer an sein Gut, so war der Handwerker an seinen Beruf durch die Zunft gefesselt. In der Zunft war alles geregelt und der Staat sorgte durch Taxen, daß niemand sich bereicherte. Die einträglichsten Handelszweige hatte er sich durch Monopole gesichert.[6] Trotzdem herrschte im Ostreich mehr Handel als im Westreich, und Justinian förderte ihn soweit als möglich. Die alten Handelssteuern wurden fallen gelassen. Kaufleuten gestattete Justinian, höhere Zinsen zu berechnen, als anderen Geschäftsleuten, nämlich acht Prozent, auch wenn nichts ausgemacht war. Ihre Briefe genossen öffentliche Geltung. Die öffentliche Post blieb bestehen, nur wurden verschiedene Stationen aufgehoben und als Zugtiere Maulesel vorgeschrieben. In manchen Gegenden, z. B. in Bithynien, ließ der Kaiser Straßen und Brücken bauen und Flüsse kanalisieren. Wie im Abendlande verdrängte der Flußverkehr vielfach die Landfracht.

Der Hauptverkehr lief in alter Weise von Osten nach Westen, zwischen den zwei Hauptfeinden des Reiches, Persern und Germanen. Eine der wichtigsten Waren stellte die Seide dar, wovon der Luxus

---

[1] Tituli.

[2] Nov. 17, 15; 28, 5; 29, 4; 30 8.

[3] Daher heißen die Dorfgenossen *ὁμόκηνσοι*, consortes, contributarii, *ὁμόδουλοι*, *ὁμοτελεῖς* d. h. die unter einem *ὑποτεταγμένος* Stehenden; Zachariä v. Langenthal, G. d. gr.-r. Reiches 243.

[4] *Ἀντίδοσις*. [5] *Προτίμησις*.

[6] Vgl. Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 509.

der Kaiser und Großen eine große Masse bedurfte. Eben die Seide nun vermittelten die Perser, deren Handel Justinian mit ähnlichen Augen ansah wie Napoleon den Handel Englands. Er suchte ihre Vermittlung zu umgehen, ihre Einfuhr durch Preisminima und Zölle zu vernichten und den Handel über Äthiopien oder nördlich über Cherson zu leiten. Er preßte die Seide um geringen Preis ab und verkaufte sie um das Vielfache.[1] Erst die Gründung einer einheimischen Zucht stellte die Byzantiner unabhängig von Persien; griechische Mönche gingen nach China und brachten von dort Eier von Seidenwürmern. Doch reichte diese heimische Zucht weit nicht aus und mußte das Ausland immer noch Seide liefern, um die Ansprüche der kaiserlichen Fabriken zu befriedigen.[2]

Die Ausdehnung des orientalischen Handels zeigt sich am besten im Aufschwung der Städte am Schwarzen Meer.[3] Auf der entgegengesetzten Seite des Reiches blühte Venedig empor wie Neapel, begünstigt von den Kaisern, und wußte sich geschickt zwischen den Byzantinern und Germanen eine gewisse Unabhängigkeit zu wahren. Auch die Mitte des Reiches empfand diesen Verkehr wohltätig. Städte wie Seleucia, Antiochien, Thessalonich, ohnehin durch öffentliche Speisungen begünstigt, erhielten eine neue Bedeutung, richtiger gesagt, erholten sich wieder etwas. Denn der Verfall der Städte ließ sich ebensowenig aufhalten als der nach Osten abgeflossene Goldstrom wieder zurückleiten. Eben aus der Zeit Justinians hören wir, daß Cäsarea in Kappadokien und Antiochien wieder Einbuße erlitten. Zu Ephesus umzieht die heute noch in ihren Überresten erkennbare byzantinische Ummauerung kaum ein Fünftel des früher von der Stadt bedeckten bereits im dritten Jahrhundert v. Chr. befestigten Gebietes. Umsomehr blühte Konstantinopel dank der Zentralisierung des Reiches empor und entfaltete neuen Glanz und Reichtum.

In Byzanz strömte eine solche Menschenmenge zusammen, daß eine große Wohnungsnot entstand. Die Stadt wuchs ins Meer hinaus, in die Wolken empor. Schon frühere Kaiser hatten Pfahlroste ins Wasser gestellt und hier Gebäude aufgeführt.[4] Bis zu zehn und zwölf Stöcken, hundert Fuß hoch, erhoben sich mit Genehmigung der Regierung die Häuser. Nach einer Verordnung des Kaisers Leo sollte bei solcher Höhe ein freier Zwischenraum das eine Haus vom anderen trennen. Wenn zwischen den Gebäuden ein Raum von

---

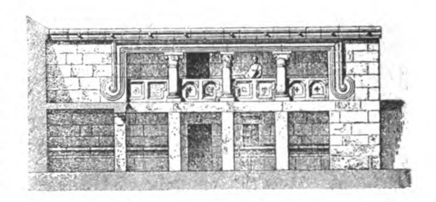
[1] Nach Prokop hatte Theodora ihre Hand im Spiel; aber seine Darstellung gibt Bedenken Raum. Justinian hätte das Pfund mit 72 aurei bezahlt. Nun ist das genau der Preis, der unter Aurelian galt (v. 45): ein Pfund Seide = ein Pfund Gold. Verkauft hatte er die Unze (1/12 Pfund) zu 24 aurei (zu 4, 5 Gramm) h. arc. 25; b. goth. 4, 17; bell. Pers. 1, 20.

[2] Unter den späteren Kaisern übernahmen die Türken die Vermittlung, ein schlechter Tausch gegenüber den Persern.

[3] Fallmerayer, Gesch. des Kaisertums Trapezunt S. 14.

[4] Zosim. 2, 36, 37; 3, 11; Agath. 5, 3; Proc. h. arc. 8.

zwölf Fuß lag, durfte man beliebig hoch bauen; betrug aber der Zwischenraum nur zehn Fuß, so konnte der Besitzer bloß Lichtfenster sechs Fuß über dem Boden anbringen, aber keine Aussichtsfenster in größerer Höhe, die den Einblick in das Nachbarhaus gewährten.[1] Dies galt aber nur von neuen Bauten; bei alten entschied die Gewohnheit, und es belasteten oder schützten verschiedene Servituten wie im alten Rom das Nachbarhaus.[2] Eine solche Servitut bestand z. B. darin, daß ein Nachbar dem anderen die Aussicht auf das Meer nicht verbauen durfte. Daher behalf man sich mit Erkern und Dachbauten wie zu Rom.[3] In den Häusern selbst saß alles dicht aufeinander. Die Einwohner, sagt ein Schriftsteller, haben sich in den Häusern so beengt gefühlt, wie außerhalb derselben, ein freier Platz und der Anblick des blauen Himmels sei eine Seltenheit geworden. Diese Enge und Gedrängtheit haben andere orientalische Städte nachgeahmt, obwohl der Raum nicht fehlte. Da nun die Wege Konstanstinopels sehr enge waren, mußte man zu Hochwegen, Hochbrücken oder doppelstöckigen Fußsteigen seine Zuflucht nehmen. Nachts wurden die Straßen lange beleuchtet; doch soll Justinian die Beleuchtung wegen der großen Kosten und um die Nachtruhe herzustellen aufgegeben haben.



Byzantinisches Haus des sechsten Jahrhunderts (nach Vogués Syrien).

Um so eifriger sorgten Justinian und andere Kaiser für genügende Getreide- und Wasserzufuhr[4] und setzten das Werk der ihrer Vorgänger auf dem Throne fort. Da durch den früheren willkürlichen Privatgebrauch der Leitungen viel Wasser verschleudert wurde, ließen sie sich die Anlegung von Zisternen, von Teichen und Brunnenhäusern angelegen sein und sicherten die Zisternen gegen die häufige Gefahr der Verschüttung und Verunreinigung durch prächtige Brunnenhallen. Die vielfach noch heute vorhandenen bedeckten Zisternen mit Bogenhallen und Gewölben weisen in ihrer Anlage deutlich auf die justinianische Zeit hin. An den Säulenkapitälen verschwindet der Abakus mit konkaven Seiten, und es erscheint das Kämpferkapitäl.[5] Um auf möglichst engem Raume eine möglichst große

[1] Fenestrae luciferae — prospectivae; C. J. 8, 10, 12; die vetus forma entschied meistens.

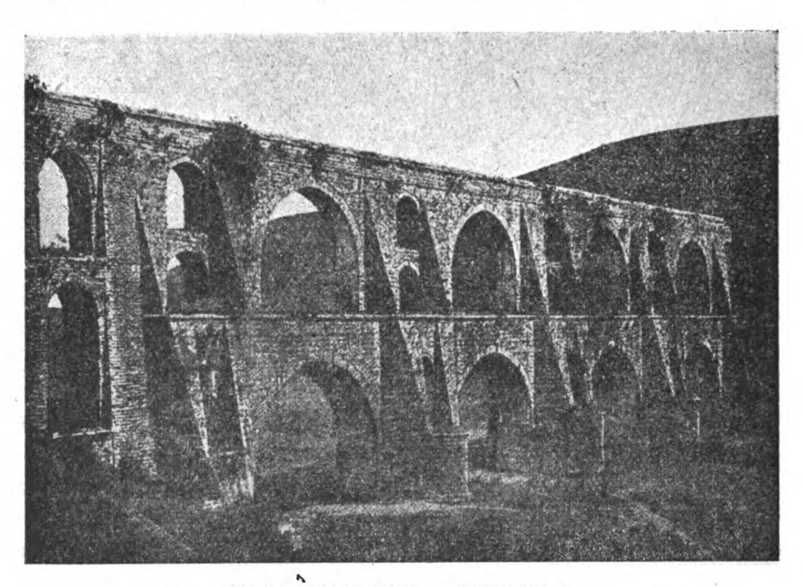
[2] Kulturg. d. röm. Kaiserzeit I² 47.

[3] C J. 8, 10, 11 f.; Nov. 63; 165.

[4] Proc. h arc. 22, 24, 26. Aus Ägypten gingen acht Millionen Artaben oder nahezu siebenundzwanzig Millionen römische Scheffel Korn nach Konstantinopel. Die tägliche Armengabe hießen die Byzantiner diarion.

[5] Unrichtig auch Trichterkapitäl genannt.

Wasseraufspeicherung anzubringen, wurden mehrere Stockwerke geschaffen und dabei ganz wie bei der Sophienkirche verfahren. Säule steht auf Säule, und darüber liegt ein Kappengewölbe. Fenster wurden möglichst gespart oder fielen ganz aus.[1]



Wasserleitung Justinians zu Konstantinopel,
von den Türken Muallak Kemer, aufgehängte Bogen genannt, 25 Meter hoch.

Außer den Wasserleitungen, die ihre Nützlichkeit rettete, haben sich nur noch spärliche Zeugen der ausgedehnten Bautätigkeit Justinians erhalten, so in Afrika unter dem Schutze der Erde, fast lauter ungeheure massive Bauten, die der glänzendsten Periode des römischen Reiches würdig wären. Wer sich an die starke Verwendung von Ziegel- und Backsteinen in den vielen Provinzbauten sogar früherer Zeiten, selbst in dem Kaiserpalast zu Trier, erinnert, den überraschen die mächtigen Quadern der justinianischen Anlagen. Die ergiebigen Bergwerke in der Nähe von Konstantinopel lieferten prächtiges Gestein in alle Teile des Reiches, nach dem Kaukasus, nach Bulgarien, nach Istrien, sogar nach Alexandrien, wie die noch erhaltenen Denkmäler beweisen. Es war nicht bloß der staatliche Großbetrieb, der andere Wettbewerbe aus dem Felde schlug, sondern vor allem die Tüchtigkeit des Steines und die Gefälligkeit der Formen.[2]

---

[1] Forchheimer-Strzygowski, Die byzantinischen Wasserbehälter von Konstantinopel 213, 261,

[2] Strzygowski, Byzantinische Denkmäler III, XXI.

## 3. Religiöse Zustände.

Trotz aller Not freuten sich die Byzantiner ihres Lebens. Am Anfang des Jahres folgte Fest auf Fest,[1] und während dieser Zeit schmückte Grün alle Straßen, an den Häusern hingen Teppiche, und Seidengehänge liefen von Säule zu Säule. Einen großen Teil ihrer Zeit verbrachten die Bürger in den Schauspielen. Einen Hauptreiz bildeten die Weiber, die entgegen der noch im ersten und zweiten Jahrhundert herrschenden Sitte sich bloßstellten. So war auch Theodora in Pantomimen, in lebenden Bildern, in Nackttänzen aufgetreten.[2] Das Theatervolk war ein Volk für sich, ausgeschlossen von der Kirche, mehr heidnisch als christlich, dabei an den Beruf gefesselt.[3] Justinian selbst verbot den Bischöfen und Priestern, Spiele anzusehen, hob aber dabei hervor, daß nur wenige Anlaß zu Klagen gäben. Vom Theater, ja auch von der Schule aus übte das Heidentum seinen Einfluß aus.

Wer den Resten des Heidentums nachgeht, entdeckt mehr als genug; die höhere Gesellschaft hegte immer noch eine stille Neigung dafür. Alle achteten auf Vorzeichen und glaubten an Zauberei. Der Schicksalsglaube, den manche sogar philosophisch rechtfertigten und andere, wie Prokop, geschichtsphilosophisch für ihre Darstellung verwerteten, deckte viel Aberglauben. Noch auf den Münzen Justinians erscheint die Tyche Konstantinopels mit Zügen der Roma und hält Kugel und Kreuz. Erst im Bildersturm verschwand sie und machte der Panhagia Platz.

In die Verehrung der Heiligen drängten sich polytheistische Neigungen ein. Die alten schmucklosen Legenden genügten nicht mehr und machten Platz romanhaften, halb mythischen Erzeug-



Goldenes Armband mit der betenden Maria und symbolischen Vogelfiguren, Schwänen und Pfauen; 5. bis 6. Jahrhundert.

nissen der Phantasie, in denen sich die Wunder und fabelhaften Erscheinungen häuften. Diese Legenden verdarben bald auch den einfachen Geschmack des Abendlandes; sie fanden mit den Erzeugnissen der Kunst im siebten Jahrhundert in Frankreich Aufnahme.

Auch die starken Neigungen zu Allegorien, an sich gemeinmenschlich, verraten durch ihre Eigenheit einen gewissen Zusammen-

[1] Einer dieser Tage trug den bezeichnenden Namen „Tag der Dirnen".
[2] Diehl, Theodora 18. [3] C. Th. 15, 7.
[4] Diehl, Justinien 554. Noch im zehnten Jahrhundert gab es vornehme Heiden, die nach der Philopatris des Pseudolukian über den kahlköpfigen und langnasigen Galiläer spotteten, der in den dritten Himmel hinaufstieg.

hang mit dem Heidentum. Wenn die Wiener Dioskorideshandschrift nicht nur die Sophia, sondern auch die Heuresis, Phronesis, Megalopsychia, die Epinoia als konkrete, bestimmte Personen darstellt und sich nicht mit abstrakten Andeutungen begnügt, so braucht man nicht notwendig an die Vorliebe der römischen Mythologie für die Vergöttlichung abstrakter Ideen zu denken. Aber kein Zweifel mehr kann aufkommen gegenüber den nackten Nereiden und Bacchusgestalten an der Domkanzel zu Aachen, die aus dem Osten eingeführt sind. Die ebendort angebrachte Isis- und Horusfigur kann wohl schon unter einem christlichen Namen als eine Roma oder Alexandria und als hl. Georg gelaufen sein.

Neben heidnischen liefen jüdische Neigungen einher. In seinem Gesetzbuch spricht Justinian von Leuten, die in jüdischer Art die Wunder des Neuen Testamentes leugnen.[1] Die Juden selbst suchte er möglichst in ihre Schranken zu weisen: er befahl einmal einem Statthalter von Afrika, er solle die Synagogen, die Tempel der Heiden wie die Kirchen der Arianer und Donatisten in christliche Kirchen verwandeln.[2] Mehr Freiheit als im oströmischen Reiche genossen die Juden in den Germanenstaaten, auf deren Seite sie sich stellten. Diese hatten genug zu tun, eine leidliche Ordnung aufrechtzuerhalten, und konnten an keine Ketzer-, Juden und Heidenverfolgung denken und um religiöse Streitigkeiten sich nicht bekümmern, die das Ostreich tief aufwühlten, das Volk erregten und spalteten. Da stand Kirche gegen Kirche, Partei gegen Partei, und die Vermittlung zwischen der Zweipersonen- und Einnaturenlehre in der Christusfrage, der auch Justinian zuneigte, war noch nicht allgemein durchgedrungen. Theodora begünstigte auffallend die Monophysiten.[3] Als die monophysitischen Mönche von den Orthodoxen vertrieben wurden, nahm Theodora ihrer 500 auf und wies ihnen einen großen Palast an, wo sie sich nach ihrer Eigenart verteilen konnten, die Einsiedler und Säulensteher im Hofe, die Koinobiten in den großen Sälen. Den ganzen Tag widerhallten die Räume von Gebeten und Gesängen, Greise mit weißen Bärten lagen vor allen Altären, und Wunder blieben nicht aus. Tausende von Gläubigen eilten heran, um sich segnen zu lassen, und ihre Feinde zitterten. Auf

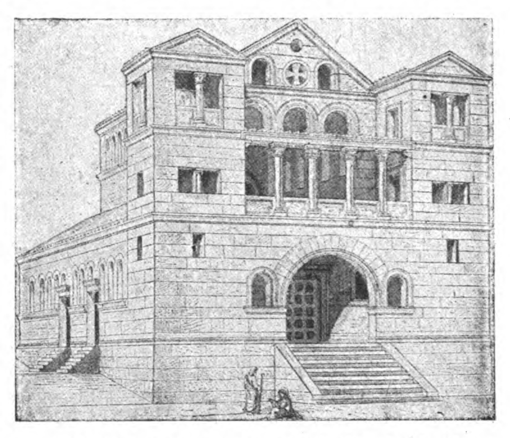
[1] Als etwas Jüdisches erschien im Abendland die orientalische Sabbatfeier. Als jüdisch erschien wenigstens später die Priesterordnung: in Armenien folgte förmlich der Sohn auf den Vater im Amte; das Levitentum war Vorbild Die Armenier besprengten das Kreuz mit Tierblut usf.

[2] C. J. 1, 1, 8; 1, 5, 11. Er erklärte sich zugunsten einer freisinnigen Minderheit, die die griechische Sprache in den Synagogen angewandt wissen wollte, verbot ihnen den Gebrauch der Haggada, der streng nationalen Auslegung des Alten Testaments, und wollte sie damit zur christlichen Deutung nötigen.

[3] Deshalb, weissagte ihr der hl. Sabas, werde sie keinen Sohn erhalten. Der hl. Sabas wurde mit großer Ehrfurcht am Hofe empfangen. Theodora bat ihn, bei Gott für sie zu flehen, daß sie einen Sohn erhalte, aber Sabas gab den erwähnten Bescheid (Surius, Sanctor. hist. Dec. 177 c. 93).

Justinians Betreiben wurden die realistischen Denker in der Theologie, die „drei Kapitel" antiochenischer Theologen, besonders aber Origenes verurteilt, letzterer als Arianer und Sabellianer.

Wie die Reinheit der Lehre lag ihm auch die Reinheit des Lebens am Herzen. Daher förderte er nach Kräften die Bildung und Zucht[1] und sah mehr auf die Tüchtigkeit als die Zahl der Geistlichen.[2] Die Priesterehe suchte er einzuschränken und verbot, jemand zum Bischof zu wählen, der mit Kindern belastet wäre, weil sonst die Gefahr drohte, daß Bischöfe ihr Vermögen anstatt den Armen und der Kirche ihren Kindern zuwendeten.[3] Nach einer höheren Weihe geschlossene Ehen zogen Amtsentsetzung nach sich.[4] Seiner höchsten Gunst versicherte Justinian, wer überhaupt ehelos lebte.[5] Dafür gestatteten die Nestorianer selbst den Bischöfen, Patriarchen, Mönchen und Nonnen die Heirat. Während frühere Kaiser es gerne sahen, wenn die Bischöfe häufig an den Hof kamen, verbot Justinian ihre Hofreisen, damit die Vermögensverwaltung der Kirche nicht vernächlässigt und die Kirchenlasten nicht durch Reisekosten belastet würden.[6]



Basilika zu Turmanin (Syrien) mit einer Loggia über dem Portikus.

Für das Kirchenvermögen zeigte Justinian großen Eifer, weil es zum großen Teil den Armen zugute kam. Ebendarum wandte er auch den Klöstern seine Neigung zu.[7]

---

[1] Über eine fünfzehnjährige Ausbildung s. Nov. 123, 1; Grashof, Archiv f. K. 37, 283.

[2] Nov. 123, 13. An der Sophienkirche sollten nicht mehr als 60 Priester, 100 Diakone, 40 Diakonissen, 90 Subdiakone, 110 Lektoren, 25 Kantoren und 100 Ostiarier, im ganzen also 525 Kleriker Anstellung finden — immerhin eine sehr ansehnliche Zahl. Nov. 3.

[3] Das trullanische Konzil verlangt nur, daß alle Bischöfe eine frühere Ehe aufgeben.

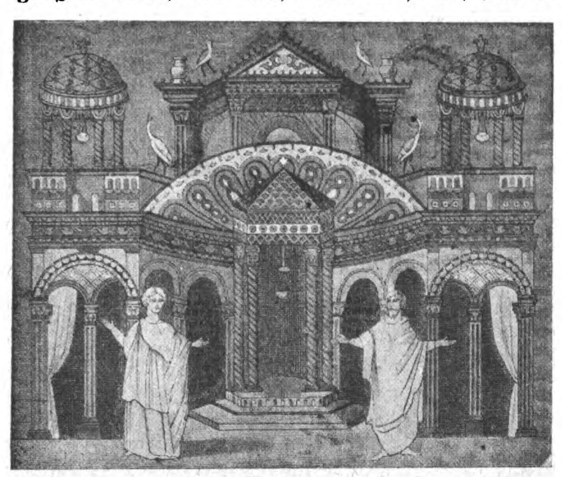
[4] Kindern, die nach der Weihe erzeugt waren, sollte die Erbfähigkeit fehlen.

[5] Nov. 6, 5; 22, 42; 123, 12; C. J. 1, 3, 41, 45.

[6] Ohne Erlaubnis des Kaisers solle ein Bischof nicht nach Konstantinopel kommen. Wenn Bischöfe eine Angelegenheit haben, so sollen sie einen oder zwei fromme Kleriker schicken oder die Vermittlung der Patriarchen anrufen. C. J. 1, 3, 42.

[7] Schenkungen zugunsten der Kirche, die 500 Solidi nicht überschritten, bedurften keiner gerichtlichen Vermittelung; für Vermächtnisse zugunsten der Kirche oder der Armen sollte das Noterberecht der nächsten Verwandten, die

Noch viel mehr als der große Konstantin erblickte Justinian in der Kirche eine Stütze seines Reiches.[1] Er bestätigte die politischen Rechte der Bischöfe, ihre Aufsicht über die Verwaltungstätigkeit der Beamten, über Wasserleitungen, Bäder, Brücken, über den Markt, über Maße und Gewichte.[2] Auf der anderen Seite sollten aber die Beamten die Bischöfe im Zaum halten. Sogar auf päpstlichem Gebiet, im ducatus romanus, hielten die Byzantiner an ihrem Rechte auf Besteuerung und Truppenaushebung fest; nur spielte neben dem Exercitus Romanus der Klerus eine immer größere Rolle, und mehr und mehr erschien der heilige Petrus als Eigentümer von Land und Leuten.[3] Die Kirche zog die besten Kräfte an sich; darüber führen noch heute die steinernen Denkmäler eine beredte Sprache. Angesichts der vielen neugebauten Kirchen mit ihren großartigen Anlagen sollte man kaum glauben, daß das Reich im Niedergange begriffen war.



Teil der Kuppelmosaiken in Hagios Georgios zu Thessalonich. Die Kuppel zeigt als zwar wenig geeigneten, aber doch nicht unwirksamen Schmuck abwechselnd Innen- und Außenarchitektur durchaus orientalischen Charakters, aber antik in der Auffassung. Vögel verschiedener Art beleben das Dachwrek, und im Vordergrunde breiten paarweise Heilige ihre Hände zum Gebete aus, gleichsam dem Herrn im himmlischen Jerusalem danksagend.

Justinian selbst teilte, wie nicht anders zu erwarten war, auch in dieser Hinsicht den religiösen Eifer seiner Untertanen und schuf seinen Bestrebungen ein

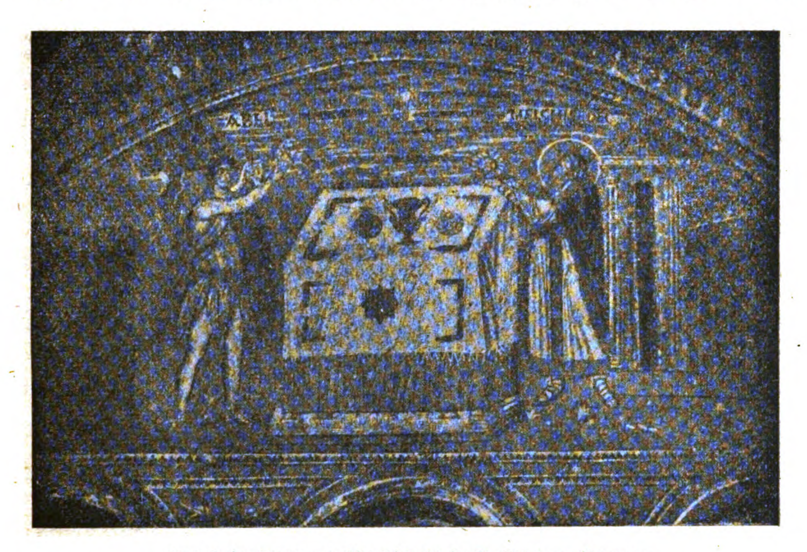
sogenannte quarta Falcidia, nicht gelten; die Kirche erhielt beinahe unbeschränkte Erbfähigkeit; wenn der Kirche etwas abhanden kam, sollte erst in hundert Jahren Verjährung eintreten; doch wurde später die Verjährungsfrist auf vierzig Jahre heruntergesetzt. Nur die römische Kirche behielt das Vorrecht der hundertjährigen Verjährung. C. I. 1, 2, 19, 23; 1, 3, 49; Nov. 9. Knecht, System des justin. Kirchenvermögensrechtes 1905.

[1] Omnem semper adhibentes providentiam circa sanctissimas ecclesias per quas et nostrum imperium sustineri et communes res clementissimi Dei gratia muniri credidimus, nec non et nostras et ceterorum animas studentes salvari (1, 3, 41).

[2] Dig. 50, 4, 18: Qui praesunt pani et ceteris venalibus rebus, quae civitatum populis ad quotidianum victum usui sunt, d. h. die Bischöfe. Vielleicht war es nicht ohne Einfluß, daß die Basiliken, die als Kaufhallen auf dem Markte standen, vielfach zum christlichen Kultus verwendet wurden.

[3] Duchesne, Les premiers temps de l'état pontifical 27, 54.

großartiges Symbol in der Sophienkirche. Alle Teile des Reiches mußten Beiträge zu diesem Baue liefern. Es war ein mächtiger Zentralbau, wie er auf hellenistischem Boden gewachsen war — dort hatten sich auch die Kleeblatt- und Vieleckanlagen entwickelt — es war ein Zentralbau von einem einheitlichen Gedanken beherrscht, dessen Grundform das Kreuz bildete. Das Kreuz setzen hieß soviel wie eine Kirche oder ein Kloster bauen. Unter märchenhafter Pracht fand die Einweihung statt. Ein herrlicher Zug bewegte sich zur Kirche; inmitten des Pompes schritt der „Basileus“, in goldenen Sandalen, mit köstlichen Gewändern bekleidet, in der Rechten das Kreuzzepter, in der Linken die purpurne Akakia, das ehrwürdige Symbol der Auferstehung. Und hinterdrein

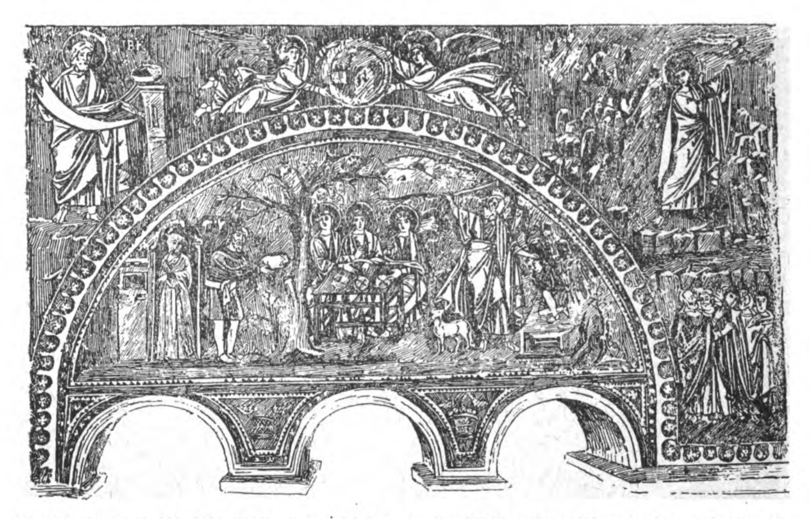


Das Opfer Abels und Melchisedechs in S. Vitale zu Ravenna.
Bemerkenswert sind die große Hostie und der Kelch. Abel trägt Hirten-, Melchisedech Priestertracht.

wälzte sich die Schar der Beamtenschaft und des Hofgesindes, die unübersehbare Menge der Würdenträger und Truppenführer, streng nach der Rangordnung abgeteilt, und füllte die sieben Kuppelräume des Wunderbaues. Abends warfen die Ballisten kreuzförmige Feuergarben über den Bosporus, und aus den weitgeöffneten Basiliken drang süßer Weihrauchduft auf Straßen und Plätze. Noch jetzt bringt die Basilika, obwohl die Türken sie furchtbar verunstalteten, eine fast traumhafte Wirkung hervor auf den, der zum erstenmal in dieses von gelblichem Glanze durchflutete Heiligtum, gleichsam in den Himmel selbst, hineintritt.

Ein anderes weithin leuchtendes Siegesdenkmal errichtete Justinian im Westen des Reiches zu Ravenna in San Vitale nach der

Niederwerfung der Goten. Es sollte zugleich ein Zeugnis sein des rechtmäßigen Glaubens gegenüber den Arianern, von deren Herrschaft noch heute ravennatische Denkmäler zeugen, und zugleich der Verherrlichung des Kaisers dienen. Im Anschluß an die Schriften des Ambrosius verkündigt das Lammopfer Abels, das Speiseopfer Melchisedechs, die Bewirtung der drei Engel durch Abraham, die in Mosaik dargestellt sind, daß Christus, das Lamm, mit seinem Opfer auf gleicher Stufe steht mit dem Gott des Alten Bundes, daß die zweite Person ebenso Gott ist wie die erste. Gott besitzt



Abraham bewirtet die drei Engel und opfert Isaak; beides Vorbilder des Meßopfers, wie auch die hostienförmigen Brote auf dem absichtlich in die Mitte gerückten Tische andeuten. Im Zwickel rechts Moses und links der Prophet Jeremias. Mosaik von San Vitale in Ravenna.

aber auch auf Erden Stellvertreter in Justinian und Theodora, die unmittelbar über dem Altare, je mit ihrem Gefolge in Staatstracht, figurieren. Schließlich gipfelte doch alles im Kaiser, dem „Erzpriester“, wie er sich nennen ließ, in dem christlichen Kalifen, dem Vorläufer des Zaren; der große Jurist Tribonian sprach einmal die höfische Furcht aus, er könne wie Romulus oder Elias gen Himmel fahren.

## 4. Niedergang.

Die Werke Justinians retteten die oströmische Kultur nicht auf die Dauer. Er hatte die Kräfte des Reiches allzusehr angespannt, ähnlich wie Karl der Große. Dem vielfältigen Ansturm von allen Seiten war man nicht gewachsen. Von Norden drängten die Avaren und Slawen vorwärts, von Osten die Perser, und im

Westen drohten die Langobarden Italien zu erobern. Auf allen Seiten mußte man nachgeben, und ein Stück des Reiches um das andere machte sich unabhängig.[1] Schon wenige Jahre nach dem Tode Justinians fiel Italien den Langobarden zum Opfer. Diese hatten, begünstigt eben von Byzanz, die Gepiden besiegt, mußten aber dem vereinigten Anstürmen der Avaren und Slawen weichen und fielen unter Alboin in Italien ein, wo die Bevölkerung nach der Befreiung von dem Joch der Byzantiner seufzte. „So roh die Langobarden waren," sagt Paulus Diakonus, „so war doch der Zustand des griechischen Italiens, das zusehends ärmer und entvölkerter wurde, ungleich zerrütteter als das des langobardischen." Dies bestätigt kein Geringerer als Papst Gregor der Große, der schreibt: „Die Bedrückungen durch die schlechten byzantischen Beamten sind schlimmer als die Waffen der Langobarden; die Feinde töten uns nur mit dem Schwerte, diese Beamten aber peinigen uns mit ihrer Bosheit und Habsucht sowie mit ihrem Mutwillen bis zur Verzweiflung." Die einen töten nur den Leib, sagt er ein andermal, die anderen auch die Seele. Daher wies Gregor den Versuch der Byzantiner zurück, ihn zur Unehrlichkeit gegen die Langobarden zu verleiten.

Was für den Westen die Germanen, das bedeuteten für den Osten die Slawen, die ganz still und allmählich in Griechenland eindrangen und den griechischen Volkscharakter umbildeten. Sie hatten von den Germanen, Esten und Griechen viel angenommen und sich der Kultur erschlossen, wie viele den Germanen entlehnte Ausdrücke beweisen, z. B. die Namen für die Handmühle, den Mörser, das Eisen, den Kessel, die Axt,[2] die Kette, den Hacken, das Haus, den Garten, die Zwiebel und den Rettich.[3] Sie wußten wohl das Mehl zu säuern, Seile zu drehen, Maschen zu knüpfen, das Garn zu spinnen, die Gewebe zu färben und Bienen zu züchten. Von den Goten entlehnten sie das griechische Wort Kirche, das auch in andere germanische Sprachen überging, vielleicht auch Pfaffe und Samstag, jedenfalls aber einige Abstrakta, wie denken, erfahren, enthalten, seufzen. Zahlreicher sind die Übertragungen von den Westgermanen. Ihre Erscheinung wird jetzt in milderen Farben gezeichnet. Griechische Schriftsteller rühmen ihr friedfertiges Wesen, ihre milde Behandlung der Kriegsgefangenen und Fremdlinge, ihre Gastfreundschaft, ihre Liebe zu Gesang, Musik und Tanz und ihre Keuschheit.[4] Wohl unter dem Drucke turkotatarischer und

---

[1] In Ägypten und Syrien entstanden unabhängige Kirchen.

[2] Den Napf und den Tiegel.

[3] Mit den Esten teilten sie die Ausdrücke für den Pfeil (Strahl), das Bier (Ale), für Espe, Eiche, Esche, Schlehe; für Schwein, den geschnittenen Eber, die Roßherde, albiz, borg, Stute. Mit einzelnen Germanen teilten sie kriegerische Ausdrücke; s. Henning, Westd. Ztschr. 8, 24.

[4] Mauricii strategeticon II, 5; Palacky, Gesch. Böhmens 1844 I, 60 (übergeht alle ungünstigen Züge).

germanischer Herren, die an der mühelosen Viehzucht festhielten, haben sich viele Slawen dem Ackerbau zugewandt, und sie lebten von Feldfrüchten; daher mag es kommen, daß in ihre Sprache sogar germanische Ausdrücke für Vieh und Milch eindrangen und daß sie später unter den Germanen als Gemüsebauern, Salzsieder, Zeidler ein gewisses Ansehen genossen.[1] Sie ordneten sich williger als die Germanen fremden Völkern unter, und es fiel ihnen nicht ein, die byzantinische Herrschaft zu stürzen.

---

[1] Peisker, Viertelj. f. Sozial- u. Wirtschaftsg. 1905 S. 310.

# VIII. Das Mönchtum im sechsten Jahrhundert.

## 1. Bedeutung des Mönchtums.

Während der Zeit der Völkerwanderung und Völkeransiedlung entwickelte sich das Mönchtum zu großer Blüte. Die Klöster waren natürliche Zufluchtsorte, Asyle in der unruhevollen Zeit der Wanderungen und Eroberungen, wo fern vom Verderben und der Not der Welt am ehesten christliche Tugend gedeihen konnte, und die Mönche wirkten als Missionare, Zivilisatoren und Reformatoren. Sie bekämpften die rohe Natur in allen Formen und Gestalten, kultivierten die Länder, traten gegen Unterdrücker und Räuber auf und predigten Buße. „Wo man die Herden frei und friedlich weiden sieht, wo die Menschen furchtlos leben, wo alles Frieden atmet, da ist, sagte man in Irland, die Herrschaft des Abtes Cadoc."

Sogar im wohlkultivierten und gut verwalteten byzantinischen Reiche hatten es die Einsiedler manchmal mit Räubern zu tun: so überfielen sie den hl. Maras, da sie mit Recht Schätze bei ihm vermuteten, die er von der Kaiserin Theodora geschenkt erhalten hatte. Aber stärker als sie, entwaffnete er einen nach dem anderen und sperrte sie obendrein noch ein. Ein Räuber nötigte einmal dem irischen Abte Cadoc fünfzig Brote, ein Faß Bier und ein gemästetes Schwein ab. Da bestrafte der Herr seine Gefährten; nun bekehrte er sich, begab sich in die Einsamkeit; nur wollte er sich von seiner jungen Gemahlin nicht trennen. Als aber ein Engel im Traume ihn anredete: „Hält dich so die Liebe eines Weibes gefesselt? Deine Frau ist schön, aber noch schöner die Keuschheit", trennte er sich von ihr, sammelte Schüler um sich und verteilte seine Zeit zwischen die Landarbeit und den Kampf gegen die Räuber. Einstmal als er in einer tiefen Grube arbeitete und über und über mit Schmutz bedeckt war, kam seine Frau; sein Anblick erschreckte sie so, daß sie gelobte, ihn nicht mehr zu besuchen. Auch Cadoc ließ seine Mönche strenge arbeiten und zwang sie manchmal ohne Hilfe der Ochsen den Pflug zu ziehen. In der Arbeit erblickten die frommen Männer ein Bußwerk, die oberste Bußleistung und ein verdienstvolles gutes Werk. „Durch seine Handarbeit", sagte Kolumba der Ältere von einem Schmied, „hat er sich das ewige Leben erkauft." Kolumba segnete die Mönche, wenn sie zur Arbeit auszogen, und alles ging dann doppelt leicht. „Die Garben, die ich heimtrage," erzählt ein

Mönch, „haben kein Gewicht mehr, wenn ich vom Orte komme, wo Kolumba weilte." Im Vergleich zu härteren Bußübungen und Selbstquälereien war die Handarbeit immerhin eine Erholung und Zerstreuung, ein gutes, ein heiliges, aber kein schönes Werk. Soweit erschwang sich die Phantasie noch nicht. Nicht aus Lust, aus Vergnügungssucht oder Weltgier, sondern in strenger Bußgesinnung widmeten sich die Mönche der Kultivierung, suchten verödete, unwirtliche Gegenden auf und erlebten hier den Segen, das Wunder ihrer Tätigkeit. Das Wunder war nicht ihr Zweck, sondern eine schöne Zugabe. Ihre Erfolge verdichteten sich in der Überlieferung zu wundervollen Legenden. Man erzählte von Patrick, er habe alles Ungeziefer von Irland vertrieben — freilich sagt schon ein alter Geograph, in Hibernien hause keine Schlange[1] —, man erzählte von Kolumba, dem Schiffspatron, er habe die Meerungetüme verjagt und Stürme gestillt. Kolumba sprach, wie die Legende erzählt, zum Wildlinge: „Im Namen des Allmächtigen, o bitterer Baum, lasse deine Bitterkeit und trage fortan süße Früchte", und der Baum war veredelt. Damit will die Legende sagen, daß die Mönche die Bäume veredelten. Kolumba soll süße Wasserquellen der Erde entlockt haben. Einem armen Landmanne, der ihn beherbergte, segnete er seine fünf kleinen Kühe und weissagte ihm, er werde bald hundertundfünf Kühe besitzen. Einem anderen Armen spitzte er einen Jagdspieß und sagte ihm voraus, er werde nie an Wildbret Mangel haben, wenn er den Spieß gebrauche. Bauern schaffte er das notwendige Pflugzeug und unterrichtete selbst Schmiede. Seinen Mönchen zeigte er das Meer als neues Arbeitsfeld und unterwies sie im Fischfang und in der Schiffahrt. Die Mönche bedienten sich dabei hohler Baumstämme, der Weidenholzkähne (Kurache, Koraklen), die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, aber auch größerer Fahrzeuge.

Obwohl die irischen Klöster nach Art der orientalischen vor allem auf den Eintritt der Freien und Vornehmen rechneten, hinderte doch kein Gesetz an der Aufnahme von Unfreien. Irische Gesetze sagen ausdrücklich, „der Sklave soll frei werden, der Plebejer emporsteigen durch die Weihen der Kirche und die Verrichtung des Bußdienstes vor Gott. Der Herr ist barmherzig, und keinen, mag er vornehm oder arm sein, wird er nach Empfang der Taufe abweisen; so steht auch die Kirche offen für alle, die sich unter ihre Regel begeben."[2] Eines Tages kam zu Kolumba ein Ire, der einen Mann getötet hatte und dieses Verbrechens wegen hingerichtet werden sollte; aber ein reicher Verwandter hatte ihn durch Bezahlung des Wergeldes befreit, und der Mörder hatte diesem versprochen, die übrige Zeit seines Lebens sein Knecht zu sein. Nun entfloh er

[1] Nullus anguis; Solin. 22. Vielleicht gehört diese Stelle einer späteren Interpolation an.

[2] Bellesheim, G. d. k. Kirche i. Irland I S. 92; Montalembert, Mönche 3,166.

und begehrte von Kolumba Aufnahme in sein Kloster. Kolumba legte ihm eine siebenjährige Buße auf und befahl ihm Linsen zu sammeln. Erst nach Verfluß von sieben Jahren ließ ihn Kolumba wieder zur hl. Kommunion zu und schickte ihn mit einem kostbaren Schwerte als Lösegeld zu seinem früheren Herrn zurück. Der Herr schenkte dem Büßer die Freiheit ohne Lösegeld. Der Segen Kolumbas, meinte er, werde mehr nützen als alles Lösegeld. Er löste dem Manne den Gürtel und erklärte ihn für frei. Nachdem dieser auf den Wunsch Kolumbas hin bei seinen Eltern die Kindespflicht erfüllt hatte, kehrte er zu dem Gottesmanne zurück und brachte ihm wieder das Schwert, das als Lösegeld hätte dienen sollen. Da nannte ihn Kolumba Libran, Freiling, und so hieß er künftig „Libran von dem Linsenfelde". Auch anderen Sündern legte Kolumba Bußen auf, so einem Iren, der sich der Blutschande und des Brudermordes schuldig gemacht hatte, eine zwölfjährige Buße. In Schottland traf er einmal ein aus Irland geraubtes Mädchen in der Gewalt eines Druiden, der bei seinem Pflegesohne, einem Könige, lebte. Kolumba verlangte die Freilassung der Sklavin, und da der Druide sich weigerte, drohte er, Gott werde über ihn Krankheit verhängen. Als den Druiden die Krankheit wirklich ergriff, gab er die Irin frei. Gregor der Große verlangte, daß Sklavinnen, die den Schleier begehrten, freigekauft würden. Er ermahnte die Kaiser, den Staatssklaven, den Kurialen, den Soldaten und Offizialen den Eintritt in ein Kloster nicht verweigern zu wollen.[1]

## 2. Verschiedene Mönchsarten.

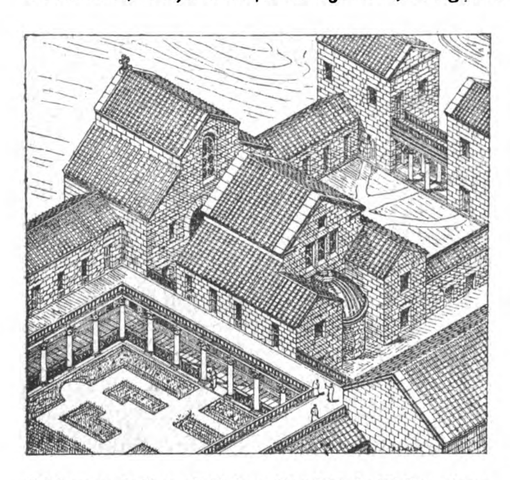
Vor den Barbaren flüchteten sich Scharen von Unfreien und Armen in diese Asyle des Friedens. Dazu kamen noch viele Sträflinge und Büßer. Steckten doch die Könige selbst schuldige Verwandte, namentlich Frauen, in die Klosterhaft. Die Xenodochien waren immer besetzt. Auch aus dem oströmischen Reiche hören wir Klagen, daß die Klöster nur allzu willig Verbrecher, Schuldner, Sklaven aufnähmen, obwohl sie wenig Hoffnung auf ein eingezogenes Leben erweckten, und daß deshalb die strenge Zucht Not litte.[2] Die Überzahl der Unberufenen bereitete viele Schwierigkeiten. Ohne eine Empfehlung und Erprobung sollte niemand eine Aufnahme finden. Gregor verlangte, daß die Eintretenden aller Verbindlichkeiten ledig seien, verlangte also mehr als selbst Justinian, nachdem dessen den Sklaven günstige Novelle viele Schwierigkeiten erzeugt hatte. Soldaten sollten eine dreijährige, andere eine zweijährige Prüfung oder Probe durchmachen und während dieser Zeit noch Laien- oder Weltkleider tragen.[3]

[1] Ep. 3, 40, 41, 43, 65.
[2] Ioh. Eph. comm. 98.
[3] Nov. 5, 2. Greg. ep. 3, 65; 8, 5; 9, 37; 10, 24. Ioh. Diac. v. 2, 15.

Das Leben war ungemein hart, ein wahres Bußleben, voll Entsagung und Abtötung. Die Orientalen hatten es zu staunenswerten Leistungen gebracht, und die Iren eiferten ihnen nach, enthielten sich aller Fleischspeisen, ja sogar der Eier und der Milch,[1] und gestatteten nur eine Erquickung abends. Doch führte Cassian für Frankreich eine Erleichterung ein und erlaubte wenigstens für den größten Teil des Jahres zwei Mahlzeiten.

Die Kleidung war die der Landleute oder Büßer, grau oder dunkelfarbig, und bestand der Hauptsache nach, wenigstens im Orient, aus einem Sack, dem Zilizium.[2] Die Abendländer gebrauchten eine Talartunika (ein Kolobium) und einen Mantel, Pallium, Sagulum. Eitle Mönche liebten vielfarbige kurze Mäntelchen (die Chlamys), schönverzierte Gürtel, feine Strumpfschuhe[3] und langes Haar. Die strenge Ordnung gebot kurzes Haar, halbgeschorenes Barthaar und merkwürdige Kopfhüllen.[4]

Da die Mönche aus Einsiedeleien hervorgingen, als echte Monachoi, Eremiten, behielten sie Einzelwohnungen lange bei, schlichte Hütten, im Orient bienenkorbartig aus Ruten und Binsen geflochten oder aus Holz mit Mörtel aufgebaut. Eine Reihe von solchen Zellen schloß sich zu einer Niederlassung zusammen, um die ein Zaun und Wall lief,[5] in deren Mittelpunkt die Kirche, „das Lager des Herrn",[6] das Oratorium stand. Die Kirche war die eigentliche Heimat der Mönche, nicht ihre Zellen, obwohl sie Laien waren und nur wenige Priester sich ihnen zugesellten. Doch drang der Gedanke der



Kloster von Haidra mit Atrium (Paradies) im Westen, einem Kreuzgang im Süden, Refectorium (Triclinium) im Osten der Kirche. V. Jahrhundert.

[1] Im irischen Kloster Bangor führte der Bischof Finnian den Gebrauch ein, daß die Milch Kranken und Greisen gereicht werden durfte. Bei einem Besuch des Bischofs wurden nur Brot und Wasser und gebackene Fische aufgetragen, wegen seiner schwachen Gesundheit ihm aber Milch angeboten, der Bischof trank davon und gestattete ihren Gebrauch.

[2] Merkwürdigerweise verbot Cassian das ägyptische Zilizium für das Abendland.

[3] Tzangae, ocreae; Conc. Aurel, 511 c. 20. Paulin. Nol. ep. 22 ad Sev.

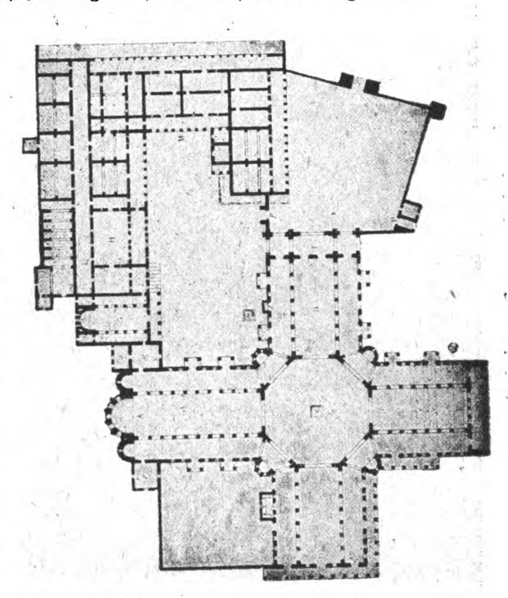
[4] Supercilium, maforte, palliolum, cucula.

[5] V. Col. 1, 25; 2, 3 (17, 60); Boll. Iun. 2, 206, 214.

[6] Castra domini; Boll. Ian. 2, 19.

Gemeinschaft immer mehr durch, gefördert durch geistliche und weltliche Herrscher. Nur widersetzten sich die Mönche selbst, wenigstens griechische, solange es ging, dem Koinobion, wie wir sicher von den Athosklöstern wissen. Zuerst war der Speisesaal gemeinsam, dann auch der Schlafsaal; gerade dieser erhielt die Bezeichnung Aufenthalt, Wohnung (mansorium). Dazu gesellten sich der Sprech-, Hör- und Begrüßungsraum,[1] Küche, Keller und Speicher.[2] Eine bestimmte Anordnung der Gebäude läßt sich noch nicht feststellen und fehlt im Orient vielfach noch heute. Das Abendland wählte im Anschluß an das römische Lager quadratische Anlagen.[3]

Noch fehlte eine bestimmte Ordnung und Regel und bestanden die verschiedenen Arten nebeneinander. Mönche und Nonnen lebten zerstreut auf dem Lande und in den Städten, und ganze Familien hausten in Mönchsdörfern (Skiten). Noch im siebenten Jahrhundert kam es auch im Abendland vor, daß ganze Familien sich in die Einsamkeit zurückzogen oder ein Kloster aufsuchten.[4] Nach der spanischen Regel des Fructuosus sollten Mann und Weib als Mönch und Nonne getrennt leben, Säuglinge und kleine Kinder bei der Mutter bleiben, die übrigen Kinder als Oblaten behandelt werden. Nicht selten traten Mönche und Nonnen in der Welt zurück, mit der sie einen allzu freien Verkehr unterhielten.

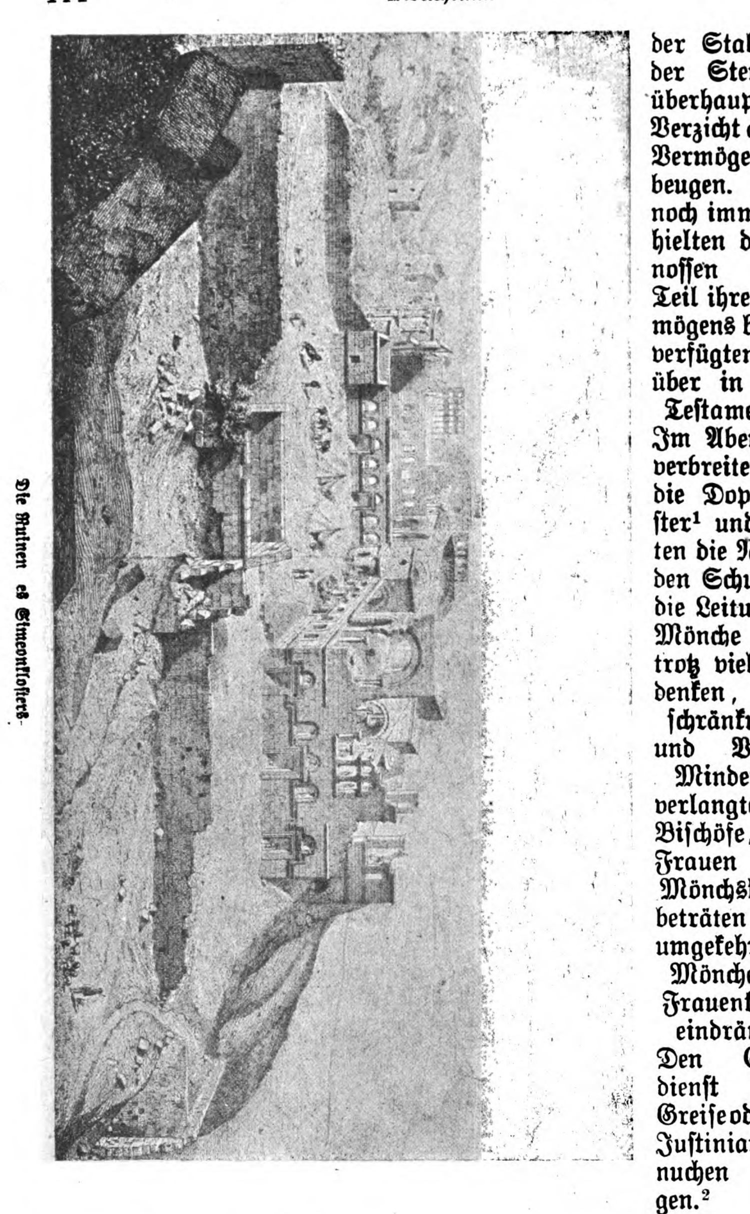


Plan des Simeonklosters in Syrien, erbaut um 500 zu Ehren des berühmten Säulenheiligen. In der Mitte der kreuzförmigen Basilika steht die gewaltige Säule Simeons, daran schließt sich nach Nordosten das Kloster mit Kreuzgang, mit dem Privatoratorium der Mönche und einem durch zwei Stockwerke durchlaufenden großen Saale an. Die ganze Anlage war durch Mauern und Türme geschützt, wie aus den unten abgebildeten Ruinen zu ersehen ist.

Viele Büßer schweiften unstet umher unter dem Vorwand, keine Regel wäre streng genug, in Wahrheit aber mit der Absicht, ihre Freiheit zu genießen. Diesem Übelstande sollte das Versprechen

---

[1] Locutorium, auditorium (capitulum, capitolium), salutatorium.
[2] Cellarium, cellariolum, spicarium.
[3] Westd. Ztsch. IX, 120.
[4] C. Tur. 567 c. 14; vgl. Hier. ep, 14; Greg. ep. 14, 2; Caes. ad mon. 3; Migne p. l. 72, 190; conc. Venet. 465; Agath. 506.



Die Ruinen des Simeonklosters.

der Stabilität, der Stetigkeit, überhaupt der Verzicht auf ein Vermögen vorbeugen. Denn noch immer behielten die Genossen einen Teil ihres Vermögens bei und verfügten darüber in ihren Testamenten. Im Abendland verbreiteten sich die Doppelklöster[1] und suchten die Nonnen den Schutz und die Leitung der Mönche auf trotz vieler Bedenken, Beschränkungen und Verbote. Mindestens verlangten die Bischöfe, daß Frauen keine Mönchskirchen beträten und umgekehrt keine Mönche in Frauenklöster eindrängen. Den Gottesdienst sollten Greise oder nach Justinian Eunuchen besorgen.[2]

---

[1] Greg. ep. 11, 25.

[2] Nov. 133, 5. Vgl. Das Entalma bei Habert, Liber pontificalis 571; Greg. Tur. h. F. 10, 15.

## 3. Frauenklöster.

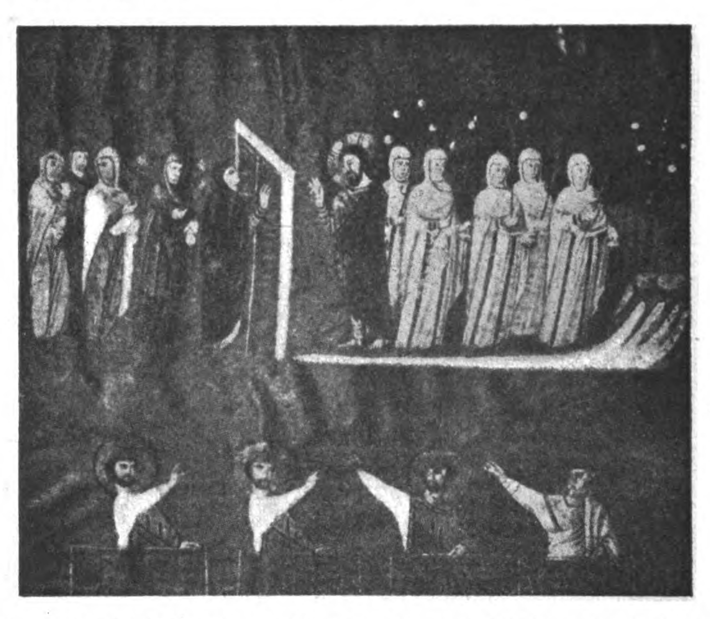
Die Frauenklöster gewannen eine große Bedeutung, nachdem die weibliche Diakonie eingegangen oder vielmehr eben in diesen Klöstern aufgegangen war. Denn noch mehr als die zerstreut in Familien lebenden Mönche erregten gottgeweihte Jungfrauen, die kein gemeinsames Heim besaßen, Mißtrauen und Widerwillen, zumal wenn sie aus einer Diakonissenweihe besondere Ansprüche herleiteten. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß in Frauenkonventen nur die Vorsteherin eine Weihe empfing. Die übrigen Genossinnen mußten sie wie eine Mutter ehren, redeten sie „heilige Mutter", die Pröpstin „ehrwürdige Mutter" an. Die Schwestern hießen Mönchinnen, Dienerinnen Gottes, hl. Einsiedlerinnen,[1] Gottgeweihte, ja auch Mütter, wie bevorzugte Brüder Väter. Der Ausdruck Nonne war nur die weibliche Form der alten Herren- und Väterbezeichnung nonnus, dominus. Die eigentlichen Herrinnen waren die Äbtissinnen, die ihre Weihe in den Klerus einreihte. Daher beanspruchten manche eine Stellung für sich, kleideten sich wie die Presbyterissen, was Gregor scharf tadelte.[2] Nach der Regel des Cäsarius[3] sollte die Kleidung milchweiß sein, ohne Besatz und Stickerei; das Haar mußte nicht kurzgeschnitten, durfte aber nicht höher aufgebunden werden, als eine von Cäsarius gezeichnete Linie andeutete. Fleischspeisen sollten möglichst vermieden werden außer bei schweren Erkrankungen; an Festtagen durften ein Gericht mehr und ein Nachtisch von süßen Speisen geboten werden. Körperliche Züchtigungen, die bei den Mönchen kein Bedenken erregten, sollten bei Frauen nicht durchweg, aber doch möglichst vermieden werden. Kolumban und Bonifatius hegten in dieser Hinsicht weniger Scheu.

Alle Nonnen mußten lesen und schreiben und etwas singen lernen und erhielten Unterricht von einer Erzieherin.[4] Wenn sie die Psalter auswendig konnten, galt ihre Bildung als abgeschlossen. Den Morgen füllten der Unterricht, Gebete und Lesungen und den Nachmittag weibliche Arbeiten aus, die mit Gesprächen gewürzt werden durften. Die Regel eifert nur gegen das Schwatzen in der Kirche, im Speise- und Schlafsaal, während der Osten hierin viel strenger verfuhr.

Am Weben nahmen alle Frauen teil, denn die Weberei lieferte die Haupteinnahme, und die Wollausteilerin[5] hatte eine wichtige Stellung. Gregor der Große wußte diese Tätigkeit wohl zu schätzen: als ihm einmal zwei Schwestern kostbare Gewebe überschickten,

[1] Sanctimoniales.
[2] Ep. 9, 7.
[3] Andere Regeln schrieb Donatus, Kolumba u. a.
[4] Formatrix; sie sollte ihren Unterricht nicht allzusehr ausdehnen, damit nicht allzu viele Oblaten kämen.
[5] Lanipendia.

bezweifelte er, ob sie das selbst verfertigt hätten; er meinte, sie hätten noch nie eine Spindel in die Hand genommen, er bedaure das allerdings dann nicht, wenn sie die Hl. Schrift fleißig läsen.[1] Dem Abschreiben der Bücher widmete sich eine größere Anzahl. Andere Dienste gingen reihum, so das Kochen, der Tischdienst, das Waschen und Scheuern. Bestimmte Dienste aber besorgten besondere Frauen. So begegnet uns neben der erwähnten Erzieherin und Wollzuteilerin eine Bücherverwalterin, eine Ärztin oder Apothekerin und eine Krankenpflegerin, eine Beschließerin, Weinkellerin, Kleiderhüterin, Türhüterin.[2]



Die klugen und die törichten Jungfrauen aus dem Kodex Rossanensis des sechsten Jahrhunderts. In der Mitte hinter der Türe steht der Bräutigam bei den klugen Jungfrauen, deren Kerzen brennen. Im Hintergrunde erhebt sich ein Baum mit Äpfeln, der Lebensbaum des Paradieses. Die törichten Jungfrauen außerhalb des Hauses haben leere Ölgefäße, die vorderste klopft an. Die nach oben zeigenden Halbfiguren bedeuten Propheten: David (wiederholt) und Hosea.

Um ein häufiges Auslaufen zu verhindern, ließ Cäsarius nur einen Ausgang und zwar durch die Kirche öffnen und verbot den Nonnen, die Kirche allein zu betreten.[3] In der Kirche stand jeder

[1] Ep. 11, 78.

[2] Bibliothecaria, medicina, registoria, canavaria (von canaba), vestiaria, posticaria; Caes. ad virg. 26.

[3] Anfänglich hatte es im Kloster mehrere kleine Türen gegeben, die aus der Taufkapelle, dem Saal, der Webestube und dem Turm, der sich bei dem Obstgarten erhob, ins Freie führten, aber Cäsarius ließ alle zumauern bis auf die Türe, durch welche man von außen in die Kirche kam.

Schwester ihr Steinsarg bereit und erinnerte sie an den Tod; nur über den Tod sollte der Weg zur Freiheit führen. Wenn einmal Oblaten lange Zeit im Kloster sich aufgehalten, mußten sie darin bleiben, auch wenn die Verwandten sie zurückforderten.[1] Doch durften die Nonnen mit ihren Freundinnen in der Welt einen gewissen Verkehr pflegen; sie schickten ihnen unter dem Vorwand der Eulogien Geschenke, ehrten sie mit Stickereien und luden sie an bestimmten Tagen zu Tisch. Sie besorgten den Männern ihre Kleider, nähten und wuschen diese, ja gewährten Fremden sogar Speisung, Herberge und Badegelegenheit.[2] Ebenso übten zerstreut lebende Nonnen gleich den Diakonissen die Armenpflege und führten den Haushalt der Geistlichen.[3] Zwischen einem französischen Frauen- und Männerkloster trug ein Esel die Lasten, namentlich die Wäsche hin und her. Eines Tages erwürgte aber ein Wolf den Esel. Auf geschehener Tat ertappte ihn die Äbtissin; sie schalt ihn tüchtig aus und befahl ihm, künftig die Dienste zu versehen, die der Esel bisher versorgt hatte. Demütig beugte sich der Wolf vor der Heiligen und führte den Auftrag aus.[4]

Venantius Fortunatus ließ sich in der Nähe des Klosters der hl. Radegunde und der Äbtissin Agnes nieder, um ungestört seinen literarischen Neigungen sich widmen zu können. Er sandte der Radegunde gerne Blumen als Zeichen seiner Empfindung: er wisse ja, schrieb er, Gold und Purpur gelte ihr nichts, so möge sie den Purpur im Veilchen, das Gold im Krokus hinnehmen. Wenn sie fern weile, sei er ganz von einer Wolkenlast beschwert. Wenn sie wiederkehre, jubelt er, sei sein Erntefest da: obwohl die Saat kaum aus den Furchen steige, kaum das Rebenlaub sprosse, so liege ihm die Frucht schon auf dem Wagen, die Trauben seien ihm reif zur Lese. Der schwärmerische Verkehr entging, wie leicht zu begreifen ist, nicht der üblen Nachrede. Fortunatus glaubte nur durch einen Schwur sich reinigen zu können. Er beteuerte in einem Gedichte, daß er Agnes nur wie eine Schwester betrachte, Radegunde wie eine geistige Mutter, die sie beide mit geistiger Milch nähre.

Gefahren, Versuchungen, Abfälle und allerlei Verfehlungen waren kaum zu vermeiden, zumal in einer solch unruhigen Zeit, wie sie der Völkerwanderung folgte. Daher mußten die Bischöfe immer ein scharfes Augenmerk auf diese Vereinigungen richten und durften auf die Aufsicht nicht verzichten, um so weniger als sie

---

[1] Vita Rusticolae, Boll. 11. Aug. (658).

[2] Vgl. die Geschichte des Leobin Boll. Mart. II, 353 und des Aridius bei Greg. Tur. h. F. 10, 16 (Verlobung), 229; Venant. c. 11, 8, 22; s. dagegen Caes. ad virg. 36. Soldatenquartier Greg. ep. 9, 103; 14, 10.

[3] Greg. dial. 3, 7; h. F. 2, 1; 4, 26.

[4] Dieselbe Geschichte wird öfters erzählt, so in der Legende der Austreberta, der hl. Hunna.

auch ein Anliegen der Gesellschaft und des Staates war. Ohne ihren Willen, geboten sogar Kaisergesetze, sollte keine Gründung erfolgen. Der Bischof sollte den Platz weit weg von öffentlichen Orten auswählen und das Kreuz aufpflanzen und darauf achten, daß die Klöster eine genügende Ausstattung besäßen, damit die Gebäude und wenigstens drei Mönche unterhalten werden könnten. Nur sollte die Aufsicht in keine Herrschaft übergehen. In diesem Sinne begünstigte Gregor der Große, der selbst Mönch gewesen war, die Freiheit der Klöster, indem er wie sein Lehrer Benedikt davon ausging, daß die Zucht nicht von außen, sondern von innen kommen müßte.

## 4. Benedikt.

Im Unterschied vom Osten legte Benedikt das Hauptgewicht auf die Handarbeit und mußte es tun, schon weil das harte Leben dazu zwang. Da nur wenige Reiche, sondern meist Ärmere in diese geistlichen Asyle strömten, waren es auch nicht fruchtbare Gegenden, sondern unwirtliche Einöden, verödete Ländereien, auf die sich die Niederlassungen angewiesen sahen, und da gab es viel urbar zu machen, Wälder und Gestrüpp auszuhauen, Sümpfe auszutrocknen, um dem Boden den Unterhalt abzugewinnen. Alles, was die Mönche bedurften, mußten sie selbst herstellen und deshalb nicht bloß Mühlen, sondern auch Werkstätten aller Art, Schmieden und Webstuben, Töpfereien und Walkereien einrichten. Damit aber die Handarbeit die Brüder nicht verrohte, verlangte Benedikt ihre Unterbrechung und Begleitung durch Gebet und fromme Lesungen. Auch auf Reisen nahmen die Brüder ein Buch, gewöhnlich ein Evangeliar oder einen Psalter mit. Da ein Kloster nur wenig Bücher besaß, mußten die meisten Genossen Lesungen anhören, und wachten dann eigene Aufseher darüber, daß die Zuhörer aufpaßten und keine Possen trieben. Eine regelmäßige Tagesordnung sorgte für passende Abwechslung zwischen der Arbeit, der Betrachtung und dem Gebet.

Das Jahr teilte Benedikt in drei Perioden. Während des größten Teiles des Jahres von Ostern bis zum Oktober fiel die Erquickung, die Refektio, wie er das Mahl hieß, auf den Mittag, im Winter bis zur Fastenzeit auf drei Uhr, in der Fastenzeit auf den Abend. In der warmen Jahreszeit dauerte nun die Arbeit von der Prim bis zur vierten Stunde. Nachdem sie die Terz gebetet hatten, sollten die Mönche bis zur Sext gemeinsam lesen, alsdann zu Mittag speisen, dann ruhen oder lesen und gegen drei Uhr die Non beten. Dann folgte wieder eine Arbeitszeit bis zur Vesper, zum Sonnenuntergang, etwa wieder vier Stunden. Die Arbeitszeit erstreckte sich also über acht Stunden. Im Winter dagegen füllte die Arbeit die mittlere Tageszeit von der Terz bis zur Non, zur Mahlzeit, die wohl schon vor drei Uhr stattfand,

etwa fünf bis sechs Stunden aus.[1] Da die Mittagsruhe wegfiel, dauerte die Nachtruhe länger und durften sich die älteren Mönche nach der Mitternachtsvigil wieder niederlegen,[2] während im Sommer sogleich der Morgengottesdienst begann. In der Fastenzeit, wo die Mahlzeit auf Sonnenuntergang, auf die Vesper fiel, dauerten wohl die Lesungen, jedenfalls aber die Arbeitszeit länger als im Winter. Zu gesunder Arbeit gehört auch eine kräftige Kost. Daher mußte Benedikt wie in anderen Dingen so auch hier die orientalische Strenge aufgeben; er beschränkte die Nahrung nicht auf Gemüse, sondern gestattete sogar Fische und Geflügel, die man sich verwandt dachte,[3] und Kranken und Schwachen das Fleisch vierfüßiger Tiere. Die Mahlzeiten umfaßten zwei Gerichte, zwei gekochte Speisen;[4] wer die eine nicht essen könne, sagt die Regel, möge sich mit der anderen sättigen. Dazu kamen Brot, Gemüse und Früchte. An Brot erhielt jeder ein Pfund, wovon er auf den Abend ein Drittel aufheben mußte. Mit Rücksicht auf die schwachen Brüder gewährte Benedikt jedem eine Hemina, einen halben Sextar, etwa ein Viertelliter Wein; Cäsarius hatte nur zwei bis drei Schluck oder Becherlein täglich gestattet,[5] und Fructuosus verlangt später, daß ein Sextar für vier Mönche einen Tag reiche. Doch wollte damit Benedikt dem frommen Eifer nicht vorgreifen; wer es vermochte, sollte sich des Weines und Fleisches enthalten, wie denn später Bonifatius von seinem Kloster Fulda rühmt, die Mönche dort kennten weder Fleisch noch Wein noch Met. Während der warmen Zeit versammelten sich die Mönche außer den Stationstagen, Mittwoch und Freitag,[6] zweimal im Tage zum Mahle, zum Prandium an der Sext und zur Cöna nach der Vesper, die übrige Zeit d. h. vom Anfang September bis zum Aschermittwoch nur einmal zu einer Refektion um die Non, in der Fastenzeit erst abends (zur Vesper). Die strenge Winternahrung konnte aber im Norden nicht aufrechterhalten werden, sowenig wie die dürftige Kleidung.

Benedikt fügte zur grauen Tunika einen Arbeitsüberwurf, das Skapulier, und einen Mantel zum Ausgehen, die Kukulle oder den Froccus[7] mit Kapuze, und gestattete unter Umständen auch Schenkelbinden (Hosen) und Strumpfschuhe.[8] Jeder Mönch hatte einen Anspruch auf zwei Tuniken oder Mäntel, damit man sie abwechselnd waschen könnte und keiner des Nachtgewands entbehrte, und zwar sollten sie auf ein Jahr reichen. Auf Reinlichkeit hielt Benedikt soviel wie Pachomius: jeder Bruder sollte ein Handtuch (im Ärmel

[1] Die Non rückte schließlich auf den Mittag vor; Bilfinger, Horen 72.
[2] Die Jüngeren sollen lesen. Das Aufwecken besorgten die vigilgalli.
[3] Denn beide stammten nach der Genesis aus dem Wasser.
[4] Pulmentaria.
[5] Caldelli.
[6] Samstag war entgegen der abendländischen Sitte nicht Fasttag.
[7] Rock, Rochett.
[8] Pedules, caligae.

oder Gürtel) mit sich führen und eine Nadel besitzen, um Löcher zu flicken. Das Tischzeug und die Kleider sollten sie öfters waschen; Schwache durften sich auch öfters baden. Nachts aber sollten sie immer in ihren Tuniken schlafen, ihre Messer[1] aber ablegen, damit sie sich nicht im Schlafe verwundeten. Das Lager bestand in einer Matte,[2] einem Mantel, Sagum, und einem Leinwandtuch, das man ebenfalls mit einem Mantelnamen, Lena, bezeichnete, endlich in einem Kopfpolster.[3] Die Mönche sollten alle oder wenigstens zehn oder zwanzig mit ihren Oberen beisammen schlafen, und niemals sollte ein Licht fehlen.

Keiner besaß eine eigene Zelle, höchstens eine durch Vorhänge[4] abgetrennte Bettstelle, wie schon das Altertum sie den Sklaven gestattete. Keiner genoß einen Vorzug. Jeder sollte soviel als möglich an jedem Geschäfte teilnehmen, am Kochen und Waschen, am Vorlesen und Schreiben, weshalb jeder einen Anspruch auf ein Schreibtäfelchen hatte. Jeder sollte der Reihe nach die Handmühle drehen, backen und kochen helfen und bei Tische dienen. War das Mahl besorgt und die Lesung vollendet, so speisten die Küche- und Lesewochner zusammen. Als eigene Ämter führt die Regel nur die des Keller- und Speisemeisters auf, aber noch keinen Schaffner und Krankenpfleger. Für die Kranken und die Gäste sollte der Abt sorgen. Priester sollten nichts vorausḥaben. Aber diese Gleichheit ließ sich nicht strenge aufrechterhalten, da jeder seine eigene Anlage mitbrachte. Besonders verhängnisvoll war die Verwendung von Sklaven. Schon im siebten Jahrhundert klagt ein englischer Bischof, die griechischen Klöster besäßen keine Sklaven, wohl aber die abendländischen.[5]

Der von den Brüdern gewählte Abt sollte den Mönchen nicht als Herrscher, wie im Orient, sondern als Bruder gegenübertreten, und die Brüder sollten ihm freiwillig gehorchen. Bei ihrem Eintritt ins Kloster mußten sie vor allem geloben, dem Abte Gehorsam zu leisten und im Kloster zu verbleiben; von einem Armuts- und Keuschheitsgelübde hören wir noch nichts Bestimmtes.[6] Den Gehorsam, den die spätere Regel des Fructuosus verschärft, indem sie z. B. den Mönchen sogar verbot, ohne Erlaubnis des Abtes auch nur einen Dorn aus der Wunde zu ziehen, hatte Benedikt stark erleichtert.

---

[1] Cultelli.

[2] Spätlateinisches Wort, wie Teppich (tapetum) schon früher ins deutsche aufgenommen.

[3] Capitale.

[4] Centones, vela.

[5] Graecorum monachi servos non habent, Romanorum habent; Theodor. poenit. 2, 8.

[6] Schon Justinian verbot die Mönchsehe, und Gregor d. G. ließ verheiratete Mönche ins Kloster zurückschaffen, aber erst im zehnten Jahrhundert wurde das Gelübde als trennendes Ehehindernis behandelt. — An dem Vermögen des Mönches hatten die Eltern den Nießbrauch.

Bei allen wichtigen Angelegenheiten sollte der Abt alle Brüder befragen, sie zum Kapitel versammeln; eine folgenreiche Bestimmung. Aus dem Rechte des Konvents, gehört zu werden, entwickelte sich ein Zustimmungsrecht zu allen wichtigen Handlungen und Rechtsgeschäften. Den engeren ständigen Rat des Abtes bildeten die von den Mönchen gewählten Älteren, Senioren, Zehner oder Dekane, Aufseher über je zehn Mönche — die Mönche zerfielen in Zehnschaften wie die Sklaven und Soldaten. Wenn er wollte, konnte der Abt auch einen Prior oder Propst bestimmen, der seine Stelle vertrat.

Wenn ein Bruder nicht folgte, murrte oder aufbrauste, rügte ihn der Ältere oder der Dekan im stillen und, wenn er sich nicht besserte, vor allen Genossen; dabei mußte sich der Schuldige zu Boden werfen. Wenn einer beim Zeichen der Glocke nicht sofort alles liegen ließ, so mußte er an der Türe warten oder sich an einen Strafplatz stellen, wo ihn alle sehen konnten. Wer etwas Fremdes sich aneignete, mußte die gestohlenen Sachen auf den Schultern tragen, öffentlich Buße tun und beim Essen stehen. Wer immer unzufrieden war, der wurde unter die Kranken versetzt. Ein von Versuchungen gequälter Bruder bat im Kapitel die Genossen um ihre Gebets- und Fastenhilfe.[1] Jede Verfehlung zog ihre Buße nach sich. Schwere Vergehen wurden mit dem Ausschluß sei es vom Tische oder Gebete bestraft, noch schwerere mit körperlicher Züchtigung, Beschämung,[2] Zellenhaft und Fasten, die schwersten mit dem Ausschluß aus der Gemeinschaft. Die vom Gebet und Tisch Ausgeschlossenen mußten sich beim Gebet auf den Boden werfen und wenn es der Abt gestattete, sich vor dem Abte und allen Brüdern niederwerfen und um ihre Fürbitte flehen. Geheime Vergehungen mußte der Schuldige vor dem Abte oder den Älteren oder dem ganzen Konvente bekennen. Ausgestoßene durften, wenn sie Reue bezeigten, dreimal wieder aufgenommen werden. Daher wurden die weltlichen Kleider der Mönche aufbewahrt und blieb sein Erbe vorbehalten. Ein Rücktritt in die Welt blieb also immer offen, während andere wie Cäsarius und Gregor der Große die Rückkehr in die Welt zu verhindern suchten.

## 5. Der Verkehr mit der Welt.

Damit die Mönche nicht mit der Welt verkehrten, verlangte Gregor, sie sollten Laien ihre Geschäfte auftragen,[3] und begründete damit die Vogtei. Jedes Kloster sollte sich möglichst selbst genügen, was freilich selten gelang, Einsiedeleien noch viel weniger als großen

[1] Regula magistri 25.

[2] Päderastische Mönche befahl Fruktuosus in Spanien kahlzuscheren und anzuspucken.

[3] Actores (ep. 1, 69); procurator (Nov. 123, 27).

Sammlungen. Wohl erklärte sogar Justinian den Verkehr mit der Welt für einen Fluch und sagt: „Der Mönch hat, sobald er das himmlische Leben ergriffen hat, keine Verwandten mehr auf Erden", aber in Wirklichkeit dauerten die Beziehungen noch rege fort. Sogar Kolumban gestattete einen regelmäßigen Besuch der Verwandten, und die Regel verbot nur Vormundschaften, Patenschaften, Anwaltschaften. Reisen überhaupt waren nicht zu vermeiden, da jeder Postverkehr fehlte, und viele Klosteraufgaben zwangen sogar zu Wanderungen: die Mission, die Reform-, Bildungs-, und Besserungsbestrebungen. Jede Regel gibt daher ausführliche Anweisungen über die Ausrüstung und Segnung abziehender Brüder, bestimmt genau, wie sie ihr Stundengebet halten, wo sie einkehren sollten (nur in Not bei Laien), und mahnt, ihre Lesungen nie zu versäumen. Die Klöster rechneten auf die Gastfreundschaft und übten sie selbst großmütig aus. Benedikt empfahl die größte Aufmerksamkeit; denn Christus sagte: „Ich war Gast, und ihr habt mich nicht beherbergt." Sobald ein Gast gemeldet war, sollte der Prior oder die Brüder ihm entgegeneilen, ihn mit Verbeugungen begrüßen und zuerst mit ihm beten.[1] Erst nach dem Gebet sollte wegen der teuflischen Versuchungen der Friedenskuß und darauf eine fromme Lesung, endlich eine Erquickung folgen. Der Abt mußte dem Gast das Wasser über die Finger gießen und mit der ganzen Gemeinde seine Füße waschen. Zur Bewirtung der Gäste durfte der Abt eine eigene Küche und dafür auf je ein Jahr zwei Brüder bestellen, damit die übrigen nicht gestört seien. Die in der Nähe der Abtswohnung liegenden Fremdenzimmer durfte nur ein Bruder besorgen; sonst sollte außer dem späteren Gastmeister niemand mit Fremden verkehren.

Zu den fremden Gästen rechnete Papst Gregor sogar die Priester, die vom Abte eingeladen im Kloster Messe lasen oder beteten.[2] Priestermönche sollten keine Vorrechte besitzen. Grundsätzlich unterstanden sie wie alle Kleriker den Bischöfen, die Klöster sollten aber nach dem Willen Gregors von den Bischöfen unabhängig sein, während ein Konzil 511 noch verlangt hatte, die Äbte sollen sich alle Jahre zum Bischofe verfügen und seine Weisungen entgegennehmen. Dagegen ließen sich die Klöster ihre Freiheit von Königen und Päpsten verbriefen und ihre eigene Vermögensverwaltung sicherstellen. Gregor erließ 601 eine Freiheitskonstitution, worin er ihnen freie Abtswahl zusicherte und den Bischöfen verbot, nach dem Tode eines Abtes die Güter eines Klosters aufzunehmen (wohl zum Zwecke eines Todfalles). Die Bischöfe sollten keinen Mönch seinem Kloster entziehen, keine feierliche Messen in Klosterkirchen halten, um die Volksmenge und die Frauen dorthin zu ziehen, nicht predigen oder irgendwie Anordnungen treffen, es sei denn

[1] Christus in eis adoretur, qui et suscipitur.
[2] Ep. 7, 43.

daß es auf Bitte des Abtes geschehe; sie sollten die Klöster nicht mit Quartierlasten beschweren.

Wahrscheinlich auf die Empfehlung Gregors hin verbreitete sich die Regel des hl. Benedikt rasch und verdrängte die Regel Kolumbans; nur dasjenige von dieser Regel wurde beibehalten, was für die lokalen Verhältnisse paßte. Wo immer die Benediktiner hinkamen, wirkten sie gleichsam als Pioniere des Papsttums wie später die Dominikaner und Jesuiten; dies gilt namentlich von den auf Gregor selbst zurückgehenden angelsächsischen Mönchen, die das irische Mönchtum auf dem Festlande zurückdrängten.

---

# IX. Schule und Bildung.

Neben den Klöstern boten die Stadtschulen stille Asyle, in denen die alte Kultur fortlebte. In den Schulen erhielt sich die klassische Überlieferung, so daß uns in der dunkelsten Zeit mehr Zeugen des Geistes begegnen als in späteren ruhigen Zeiten.

Die Germanen selbst schätzten die römischen Bildungsanstalten und schonten die Lehrer. Die vandalischen Schwerter erlahmen an der Wissenschaft, sagt Prosper. „Die Grammatik ist die Grundlage der Wissenschaften, die Zierde des menschlichen Geistes, die Meisterin des Wortes," schrieb Athalarich an den römischen Senat, als dieser Anstand nahm, die Gehälter der Professoren auszubezahlen; „wenn wir Schauspieler zum Vergnügen des Volkes bezahlen, muß man um so mehr die ernähren, die die Feinheit der Sitten und die Beredsamkeit in unserem Palaste erhalten." Das war freilich nicht die Sprache des ganzen Volkes. In ihrer großen Masse dachten die Germanen allzusehr an Krieg und Eroberungen, als daß sie so leicht Geschmack an den Künsten des Friedens gefunden hätten; sie befürchteten im Gegenteil, die friedliche Beschäftigung werde den kriegerischen Geist verderben. Als nach Theoderichs Tode seine Tochter Amalasuntha den jungen Athalarich Grammatikern übergeben wollte, traten ihr die Großen des Reiches entgegen: ein Grammatiker tauge ihnen nicht zum Herrscher, Theoderich sei ein Held gewesen auch ohne den gelehrten Tand; wer erst vor der Rute des Schulmeisters gezittert, der werde nie Schwert und Spieß der Feinde ohne Schrecken ansehen; Amalasuntha solle also den Schulmeistern den Abschied und ihrem Sohne Genossen und Lehrer geben, die ihn nach Volksart seine Lust am Waffenhandwerk finden ließen. Was schon Sidonius Apollinaris hervorhebt, daß der Germane vor allem den Kindern Liebe zum Waffenhandwerk beibringe, das wiederholen Rabanus Maurus und Eginhard. Speere zu werfen und ihnen nachzueilen, aufs Pferd zu springen, zu fechten und zu reiten, war der Jugend Übung und Spiel.

Wer aber höher strebte, suchte mehr zu lernen als das. So sehen wir denn die Großen und die Könige im Besitze zwar geringer, aber doch achtungswerter Kenntnisse. Schon im sechsten Jahrhundert übten sich merowingische Könige im Versemachen. Die römische Art der Erziehung hatte sich in Frankreich wie in

Italien erhalten. Die Bischofsschulen, Domschulen, gingen unmittelbar hervor aus den Stadtschulen, Rhetorenschulen, so daß man den Übergang kaum bemerkte. Noch am Ende des sechsten Jahrhunderts gab es in Toulouse nicht weniger als dreißig Grammatiker, die in friedlicher Beratung Fragen der Grammatik erörterten, ob man sagen könne legito von legere, wie monito von monere. Ein so eifriger und frommer Mann wie Avitus von Vienne hielt es nicht unter seiner Würde, sich gegen einen Vorwurf des Redners Viventiolus zu verteidigen, als habe er in einer Predigt eine kurze Silbe lang gesprochen.[1] Der Bischof Desiderius von Vienne hielt in der Kirche Vorträge über klassische Dichter.

Nicht nur große Städte, sondern auch größere Gemeinden mit Kirchen und Klerikern besaßen Schulen.[2] Im sechsten Jahrhundert verlangte ein Konzil, jeder Pfarrer sollte junge Leute als Lektoren in sein Haus aufnehmen und sie im Psalmengesang und Bibellesen unterrichten, und mehrere Konzilien bestimmten, daß die Kirche diese Schüler nicht zum Altardienst zwingen, sondern andere Berufe ergreifen lassen dürfte.[3] Der Unterricht sollte den Priester selbst heben und ihn vor Verwilderung schützen, der er sonst um so mehr anheimfiel, als für seinen Unterhalt ungenügend gesorgt war.[4]

Vor dem Alter von acht Jahren trat niemand in die Schule.[5] Zuerst lernten die Kinder notdürftig das Lesen[6] und dann das Schreiben,[7] nicht umgekehrt oder beides gleichzeitig wie heute, trieben etwas Rechnen,[8] gingen dann aber sogleich zur Grammatik über. Ohne Grammatik hielt man den Unterricht nicht für vollständig; ohne Grammatik keine Schule! Erst in der Neuzeit hat sich der Elementarunterricht verselbständigt. Unter der Grammatik verstand man aber Latein. Das Latein hatte auch für den germanischen Knaben die Bedeutung einer lebenden, einer Umgangssprache; denn es war die Sprache der Kirche und des Staates. Noch in der

---

[1] Ep. 57. Der Bischof Victricius gibt eine ausführliche Theorie über die Schlußkadenzen eines Satzes: cursus planus, tardus, velox. Sidonius pflegte mit seinen Freunden, Poeten und Rhetoren, um die Wette Verse zu schmieden; ep. 9, 13.

[2] Beispiele s. bei Joh. Diac. v. Greg. M. 1, 3; Greg. Tur. h. F. 4, 46; 6, 36; v. patr. 20, 1; Vacandard, Rev. d. quest. hist. 1898 I, 16, 17.

[3] Konzil von Vaison 529, Toledo 531.

[4] Statuta ecclesiae antiqua c. 52; Mansi III, 956.

[5] Vita Euch.; Mabill. acta ss. III, 1, 556 (3).

[6] Der Buchstabenlehrer hieß calculator, weil er das Lesen mittelst geschnittener Buchstaben (calculi) lehrte.

[7] Zu den Schreibübungen benutzte man Schreibschindeln, Holztäfelchen, worauf man mit Tinte oder Kreide schrieb, vereinzelt auch Schiefertafeln, meistens aber Wachstafeln nach römischer Art. Schreibmittel waren die Rohrfedern, der Gänsekiel, der Griffel.

[8] Zum Rechnen bediente man sich des Rechenbrettes (abacus) und der Finger. Weil man keine arabische Ziffern hatte, kam man nicht weit und blieb bei den geringsten Anforderungen stehen.

karlingischen Zeit ging man nicht vom Deutschen aus, sondern man stürzte sich gleichsam kopfüber in das Latein und konnte sehen, wie man sich zurechtfand. Auch schon kleine Knaben versuchten in St. Gallen im neunten Jahrhundert sich in dieser Sprache auszudrücken, größere durften kein anderes Wort gebrauchen als ein lateinisches.

Dadurch bekam die Grammatik eine andere Bedeutung als bei uns, sie diente nicht erst der Aneignung des Latein, sondern zu seiner Vervollkommnung. Die alten lateinischen Lehrbücher des Donat und Priscian, die für uns so unverständlich und unbrauchbar sind, mußten das ganze Mittelalter hindurch genügen. Ein Lehrbuch der Grammatik hatte vorerst nur der Lehrer. Der Lehrer sprach die Regel vor, und die Schüler schrieben sie auf ihren Wachstafeln nach und lernten sie auswendig. Mit der Grammatik verband sich bald etwas Lektüre.

Oben diktiert David Psalmen, er trägt einen langen Mantel und lange Strumpfhosen. Der Mann vor ihm schreibt mit dem Griffel, stilus. Zwischen beiden steht auf einem Gestell das Tintenfaß. Unten spielt David Zither, die Rotte. Der Mann zu seiner Linken schlägt ein Saiteninstrument mittels eines Plektrons, zu seiner Rechten hält ein anderer Klappern und tritt mit den Füßen zugleich in Blasinstrument. (Gazette archéologique IX, Taf. 6.)

Nur wenige Schüler traten dem Griechischen näher, obwohl es wegen seiner Verbreitung im oströmischen Reich als lebende Sprache, ja als weströmische Kirchensprache angesehen wer-

den konnte.[1] Den Fulgentius von Ruspe ließ seine Mutter zuerst im Griechischen unterrichten, und solange er nicht den ganzen Homer auswendig konnte und auch vieles von Menander durchmachte, erlaubte sie nicht, ihn mit der lateinischen Literatur bekanntzumachen, weil sie ihm in den Kinderjahren die Kenntnis der fremden Sprache beibringen lassen wollte, damit er einst, unter den Afrikanern lebend, das Griechische beherrschte. So kam es, daß er später ohne Akzent Griechisch sprach.

Wenn die Schüler die Grammatik abgesessen hatten, gingen sie zur Rhetorik und Dialektik über, lasen Schriftsteller und übten sich im Stil. Als Lesebuch diente in der Regel Vergil, der wegen seiner vierten Ekloge halb als christlicher Schriftsteller galt. Von der Lesung sagt Cäsarius, sie sei für den Geist dasselbe, was für den Leib die Nahrung; noch für viel nützlicher hielt man das Abschreiben. Die alten Vorbilder glaubte das Mittelalter gar nicht erreichen oder gar übertreffen zu können, und daher begnügte es sich mit Nachahmungen; diesem Umstand verdanken wir die vielen Abschriften nicht nur der Hl. Schrift, sondern auch der alten Schriftsteller.[2] Höchstens ahmte man sie nach, oder man paßte sich dem Volksgeschmack an, wie Gregor von Tours, der sich also rechtfertigt: „Dem ungelehrten Volke widme ich meine Schriften, der ich ein Laie der Zunftgelehrsamkeit bin. Was ein Gelehrter für unwürdig seines Standes hält, will ich tun. Denn einen Schriftsteller von gelehrter Bildung verstehen nur wenige, des schlichten Mannes Rede aber viele."

Schon äußerlich verfiel die alte, schöne klassische Schrift, die Kapital- und Unzialschrift,[3] und es entstand die merowingische

---

[1] V. Caes. 1, 15. Über einen Bischof, der aus seiner Schule die Kleriker entfernte und dafür Syrier berief, s. Greg. Tur. 10, 26.

[2] Kolumba soll, wie sein Biograph übertreibt, dreihundert Exemplare der Evangelien und Psalmen geschrieben haben. Den Einsiedler Longarad, den Weißbeinigen, verfluchte er, weil derselbe seine Bücher nicht ansehen ließ. Mit dem Abt Finnian führte er lange Jahre einen Prozeß wegen einer Abschrift. Als er Finnian einmal besuchte, machte Kolumba insgeheim eine Abschrift, indem er sich in der Nacht in die Kirche einschloß, wo die Psalmen aufbewahrt wurden. Er schrieb hier, das Licht in der Linken haltend, die Feder in der Rechten. Der Abt belauschte ihn und verlangte die Abschrift, weil es ein „Sohnbuch" sei. Der König, dem die Sache vorgetragen wurde, entschied ebenfalls nach dem Sprichworte: „Jeder Kuh gehört ihr Kalb." Da nun der König das Asylrecht des Klosters verletzt hatte, schwor er ihm Rache und fing einen Bürgerkrieg an, in dem der König unterlag. Der Psalter, um den der Streit sich drehte, wurde später zu einem Nationalheiligtum. Kolumba wurde aber exkommuniziert und verbannt, und diese Verbannung gab ihm den Anlaß, der Mission Schottlands sich zu widmen. Die englischen Frauenklöster wetteiferten bald mit den Männerklöstern in der Anfertigung von kostbaren Handschriften, wie aus den Briefen des hl. Bonifatius hervorgeht. Der König Alfred erwarb einmal eine kostbare Kosmographie um ein Landgut, auf dem acht Familien saßen; Beda v. abbat. 12.

[3] Oder die große und kleine Antiqua. In der Unzialschrift haben die meisten Buchstaben infolge von Einziehungen, Abänderungen schon die Form

Schrift, eine Art Bauernschrift. Die Buchstaben stehen bald aufrecht, bald liegen sie am Boden, sie sind bald so ineinandergezogen, daß man sie nicht entwirren kann, bald auseinandergezogen wie Bindfaden. Die karlingische Zeit kehrte zu einfacheren Formen zurück. Statt des billigeren Papiers mußten die Schreiber allgemein Pergament wählen,[1] besaßen aber in den Gänsefedern, die die alten Rohrfedern verdrängten, ein treffliches Schreibmittel.[2]

Die römische Bildung stand immer als Ideal vor Augen. Eine Schuleinrichtung „nach der Überlieferung der Römer" verlangte ausdrücklich eine deutsche Synode von 771. Und doch strebte man darüber hinaus. Während im Altertum das höchste Ziel darin bestand, zu einem schönen Ausdruck der Gedanken zu gelangen, strebte die Folgezeit über eine bloß formelle Bildung hinaus und fügte den Stufen der Redekunst, dem Dreiweg, Trivium, Grammatik, Rhetorik, Dialektik,[3] einen Oberbau im Vierweg, Quadrivium, hinzu. Derselbe bestand nach der Anweisung des Marcianus Capella und Cassiodor in Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik, die geeignet waren, die formale Bildung mit realistischem Inhalt zu ergänzen.[4] Gregor von Tours verlangt die Kenntnis des Theodosianischen Gesetzes.[5]

Zu der höheren Kunst und Wissenschaft gehörte die Philosophie, die sich eher einer steigenden als abnehmenden Achtung erfreute. Bei Boethius erscheint die Philosophie in der Gestalt einer ehrwürdigen hohen Frau mit glänzenden Augen und erhabenem Haupte. Jugendliche Kraft sprach aus ihren Zügen, und doch lag in ihrem Wesen etwas, das auf ein jahrhundertelanges Leben hinwies. Das Kleid, das sie trug, hatte sie selbst gewoben aus feinen Sommerfäden, aber es war vom Alter gedunkelt und von Philosophenschulen zerrissen, unter denen jede ein Stück haben wollte. Am unteren Saume des Kleides war ein P, am oberen ein T, um die praktische und theoretische Philosophie anzudeuten, und eine Leiter eingewoben,

---

der kleinen Antiqua. Durch rasches Schreiben entstand aus der Unzialschrift die Kursivschrift.

[1] Das Papier hatte man aus Ägypten bezogen. Die römische Kurie hielt lange am alten Brauche fest; es galt für unanständig, an den Papst auf eine Tierhaut zu schreiben statt auf einen Pflanzenstoff.

[2] Ebenso verdrängte das Federbett den Teppich. Die Gans ist ein Lieblingsgeflügel des Nordens. Zuerst wird die Gänsefeder zur Zeit des Ostgoten Theoderich genannt. Der Gänsekiel herrschte bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein. Außer der Tinte benutzte man auch Farben, vor allem die rote Farbe, das minium, zur Hervorhebung einzelner Buchstaben, Worte und Satzteile, daher der Ausdruck Miniatur und Rubriken. Auch mit Gold wurde geschrieben, besonders im byzantinischen Reiche. Im Abendlande wurde die Goldschrift zuerst von den Angelsachsen und unter Karl d. Gr. auch unter den Franken geübt.

[3] Ad eloquentiam.

[4] Ad sapientiam.

[5] Neben Vergil und der ars calculandi (h. F. 4, 46).

um die Stufenleiter des Unterrichtes zu bezeichnen. In ihrer rechten Hand trug sie Pergamentrollen, in der linken ein Zepter. So erschien die Philosophie und vertrieb die Musen, mit denen sich Boethius einige Zeit getröstet hatte. Die Musen seien Dirnen, meint sie, die den unfruchtbaren Stachel der Gefühle erregen, die fruchtbare Saat des Verstandes aber ersticken, den menschlichen Geist krank, nicht frei machen. Über dem Verstand des Boethius liege Finsternis, klagt die Philosophie. „Ist der noch der gleiche, der seinen Blick zum Himmel richtet, den Lauf der Gestirne und der Jahreszeiten beobachtet?“ „Ich sehe wohl, daß der plötzliche Wechsel des Glückes deinen Verstand gestört hat.“ Aber es sei das Wesen des Glückes, meint sie, zu wechseln. Boethius soll sich trösten mit der unerkennbaren göttlichen Weisheit, die über des Menschen Gesichtskreis hinaus liege. Alle Wesen erkennen die Dinge nur in dem Maße, als sie erkenntnisfähig seien.[1] Gott soll uns aber immer vor Augen stehen und uns antreiben, tugendhaft zu sein.

Auf Christus und sein Leiden, auf einen Ausgleich im Jenseits weist Boethius in seinem Troste der Philosophie nicht hin; dies hat aber dem Ansehen seines Buches im Mittelalter nichts geschadet. Wie es scheint, hielt sich das Mittelalter mehr an den negativen Teil des Buches, an die Schilderung der Nichtigkeit aller Dinge. In dieser Hinsicht hatte es einen merkwürdigen Vorläufer im „Prediger“ und eine merkwürdige Nachfolge in der „Arznei beiderlei Glücks“ von Petrarca, der darin wie Boethius vom Jenseits absieht.

Das Mittelalter huldigte sonst einem sich beinahe übersteigenden Idealismus, es hatte einen festen Fuß im Jenseits gefaßt und betrachtete alles im Lichte der Ewigkeit. Die Ideen, die Zwecke beherrschten alles. Ohne einen Zweck entbehrten die Dinge ihrer Bedeutung, sie erschienen als Schattenbilder oder als Sinnbilder; manchmal bildet die Natur auch den Hintergrund eines persönlichen Erlebnisses, so bei Venantius Fortunatus, der gerne die Wonne des Frühlings und die Hitze des Sommers beschreibt.

Nicht nur die Blumen, die unschuldigen Kinder der Natur, sondern auch die Tiere des Feldes rückten in eine höhere Beleuchtung. Die Mönche und Einsiedler zähmten die wilden Tiere. Dem hl. Benedikt flog bei jeder Mahlzeit ein Rabe zu, den er eigenhändig fütterte. Meinrads Raben verfolgten seine Mörder, bis der Arm der Gerechtigkeit sie ergriff. Der hl. Walarich verbot seinen Jüngern, die Lerchen zu verscheuchen, die ihn umflatterten. „Meine Söhne,“ so sprach er dann, „verjagen wir diese meine lieben Freundinnen nicht; tun wir ihnen nichts; lassen wir sie sich sättigen an den Überresten unseres Mahles.“ Während der hl. Charilef arbeitete, baute ein Zaunkönig ein Nest in seinen an einer Eiche

[1] Secundum modum cognoscentis der Scholastik.

hängenden Mantel. Voll Freude brachte er die Nacht in Dankgebeten zu. Der hl. Maklovius (Malo) ließ den Vogel, der in seinen Mantel gebaut hatte, darin, bis die Jungen ausgebrütet waren. Der heil. Cuthbert lockte Seevögel an sich, darunter die Eidergänse, die nach ihm Cuthbertsvögel hießen; jedermann aus seiner Umgebung durfte sie betasten und streicheln. Den Charilef besuchte regelmäßig ein Büffel und ließ sich von ihm liebkosen, worauf er wieder in die Wildnis zurückkehrte. Wölfe und Bären ließen sich zu Lastdiensten herbei und stellten sich einem hl. Kolumban, Gallus, Korbinian, Maklovius zur Verfügung. Dem Guthlac dienten die Raben als Boten, die Schwalben setzten sich zwitschernd auf seine Schultern oder auf seine Knie, auf den Kopf oder die Brust; er machte ihnen eigenhändig Nester in kleinen Körbchen von Binsen oder Halmen, die er unter dem Strohdache seiner Hütte befestigte, wo dann alljährlich seine lieben Gäste ihr bereitetes Obdach wiederfanden. „Wie hast du doch, Vater," so fragte ihn einst einer seiner verwunderten Besucher, „diesen Bewohnerinnen der Einöde eine so große Zutraulichkeit einflößen können?" — „Weißt du nicht," so gab ihm Guthlac zur Antwort, „daß wer in Reinheit des Herzens mit Gott vereint lebt, auch seinerseits erfährt, daß sich die Wesen der Schöpfung mit ihm vereinigen? Die Vögel des Himmels können, wie die Engel, vertraulich verkehren mit denen, die sich vom Verkehr mit den Menschen abschließen."

Vom Unterricht her kannten die Mönche die symbolische Bedeutung, die im Anschluß an ägyptische Traditionen christliche Schriftsteller den Tieren beilegten.[1] Ein Bischof Eucherius von Lyon im fünften Jahrhundert gab in seinen „Formen geistlichen Verständnisses" folgende Erklärungen: der Himmel bedeutet die Apostel und fromme Seelen, die Wolken die Propheten oder schlimme Zeiten, die Vögel die Heiligen, die Erde den Menschen, die Esel den Menschenleib oder das Heidenvolk, die Maulwürfe Götzen oder Ketzer, der Fuchs Ketzer oder listige Sünder, der Seidenwurm, der ein herrlicher Schmetterling wird, ist ein Bild des zur Auferstehung berufenen Menschen, ebenso der fabelhafte Phönix.

Durch diese Symbolik verloren die Dinge viel an ihrer objektiven Wirklichkeit. Ein Sein als bloßes Sein ohne Zweck galt als so bedeutungslos, wie ein Wissen als bloßes Wissen. Auch das Wissen mußte eine höhere Beziehung haben, weniger auf das Wohl des Menschen wie bei den Alten, als auf die Ehre Gottes. Alles wurde womöglich auf die Heilsgeschichte gedeutet. Für die Zeitrechnung wurde Christus der Ausgangspunkt,[2] für die Erdkunde das Paradies. Die Erde liegt nach der herkömmlichen Auffassung in der Mitte

[1] Kulturgesch. d. r. Kaiserzeit II, 480.

[2] Die Zeitrechnung von Christi Geburt wurde um 525 durch Dionysius Exiguus begründet, aber erst im zehnten Jahrhundert in Rom offiziell eingeführt, im Privatleben kommt sie schon im siebten Jahrhundert vor.

des Weltalls; das Paradies schwebt nach den einen zwischen Himmel und Erde, nach den andern lag es über den Wassern, nach vorherrschender Meinung im fernen Osten. Daher sind die Weltkarten geostet.[1] Die meisten hielten die Erde für eine Scheibe, wenige für eine Halbkugel, und alle Theologen bestritten das Dasein von Gegenfüßlern. Gegenfüßler ließen sie sich höchstens in dem Sinne gefallen, daß sie auf der entgegengesetzten Seite des Äquators wohnten. Den größten Teil der Erde dachte man bedeckt mit Wasser. Von den Paradiesflüssen nahm man an, daß sie lange Zeit unter der Erde hinfließen und dann als Ganges, Nil oder Donau an den Tag treten. Die Vulkane galten als Ausbrüche des Höllenfeuers. In der Astronomie z. B. grübelten die Denker über die Konstellation der Gestirne, den Bau des himmlischen Jerusalems, in der Musik über harmonikale Symbolik, Grübeleien, deren bessere Seiten uns aus vielen architektonischen Kunststücken entgegentreten. Diese symbolischen Träumereien stammen aus druidisch-irischer Anregung und gehen auf orientalische Spuren zurück. Die druidische Geheimlehre versteckte sich in das Quadrivium und erzeugte im mittelalterlichen Geiste jene eigentümliche Vorliebe für künstliche Aufbauten und Systembildungen und für symbolische Ausdeutung der Natur und der Baulieder, die ihm in der Scholastik ebensoviel Tadel als in seinen Monumentalbauten Bewunderung eintrug. Wir haben kaum noch eine Ahnung von dieser merkwürdigen Geheimwissenschaft, und es fehlt uns aller Sinn für ihre abstrusen Konstruktionen, daher haben auch Erneuerer und Wiederentdecker dieser harmonikalen Symbolik wenig Eindruck gemacht. Nur wo uns feste geometrische Gesetze gegenübertreten, wie der beliebte goldene Schnitt, vermag uns diese Bauliebhaberei zu fesseln.

Die Liebhaberei für Zahlen und Formen erging sich namentlich auch in der Musik, dieser so recht eigentlich christlichen Kunst mit ihrer gemüterregenden Kraft. Sie bildete schon einen Bestandteil des Elementar- oder Trivialunterrichtes[2] und sollte wie bei den Griechen die Knaben in das Fühlen des Volkes und der Kirche einführen. Durch ihren ernsten und ergreifenden Gesang wirkte die Kirche mächtig ein auf die Herzen;[3] sie legte mit Recht ein großes Gewicht auf diese Kunst, die unter ihrer fürsorglichen Hand große Fortschritte machte. Ambrosius hatte sich der orientalischen Singweise angeschlossen und einen weicheren Gesang geduldet; Gregor der Große reinigte und vereinfachte ihn und schuf die Musik zu

[1] S. II, 273.

[2] Die Notenschrift war noch mangelhaft, bestand in Pneumen oder Neumen d. h. Punkten, Strichen, Häkchen zur Bezeichnung der Tonhöhe. Daher sagt Kolumba: „Wieviel Schläge und Schmerzen müssen diejenigen ertragen, die die Musik lernen."

[3] Per hanc ... omne servitium dei rite implemus; Hrab. de cler. inst. 3, 24.

einem monumentalen Ausdrucke des tiefen, strengen Gehaltes des Christentums um. In seinem Choral stellt sich Ton neben Ton, gleichmäßig, fast streng, wie bei dem Basilikenbau eine Granitsäule neben die andere. Die Töne haben ihr eigenes Leben, sind unabhängig von dem Versmaß. Noch heute klingt in dem liturgischen Gesange der alte gregorianische Choral nach und bringt die religiöse Stimmung zu unvergleichlichem Ausdrucke: bald ist es die andrängende Stimmung des Gebetes, bald feste Zuversicht, bald lauter Jubel, der sich im Gloria, in der Präfation und im Paternoster mit bezwingender Naturgewalt ausspricht.

Der ernste, schwermütige feierliche Gesang, der erhebende würdige Gottesdienst war für die in der Nacht des Heidentums schmachtenden Seelen, für die rohen Gemüter etwas Neues und machte einen überwältigenden Eindruck auf die Barbaren, und diese Wirkung verstärkte noch das unheimliche Wissen der in der Schule Roms, teilweise auch Griechenlands gebildeten Missionare. Die irischen Missionare besonders prunkten gerne mit ihren Kenntnissen, stellten sie geflissentlich zur Schau und lenkten durch ihr geschäftiges geräuschvolles Wesen als Nachfolger der alten Wanderphilosophen und Rhetoren die Aufmerksamkeit auf sich. Sie führten Wachstäfelchen bei sich, woran sie ihre Schreibkunst zeigten, und riefen wie Marktschreier: „Wer kauft Weisheit?", gaben sich oft für Kaufleute aus, die mit Weisheit handeln gingen, und erregten dadurch die Verwunderung des Volkes; denn „hätten sie ihre Weisheit umsonst angeboten, so hätte sie niemand begehrt". Wenn man sie dann fragte, was sie dafür verlangten, erwiderten sie: „Passende Orte und empfängliche Seelen und was man in der Pilgerschaft nicht entbehren kann, Wohnung und Kleidung."

## X. Gregor der Große.

Auf römischer Bildungsgrundlage stand Gregor der Große, der „letzte Römer“. Aber er setzte auch ohne Zögern und ohne Bedenken seinen Schritt weiter in die neue Welt: er, der Patriziersohn, begrüßte die nordischen Barbaren, die Franken und Angelsachsen, als die Träger der Zukunft.

Wie der hl. Benedikt entstammte er einem vornehmen römischen Geschlechte und erwarb sich in der Jugend all die rhetorische Bildung, die sich ein Jüngling nach der Überlieferung erwerben konnte, unterrichtete sich im Rechte und wurde noch in jungen Jahren zum Stadtpräfekten erhoben. Als Präfekt d. h. als oberster Stadtrichter erwarb er sich die Liebe des Volkes. Trotzdem befriedigte ihn dies Amt nicht; das stille Benediktinerkloster auf dem cölischen Hügel zog ihn an. Er, der gewohnt war, in seidegewebten und edelsteinschimmernden Prachtkleidern einherzuschreiten, zog die armselige Kutte vor. Als Mönch setzte er die Wohltätigkeit fort, die er schon vorher geübt, und verwendete dazu sein reiches Familiengut. Er war noch Mönch, als er auf dem Sklavenmarkte zu Rom Angelsachsen sah, deren Bekehrung er ins Auge faßte. Den Mühen und Ämtern entrann er auch im Kloster nicht, und nachdem er verschiedene Stellen bekleidet hatte, stieg er zur höchsten empor und nahm den Stuhl Petri ein.

Im Jahre 590 überfiel Rom ein großes Unglück. Als sei es nicht genug gewesen mit den Einfällen der Goten und Langobarden, verschwor sich auch die Natur; der Tiber überschwemmte die Stadt, und eine Pest raffte die Einwohner dahin, als einen der ersten den Papst. Da richteten sich aller Augen auf Gregor, er konnte sich dem Drängen nicht entziehen und veranstaltete, auf den Stuhl Petri erhoben, eine dreitägige Bußprozession, zu der alle Einwohner aufgeboten wurden. Die Schar der Büßer zog, in dunkle Gewänder gehüllt, in die Basilika der hl. Maria (Maggiore) — ein ergreifender Anblick. Wie war alle heidnische Lust verschwunden! Das Heidentum stieg vollends zu Grabe. Als die Prozession nach St. Peter zog, schwebte über dem Grabmal Hadrians ein Engel in den Lüften, er steckte das flammende Schwert in die Scheide zum Zeichen, daß die Pest erloschen sei. Seitdem hieß jenes Grabmal die Engelsburg: auf seiner Spitze schwebt noch heute der Erzengel Michael in Bronze gegossen über dem merkwürdigen Bau.

Die Leiden waren aber damit noch nicht geendet. Immer wieder hatte Gregor Gelegenheit, hinzuweisen auf die Strafgerichte, die dem Weltende vorausgehen. „Was gibt es," rief er aus, „was in dieser Welt noch erfreut? Überall sehen wir Trauer, überall hören wir Geseufz; die Städte sind zerstört, die Kastelle geschleift, die Äcker verwüstet, die Erde zur Einöde gemacht. Auf den Feldern blieb kein Kolone, in den Städten kaum ein Bewohner zurück; und doch werden selbst noch die kleinsten Reste des Menschengeschlechtes täglich und unaufhörlich getroffen; die Geißelschläge der himmlischen Gerechtigkeit haben kein Ende, weil nicht einmal unter solchen Strafen die Sündenschuld getilgt wird." Immer mußte Gregor an das Weltende denken, das dem Untergange Roms nach allgemeinem Glauben folgte. „In Rom, in Afrika, im Orient ist alle Welt krank," schreibt Gregor; er selbst klagt über seine Fußgicht. „Aber Leiden ist das Los aller, das Leiden ist ein Antrieb zur Bekehrung. Es gibt Leute, die nicht einmal an Kopfschmerz gelitten haben, wenn sie direkt zur Hölle fahren. Wen Gott liebt, den züchtigt er."[1]

„Die Städte, die Dörfer Italiens sind zerstört," ruft Gregor aus, „die Saatfelder verwüstet, das Land ist in eine Einöde verwandelt. Die bäuerliche Bevölkerung ist verschwunden, auch in den Städten erblickt man kaum noch einige wenige Bürger, und doch werden diese schwachen Überbleibsel des menschlichen Geschlechtes noch täglich und ohne Aufhören gelichtet. Stündlich müssen wir mit ansehen, wie die einen in die Gefangenschaft abgeführt, die anderen auf verschiedene Weise gemartert und umgebracht werden. Und wie es mit Rom, der Herrin des Erdkreises, steht, zeigt der Augenschein. Von tausendfachen Schmerzen niedergedrückt, sieht sie ihre Bürger dahinsterben, ihre Gebäude in Trümmer fallen und erduldet täglich die Ungebühr der Feinde; der Senat ist dahin, das Volk am Erlöschen, alles ist mit Ruin bedeckt." „Entvölkert sind die Städte, niedergeworfen die Burgen, die Kirchen vom Feuer verbrannt, die Klöster zerstört, die Landgüter sind menschenleer, keiner ist, der sie bebaut. Verödet und brach liegt der Boden, niemand wohnt da, und dort, wo einst so viele Menschen lebten, hausen jetzt wilde Tiere." „Siehe, die Welt sinkt in sich zusammen und verdorrt; überall Tod, überall Jammer, überall Trostlosigkeit; von allen Seiten dringt das Unglück auf uns ein, überall sehen wir nur Schmerzliches. Das Ende der Welt ist nahe!" Gregor übertreibt wahrlich nicht. Italien, ohnehin schon verödet, bedeckte sich immer mehr mit Ruinen. Und doch bewahrt Gregor noch einen gewissen Humor. „Unablässig bedrängen uns der Feinde Schwerter und die Gicht," schreibt er, und ein andermal, charakteristisch für die Art und Folge der langobardischen Bekehrung: „Ich bin nicht

[1] Ep. 9, 123; 11, 30.

sowohl Bischof der Römer als vielmehr der Langobarden geworden" und wieder ein andermal nennt er sich den Säckelmeister der Langobarden, da er ihren Frieden erkaufen mußte. „Ihre Freundschaftserweisungen", sagt er, „seien Schwertschläge, ihre Gunst Bestrafung." Gregor erzählt, wie die rohen Soldaten Kirchen anzündeten, Klöster plünderten, Mönche folterten und an Bäumen aufhängten, vierhundert Personen gefangen nahmen und sie zwangen, mit ihnen ihrem Gott zu opfern. Da sich jene weigerten mitzutun, wurden sie enthauptet.

Die Leiden der Armen waren es in erster Linie, die Gregors Teilnahme erwirkten. Als er einmal hörte, ein Bettler sei auf einer Straße Roms gestorben, verschloß er sich voll Scham und wagte einige Zeit nicht als Priester an den Altar zu treten. Alle Tage ließ er Speisen und Almosen an die Bettler verteilen, und am Ersten jeden Monats versorgte er Arme mit Wein, Getreide, Käse, Hülsenfrüchten und Fischen. Täglich hatte er Fremde an seinem Tische. Während der Staat und die Städte gerade die Bedürftigsten nicht unterstützten, machten es die Bischöfe besser. Gregor verlangte, daß die zu Speisenden ihm ihre Profession, ihr Gewerbe angaben, damit ihre Lage untersucht werden könnte.

Das städtische Gewerbe war beinahe erloschen, und die Handwerker darbten.[1] Zwar erhielten sich durch alle Wechsel der Zeit hindurch einige Handwerkerzünfte, aber sie dienten viel mehr der Bevormundungspolitik und dem Tarif- und Steuerbedürfnis des Staates als dem Nutzen des Handwerkes.[2] Gregor begünstigte sie, soviel in seinen Kräften lag. Daher wandte sich die Zunft der Seifensieder in Neapel an ihn, damit er sie schütze gegen einen Beamten.[3] Sogar für einen Geldhändler oder Wechsler verwendete sich Gregor, damit die einzige Bank, die in Rom noch bestand, nicht unterginge.

In den unruhigen Zeiten fielen zahlreiche Römer in die Gefangenschaft, und da sparte Gregor keine Mittel, er verwandte den Kirchenschatz oder, was gleichviel bedeutet, die Kirchengefäße, um Gefangene loszukaufen. Kirchensachen ohne Not zu verkaufen, schrieb Gregor bei diesem Anlasse, wäre ebenso eine schwere Schuld, als das Eigentum einer Kirche ihren gefangenen Gliedern vorzuziehen. Für einen Kleriker, befahl er einem hartherzigen Bischof

---

[1] Bei der Belagerung Roms durch Vitiges 536 zerstörten die Goten die Wasserleitungen. Infolgedessen mußten viele Mühlen stillestehen. Belisar aber half sich damit, daß er auf der Tiber Schiffsmühlen anlegte. Proc. b. G. 1, 19.

[2] Ein Eparchenbuch gibt um 900 genaue Anweisung für die Fischerzunft; Hartmann, Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens 23.

[3] Ep. 10, 26 (9, 113); über einen entflohenen Sklaven der Bäckerzunft (ars pistoria) s. ep. 9, 102 (200). Im elften Jahrhundert erscheinen Gärtner zu einer Zunft geeint als Pächter ihrer Betriebe, — ohne Zweifel war die Kirche die Haupteigentümerin der Grundstücke.

hundertundzwölf Solidi auszulegen.[1] Noch mehr als die Fessel der Feinde drückte das Volk die Wucherhaft; ihre Ungemach traf namentlich die Landleute, die, um ihre Steuern zu bezahlen, Anlehen hatten machen müssen. Gregor befahl, ihnen aus dem Kirchenschatz Vorschüsse zu geben, er gehe dadurch nicht zugrunde.

Viele Bedürftige erhielten lebenslängliche Versorgung. Einem Armen aus Sizilien namens Pastor stellte der Papst eine Anweisung auf die jährliche Lieferung von 300 Scheffel Weizen und 300 Scheffel Bohnen aus, und dem blinden Sohn eines höheren Beamten namens Gottschalk sicherte er jährlich 24 Scheffel Weizen, 12 Scheffel Bohnen und 20 Eimer Wein zu. Auf die Vorstellung eines Geschäftsmannes namens Liberatus, er könne nichts mehr verdienen, gab er einem Rektor den Auftrag, für seinen Unterhalt zu sorgen.[2] Wo immer er eine Not entdeckte, sprang er hilfreich bei und machte es seinen Beamten zur Pflicht, ihm jede Not anzuzeigen. Wer diese Pflicht versäumte, den konnte er heftig tadeln. So schrieb er an den Rektor Anthemius in Kampanien: „Als du weggingst, habe ich dir den Auftrag gegeben und diesen nachträglich durch schriftliches Gebot neu eingeschärft, die Sorge für die Armen in die Hand zu nehmen. Du hattest die Pflicht, mir über die Dürftigen, die du dort vorfandest, Meldung zu machen, und kaum über einige wenige hast du bisher etwas verlauten lassen." Als nach Gregors Tod sein Nachfolger unter dem Vorwande, sein Vorgänger habe den ganzen Schatz geleert, den Römern bei einer Teuerung keine Hilfe reichte, verbrannten die Römer einige von den Schriften Gregors zur Rache; der Undank blieb auch ihm nicht erspart.

Die römische Kirche besaß eine große Zahl von Patrimonien in allen Gebieten Italiens in einem Gesamtumfang von fünfundachtzig Quadratmeilen, die etwa einen Ertrag von sechseinhalb Millionen Goldmark liefern mochten.[3] Auf diesen Gütern bestand ganz genau die römische Gutsverwaltung, wie sie schon Jahrhunderte zuvor sich ausgebildet hatte.[4] Sie standen teils im Eigenbetrieb, teils in der Pacht. Auf den Herrenhöfen arbeiteten die Sklaven unter der Aufsicht von Verwaltern, Agenten und Maiern. Die abhängigen Güter bebauten, wie es von jeher Sitte war, Kolonen, und diese unterstanden den Konduktoren, die eine eigentümliche, nicht ganz geklärte Stelle einnahmen.[5] Sie waren kaum eigentliche

---

[1] Ep. 4, 17; 3, 41, 6, 35; 7, 13, 26, 38. Nov. 120.

[2] Annua continentia. Ein Notar Johannes hatte von einem Heermeister zwölf Solidi jährliche Rente geerbt. Nun wies Gregor diese Rente der Enkelin des Konduktors Euplus an; ep. 4, 37; vgl. 1, 44, 46, 67.

[3] Süditalien und Sizilien lieferten allein dreihundertundfünfzig Pfund (etwa 300 000 Mark). S. S. 72 N. 3; 147 N. 1.

[4] Kulturgesch. d. römischen Kaiserzeit II, 264; vgl. Fabre, Rev. d'hist. et de littérat. réligieuse I, 46.

[5] Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 270.

Zwischenpächter, Agenten¹, sondern Rentenpächter, Rentmeister und bebauten dazu wohl selbst einen Pachthof. Auf der einem Generalpächter zugewiesenen Massa oder Konduma konnten wohl hundert Kolonen Platz finden.[1] Wie es scheint, mußten die Kolonen dem Konduktor Frondienste leisten.

Ihre große Macht verleitete die Konduktoren zu Mißbräuchen, und die Herren hatten Mühe, sie zu beaufsichtigen. Auf den Kirchengütern, wo sie zum Klerus gehörten, übten die Rektoren und Defensoren die Aufsicht. Die Kolonen mußten entweder Geld zahlen oder Getreide liefern, das nach Rom verfrachtet wurde. Nun kam es vor, daß die Verwalter ihre Kolonen zur Zahlung ihrer Abgaben unmittelbar vor der Ernte zwangen und ihnen Geld liehen, um sie auszuwuchern. Die Generalpächter erhöhten die Getreidemaße, nahmen statt Scheffel von sechzehn Sextaren solche von zwanzig bis fünfundzwanzig Sextaren. Obwohl die Sitte ziemlich allgemein verbreitet gewesen zu sein scheint, schmerzte sie den Papst, er verlangte, daß die Kolonen so wenig bedrückt werden als die Sklaven; er wünschte nicht, daß die Säckel der Kirche mit schändlichem Gewinn besudelt würden, ermahnte die Verwalter, weniger auf den zeitlichen Nutzen der Kirche als auf die Lastenerleichterung zu sehen,[2] schrieb den Aufsehern und Großpächtern genau vor, wieviel sie verlangen dürfen, und bestimmte den Scheffel zu achtzehn Sextaren.[3] Die Abgaben sollten nicht erhöht und nicht unmittelbar vor der Ernte verlangt werden. Nur dann sollten die Großpächter mehr Getreide fordern dürfen, wenn die römischen Schiffer Anweisungen auf stärkere Leistungen mitbrachten. Die Schiffer hatten also eine gewisse Masse abzuliefern, sie waren für Verluste haftbar wie im römischen Reiche. Bei Geldzahlungen, bei Geldablösungen sollten keine Übervorteilungen vorkommen: es sollten für das Pfund Gold nicht mehr als 72 Solidi berechnet werden, wie es von jeher üblich war. Die Beamten, in diesem Falle die Rektoren,[4] erhoben nämlich 73½ Solidi und behielten 1½ Solidi für sich als Sportel. Gregor selbst prüfte die Rechnungen. Da er hier einmal entdeckte, daß Abgaben ungerecht erhoben wurden, schrieb er eine Rückerstattung vor. Um kein Aufsehen zu erregen, sollten Kühe, Schafe und Schweine gekauft und an die Kolonen verteilt werden.[5]

Die Gebundenheit der Kolonen hielt er übrigens aufrecht: die Kolonen und ihre Kinder durften nicht nach außen heiraten und mußten für das Heiraten eine Abgabe zahlen, in der Regel einen

---

[1] Eine Massa konnte fünfhundertsieben Goldsolidi tragen.
[2] Ep. 1, 44, 55, 65.
[3] 13, 34. Das frühere Maß waren 16 Sextare.
[4] Denen die Konduktoren die Lieferungen abgeben mußten; Hartmann, Gesch. Italiens II a, 145.
[5] 13, 34 (37); 1, 44 (42).

Solidus.[1] Die Heiratsabgabe begegnet uns erstmals unter Gregor; später kam der Leibfall hinzu. Von jedem Verkauf mußten sie das Siliquatikum leisten.[2] Von den Kolonen unterschieden sich die Pächter, Libellarier, zwar nicht immer dem Namen, aber doch der Sache nach durch ihre größere Freiheit;[3] ihre Lage zeigt aber viele Abweichungen: ihre Pachtfrist dauerte verschieden lang, fünf, zwanzig, dreißig, neunzig Jahre, und nicht wenige genossen Leib- und Erbrecht.[4] Die Erbpacht, die Emphyteuse, wurde schon seit Jahrhunderten solchen Kolonen eingeräumt, die verödetes Land verbesserten und bestellten; sie kam jetzt aber hauptsächlich in Betracht an der Militärgrenze in der Nähe der Kastelle. Nicht nur die Kirche, sondern auch die Senatoren mußten, um das Ihrige zur Verteidigung des Reiches beizutragen, gewissermaßen Kriegerlehen gewähren. Dagegen sprach sich nun Gregor entschieden aus; er konnte sich dabei auf Justinian selbst berufen, der die Emphyteuse auf gleiche Stufe mit der Veräußerung gestellt und sie gerade deshalb den Kirchen verboten hatte; nur die Erbpacht auf drei Generationen und allgemein die Emphyteuse zugunsten des Kaisers sollte gestattet sein.[5] Ob dieser Ausnahmefall hier vorlag, konnte Gregor billig bezweifeln; doch wünschte er, daß die Kolonen in den Stand gesetzt würden, bei den Kastellen zur Not Kriegsdienste zu leisten.[6] Mußten doch auch die Stadtbürger in dringenden Fällen die Waffen ergreifen.

Selbst das Technische der Wirtschaft erregte die Teilnahme Gregors; er ordnete Besserungen an, verringerte kostspielige Betriebszweige, schränkte die Rossezucht ein, hob die Gestüte auf und ließ die Stuten und Roßknechte an die Pächter verteilen, „denn es ist höchst unwirtschaftlich," sagte er, „sechzig Solidi allein schon für die Roßknechte auszugeben und kaum sechzig Denare aus den Stutereien zu beziehen". Auch das Roßgeschirr ließ er verkaufen. Einem Verwalter hielt er einmal vor, daß er ihm ein schlechtes Pferd und fünf Esel schickte, auf dem Pferde könne er nicht reiten, weil es zu schlecht, und auf den guten Eseln nicht, weil sie Esel seien.

Viel Sorge bereiteten dem Papste die vielen heidnischen Bauern, die bei den Germanen eine unerwartete Hilfe fanden. Soweit seine Macht reichte, befahl er, sie recht mit Abgaben zu bedrücken und

---

[1] Commodum nuptiale. Auch Priester und Mönche durften Kolonensöhne nach späteren Bestimmungen der Konzilien (538, 624) ohne Genehmigung der Herren nicht werden.

[2] Ep. 1, 44. S. S. 77.

[3] Ius colonarium — ius sub specie libellorum, libellario nomine; vgl. ep. 4, 21; 2, 1 (3); 8, 32; 10, 64 (9, 78). Später erschienen neben den Libellarien unfreie Massarii.

[4] Der ususfructus dauerte auf Lebenszeit ähnlich der fränkischen precaria.

[5] Nov. 120.

[6] Lib. pont. v. Steph. II c. 17: Ciccanense castellum quod colonorum s. R. ecclesiae existebat.

körperlich zu züchtigen, Sklaven heidnischer und jüdischer Herren aber, wenn sie Christen waren oder werden wollten, mit allen Mitteln zu befreien.[1] Bekehrten Juden, die Ackerpächter waren, schenkte Gregor einen Teil ihrer Grundabgaben, anderen gewährte er Geldhilfen. Er wußte zwar wohl, daß viele nur zum Schein Christen wurden, aber, sagt er, „wir gewinnen, wenn auch nicht sie selbst, so doch gewiß ihre Kinder“. Sonst behandelte er die Juden auffallend milde,[2] und sein Nachfolger ahmte sein Vorbild nach.

Ebenso suchte er die Barbaren durch Milde zu gewinnen und sagte ihnen Schmeichelhaftes. „Wie inmitten der tiefen Nacht eine Flamme in ihrem vollen Glanze leuchtet,“ schrieb er an den Frankenkönig, „so glänzt euer Glaube inmitten der Finsternis des Unglaubens, der andere Völker einhüllt.“ Diese Milde ging wohl bis zur Schwäche. Der Königin Brunhilde gegenüber schien er ganz zu vergessen, welcher Freveltaten man sie anklagte, und wünschte und weissagte ihr Gutes. Am auffallendsten aber benahm er sich gegen den Kaiser Phokas, dem die Ermordung seines Vorgängers den Weg zum Throne geöffnet hatte. Vielleicht hoffte er durch seine Milde ihn dem Guten zu gewinnen; wenigstens ließ er es nicht an Ermahnungen fehlen. Er verlangte, daß jedem Untertan sein Recht und seine Freiheit gewahrt bleibe. „Schauet hin, o Kaiser, auf die gepreßte und niedergedrückte Bevölkerung und richtet sie auf!“ „Fort mit den gerichtlichen Schlichen bei den Testamenten, fort mit den abgezwungenen sogenannten freiwilligen Geschenken!“ Im übrigen verhielt sich Gregor sehr rücksichtsvoll, fast zu bescheiden. „Wer bin ich,“ ruft er einmal aus, „daß ich dieses meinem Herrn sage? Nichts anderes als Staub und ein Wurm.“ „Die Könige der Völker“, sagt er, „sind Herren über Sklaven, die man schlagen kann, ein römischer Kaiser aber ist ein Herr über Freie;“[3] — eine merkwürdige Täuschung bei einem so erleuchteten Manne wie Gregor. „Die vornehmen Laien und der Prätor sollen dich“, so schreibt Gregor seinem Stellvertreter vor, „wegen deiner Demut lieben, nicht wegen deines Übermutes verabscheuen; doch sollst du sogleich, wenn du erfährst, daß sie sich eines Unrechtes gegen die Armen schuldig machen, aus deiner Demut dich erheben, so daß du bei ihren guten Handlungen als ihr Diener, bei ihren schlechten als ihr Gegner erscheinest.“

Das Recht der Kaiser auf Gut und Blut seiner Untertanen anerkannte Gregor. Als der Kaiser Maurikios 593 den Beamten und Kriegern verbieten mußte, in die Reihen der Geistlichen und Mönche einzutreten, ließ Gregor das Gesetz in seinen Gebieten

---

[1] Ep. 4, 26; 6, 32; 9, 36, 65, 110; 11, 23: Joh. Diac. v. 2, 47.

[2] Ep. 1, 10, 47; 8, 23, 25; 13, 12. Die von ihnen mit Gütern übernommenen Kolonen sollten ihnen Zinsen wie bisher leisten; ep. 4, 21. Joh. Diac. v. 2, 48 ff.

[3] Ep. 10, 51.

verkündigen, aber er widersprach heftig und erlangte wenigstens eine Milderung für das Mönchtum. Den Aushebungsbeamten[1] befahl er Geschenke zu geben, damit sie die jungen Leute nicht dem Gute als Tirones entzögen. Die Kornspeicher der Kirche durften die kaiserlichen Beamten beaufsichtigen, damit die Regierung den sie treffenden Anteil für ihre Soldaten und Beamten richtig erhielte. Nur eine Aufspeicherung der eigenen Erträge in den kaiserlichen Speichern wollte Gregor nicht dulden. Daß die Verpflegung der Armen Roms eigentlich den Kaiser anginge, gestand Gregor zu.[2] Als von einem kaiserlichen Gute sich ein Sklave in ein Kloster flüchtete, bewirkte er dessen Auslieferung. Sein Entgegenkommen ging so weit als möglich; ein Entgegenkommen, das freilich von Byzanz schlecht genug belohnt wurde.

Da der Patriarch von Konstantinopel sich den Titel ökumenischer oder allgemeiner Bischof beilegte, wies Gregor diesen Titel weit von sich, er nannte sich Knecht der Knechte Gottes. „Mir ist keine Ehre," sagte er, „was meinen Brüdern zur Unehre gereicht; was mich ehrt, ist die Ehre der Knechte, meiner Brüder im Bischofsamte."[3] Wohl setzte auch Gregor die Tradition der Kurie fort, die das Vorbild des römischen Kaiserhofes vor Augen hatte. Auch er hielt seine Palatine und sein Palatium und richtete Kanzleien nach dem Muster der kaiserlichen ein,[4] erließ Reskripte und Dekrete in der Form der Kaisererlasse, fällte Endurteile in Rechtstreitigkeiten und übernahm viele Aufgaben, die eigentlich dem Kaiser oblagen, Getreide- und Kleiderverteilungen, bestellte Armenvögte und sorgte für die Verteidigung der Städte.[5] Damit das Volk die Abwesenheit der Kaiser verschmerzte, erfreute er es durch frohe Feste, durch Aufzüge, aber keine Spiele alter Art. Aus heidnischer Zeit war das Volk gewohnt, von jedem Feste solche Vergnügungen zu erwarten. Bei den Aufzügen rückte nun der ganze Hofstaat aus, voran die Akoluthen, Defensoren, Aktoren zu Fuß, dann zu Pferd die höheren Kleriker, der Papst im Ornat mit den höchsten Beamten, die Bitten und Bittschriften entgegennehmen und Almosen austeilen mußten. Bei wichtigen Anliegen stieg der Papst vom Pferde und ließ sich die Sache von Beamten[6] vortragen. Als er so einst über das Forum des Kaisers Trajan zog, sah er nach einer späteren

---

[1] Sowohl dem Prätor als den Scribones. Ein Scribo erhielt einmal 20 Schweine, 20 Hämmel, 60 Hühner (10, 64); vgl 2, 32; 3, 65.

[2] Und damit das sitonicum; ep. 1, 2, 72; 12, 34 (9, 115).

[3] Ep. 7, 27; 8, 30; 9, 68.

[4] An Stelle der kaiserlichen scriniarii traten tabelliones. Als Hofbeamte erscheinen iudices palatini oder ordinarii oder iudices de clero im Gegensatz zu den iudices de militia; ferner notarii, die ein schola (Zunft) bildeten, ein primicerius, secundicerius und protoscriniarius an der Spitze. Das Armenwesen versah der nomenclator, adminiculator, und die Finanzen der arcarius, der vestiarius, der sacellarius und der primicerius defensorum.

[5] Ep. 8, 14, 18, 22; 6, 4, 7; 9, 46, 51; J. Diac. 2, 28, 59.

[6] Nomenclator oder sacellarius.

Legende im Bilde dargestellt, wie der Kaiser, eben im Begriffe zum Kampfe auszuziehen, einer Witwe zulieb vom Pferde stieg, um ihr Recht zu verschaffen. Da habe er, berichtet die Legende, geseufzt, daß Trajan doch als Heide verdammt sei, und sein Weinen habe die Seele des Kaisers befreit.[1]

Zwar soll er viele heidnische Denkmäler zerstört, die Kaiserbibliothek auf dem Palatin verbrannt, das Lesen heidnischer Schriftsteller verboten und die mathematische Wissenschaft unterdrückt haben. Allein er wollte nur das Gefährliche ausrotten.[2] Tatsächlich lebte die alte Literatur immer noch fort, und man las, wenn Venantius recht berichtet, auf dem Forum des Trajan noch den Vergil öffentlich vor.

Mochte der Papst sich dessen bewußt sein oder nicht, etwas von dem alten Römergeist lebte in ihm. Er war ein Organisator, ein Ordner, ein Gesetzgeber und ein Reformator, ein Geistes- und Geschäftsmann zugleich. Das Kirchenwesen baute sich unter ihm weiter aus. Die Grundlinien waren schon vorhanden. Die Bischöfe des Westens, wenigstens Italiens, anerkannten die Oberhoheit des Papstes, der ihnen viele Ermahnungsschreiben zugehen ließ, manche unwürdige absetzte und Selbständigkeitsbestrebungen unterdrückte. Viel zu schaffen machte ihm ein Erzbischof von Ravenna, der Sondergebräuche befolgte, das Pallium (eine Art Stola) auch außerhalb des Gottesdienstes, sogar in der Kanzlei trug. Der Papst verbot diese Sitte und gestattete das Kleid nur viermal im Jahre bei Prozessionen (Litaneien) umzuhängen. An Ansehen und Einfluß standen dem Papst am nächsten die benachbarten Bischöfe und die Priester der Hauptkirchen Roms,[3] die mit der bischöflichen Kathedrale als Mittel- oder Angelpunkt in Verbindung standen und als Mitglieder dieser Kirche Kardinalpriester hießen. Unmittelbar unter ihm standen viele Kleriker, Diakone, Subdiakone, Akoluthen, Lektoren, Ostiarier, denen die Armenpflege und der Gottesdienst oblag. Hier Zucht und Ordnung aufrechtzuerhalten, bereitete dem großen Papst keine kleine Mühe; denn es fehlte nicht an Unordnungen.[4] Viele Bischöfe, Priester, Kleriker verschleuderten das Kirchenvermögen an nahe Verwandte.[5]

---

[1] J. Diac. v. 2. 44.

[2] Den Bischöfen verbot er den Grammatikunterricht.

[3] Die größeren Orte um Rom, Ostia, Albano, Frascati, Velletri, Tibur u. a. hatten eigene Bischöfe. In Rom selbst bestanden neben den vier Hauptkirchen Maria Maggiore, Peter und Paul, Lorenzo mit bischöflichem Charakter fünfundzwanzig kleinere Regionalkirchen, tituli, mit einem zahlreichen Klerus.

[4] Sein Vorgänger Pelagius hatte 558 zu Florenz einen Kleriker zum Diakon erhoben, der als Witwer Kinder gehabt hatte; als Entschuldigung führt der Papst an, die Zeit, das Geschlecht sei entartet; Pelagius ep. 34; Greg. ep. 13, 35, 36. 46; 11, 64, 69. Vgl. den Traum Gregors bei Udalric. Bamberg. 2, 10 (Eccard, script. rer. Germ. 2, 24).

[5] Superstes uxor aut filii, per quos ecclesiastica solet periclitari substantia; Pelagius ad Ceth. Mansi 9, 733.

Nun schärfte Gregor den höheren Geistlichen von den Subdiakonen an ein, daß sie sich der Reinheit befleißigten. Ihre früheren Frauen brauchten sie nicht zu verstoßen, sollten aber mit ihnen wie Brüder verkehren,[1] andernfalls nur mit unverdächtigen Personen zusammenwohnen und womöglich auch darauf verzichten. Mit Freude berichtet Gregor von einem Priester Nursinus, der selbst auf dem Todbett seine Frau von sich wies mit den Worten: Noch brennt ein Feuerchen, entferne das Stroh. Nur wenn ein Diakon oder Subdiakon auf seine Würde verzichtete, durfte er verehelicht sein.[2] Manche Geistliche mußten in den Laienstand versetzt oder in Klöster eingesperrt werden.[3] Gegen einen Bischof, der Schmausereien liebte, schritt er mit auffallender Strenge ein.[4] Die Klöster stellte er unabhängig von den Bischöfen und verwies diese auf lohnendere Gebiete, auf die Hospitäler und Gefängnisse.

Ordnung, Zucht, Gerechtigkeit waren die höchsten Gesichtspunkte, von denen sich Gregor in seiner verständigen, nüchternen Art beherrschen ließ. Spekulativer Tiefsinn, die Glut der Empfindung, himmelanstrebender Idealismus war nicht seine Sache. Wie Augustinus hob er das Unverdiente, Unentgeltliche der Gnade hervor, erweiterte aber die Gedanken realistisch in der Richtung, daß er auf die überfließenden Verdienste der Heiligen,[5] ihre Fürbitte, die Kraft ihrer Reliquien hinwies und dem Ablasse weitere Ausdehnung gab. Himmel, Hölle und Fegfeuer, das Schicksal der Verstorbenen beschäftigte viel seinen Geist, wie die vielen Armenseelengeschichten seiner Dialoge beweisen. Er ermahnte zu häufigen Opfern für die armen Seelen, wie er auch die Votivmessen vermehrte. In seinen Geschichten erscheinen die armen Seelen selbst und bitten um das Opfer. Durch ihn erhielt die schon lange bestehende Sitte, das Gedächtnis des Verstorbenen sieben oder dreißig Tage lang zu begehen, Septenare, Tricenare zu feiern, eine kirchliche Anerkennung und weite Verbreitung. Einst reichte, erzählt Gregor ein Priester in einem Bade dem Diener zur Belohnung zwei Eulogien, aber der Diener wies sie zurück und sagte, er sei der frühere Herr des Bades, der Eulogien nicht würdig und müsse zur Strafe dienen. Darauf las der Priester eine Woche lang die Messe

[1] Ep 9, 60.

[2] Dial. 4, 11; ep. 1, 44; 3, 43. Die Witwe eines Subdiakons Speciosus verheiratete sich ein zweites Mal; nun brachte man sie zur Strafe in ein Kloster. Gregor billigte dies Verfahren nicht; er machte geltend, daß ihr erster Mann, um mit ihr leben zu können, auf sein Amt verzichtet habe, sie sei also nicht als Witwe eines Geistlichen zu betrachten und müsse ihrem Manne zurückgegeben werden (ep. 4, 36).

[3] Ihre Privatgüter blieben ihnen, und sie durften die Einkünfte davon für ihren Unterhalt verwenden, das übrige bekamen ihre Eltern oder das betreffende Kloster; ep. 11, 69.

[4] Ep. 2, 18 ff.

[5] Opus supererogatorium.

für ihn, und als er wieder im Bade sich einfand, war der Diener verschwunden.[1] Von ihm stammt wahrscheinlich die Sitte des Dreißigsten her. Im Kloster Gregors hatte ein Mönch Justus, der der Heilkunde oblag, heimlich drei Goldstücke besessen. Da dieses kurz vor seinem Tode aufkam, ließ Gregor keinen seiner Brüder zu dem Sterbenden gehen und befahl, den Toten in einem Misthaufen zu beerdigen. Die Goldstücke wurden ihm nachgeworfen mit dem Rufe: „Dein Gold sei dir zum Verderben." Dreißig Tage nach seinem Tode hatte Gregor Mitleid und ordnete an, daß dreißig Tage lang täglich das hl. Meßopfer für ihn dargebracht werde. Am dreißigsten Tage wurde denn auch Justus aus dem Fegfeuer befreit und zeigte dies seinem leiblichen Bruder durch eine Erscheinung an.

Unter seinen liturgischen Sorgen stand die um die hl. Messe an erster Stelle. Der Messe lagen verschiedene Bücher zugrunde, das Antiphonale, der Apostolus und das Evangeliarium; der Comes gab die betreffenden Episteln und Evangelien an, der Ordo die Rubriken. Das Sakramentar, der Vorläufer des Missale, enthielt die Orationen, Präfationen und den Kanon; in den Diptychen standen die Namen der Lebenden und Verstorbenen, deren die Priester im Kanon gedachten. Gregor vereinfachte manches, verkürzte die langen Lesungen und Gebete[2] und unterschied besser zwischen wechselnden und bleibenden Bestandteilen und entzog vieles der Willkür. Sogar der Kanon enthielt wechselnde Bestandteile, was Gregor als unpassend aufhob; die bisher erlaubten vierundvierzig Präfationen führte er auf eine kleine Zahl zurück und unterschied zwischen dem Gedächtnis der Lebenden und der Toten. Den Sonntagsoffizien, die man früher frei verwenden konnte, wies er je einen bestimmten Platz an und führte neue Formulare und Feste für Märtyrer und Heilige ein.

Bei einem feierlichen Pontifikalamte versammelte sich zeitig Klerus und Volk in der Basilika.[3] Die Gläubigen brachten kleine Fläschchen Wein und Oblaten auf weißem Linnen mit. Im runden Chorabschlusse saßen die römischen Suffraganbischöfe, die Bischöfe der bei Rom gelegenen Ortschaften. Daran reihten sich die Priester und Diakone der sieben Regionen, im unteren Chore die niederen Kleriker, die Notare, Mansionare, Sänger, von denen ein Teil hinauseilte, den Papst abzuholen. Ein goldenes Vortragkreuz

---

[1] Dial. 4, 55. Galla, die Tochter des Symmachus, hatte eine zweite Heirat verschmäht, obwohl die Ärzte warnten, sie würde dann einen Bart bekommen (als Vorläuferin der hl. Kümmernis). Auf ihr Gebet hin folgte ihre inniggeliebte Schwester ihr am 30. Tage im Tode nach (dial. 4, 13).

[2] So z. B. das Hanc igitur im Kanon, das Kyrie.

[3] Vgl. Ordo Romanus bei Mab. Mur. Ital. II, 1, 41; Kienle, Das Hochamt Gregors des Großen, St. a. d. Benediktinerord. 1885, S. 40 ff. Das Alter des ordo I steht allerdings nicht fest, der ordo II gehört sicher einer späteren Zeit an.

eröffnet den Zug, dann folgen zu Pferde die Diakone, andere Kleriker gehen zu Fuß, der Papst, dessen Pferd zu beiden Seiten Stallmeister führen, trägt einfache Priestertracht, nur daß ihn ein feines weißes Linnentüchlein, die Mappula, unterscheidet.[1] Vor ihm wird ein Fläschchen mit heiligem Öle, hinter ihm ein Klappstuhl,[2] ein Waschbecken, verschiedene Gefäße und Geräte und heilige Bücher getragen. Hinter ihm reiten die Palastbeamten. In der Kirche angelangt, begibt sich der Papst in die Sakristei und zieht die Meßkleider an, das versiegelte Evangelium wird geöffnet, und die Lektionen und Sänger werden bestimmt. Ein feierlicher Zug bewegt sich zum Altare. Nach dem Schuldbekenntnis folgt der Introitus, das Gloria, lange feierliche Gesänge und dann die Lesungen, während deren sich der Papst mit den Bischöfen und Priestern niedersetzt. Nachdem das Evangelium wieder versiegelt ist, hält der Papst eine Predigt. Nach ihrer Beendigung sammeln Diakone den Wein und die Brote der Gläubigen und holen das Wasser zur Mischung des Weines aus der Schola; dann folgt die Opferung. Der gesamte Klerus steht vor dem Altare, die Priester sprechen den Kanon mit, und die ganze Gemeinde nimmt am Friedenskuß und am Abendmahl teil. Die Priester brechen die Brote, die die Gläubigen mitgebracht, ebenso der Papst auf seinen Throne und nennt während des Agnus dei die Namen derer, die er zum folgenden Mahle einlädt. Zur Kommunion erhalten alle auf ihren Sitzen Brot und Wein, die Kleriker und die hervorragendsten Laien aus der Hand des Papstes. Das Ite missa est schließt die Feier.

Wie man sieht, hat die Messe noch viel von der ursprünglichen Gestalt als Gemeindefeier bewahrt, zugleich aber hat alles eine festere Form angenommen und es zeigen sich deutlich die Keime weiterer Umbildungen. Es war eine erhebende Feier, etwas Majestätisches lag in der römischen Liturgie, die alle anderen durch ihre Klarheit, Bestimmtheit und Würde übertraf und sich siegreich Bahn brach. Die häufigen Romfahrten frommer Männer erleichterten ihre Verbreitung.

---

[1] Vgl. Greg. ep. 3, 56.
[2] Faldisterium, faldestolium = Faltstuhl.

# XI. Der Goten und Langobarden Reich.

Durch Klugheit gelang es Gregor dem Großen, die Langobarden zu besänftigen, die alle Greuel der Völkerwanderungszeit wieder erneuerten und die kaum befestigten Zustände wieder erschütterten.

## 1. Wirtschafts- und Rechtsordnung.

Die gotische Staatsordnung, die die Langobarden vorfanden, schloß sich an römische Vorbilder an. Die höchsten Beamten hießen Duces, Vicare, Comites, aber es drang doch etwas von germanischer Art durch. Der Provinzverwalter glich einem Herzog,[1] der Vorstand eines Stadtterritoriums oder Gaues, Comes, einem Grafen. Die verschiedenen Beamten, wozu die Langobarden noch die Gastalden, Schultheißen, Maier hinzufügten, mußten sich gegenseitig überwachen. Im Schwerpunkt, im Mittelpunkt der Gaue oder Territorien stand der Graf, der über eine ansehnliche Zahl von Hilfskräften, über Zentenare, Dekane, Schultheißen, Fronboten, Sajonen, Büttel gebot.[2] Neben ihm sprachen aber immer noch römische Richter und Bischöfe Recht. Auf den Gerichts- oder Tingtagen der Grafen kamen die freien waffenfähigen Männer zusammen, unter denen wieder die Arimanen, die Heermänner, die guten Leute als Schöffen hervorragten und Urteile fällten. Die Arimanen gehörten zu dem Stande der Exercitales, die zwischen dem Adel und dem niederen Volke in der Mitte standen und namentlich in den Städten stark vertreten waren.[3] Die Städte brachten auffallenderweise immer noch Milites, Numeri auf, vermutlich zum großen Teil aus den abhängigen Landschaften, aber auch aus dem Gewerbe- und Handelsstand.[4] So erfahren wir aus Italien, daß im achten Jahrhundert Kaufleute gepanzert zu Roß mit den Vollhufnern ins Feld zogen.

---

[1] Dux provinciae, und daneben stand wohl ein iudex provinciae, vicarius. In rein militärischer Hinsicht unterstanden ihm die Zahlenführer: Tausendführer (millenarius), Fünfhundert-, Hundertführer.

[2] Buccellarii, erogatores, dispensatores, bidelli, im Italienischen noch erhalten, ebenso araldo (Herold), gonfalone.

[3] Charakteristisch ist eine Bestimmung von St. Gimignano, wonach die guten Leute zur Hälfte aus Rittern, zur Hälfte aus Fußsoldaten bestehen sollten (sex pedites et sex milites). Das gleiche gilt von den Konsuln, einem noch engeren Ausschuß.

[4] Numerus Mediolanensis, Veronensis, Ravennas. Zu Ravenna stand ein numerus Armeniorum, numerus Constantinopolitanus. Negotiatores und milites fallen zusammen im pactum Comaclense 715.

Im übrigen verschwanden die Freien immer mehr, erdrückt von Staatssteuern und vom Kriegsdienst. Die vielfachen Anforderungen und die herrschende Unsicherheit trieb viele Freie in den Schutz benachbarter Grundherren und Senioren, denen sie einen Treueid schwuren und für ihren Gnadenbesitz, ihre Prekarien dankten.[1]

Sehr rasch entwickelte sich die Gutsherrschaft zur Grundherrschaft, viel rascher als in Deutschland. Denn in den romanischen Ländern hatte das römische Recht weit besser vorgearbeitet und schon im vierten Jahrhundert der Gutsherrschaft eine Ausdehnung gestattet, die nahe an eine Grundherrschaft heranreichte. Nachdem die vornehmen Germanen in die römischen Villen eingezogen waren, kümmerten sie sich um so weniger um den König, als dieser eher von ihnen abhing. Jeder fühlte sich gleichsam als ein kleiner König. Während die Sachsen im neunten Jahrhundert Christus sich als einen Volksfürsten, Gefolgsherrn vorstellten, erschien er den westgotischen Bauern lange zuvor wie ein römischer Possessor, wie ein Patron, der über das Schicksal seiner Schützlinge wacht.

Zunächst unterstanden den Herren nur die eigenen Sklaven und Kolonen, aber sie wußten Mittel und Wege zu finden, eine immer größere Zahl von Gemeinfreien ihrer Herrschaft zu unterwerfen, nachdem sie das Recht erlangt hatten, ihre Sajonen und Buccellarier zu bewaffnen. Wie viele Klagen beweisen, straften sie nicht nur ihre Sklaven und Kolonen selbst, statt sie dem Richter auszuliefern, sondern auch Freie, hielten Diebe und andere Verbrecher in ihren Privatkerkern fest, pfändeten Pferde und Güter, befreiten Gefangene und schützten Räuber. Vergebens verbot ein Gesetz, Unbekannte und verdächtige Fremde und flüchtige Knechte länger als acht Tage zu beherbergen und als Knechte zu verwenden ohne Anzeige.

Zur Herabdrückung der Freien trug das barbarische Strafverfahren viel bei. Gegen die Gemeinfreien wurde die Folter,

---

[1] Ein Treueid dieser Art lautet: „Meinem Herrn für immer. Da ich von Tag zu Tag größere Not zu leiden hatte und hierhin und dorthin irrte, für meinen Unterhalt zu arbeiten, und ihn nicht im mindesten fand, bin ich zum Mitleid Eurer Herrschaft gelaufen, bittend, daß du mir auf deinem Gute, das so und so heißt, Land zum Anbau auf Widerruf geben und mir dadurch helfen mögest. Und dies hat auch Eure Herrlichkeit (Herrschaft) gewährt und meiner Bitte Erfolg gegeben und mir am genannten Ort, wie mein Begehren war, den Betrag von so viel Modien, wie ich gesagt, auf Widerruf zu geben sich herabgelassen. Forthin gelobe ich nun durch die Urkunde meines Leihbesitzes, zu keiner Zeit bezüglich dieser Landstücke Euch Schaden oder Nachteil zu bereiten, sondern in allen Stücken für Euren Nutzen einzustehen, und verspreche, Antwort in (gerichtlicher) Verteidigung dafür zu geben. Die Leistung der Zehnten aber und Reichnisse verspreche ich, wie es den Kolonen herkömmlich, in jährlicher Zuführung zu bezahlen. Und wenn ich den Inhalt von allem, was ich oben versprochen, auch nur in einem Geringen zu verletzen suche, schwöre ich, daß du freie Gewalt haben sollst, mich aus den erwähnten Landstücken zu treiben." (Dahn, Urgeschichte 1, 461.)

und wenn sie nicht zahlen konnten, die Prügelstrafe angewandt, wie gegen die Unfreien; das Gesetz ordnete ein ganzes System von Stockstrafen an; Prügelstrafen entehrten aber ungemein. Die Strafen stiegen, je niederer einer stand; ziemlich leicht war z. B. die Buße dann, wenn ein Freier einen Knecht schlug. Wie aus den Bußansätzen hervorgeht, trennte die Bevölkerung eine große Kluft. Die hohen Adeligen und Grundherren konnten wohl 60—80 000 Solidi zahlen, dagegen traute man einem Grafen nur drei Pfund, einem Gemeinfreien ein Pfund (zweiundsiebzig Solidi) zu. Von Millenaren, Quingentenaren, Zentenaren, Dekanen wurden Bußen von nur zwanzig, fünfzehn, zehn, fünf Solidi erhoben.[1] Die Langobarden haben diese Entwicklung noch beschleunigt und die Masse der Bauern zu Aldien,[2] Kolonen, Liten herabgedrückt. Noch heute unterscheiden sich die langobardischen Gebiete Südtirols von den baiuwarischen darin, daß dort die kleinen Bauern und arme Dörfer überwiegen, hier aber die großen Bauernhöfe. Die Bauernschaft front dem kleinen Adel, den Erben der langobardischen Herren. Und doch empfanden die Landleute ihre neue Herrschaft als eine Erleichterung gegenüber der Doppelbelastung durch den Staat und die früheren Grundherren, die sich selten mit dem Drittel oder der Hälfte begnügt hatten. Einen gewissen Halt und Schutz boten den Bauern die Markgenossenschaften, die sich aus dem vielen Ödland heraus entwickelten. Wenn die Italiener statt gewinnen weiden sagen, so erinnert das noch heute an die Ausdehnung der Viehzucht und der freien Weide unter langobardischer Herrschaft.[3] Noch immer begegnen uns in Norditalien, aber auch in Mittel- und Süditalien Spuren der Markgenossenschaften, die ganz und gar unrömisch sind, in der Gestalt von Gemeinnutzungen und Allmenden.[4]

---

[1] Das Goldpfund wog 324 Gramm, der Solidus, Aureus 4½ Gramm (ein Goldstück zu 20 M früher 7 Gr.). Der Geldwert kann aus folgenden Angaben erschlossen werden: Ein Unfreier vorzüglichster Brauchbarkeit (idoneus) wurde im Gegensatz zu dem bloß als Ackerknecht verwendbaren rusticanus auf 100 Solidi, was wohl um die Hälfte zu hoch ist, die Leibesfrucht einer Unfreien auf 20 Solidi, ein fruchttragender Obst-(Apfel-)baum auf 3, ein Olivenbaum auf 5, eine große Eiche oder Buche (eichel- oder eckerntragend) auf 2, ein kleiner Baum auf 1, andere große Bäume auf 2 Solidi, der Traubenertrag von sechs Rebstöcken auf 1 Solidus geschätzt. Der Arzt erhält für Heranbildung eines Lehrlings 12, für eine Staroperation 5 Solidi. Die Preise sind höher als bei den Franken.

[2] Haltien von halten.

[3] Guidagnare; auch foresta, das Auswärtige, der Forst, gehört hierher.

[4] Weide-, Holzlese-, Wasserholrechte. In abgelegenen Gegenden Spaniens haben sich noch Reste eines weitgehenden Kommunismus erhalten. So hören wir von einem Dorfe bei Salamanca: Dorfschmied und Arzt sind Gemeindebeamte und leisten ihre Dienste unentgeltlich. Die halbe Flur ist Weide und steht allen offen, ebenso der Wald; für einen Wagen voll Holz zahlt der einzelne nur 1 fr. 50. Grund und Boden gehört eigentlich einer Herrschaft, diese verteilt je nach der Zahl der Arbeitsfähigen Lose zur Bearbeitung und erhält einen verhältnismäßig kleinen Zins. In sechsjährigem Turnus wird

Am stärksten erhielten sich solche Einrichtungen in Südtirol: nicht nur Gemeinnutzungen und Allmenden, sondern auch Auslosungen der Markstücke. Weiter südlich, wo das römische Recht stärker nachwirkte, wurden schärfere Grenzlinien gezogen und die unklaren Gemeinschafts- und Gegenseitigkeitsverhältnisse unzweideutiger geregelt. Wenn ein Römer auf einer gemeinen Mark rodete oder einen Weinberg anlegte, mußte er einen entsprechenden Platz an den mitberechtigten Germanen abtreten.[1] Den Wald, die Weide, die Heide, das Wasser durfte nicht jeder nach Belieben für sich verwerten. Nur gegen Reisende übte man Rücksicht: sie durften ihre Tiere weiden lassen und Holz hauen zu ihrem Gebrauch. Wenn Gesandte durch ein Dorf kamen, mußten ihnen Fleisch und für ihre Tiere Futter gereicht und die Kosten von der Gesamtheit getragen werden.[2] Die Gemeinde bestellte Hirten, Müller, Bäcker[3] und wurden von Schultheißen, Gastalden, scarii, sindici, locopositi unter Umständen von Hofmaiern (hobescarii) verwaltet.[4]

## 2. Die Langobarden und die Städte.

Der Einbruch der Langobarden brachte zunächst eine große Verwirrung und Unordnung, aber alsbald bemühten sich die Könige und ihre Herzoge nach Kräften, ihr zu steuern, und erließen merkwürdige Bestimmungen über alle Arten der Selbsthilfe, verboten Wegworin (Wegwehren), Marahworfin (Pferderaub), Walopous (Vermummung), Hobeuus (Hofbruch), Haistandi (hitzigen, heißhandigen Angriff),[5] den Mühlenbruch, den Frauenraub, die Notzucht. Noch heute erinnern in der italienischen Sprache manche Ausdrücke an die germanische Gewalttätigkeit, Ausdrücke für Beschimpfen,[6] Ergreifen, Sichinbesitzsetzen, sagire, vom germanischen Saka, Sache, ein Wort, das zugleich prozessieren heißt,[7] Ausdrücke für Raub, Waffenplatz, Waffenstillstand, Schutz und Schirm.[8]

Die Selbsthilfe, der Zweikampf, die Fehde war kaum auszurotten. Noch im Rechtsbuch von Benevent, die kein geringerer

---

das Land bebaut, es ruht drei Jahre, wird dann dreimal ein Jahr mit Kornfrüchten bestellt. Man sieht daraus, daß sich Markgenossenschaft und Grundherrschaft nicht ausschließen. Bazin, Rev. d. d. m. 128, 556.

[1] L. Visig. 10, 1, 9; L. Burg. 31.

[2] Hiemis autem tempore si quid legatus foeni aut hordei praesumpserit, similiter a consistentibus intra terminum villae ipsius, tam Burgundionibus quam Romanis, sine contradictione aliqua conferatur. L. Burg. 38.

[3] Greg. dial. 3. 37.

[4] Die Ausdrücke Arimani, Gastaldi, Launegild (Lohngeld), Fodrum kommen noch in Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts vor. Sartori, Zsch. des Ferdinandeums 1892 S. 4.

[5] Eigene Gesetze verboten den Angrenzern, durch Gräben, Wolfsgruben, Versperrung den Weg zu hemmen, und beschränkten das Strandrecht.

[6] Smaccare.

[7] Französisch saisir; im Englischen erinnert daran das Wort saca et soca.

[8] Roba, arenga, tregua, schermo.

als Papst Inocenz III. bestätigte, nehmen die Gottesurteile, namentlich der Zweikampf einen breiten Raum ein. Echt germanisch waren die Privatpfändungen, die Kompositionen oder Wergelder, die Bannbußen, woran die streitenden Parteien den Hauptanteil hatten, aber ebendarum zur Strafe unzureichend. Daher ergriffen die Herrscher zur Ergänzung nach römischen Strafen, führten Körperqualen, Brandmarkungen, Geißelungen, unterirdische Haft und Hinrichtungen ein.[1]

Die römische Kultur machte auf die Langobarden und andere Germanen einen tiefen Eindruck; es schien fast, als ob sich die Völker ihr um so eher erschlossen, je wilder sie zuvor gewesen waren. Die Langobarden lebten sich so schnell ein wie die Vandalen und wußten die städtische Kultur von Anfang an gut zu schätzen. In den Städten fanden die Könige und Herzöge ihren Rückhalt. Hier lagen die königlichen Kurtes, Kurien, von Gastalden verwaltet — aus mancher einfachen Kurtis wuchs eine Festung, eine Stadt heraus. In den Städten ließen sich die germanischen Milites und Tribune nieder oder verzehrten wenigstens die Einkünfte ihrer entlegenen Gutshöfe.

So entstanden viele Mittelpunkte des Kulturlebens und blühten andere neu auf, so daß sich sogar ein regeres Leben entfaltete als unter der römischen und byzantinischen Herrschaft, die zu sehr zentralisiert hatte. Am besten zeigt sich das an den Zünften, an alten und neuen. Da waren vor allem die den notwendigen Lebensbedürfnissen dienenden Bäcker, Weber, Fisch-, Salzhändler, Seifensieder, die die Erzeugnisse ihrer Tätigkeit als Zinse an die Stadtherren ablieferten (z. B. eine Zunft von Piacenza dreißig Pfund Seife, die der König den Armen vermachte),[2] und dazu kamen Bauarbeiter, Maurer, Zimmerleute, Schiffbauer. Für die später so bedeutende Innung der Bauarbeiter von Como



Langobardisches Salzkreuz mit eingestanzten Ornamenten.

[1] Manches wurde abgeschwächt, so die Verantwortung für die durch Sklaven, Tiere oder Sachen verursachten Schäden. Zwischen Zufall und Absicht wurde schärfer unterschieden, dagegen der Jäger für die durch das verfolgte Wild verübten Schäden mehr herangezogen, das Aufhetzen eines Hundes bestraft.

[2] Genannt werden ferner die caldarii, gunnarii, olosiricopratae und verschiedene negotiatores. Zu Ravenna bildeten die tabelliones eine schola mit einem primicerius an der Spitze. Diehl, L'administration Byzantine 307.

erließen die Könige Gesetze; König Rothari befreite die Bauherren von der Haftpflicht für Unfälle; König Liutprand setzte Preise für die verschiedenen Arbeiten fest. Die Lamparten und Comaciner wanderten später nach dem Norden und brachten technische Kenntnisse dahin.[1] Der Goldschmiedekunst widmeten sich schon früh Germanen. In der Emailliertechnik übertrafen die Langobarden sogar die Römer, so daß diese den germanischen Ausdruck Schmelz, Smalto, dafür annahmen. Eigentümlich germanisch mutet uns die Vorliebe für die allegorische, symbolische und dekorative Verwendung der schematischen Figuren von Ebern, Schweinen, Widdern und anderem Getier an, die uns später wieder im Norden begegnen.

## 3. Sitte und Religion.

So rasch sich die Germanen romanisierten, so erhielt sich doch viel Urgermanisches, namentlich in der Volkssprache in der Volkssitte und im Volksglauben. Außer den früher aufgeführten Ausdrücken für Gewinnen, Beschimpfen, Beschirmen ging fast unverändert der deutsche Ausdruck für schnell, listig bloß und armselig ins Italienische über.[2] Mit den römischen Waffenspielen verbanden sich germanische. Ihnen oblagen sogar die Bischöfe; wie Ratherius klagt, liebten sie Buhurte und deutsches Schießen mit Wurfspießen, deutsche Säume und sächsische Sättel. Dagegen erinnern an die römischen Zirkusspiele die noch vor kurzem in Oberitalien gebräuchlichen Pferderennen.

Der Aberglaube, der uns später aus kirchlichen Schriften entgegentritt, trägt stark germanische Züge, gleicht ganz jenem Glauben und den Sitten, die später Bonifatius bei den Deutschen bekämpfte. Dahin gehören Naturheiligtümer,[3] Zaubersegen[4] Vermummungen, Trinkgelage.[5] In heiligen Hainen versammelten sich die Langobarden zum Opferschmause und verleiteten oder zwangen auch einheimische Bauern, daran teilzunehmen.[6] Noch später meldet die italienische

---

[1] Grappa, Klammer, ist germanisch.

[2] Snello, lesto, biotto, baldo. Im Spanischen erinnert an die Goten das Wort ufano, eitel, hato, Kleidervorrat.

[3] Vita Barbati 1, M. G s. Lang. 557.

[4] Ein germanischer Blutsegen findet sich in einer Handschrift des edict. Rothari.

[5] Das Poenitentiale Valicellanum spricht von edere festivitates in locis abominandis more gentilium, manducare aut bibere iuxta fanas, von Vermummungen an Neujahr genau wie Cäsarius, Pirmin, Bonifatius, von Amuletten und Binden, ligaturae per herbas; Schmitz, Bußbücher 1883 I, S. 303 ff. Den Urin der Katze, den Maus- und Wieseldreck (liquor in quo mus mortua fuit) hielt man für heilkräftig, glaubte Fieber durch Liegen auf heißen Herden oder Dächern zu vertreiben usw. (a. a. O. S. 314 ff.). Vgl. Poenit. Merseburg. 48, 49. Bonif. ep. 50. Mansi 9, 738.

[6] Greg. dial. 3, 27. Gregor erwähnt schon den Kult des Ziegenbockes, der im Hexenglauben eine Rolle spielt, ib. 3, 28.

Sage von den Hexenfahrten in der Johannisnacht zu den heiligen Bäumen Benevents. Ein anderes Heiligtum war der Berg Gargano mit seiner Höhle, wo der hl. Michael, der Drachentöter, der Führer himmlischer Heerscharen hauste, der die Seelen der Verstorbenen geleitete. Statt Wodans und Donars erkoren ihn die Normanen zu ihrem Kampfgenius und vertrauten auf ihn in ihren Kriegen gegen die Griechen. Am Tage einer Schlacht sahen sie, wie der Berg Gargano sich mit finsterem Gewölke umzog, aus dem Blitze auf die Feinde zuckten. Der im Ungewitter daherfahrende Engel verfolgte sie bis zu den Toren ihrer Stadt.[1] In der Garganohöhle war seine Fußspur zu sehen, dort hatte der Heilige einen verfolgten Stier geschützt, der einem reichen Bauern entlaufen war.[2] Als der Bauer nach dem Stier in der Höhle schoß, wandte sich der Pfeil rückwärts auf den Schützen. Dieses Wunder machte die Leute aufmerksam auf die Höhle, deren Bedeutung Traumgesichte näher erläuterten. Eine der merkwürdigsten Visionen hatte nachmals Kaiser Heinrich II., der sich eine Nacht in der Höhlenkirche einschließen ließ: er sah einen förmlichen Triumphzug heiliger Engel, an der Spitze den heiligen Michael, die ein Hochamt feierten.

Den Michaelskultus verbreiteten die Langobarden fast überall, wohin sie kamen. Sie prägten den Engel auf Münzen, malten ihn auf die Fahne und bauten ihm unzählige Kirchen, in Pavia allein sieben, und nannten Orte nach ihm. San Angelo hieß Michael schlechthin. In Rom erinnert an ihn die Engelsburg, das Grab Hadrians.

[1] Boll. Sept. 8, 58 ff. M. G. ss. Lang. 541, 544; Paul. Diac. 4, 46.

[2] Vor der Kirche des hl. Nikolaus zu Bari standen zwei marmorne Stiere mit eingepropften natürlichen Hörnern von den Ochsen, die einst den Leib des Heiligen gezogen hatten. (Phil. de Vigneulles 27.)

# XII. Die Nordgermanen.

Mit den Goten und Langobarden, den Ostgermanen, berührten sich nahe die Nordgermanen, die Schweden, Dänen, Angeln und Sachsen, da sie lange beieinander saßen, bevor der Wandertrieb sie aufstachelte. Während die Ostgermanen nach Süden zogen, wandten sich die Nordgermanen westwärts, gelangten nach Nordgallien, England, Irland und Island und drangen später auch ost- und südwärts nach Rußland und in das oströmische Reich vor. Dort gerieten sie in Berührung mit den Slawen und nahmen manches von ihnen an. Nachdem die anderen Germanen schon längst sich niedergelassen und zur Ruhe gesetzt hatten, fuhren sie noch immer unruhig in der Welt umher als Waräger, Wikinger und Normannen. Die Völkerwanderung dauerte bei ihnen viel länger fort als bei den anderen Germanen, bis tief ins Mittelalter.

Schon Sidonius nennt sie Erzräuber und schreibt ihnen widersprechende Eigenschaften zu. Mit den Slawen teilten sie Worte für Täuschen und Betrügen und verstanden sich wie sie auf das kriegerische Schleichen und Überfallen. Unerwartet, hören wir, greifen sie an; wenn man sie erwartet, entwischen sie, sie verachten den, der ihnen den Weg verschließen will; wen sie verfolgen, fangen sie ab; wenn sie entweichen, entkommen sie immer. Sie kennen das Meer nicht bloß, sondern sind wie Hausfreunde mit ihm vertraut. Einen Seesturm erachten sie eher für einen Vorteil als Nachteil; auf gefährliche Felsenriffe und Strande bauen sie ihre Hoffnung, dann jauchzen sie mit Freuden über das Gekrach der anschlagenden Wogen. Wenn sie ausfahren, kreuzigen sie einen ihrer Gefangenen und hoffen auf sichere Rückkehr.[2] Zu ihrem harten Leben bedurften sie starker Reizmittel, sie mußten Massen von Speisen und Getränken vertilgen, wenn sie ihres Lebens froh werden wollten. Trinken, sich dabei aufregen, schreien und johlen war ihnen Bedürfnis. Kampf- und Raublust erfüllte ihre Seelen; Metzeleien bereiteten ihnen Genuß, sei es auf Tierhetzen oder Menschenjagden und bei Menschenopfern.

---

[1] Der gotische Ausdruck für Stehlen ist dem Griechischen entlehnt (hlifan).

[2] Den Brief, in dem Sidonius dies ausführt richtet er an einen Freund Ramatius, der gegen die Sachsen auszog. Trotz aller Gefahren hofft er auf dessen Sieg, weil sein Banner das eines siegreichen Volkes sei (was freilich mehr und mehr zweifelhaft wurde) und weil er über weise Männer gebiete (8, 6).

Bei ihrer vollen Wucht erfuhren diese Leidenschaft die Briten bei der angelsächsischen Eroberung. Es wiederholten sich die gleichen Erscheinungen wie bei allen Wanderungen und germanischen Kriegszügen in gesteigertem Maße. Trümmer und Leichen, verhungerte und hingeschlachtete Flüchtlinge bezeichneten den Weg. Einen Flammenträger[1] nannten die Briten einen sächsischen König. Die Toten, sagt Gildas, fanden kein anderes Grab als zerstörte und verbrannte Häuser oder den Bauch wilder Tiere und Raubvögel. Da die Eroberer die Urbewohner zum großen Teil ausrotteten, erklärt es sich, daß die ältesten Aufzählungen der Volksklassen auf Sachsenboden viel weniger Hörige, aber auch weniger Sklaven erwähnen als in Wales, wohin sich die Kelten zurückzogen. Die Briten wehrten sich verzweifelt und brachten ihren Feinden große Niederlagen bei, woran die Sage das Hauptverdienst dem durch viele Gesänge verherrlichten König Artur und seinen Getreuen zuschrieb. Noch lebenswichtiger als der Kampf war diesen Sagenhelden die Minne, und ebendiese Schwäche wurde ihnen zum Verhängnis. Der Britenfürst Vortigern ließ sich durch des sächsischen Eindringlings Hengist schöne Schwester bezaubern, die nach sächsischer Sitte den Gästen in der Methalle einen goldenen Becher mit dem sächsischen Gruße „Waes heil" darreichte und ihnen die Erwiderung „Trink heil" beibrachte. Mit dem Britenfürsten vermählt, räumte sie dessen Sohn aus dem Wege, der den Fremden entschiedenen Widerstand geleistet hatte.

Solche böse Weiber kannte die nordische Sage gar viele, Vorläuferinnen der Lady Macbeth, eine Hallgerd, Kudrun, Gormflaith. Die letztere hatte sich mit drei Männern hintereinander verheiratet, darunter mit einem König von Irland. Geschieden verfolgte sie ihn mit ihrem Hasse und wiegelte ihre Brüder zu einem mörderischen Kampfe auf. Diese Walküren woben ein grausames Schicksal: Einschlag und Kette bildeten Menschengedärme, die Gewichte waren Menschenköpfe, Schwerter die Kämme und Pfeile das Weberschiffchen. So woben sie Streit und Kampf, Tod und Unheil. In einem seltsamen Widerspruch zu dieser Selbstherrlichkeit steht die Sklaverei des Weibes, von der uns viele Sagen Kunde bringen. Tief gewurzelt war bei den Kelten die Vielweiberei, die die Frau erniedrigte,[2] und mit ihrer Sitte oder Unsitte steckten sie ihre Eroberer an. Auch die Bekehrung zum Christentum änderte daran scheinbar nicht viel, wenigstens nach dem Zugeständnisse des hl. Bonifatius zu urteilen, der selbst ein Angelsachse war. Wahrscheinlich haben ihm, dem Bußprediger, es Christen und Heiden vorgehalten, daß sein eigenes Volk in solcher Unordnung lebe. „Es verschmähe," gesteht er, „rechtmäßige Weiber zu haben, und beschmutze alles nach Art

[1] Flamdwyn.
[2] Caes. b. G. 5, 14.

wiehernder Pferde und tobender Esel."[1] Wie die Briten, die Iren verkauften auch die Sachsen aus schnöder Gewinnsucht ihre eigenen Verwandten, Eltern ihre Kinder, Männer ihre Frauen. Gregor der Große traf bekanntlich auf dem Sklavenmarkte zu Rom schöne angelsächsische Jünglinge, bei deren Anblick ihm die Bekehrung des Volkes vorschwebte.

Wenn sie in der Not oder aus Gewinngier ihre eigenen Angehörigen nicht schonten, können wir uns leicht denken, wie sie mit Sklaven und Hörigen verfuhren, die zum größten Teil aus der unterjochten Urbevölkerung stammten. Von einem edlen Helden[2] erzählte die Sage, er hätte als Knabe einem Leibeigenen den Kopf abgeschlagen, weil er gerade passend für den Streich stand. Erwachsen drückte er einem armen Bauern in der Trunkenheit das Auge aus und versetzte dessen Frau und Tochter in Angst. Die Unfreien mußten harte Feldarbeiten besorgen, das Vieh hüten und durften Fische fangen, während der freie Mann nur die Jagd und den Raub seiner für würdig hielt. Eine Sippe befehdete die andere, und nur vor besonderen Unternehmungen schlossen sie sich zu größeren Verbänden zusammen. Jeder befahl und gehorchte, sagt Sidonius spöttisch.

Hatten die Nordmänner ein Land besetzt, so stellten sie ihre Siedelungen weit auseinander und ruhten nicht, bis dichte Wälder, Wüsteneien und Einöden ihre Gaue umgaben. Am liebsten waren ihnen Einzelhöfe und kleine Weiler, „Heime" (hams) genannt. Die höchste Leistung, zu der sich ein Vornehmer, ein Earl, Eorl, Jarl, erschwang, war, daß er Pferde zähmte. Sonst beschäftigten ihn nach der auf der Insel Man entstandenen Rigsmal nur seine Waffen, Schwert und Speer. Ein besonders gescheiter Knabe lernte wohl auch Runen. Der Bauer, der Karl, Keorl, dagegen fuhr den Karren, führte den Karst und Pflug, zähmte Ochsen und zimmerte sich seine Hütte. Tief unter ihm stand der schwarze Knecht mit gekrümmtem Rücken. Aber zwischen den Knechten und Karlen schoben sich mit der Zeit wie bei den andern Germanen viele Zwischenstufen ein: da waren vor allem die Köter, Cotars, Bordars, sodann unfreie Hüfner und Halbhüfner, Villani, Yardlings, Bondmen. Nach einer späteren, der normannischen Eroberung folgenden Zählung waren die Villanen dreimal so stark vertreten wie die Freien, die Karle. Zunächst waren diese aber jedenfalls zahlreicher, zahlreicher als etwa bei den Alamannen. Denn sie waren die eigentlichen Eroberer, wie schon die Hundertschaftsverfassung zeigt. Als der dänische König Knut England bekriegte, besetzte er seine Schiffe mit 3000 (6000) Hauskarlen oder Tingleuten. Der Karl, der durchschnittlich eine Hufe besaß, erfreute sich wie der festländische Freihufner einer

[1] Ep. 74.
[2] Nämlich Egil Skallagrimson.

Schätzung von 200 Schillingen und hieß daher Zweihundertmann, während ein höriger Hüfner nur 120 oder 80 galt. Dagegen war der Jarl der Besitzer von vier Hufen, einer Hide, ein Sechshundertmann. Die meisten Adeligen besaßen aber mehr, eine Doppelhide, ein Sulung, Salland (Herrenland) oder ein Lehen (vier Hiden)[1] und hießen daher Zwölfhundertmänner.[2] Ebenso betrug bei den festländischen Sachsen das Edelingswergeld das Sechsfache des Freienwertes, bei den Franken das Dreifache, bei den Südgermanen aber höchstens das Doppelte.[3]

Da der englische Boden schwer zu bearbeiten ist, bedurfte der Bauer vieler Kräfte, eines starken Viehstandes. Nur mit Mühe hielt sich der einfache Hüfner aufrecht und konnte sein Yardland, Gyrdland, Virgate (Bol), in 30 (40) Morgen zu 40 Ar eingeteilt,[4] mit einem Paar Ochsen bestellen.[5] Meist bedurfte er acht, ja zwölf Tiere und mehrere Treiber, und es mußten daher mehrere Bauern zusammen helfen.[6] Ein richtiges „Pflugland", eine Carucata, war doch nur die Hide, zur Not die Wista (Halbhide).[7]

Zehn Hufen, eine Zehntschaft, tithing, bildeten eine Gemeinde, eine für Frevel haftbare Nachbarschaft mit Gemeinbürgschaft (francpledge) mit Allmenden und einem Dorfting (tungemot, burhgemot). Mehrere Dörfer umschloß die Hundertschaft (hundred, Harder, Herreder) oder ein Gau (Fylke), mit 120 (240) Hufen gleich der römischen Zenturie, aber mit wenig Marken, die frühe einzelnen Gemeinden oder Gehöften zugewiesen waren.[8] In den stark besiedelten Küstengegenden war die Hundertschaft viel kleiner als im Westen und Norden Englands. Es war ein kräftiger Verband mit starker Gerichtsgewalt. Mehr politische Bedeutung hatten die Bezirke, die Ämter, die Shires, Syssels, an deren Spitze der Shiregeresa oder Sheriff stand, vergleichbar dem gotischen Thiodan oder Tausendschaftsführer. In den Unterabteilungen des Landes regierten die Wicgeresas, Tungeresas, Hundredgeresas, die Aldermänner und Schultheißen.

---

[1] Duodecim carucatae faciunt feodum (Ducange); eine carucata = 60 acrae.

[2] Das Wergeld des Bischofs oder Königs betrug 7200 Sch.

[3] Das sächsische Adelswergeld belief sich auf 1440 Schilling = 960 Goldschillinge (was 4—8 Hufen entsprach). In England selbst herrschte keine Übereinstimmung, in Mercien galt der Eorl das Sechsfache, in Kent das Dreifache des Keorl. Der Eid eines Zwölfhundertmannes hatte einen Wert von 30, der eines Zweihundertmannes den Wert von 5 Hufen oder Schillingen. Eine Großhufe (Hide) und ein Schilling stehen sich also gleich (Ine 46, 53; 52, 14); ein Grund aber ist nicht recht ersichtlich: handelt es sich um den Ertrag oder um einen Zins?

[4] Decem acrae faciunt ... ferdellam et quatuor ferdellae faciunt virgatam.

[5] Oxgangs, bovates.

[6] Selfoders.

[7] Ducange s. v. carucata.

[8] Doch begegnet uns auch eine pastura communis omnibus hominibus de Hundred, Nasse, M. Feldgemeinschaft S. 21.

Neben dem Volksadel, spielten die Gefolgsleute des Königs, Thans, Thegans, Degen, eine Rolle. Bei wichtigen Angelegenheiten hörte der König den Rat der Weisen in Witenagemot; bei noch wichtigeren versammelte er das Volk zum Folkmot. Ebenso berief der Graf seine Gauleute zum Shiremot, Hundredmot, und der Grundherr seine Hörigen zum Hallmot, Manorcourt. Die Hofgerichte hielten den Gautingen, die Grundherrschaft der Markgenossenschaft das Gleichgewicht und erlangte mit der Zeit das Übergewicht. Immerhin mehrten die Angelsachsen ihre Rechte besser als ihre Volksgenossen in Süden, ihre Gemots hatten im öffentlichen Leben eine große Bedeutung, und mit der Zeit entwickelten sich daraus die berühmten Parlamente.

# XIII. Wirtschaft und Recht.

## 1. Gemein- und Sondereigentum.

Die landwirtschaftlichen Anliegen standen überall im Vordergrund. An dem salischen Gesetze arbeiteten, wie die sagenhafte Vorrede bemerkt, der Wiesenmann, der Ackermann, der Hofmann (Salegast) und Weidmann (Windogast), ansässig in Bodenheim, Salheim und Widheim oder Waldheim, zusammen. Wiese und Wald, Viehzucht und Jagd hatten also noch eine große Ausdehnung und wurden zum Teil noch gemeinsam ausgenützt,[1] soweit nicht die Fürsten ihre Hand darauflegten. So erklärt es sich, daß noch am Ende des sechsten Jahrhunderts ein trefflicher Herzog Chrodin in verlassenen Gegenden Höfe anlegen und Ackerland bestellen lassen konnte, das er dann der Kirche schenkte. So edel waren freilich die wenigsten Herren. Viele wandten Gewalt an und rächten den Widerstand mit dem Tode.[2] Von der Ausdehnung der Allmenden geben Zeugnis die vielen Orts-, Flur- und Flußnamen mit Alm, Elm, Ilm, Ils, Ulm, Un, One, Wone, Salm.[3]

An dem Gemeineigentum hatte der einzelne nur ein beschränktes Recht,[4] um so mehr als auch das Erb- und Stammgut nicht dem einzelnen gehörte. Vielmehr besaß die Familie, der Vater, die Söhne, Brüder, der Oheim, die Neffen das Gut als Ganerben zu gesamter Hand.[5] Nach dem Tode des Vaters traten die Kinder ohne Realteilung an dessen Stelle. „Beisammen wohnen Brüder am besten", war ein nordisches Sprichwort. Ohne Zustimmung der Genossen, der Erben, der Nachbarn durfte nichts veräußert werden. Geschah es dennoch ohne ihre Zustimmung, so konnten sie das Veräußerte vindizieren, den Besitzer abtreiben; im späteren Mittelalter erhielten sie ein Beispruchsrecht oder den Vorkauf. Wer

[1] Terra inculta communis, compascuum fundus communis, publicus.

[2] Greg. 6, 20; 7, 22; 8, 32, 40. V. Fort. 9, 16.

[3] Unirut, Antrift (Gemeindetrift)

[4] Auf ehemaligem Römerboden entstand wenigstens nach 50, 60 Jahren ein festes Eigentumsrecht. „Die von Goten und Römern fünfzig Jahre lang besessenen und in dieser Zeit nicht eingezogenen Lose sollen auf keine Weise von den Gemeinden zurückverlangt werden", heißt bei den Westgoten (10, 2, 1) L. Liutp 78; M. G. ll. 4, 138.

[5] Aus dem alten Ganerbschaften entwickelte sich das Anerbenrecht mit Abfindung.

etwas veräußern wollte, mußte es der Sippe anbieten. Starb jemand kinderlos, so fiel sein Gut an die Sippe[1] oder was ursprünglich gleichviel bedeutete, an die Nachbarn, die Markgenossen. Doch hob Chilperich das Sippenerbrecht zugunsten der nächsten Verwandten, der Töchter und Geschwister, auf. Aus der Sippe erwuchs die Markgenossenschaft; der Ausdruck Nachbarn bedeutet oft so viel wie Verwandte, der Ausdruck Mark so viel wie Stamm,[2] und die Allmenden hießen oft geradezu Geschlechter. Daher vermieden die Germanen Außenheiraten und begünstigten die von der Kirche verworfenen Verwandtenehen.

Die Sippen schützten, unterstützten den einzelnen, hafteten für ihn, zahlten das Wergeld und übten die Blutrache. Sie weideten zusammen, rodeten gemeinsam und verteilten wohl die Fluren im Notfall aufs neue. Noch lange halfen sich die Nachbarn gegenseitig aus, und noch heute dauert dieses Gefälligkeitsverhältnis auf dem Lande fort; bei Kindtaufen und Hochzeiten findet das „Schenken" statt, und der Grundherr forderte bei solchen Anlässen besondere Gaben. Auch nachdem der enge Sippenzwang gesprengt war, nahmen die Nachbarn oder Geschlechter[3] teil an Rechtstreitigkeiten, Veränderungen, Verkäufen, Verlobungen, Vererbungen und berieten auf den Marktingen, die alle acht bis vierzehn Tage stattfanden, Güterauflassungen, Schuldforderungen, Erbeseinsetzungen,[4] ordneten die Flurfolge und Marknutzung und bestimmten, ob und wo Fremde sich ansiedeln durften.

Wer sich in der Einöde ansiedelte, Mönche und Volksleute, bedurfte der Erlaubnis des Königs oder Grundherrn. Das Rodungsland hieß Beunde (das Gebundene),[5] captura, septum, clausura, comprehensio, apprisio, proprisum, ambitus, circuitus, exartum, novale, Eichbann, Bifang, Egert,[6] Sondern. Das Bifangrecht geht zurück auf römische Verhältnisse; dem römischen Recht entsprechend fiel lange sogar ein Novalzehnte weg,[7] während sonst die Könige gerade mit Vorliebe von dem unbebauten Grunde Weide- und Rottabgaben erhoben. Wie bei der römischen Emphyteusis an herrenlosem Gute besaß der Nutznießer noch kein volles

---

[1] Bis zum sechsten Glied.
[2] Genealogia und marca sind identisch in der lex Alm. II, 87.
[3] Vicini, confinitimi, contribules, commarchani, cives, Geraiden.
[4] Dem römischen Recht widersprechende Sätze des Sachsenspiegels, z. B. daß ohne Zustimmung der Erben kein Gut vergeben werden dürfte und daß die Erben für einen Raub haften, hat im 13. Jahrhundert Papst Gregor verworfen. Die Kirche hat auch im Eherecht den Sippenzwang gelockert (s. u.).
[5] Point, Boin. Eine eigentümliche Verbindung ist Elenboin (Almbeunde), Ellenbogen und Malburg (Melibocus).
[6] Wohl von E-gart (E=Gemeinde, Gart=Beunde), kaum von vervactum, guéret (Brache).
[7] Vgl. M. G. Cap. 2, 259 (Nr. 256 c. 6). Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 271. Bifang bedeutet auch Beet, besonders ein schmales Beet mit zwei Streifen oder Strängen.

Eigentum und durfte die Beunden nicht veräußern, aber die Nutzung verwandelte sich bald in ein Ewigrecht. Allmählich nahmen die Hufenbeschreibungen Bezug auf die Beunden und Allmendnutzungen, und diese bildeten einen idealen Bestandteil des Hufenbegriffes.[1] Nach einer nordischen Regel entschied der Hof, des Ackers Mutter, über den Ackerteil, der Ackerteil über den Wiesteil, der Wiesteil über den Waldteil. In den Urkunden ist mit jeder Hufe verbunden außer den Gewannstreifen das unbestimmte Recht an dem unbebauten Grund, mansus cum pascuis, pratis, silvis, aquarum decursibus, viis et inviis, quaesitis et inquisitis etc.

Die Hufe stellte einen ganzen Bündel von Rechten dar, zusammengefaßt in dem Hofe als Mittelpunkt und umschloß die Ackergeräte und das Nutzungsrecht an Weide, Wasser und Wald. Eine Herrenhufe genoß ganz andere Rechte als eine Bauernhufe, eine Knechtshufe andere Rechte als eine Freihufe. Es ist dem germanischen Rechte eigen, daß der Boden auf den Menschen rechtlich sehr stark wirkt, zumal seitdem die Gebundenheit durch die Familie und Sippe sich lockerte. An Stelle der Genossenschaft übte der Boden eine Rückwirkung aus entsprechend dem naturalwirtschaftlichen Charakter der Zeit, wo jeder Hof sich möglichst selbst genügte, auf den Tausch und Kauf möglichst verzichtete und am liebsten sich auf das Leihen und Schenken beschränkte.

Immerhin erweiterten sich die Sonderrechte und richteten sich nach dem Rechte der Großen an ihrem Stammgut, Allod oder Ganzgut, eine Entwicklung, die die königliche Markscheidung förderte. Die Grenzen wurden jetzt scharf bestimmt. Die Pflüger geraten leicht in krumme Linien und überschreiten die Grenzen. Daher mußten Feldgeschworene, Märker, Pfahlherren, Pfähler, Steinsetzer, Gemeindemesser über die Grenzen wachen, wobei sie schon frühe Knaben mitnahmen, die Denkzettel erhielten.[2] Waren Grenzsteine verschoben, so konnte nach dem ripuarischen Gesetz der Genosse[3] den Genossen zur einfachen Wiederherstellung des früheren Zustandes zwingen, bei stärkerer Grenzverletzung sollte eine Buße von fünfzehn Schilling eintreten.[4] Wenn ein Mann in geschlossener

---

[1] So nennt eine Urkunde 793: Partem hereditatis meae, quae mihi iure hereditatis evenit in loco Alfrideshusum cum omni comprehensione, quae illic attinet sive in terra, sive in silva, sive in aqua; omnia hec in termino Witthorpe. Eine andere 802 nennt: Partem hereditatis — id est unum rothum in villa quae dicitur Witthorpe simul cum comprehensione evidentissimis signis circumgiratum; Rübel 169.

[2] Cum duodecim pueris accedat . . . . et unicuique de parvulis alapas donet et torqueat auriculas (Lex rib. 60, 1).

[3] Consors.

[4] Si quis consortem suum quantulumcunque superpriserit cum 15 solidis restituat. Si autem ibidem infra terminationem aliqua indicia seu sarte (Rodung) vel butinas (Baumzeichen) aut mutuli (Markſteine) facte extiterunt ad sacramentum non admittatur, sed in praesenti cum legis beneficio cogatur restituere (60, 2, 4).

Zeit über fremde Grundstücke fuhr, so mußte er je nach der Schwere des Falles drei oder fünfzehn Schilling bezahlen. Auch kam es vor, daß die Bauern in Streit gerieten, wem eine Frucht gehöre, daß einer den anderen widerrechtlich abhielt, seinen Ertragteil einzuführen.

## 2. Die Gewährschaft.

Trotz aller Erweiterungen der Rechte am Grund und Boden waren die Besitzer noch lange keine Eigentümer im römischen Sinn; sie hatten vielmehr nur eine Gewere, einen Anspruch auf die Nutzung, nicht viel verschieden vom Pfandrecht, der Miete und Leihe.[1] Die Gewere, saisine, wurde in förmlicher feierlicher Weise übertragen durch Hingabe eines Handschuhes, Baumzweiges, Halmes (festuca). Der Rechtschutz war wenig entwickelt und ruhte fast ganz auf der Selbsthilfe, der unmittelbaren Beherrschung und auf der Mithilfe der Sippe, der Nachbarschaft, der Gemeinde in der Verteidigung, Abwehr und Rückeroberung. Macht war Recht.

Wenn sich ein Gut der unmittelbaren Beherrschung entzog, ging es schwer, es wiederzurückzugewinnen, sogar wenn es sich um Früchte, rohe Gewebe und unfertige Werkzeuge[2] handelte, etwas leichter bei Gegenständen mit Marken, bei Tieren, Kleidern, Waffen. Die Inhaber widersetzten sich einer Haussuchung solange es ging, obwohl sie in den Verdacht des Diebstahls gerieten und Totschlag zu gewärtigen hatten. Sogar die Kirche mußte mitwirken, den Widerstand zu brechen, da sie vom römischen Recht her andere Grundsätze gewöhnt war. Ein bayrisches Konzil belegte jene mit Buße, die sich dem Selisohan und dem Hantalod d. h. der Haussuchung und Handanlegung widersetzten.[3] Nach germanischem Recht mußte der Beraubte seine zur Spurfolge verpflichteten Nachbarn herbeirufen und durfte nur „ungegürtet, unbehost, barfuß" in das fremde Haus eindringen, damit er nicht etwa den strittigen Gegenstand hineintrüge. Hier ergriff er die Sache, wo er sie fand (Verfangen, Anefang), umwand wohl zum sichtbaren Zeichen seine Hand mit einem den Gegenstand verbindenden Faden (filtortus) und fragte den Besitzer, woher er sie hätte. Konnte dieser keine reine Quelle, keinen Gewährsmann nennen, so mußte er die Sache herausgeben und Buße bezahlen, eine besonders hohe dann, wenn es sich um einen Gegenstand handelte, der im Frieden stand.[4] Vermochte er sich zu rechtfertigen, so konnte er umgekehrt eine Spolienklage

[1] Die Gewere ist die Macht über unpersönliche Dinge, die Munt die über Personen. Die Römer hießen beides dominium, Herrschaft.

[2] Unbereitete Tücher, eine ungeschaftete Axt. Gewänder hießen „Raube".

[3] Mansi XII, 855.

[4] Nach bayrischem Recht poena dupli oder die Diebstahlsbuße. Die Entwendung des Mühleisens zog die dreifache Diebstahlsbuße nach sich.

wegen Besitzstörung anstellen.[1] Im Zweifelsfalle konnte er den Gegenstand behalten entgegen dem römischen Rechte und mußte ihn höchstens einem Treuhänder übergeben. Durch Benennung eines Vormannes trieb der Besitzer den Streit in die dritte Hand, schob sie dem Vormanne zu, zum Dritthandverfahren.[2] Der Vormann mußte, wenn er keine vierte Hand nennen konnte, den Gegenstand vertreten, gewährleisten: „Hand muß Hand wahren".

Das Zurückschieben hatte auch in der Strafverfolgung seine Stelle und stammte vielleicht ebendaher. So gab ein Verleumder der Königin, der Räuber ihrer Ehre, Graf Leudast, als er schon im Gefängnisse saß, den Diakon Rikulf als Urheber des Gerüchtes aus, und dieser wieder wälzte die Schuld auf andere Geistliche, darunter den Bischof Gregor, der sich durch einen Eid reinigte. Der Diakon wurde nun gefoltert, Leudast, an dem die Verleumdung hängen blieb, gebannt und dann getötet.

Im Sachenrecht begünstigte das germanische Verfahren, das Zurückschieben, zwar den gutgläubigen Besitzer; aber auch den Dieb, Hehler und unehrlichen Händler; wurden doch die jüdischen Hehler sogar von diesem milden Verfahren befreit.[3] Ein angelsächsisches Gesetz gebot daher den Kaufleuten, immer öffentlich vor Zeugen ihre Geschäfte zu treiben, zu kaufen und zu verkaufen. Kam ein Kaufmann in Verdacht, so mußte er einen Reinigungseid leisten oder eine entsprechende Buße (z. B. 36 Schilling) bezahlen.

Das Dritthandverfahren, die Gewährschaft, dehnte das Volksrecht nun zugleich mit der Pfändung auf das Grundeigentum aus und ließ kurze Verjährungsfristen im Unterschied vom römischen Rechte zu, mit dessen langen Fristen sogar der alte Symmachus unzufrieden war,[4] und behandelte den Besitzer als Eigentümer. Eine gleiche Behandlung von unbeweglichem und beweglichem Eigentum lag um so näher, als das eine für die Zubehör des anderen galt[5] und über den Fluranteil die Größe von Haus und Hof entschied. Das Haus war nach dem schon angeführten Rechtsprichwort die Mutter des Ackerteils. Das Haus aber rechneten die Germanen zur Fahrhabe und sprachen sogar von walzenden und fliegenden Gütern. Im Haus verkörperte sich der Mann; daher belagerten Gläubiger einen die Zahlung verweigernden Schuldner in seiner Wohnung[6] und legten sich die Haftbürgen als Einlieger hinein auf seine Kosten. Die des Hauses und Hofes Beraubten konnten sich ihren Verpflichtungen entziehen.[7]

---

[1] Was vindicare hieß, während das römische Recht den Angreifer vindizieren ließ.

[2] In tertiam manum mittere, intertertiare, interciare.

[3] L. Visig. 11, 3, 1; vgl. V. Band 151 (II, 391).

[4] Er nennt eine dreißigjährige Frist greisenhaft, saecularis (5, 54, 66).

[5] Worüber sich ein Römer wie Symmachus wunderte, quid mobilibus commune cum praedio; ep. 5, 54, 66. [6] Indisch dharma.

[7] Der mannitio und bannitio; ed. Pistense 6.

Auf der sinnlichen Stufe des Rechtslebens, auf der die Germanen standen, unterschieden sie nicht zwischen Sachen und Personen, zwischen Besitz, Nutzung und Eigentum — all das hieß Gewere. Der Besitz und die Nutznießung zog das Eigentum nach sich. Daher widersetzte sich in Italien die Kirche den germanischen Leiheformen. Der Rentenkauf, das Darlehen, die Stiftung hatte noch im späteren Mittelalter etwas von einem Bargeschäft und glich einem Kauf und Verkauf.[1] Eine Sonderung von Eigentum und Nutzung vollzog sich zuerst im Benefizium, in der jederzeit widerruflichen Prekarie, in der Leihe, im Leibgeding. Wenn jemand etwas schenkte, sei es eine Sache oder die Freiheit, so erlosch damit nicht jede Beziehung des Geschenkten zum Schenker. Zwar begünstigte auch das römische Recht Schenkungen nicht, aber der Gedanke lag ihm fern, durch Schenkungen Leute für immer zusammenzubinden. Das germanische Recht bedurfte dieser Hilfe; sonst hätten die Grundbesitzer bald keinen Anspruch mehr besessen.

## 3. Die Grundherrschaft.

In allen germanischen Staaten wiederholte sich die gleiche Erscheinung: neben der Markgenossenschaft wuchs die Grundherrschaft als ein selbständiges wirtschaftliches und rechtliches Gebilde heran und dehnte sich immer mehr aus, am stärksten auf ehemals römischem, viel schwächer auf altgermanischem Boden. Überall begaben sich Freie in die Muntschaft, in den Patronat, in die Hörigkeit der Großen, empfahlen sich, gaben sich Herren hin, indem sie ihre gefalteten Hände in die Hände der Herren legten und von ihnen Gaben empfingen. Dadurch wurden sie ihre Klienten, Mannen, Vassen,[2] Knechte und genossen den Schutz der Herren.[3] Viele erhielten ein Gut, andere gaben ein Gut auf und erhielten es als Bittbesitz (precarium),[4] Guthaben (beneficium) zum Nießbrauch zurück und mußten je nachdem kleinere oder größere Zinse bieten, Dienste oder Fronen, sei es als Krieger, Handwerker oder Bauer leisten.

Der Zusammenhang mit einem größeren Grundbesitze bot viele Vorteile und sicherte gegen öffentliche und private Bedrückungen, gegen Not und Unruhen und erleichterte den Heer- und Gerichtsdienst. Geistlichen Grundherren gegenüber kamen noch religiöse Gründe, die Sicherung des Seelenheiles hinzu, und überdem bot

[1] Die Urkunden sprechen auch in der Regel nur von Käufen und Verkäufen.

[2] Von gwas, Diener.

[3] Pro servo tibi volo esse et tu me libera de malorum omnium potestate aut de illorum forcia; lex Raetica 27, 1, 3. Noch im fünfzehnten Jahrhundert kam es vor, daß sich sogar Stadtbürger in die Muntschaft eines Stiftes begaben, um bei Fehden ihrer Habe und ihres Lebens sicher zu sein.

[4] Precaria data, oblata, verschieden von der remuneratoria.

der geistliche Schutz eine erhöhte Sicherheit, da die Barbaren trotz aller Roheit vor Kirchengut eine gewisse Scheu empfanden. Manchmal übten die Großen auch einen mehr oder minder starken Zwang aus, obwohl das Gesetz Verknechtung streng bestrafte. Endlich erweiterten die Vergabungen der Könige den Kreis der Grundherrschaften. Königsgut und Kirchengut stand im Schutze der Immunität, d. h. die öffentlichen Beamten durften das befreite Gebiet zur Steuererhebung, Soldatenaushebung, Rechtsvollstreckung nicht betreten, und diese Immunität dehnte der König zur Belohnung für Dienste weiter aus. Sie hob den Steuer- und Heerdienst, die Quartierlast nicht auf, aber die Grundherren selbst, nicht die Beamten, verteilten auf ihren Gütern diese Lasten. Als Muntherr übernahm der Grundherr die Mithio an Stelle der Sippen, d. h. er gab Antwort, stand ein für die Untergebenen und schlichtete ihre Streitigkeiten. Deshalb verloren sie den Zusammenhang mit den öffentlichen Gerichten nicht ganz. Hatte ein Dritter gegen Hintersassen zu klagen, so wandte er sich zuerst an den Grundherrn, der die Klage untersuchte. Wenn er die Kläger nicht befriedigte, so konnten sich diese an das Grafengericht wenden. Vor den öffentlichen Gerichten vertrat der Grundherr seine Hintersassen durch einen Vogt oder Amtmann, iudex, der auch Streitigkeiten der Hintersassen untereinander schlichtete.[1] Da der Heeresdienst mit dem Gerichtsdienst zusammenhing, vertrat der Vogt mit einer entsprechenden Anzahl von Dienstleuten das Kirchengut im Felde.[2] Er mußte dem König den Treueid leisten. Daher schrieben Königsgesetze den geistlichen Grundherren förmlich die Aufstellung von Vögten vor.

Auf Grund ihrer Immunität maßten sich die Grundherren immer mehr Rechte an, so Münze, Zölle, Markt, Maß und Gewicht, obwohl sie grundsätzlich dem Könige gehörten.[3] Die volle Ausgestaltung der Immunität und der Grundherrschaft überhaupt vollzog sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte. Bis jetzt hatte der mittlere Grundbesitz der Gemeinfreien immer noch einen solchen Umfang, daß die Könige die allgemeine Wehr- und Steuerpflicht notdürftig aufrechterhalten konnten. Später verlor sie alle Bedeutung.

Wohl bildete eine große Schwäche der Reichsgewalt die Voraussetzung dieser Entwicklung, wohl mußte die Gemeinfreiheit in weitem Umfange zugrunde gehen. Auf der anderen Seite aber stiegen die Sklaven empor, und die verschiedenen Klassen des arbeitenden

---

[1] Die Vögte heißen auch agentes, defensores, causidici, assessores, mandatarii, manchmal auch centenarii, da ihre Stellung jener der Zentenare gleichgestellt wird.

[2] Cap. de exercit. promovendo 808 c. 5, M. G. Cap. I, 137. Cap. incerti anni c. 5, I, 185.

[3] Vgl. das Edikt des Königs Chlotahar 614, M. G. Cap. 1, 22, 32.

Volkes näherten sich gegenseitig. Die Grundherrschaft war die einzige Form, in der sich die volkswirtschaftliche Arbeit organisieren und für das Staatsganze nutzbar machen ließ. Karl der Große hat dies später wohl erkannt und die Grundherrschaft zur Unterlage seines Staatsbaues gewählt. Sie mußte die Staatsmittel, Steuern, Soldaten liefern. Nur in dieser Form konnte der Staat seine Beamten, Krieger, die Kirche ihre Diener unterhalten. Die Grundherrschaften verhinderten die soziale Zerklüftung, sie gewährte den Armen hinlänglich Raum zu lohnender Arbeit und spornte sie zur Arbeit an, hinderte auf der anderen Seite die Reichen, daß sie zu müßigen Drohnen herabsanken. Durch die zusammengreifenden Arbeitskräfte, die zur Verfügung standen, konnte die Wildnis gerodet und der Boden besser ausgenützt werden. Auch auf den abhängigen Gütern wurde der Ertrag gesteigert; denn die Kirche verlangte Zehnten und der Grundherr Zinse.[1] Als die Schweiz im vierzehnten Jahrhundert sich von den Grundherren befreite, hatte die Freiheit die üble Folge, daß das Getreideland in Grasland verwandelt wurde, weil viele Zinse wegfielen.

Die Germanen bekümmerten sich als Grundherren mehr um die Wirtschaft als die Römer, liehen weit weniger aus als diese und gaben dem Salland, dem Herrenland, eine große Ausdehnung.[2] Hatten schon die Römer ein großes Gewicht auf die Fronen der angesetzten Leute gelegt, so noch mehr die Germanen. An sich gehörte den Herren die ganze Arbeit der Sklaven, aber nachdem sich schon die Römer mit Teilen der Arbeit oder des Ertrages begnügt hatten, konnten die Germanen nicht zurückbleiben. So verlangten sie die Hälfte Zeit Frondienst, drei Tage in der Woche,[3]

[1] Der Zehnte war in den Grundherrschaften oft gebräuchlich: De triginta modiis tres donet, lex Baiuv. I, 13 (14).

[2] Sala = casa dominica entspricht dem römischen praetorium.

[3] Liberi autem ecclesiastici, heißt es in lex Alam. 23, 1, quos colonos vocant, omnes sicut et coloni regis ita reddant ad ecclesiam. Im Unterschied von diesen setzte Tit. 22 für die servi ecclesiae fest: tributa sua legitime reddant. Ancillae autem opera imposita sine neglecto faciant. Servi dimidium sibi, dimidium in dominico arativum reddant. Et si super haec est, sicut servi ecclesiastici ita faciant tres dies sibi et tres in dominico. Die lex Baiuvar. 1, 13 (14) bestimmt: Servi autem ecclesiae secundum possessionem suam reddant tributa. Opera vero tres dies in ebdomada in dominico operent, tres vero sibi faciant. Si vero dominus eius dederit eis boves aut alias res quod habet, tantum serviant, quantum eis per possibilitatem impositum fuerit; tamen iniuste neminem obpremas. Mildere Bedingungen enthalten die traditiones Sangallenes, wo es 842 heißt: ita dumtaxat ut ipsa mancipia non cogantur in ebdomada tres dies operare, sed tantum duos; 817 heißt es hoc est ut servi et ancillae coniugati et in mansis manentes tributa et vehenda et opera, vel texturas seu functiones quaslibet dimidia faciant excepto aratura, puellae vero infra salam manentes tres opus ad vestrum, et tres sibi faciant dies, et hoc quod Alamanni chuviltiwerch dicunt non faciant; Neugart n. 193, 303; Wirt. Urkdb. 1, 92, 122. Noch später leisteten in Bayern angesetzte Hausdiener sogar vier Frontage; M. B. I, 215 (um das Jahr 1068).

und daneben kleine Zinsleistungen; nach alamannischen Gesetzen etwa fünfzehn Maß Bier, ein Schwein im Wert von vier Pfennigen, zwei Malter Brotgetreide, fünf Hühner und zwanzig Eier; nach bayrischem Gesetz ein Bündel Lein, einen Bienenzehenten, vier Hühner, fünfzehn Eier, Acker- und Weidezins nach Ortsgebrauch. Je nach der Lage des Hörigen, je nachdem er mehr oder weniger Vieh und Land erhielt, wechselten die Lasten ungemein[1] und stiegen von ein paar Frontagen zu fast ungemessenen Fronen, zu fast allen möglichen Dienstleistungen auf dem Herrenhof.[2] Je nachdem mußten sie kleinere oder größere Zinse geben, Dienste als Krieger und Handwerker und Fronen als Landwirte leisten, die stärksten die ehemaligen Kolonen und Sklaven.[3] Demnach unterschied man nicht nur Freihufen, Liten- und Sklavenhufen, sondern jeder Hof hatte sein eigenes Recht.

Ein Klosterhof in Bayern umfaßte, wie wir allerdings einige Jahrhunderte später erfahren, 740 Tagwerk und ein Frauenhaus mit vierundzwanzig Dienerinnen.[4] Der Eigenbetrieb, das Herrenland, war ziemlich ausgedehnt im Vergleich zu später, wo mehr verliehen, wenn man so sagen will, verpachtet war. Immerhin kamen hinzu als zins- und dienstpflichtig dreiundzwanzig Freihufen und neunzehn Sklavenhufen.[5] Die Besitzer der Freihufen mußten durchschnittlich fünf Wochen Dienste tun und 75 Tagwerk bestellen, die Besitzer der neunzehn Sklavenhufen je drei Wochentage fronen und etwa 630 Tagwerk, jeder also 33 Tagwerk bestellen, außer einigen kleinen Diensten. Da die drei übrigen Wochentage dem Kolonen selbst verblieben, so muß man annehmen, daß seine Hufe mindestens 33 Tagwerk, vielleicht aber das Doppelte betrug.

Im allgemeinen standen die Kolonen nicht schlecht. Sie hatten selbst Sklaven und neben dem Kolonat eigene Allodgüter, die von Lasten frei waren.[6] Sie mißbrauchten nicht selten ihre Macht und Freiheit, feierten fröhliche Feste und kamen zu den Hoftingen zusammen. Unter dem milden Patronat der Kirche war gut zu leben, so gut wie in der Markgenossenschaft.

---

[1] Unusquisque arabit per tres dies, si habeat sex boves, per duos, si habeat quatuor boves, per unum, si habeat duos boves; per dimidium, si habeat unum bovem, heißt es in einer englischen Hofregel.

[2] Die lex Baiuv. 1. 13 nennt u. a. Fuhren, Kalkbrennen, Zäune machen, misten.

[3] Die coloni hießen auch noch servi casati, tributarii..

[4] Dazu Wiesen für 610 Fuhren. Nach dem breviarium rerum fiscalium; M. G. Cap. 1, 252.

[5] Zu der hier behandelten Kirche von Augsburg gehörten 1006 besetzte Freihufen (35 unbesetzte absi), 421 besetzte Sklavenhufen (45 unbesetzte).

[6] Testam. Remigii episc. Remensis 53; Marculfi appendix 6 oder form. Sen. 6; M. G. Form. 214.

# XIV. Germanisches Wirtschaftsleben.

## 1. Viehzucht.

Auf den von den Germanen eroberten Gebieten hatte eine entwickelte Wirtschaft bestanden und eine Art Geldwirtschaft geherrscht. Aber schon lange hatte der Verfall des römischen Reiches diese Blüte zerstört und zu einer naturalwirtschaftlichen Reaktion, zu einer extensiven Wirtschaft geführt. Alles war reif für den Einbruch der Germanen. Die römische Kultur, die Römerwerke zerfielen rasch und machten der wilden Wirtschaft der Germanen Platz mit viel Wald und Weide. Noch berichtet die Sage von vielen Orten, daß an Stelle der Wälder einst blühende Fluren lagen. In der Umgegend von Paris betrug das Waldland noch im neunten Jahrhundert volle $^{9}/_{11}$ des Bodens, nur $^{1}/_{11}$ war Ackerland, das übrige stand in besserer Kultur. Am Bodensee, wo viele Römerniederlassungen bestanden haben, fanden doch irische Mönche dichte Urwälder neben römischen Resten. Sie mußten sich lange Zeit mit Waldbeeren und wilden Äpfeln begnügen. Ein Bruder Magnoald sammelte einmal solche Äpfel; da sah er einen Bären unter den Obstbäumen und Brombeerstauden umherstreichen, der die Äpfel vom Baume abriß und verzehrte. Der Bruder floh und erzählte den Vorfall Kolumban, der ihn sodann anwies, mit einer Gerte die Obstbäume in zwei Abteilungen voneinander abzugrenzen, die eine davon den Brüdern zum Unterhalte vorzubehalten, die andere aber dem Tiere zur Fütterung zu überlassen und diesem zu befehlen, sich mit dem ihm zugewiesenen Teile zu begnügen. Wirklich ließ der Bär, berichtet die Legende, die den Brüdern vorbehaltenen Obstbäume unberührt und begnügte sich, nur das Gras darunter abzuweiden, solange die Brüder bei jener Waldstelle sich aufhielten. Je weiter es nach Deutschland hineinging, desto stärker überwog der Urwald, worin es von Raubtieren und Schlangen wimmelte. Daher fürchtete sich jeder vor einem Gang in den tiefen Wald; schon das Wort hatte einen schreckhaften Klang, man dachte gleich an Hölle und Finsternis. Die Angelsachsen nannten die Hölle die Wohnung des Würgers, des Wolfes, des Waldgängers.[1] Die tiefen Wälder gehörten niemand oder allen an; sie galten als Volks- oder Königseigen. Jeder konnte jagen, Holz hauen, roden. Das Holz hatte keinen Wert; man verstand es zu feineren Arbeiten nicht zu verwerten. Jagd und Holzhau stand als Nutzung weit zurück hinter

---

[1] Veaıchtraef.

der Weide im Laubwald; Nadelhölzer waren noch selten. Nicht nur Schweine, sondern auch Pferde und Rinder mußten ihre Nahrung suchen, zumal im Frühjahr, wo das junge Laub eine gute Nahrung bot. Deshalb wurden schon einzelne Wälder und Waldteile umzäumt und die Größe des Waldes danach bemessen, wieviel Schweine darin weiden konnten. Für die Nutzung von Königsmarken bezahlten die Markgenossen meist (nicht allgemein) eine kleine Weideabgabe, eine etwas höhere, wenn der Wald gerodet war.[1] Sodann lieferte der Wald auch Honig und Wachs, weshalb die Bauern im Frühjahr Körbe aus Holz, Bast oder Reisig zum Einfangen ausstellten.[2] Das Gesetz schützte die Bienenstöcke und bestrafte den Diebstahl strenge, schloß aber die Nähe der Wohnungen aus. Endlich lieferten die zahlreichen Sümpfe und Flüsse, die später zu einem großen Teil ausgetrocknet wurden, viele Fische.

Dem Überwiegen von Wald und Weide entsprach die Bedeutung und Ausdehnung der Jagd und Viehzucht, der Rindvieh-, der Schweine- und Schafzucht. Nach abendländischer Auffassung kennzeichnet das Schwein den Hörigen und Unfreien, der Ochse den Freien, das Roß den Adeligen. Bezeichnend ist die Verehrung der Deutschen für die Viehpatrone, besonders für Leonhard und Wendelin. In einem schwäbisches Albdorf, das sonst erst im dreizehnten Jahrhundert als Baumkirch auftaucht, werden gleich drei dieser Patrone verehrt, Patriz, Hippolyt und Koloman, ein Beweis, wie weit die Viehzucht in dem ehemaligen kaiserlichen Bannforst hinaufreicht, worauf auch die vielen Namen verschwundener Weiler hinweisen.

An erster Stelle stand die Pferdezucht.[3] Die Roßhirten, die Marschalken genossen das höchste Ansehen — man denke an den Besiedler der Elchwange im Virngrund, Hariolf.[4] Überhaupt mußten die Hirten, auch die Rinder-, Schaf- und Schweinehirten kräftige, erfahrene Männer sein, jederzeit gerüstet, Angriffe abzuwehren, und fähig, bei Viehkrankheiten zu helfen.[5] Jede Viehgattung hatte ihre eigenen Pferche, Ställe, Hirten und Weiden. Auf der Weide blieben die Tiere fast den ganzen Sommer hindurch und wurden dann nachts in die gegen wilde Tiere wohlgeschützten Pferche[7] getrieben.

Eine schwierige Aufgabe stellte in kalten Gegenden die Überwinterung der Tiere, da man wenig Stallfütterung kannte. Ein großer Teil des Viehes, der Schafe, Schweine, Rinder, wurde um

---

[1] Terragium, agrarium, pastio, garba, gerbagium pascuarium, agistamentum, decima, dema.

[2] L. Baiuv. 22 (21), 9; l. Sal. 9.

[3] Pferd von paraveredus, Gaul von caballus.

[4] Hier wurden die sonst wenig volkstümlichen Dreiheiligen Speusippus, Eleusippus und Meleusippus (von hippos Pferd) verehrt.

[5] Man denke an die cowboys des wilden Westens in Amerika.

[7] Buricae, buriae (Baur), parrici; L. Al. 100, 1; l. Rip. 82, 2.

Martini geschlachtet, ein anderer Teil seinem Schicksal überlassen, und die Tiere mußten mit Mühe unter dem Schnee etwas Weide suchen. Wohl baute man ihnen einen überdeckten Raum zur Zuflucht, bot ihnen aber selten Heu; man konnte die Verluste verschmerzen und ließ sich durch Mitleid nicht bestimmen. Viele Tiere gingen bei strengem Winter zugrunde, wie wir noch aus späterer Zeit hören. Daher verließen sich die Germanen möglichst auf die verjüngende Kraft der Natur, rechneten wenig Muttertiere auf einen Stier oder Hengst, in der Regel nur zwölf,[1] und behandelten das Wuchervieh mit großer Achtung und Schonung. Hengste, Stiere, Eber und trächtige Tiere durften ungestraft Schaden anrichten, während anderes Vieh gerichtet, hingerichtet wurde. Der Beschädigte sollte jene Tiere nur mit einer Haselrute oder dem Rockschoß vertreiben. Der hl. Cäsarius griff einmal zu einem Beispiel aus der Rindviehzucht: Wie die jungen Kälber zu den Mutterkühen eilen und Milch saugen, so sollen die Christen es ihnen gleichtun. Die beiden Euter verglich er dabei mit dem Alten und Neuen Testament. Die Angelsachsen nannten den Mai Trimilchi, weil die Tiere in diesem Monat des Tages dreimal Milch boten.[2] Doch schätzten sie das Rind geringer als die Franken, um so höher aber das Schaf. Übrigens rechneten auch die salischen Franken auf einen Hof fünfundzwanzig Schafe, während einmal zusammen auf drei Höfe nur vierzig Kühe kamen.

Bei der großen Ausdehnung der Gemeinweiden und Gemeinwälder fanden die Schafe und Schweine leicht ihre Nahrung, bedurften wenig Mühe und vermehrten sich rasch. Die alten Volksrechte sind unerschöpflich in der Aufzählung und Unterscheidung verschiedener Schweinearten und bieten eine wahre Schweineterminologie. Auf eine Schweineherde rechnete man ungefähr vierzig Stück. Nachdem die Schweine zunächst im Hofe großgezogen waren, zog der Hirte im November auf die Mast mit Pfeil und Bogen und blies mit dem Horn seine Schutzbefohlenen zusammen. Sie glichen mehr den italienischen Schweinen, waren beweglicher als die heutigen und hatten größtenteils schwarze und gelbe Farbe. Ziegen und Esel wurden ohnehin wenig gezogen. Am ehesten gedieh noch auf großen Höfen das Geflügel.[3]

Die Germanen lebten gerne zusammen mit zahlreichem Vieh und hörten gerne ihr Gebrüll und Gewieher, Geschnatter und Gegrunze. Selbst in den Städten des fünfzehnten Jahrhunderts

[1] L. Sal. 38, 2; l. Rip. 18, 1: Sonesti id est 12 equas cum amissario; L. Alam. 77, 1 vaccaritia legitima, ubi sunt 12 vaccas vel amplius; Inama-Sternegg 1, 169.

[2] Vielleicht hängt es damit zusammen, daß die Herdentiere zu gleicher Zeit im April Kälber warfen.

[3] Darin lernten die Germanen viel von den Römern, wie die Ausdrücke für Käfig, Pips, Mausern, Flaum beweisen: cavea, pituita, mutare, pluma; für Pfau pavo; Fasan.

wimmelte es von Vieh aller Art, namentlich von Schweinen und Hühnern. Den Hahn, den Tagesvogel, haben die alten Germanen wie die Kelten mit religiöser Scheu betrachtet, ebenso die graue Taube, die in der Wildnis lebt, den Leichen- und Trauervogel. Nunmehr kam mit dem Christentum auch die weiße liebliche Taube, die „Taube ohne Galle" zu Ehren. Endlich fehlte keinem Hofe der Wachthund, der uralte Gefährte der Germanen,[1] wohl aber die Katze bis ins zehnte Jahrhundert.

Bei der Ausdehnung des Viehstandes und der Weiden konnten in der stark bewegten und unsicheren Zeit leicht Entwendungen vorkommen. Ein armer Bauer, der nur ein Paar Ochsen besaß, womit er ein kleines Gut bebaute, ging eines Abends müde nach Hause und ließ seine Ochsen ruhig weiden; da entführte sie ein gewandter Dieb. Der arme Mann suchte sie überall, umging die Wälder und überschritt die Berge, fand aber keine Spur. Weinend kehrte er nach Hause zurück und klagte der Frau und den Kindern: „Wehe mir, ohne meine Ochsen müßt ihr dieses Jahr vor Hunger sterben." Klagend eilte er zum Grabe eines Heiligen, und siehe, nach seinem eifrigen Gebete standen die beiden Ochsen vor der Türe. Bei dem Feste eines Heiligen raubte ein Dieb eines der Pferde der Festteilnehmer, die außen an der Kirche standen, und sprengte davon. Nachdem er ungefähr dreißig Leugen geritten zu sein glaubte, machte er Halt und hielt sich für sicher, aber umsonst; er entdeckte, daß er sich wieder im Bezirke der Kirche befände, wo er das Roß geraubt hatte.[2]

Mit den Viehdiebstählen hatten die Gerichte viel zu tun, sie setzten ziemlich hohe Bußen fest. Den Raub eines Stieres, Pferdes, Falken bestrafte das fränkische Gesetz stärker als Sklaven- und Sklavinnenraub, so hoch wie das Besäen fremden Feldes, das Mähen fremder Wiesen, die Weinlese in fremden Weinbergen.[3] Dagegen

[1] L. Sal. 6; wenn Haushunde Schaden anrichteten, mußten sie ausgeliefert werden nach can. Hib. Mansi 12, 142.

[2] Greg Tur. gl. mart. 103; Greg. Jul. 18; über andere Diebstähle von Schafen und Pferden s. Greg. Jul. 16, 17.

[3] Der Teufel als Viehverderber J. Diac. v. Greg. 4, 93. Für das Stehlen verschiedener Tiersorten werden Bestimmungen getroffen. Nach dem salischen Recht kostete das Stehlen eines Sauglammes 1/6 Solidus, eines Ferkels 1 Solidus, eines jungen Schweines, dreier Ziegen, eines Hammels, eines Saugfüllen, einer Gans, eines Schäferhundes 3 Solidi. Für das Stehlen eines Hahnes, einer Henne, eines Ferkels aus der Herde, eines Leithundes, eines gezähmten Sperbers, einer bis sechs Bienen mußten 15 Solidi bezahlt werden. Das Stehlen eines Ebers, einer Leibsau kostete 17½, eines Reitpferdes, einer trächtigen Stute 30 Solidi, soviel wie ein Sklavenraub. Das Stehlen von drei Schweinen, drei Hämmeln, eines Ochsen, einer Kuh samt Kalb kostete 35 Solidi, die Entwendung eines unter Verschluß befindlichen Fahrzeuges, eines Wagenpferdes 40, das Stehlen eines Zuchthengstes, eines verschlossenen Sperbers oder Bienenschwarmes 45, der Raub eines freien Weibes, einer Herde von 25—50 Schweinen, von 12 Rindern, 12 Stuten, von 40 Schafen 62 bzw. 65½ Solidi.

kostete kaum die Hälfte das Treiben des Viehes auf fremdes Saatfeld, das Holzhauen in fremdem Walde, der Gartendiebstahl, der Mehldiebstahl in der Mühle, nämlich nur fünfzehn Solidi. Das geschnittene Korn mußte nachts bewacht werden, und die Pflüger mußten unter Umständen sich mit guten Waffen versehen.

## 2. Ackerbau.

Mit ihrem Vieh konnten jetzt die Germanen nicht mehr wie Nomaden wandern und wilde Wirtschaft treiben, das abgeweidete und ausgebeutete Land liegen lassen und weiterziehen. Dafür trat ein Wechsel innerhalb engerer Grenzen ein. Das niedergebrannte Waldland, das gerodete Weideland benutzten sie für ein Jahr, vielleicht auch länger zum Anbau von Hafer und Roggen, ließen es dann wieder liegen zur Weide oder neu bestocken, betrieben also Brennwirtschaft, Feldwald- oder Feldgraswirtschaft. Die Hochäcker erinnern daran. In den Hackwäldern, Haubergen, Schiffeln mancher Gegend Mitteldeutschlands hat sich die Brandkultur erhalten und wechselt Brandhain mit Kornhain. Noch häufiger dauert die Feldgraswirtschaft in den Koppeln, Lehden, Drieschen des Nordens, weniger häufig in den Egerten des Südens fort. Das Land, worauf keine Saat wuchs, war der Weide allgemein zugänglich, auch in ehemals römischen Ländern.[1] Das bebaute Feld hieß ohne weitere Unterscheidung Erntefeld (messis), Esch (Eschbann, Espan), Zelge.[2]

Solange der Nutzen des Dunges nicht erkannt wird, besteht zwischen Ackerbau und Viehzucht kein rechter Zusammenhang und steht die Wirtschaft noch auf keinen festen Füßen. Erst die Düngung, die sorgfältige Pflegung, der Beginn der Melioration erhöht den Wert des Bodens und fesselt die Menschen. Diesen Fortschritt leitet ein die Umzäunung der Felder, auf die nun die Markgenossen hindrängten. Bei dem großen Holzreichtum war sie leicht herzustellen. Die Volksgesetze schrieben Zäune vor, bestimmten die Höhe — sie sollten bis zur Brust des Mannes gehen[3] —, bedrohten den Zaunbruch mit Strafe und verboten die Einbeziehung der Feldwege.[4]

Die Ackerwerkzeuge beschränkten sich oft auf das Notwendigste, auf den Pflug,[5] den Karrenpflug, die Egge, den zweirädrigen Wagen.

---

[1] Lex Visig. 8, 3, 9 ff.

[2] Von tillan, zilgen, bebauen, erzeugen.

[3] Oder bis zum Kinn; sepes mentonalis. Der Zaun (Fried-, Bann-, Etterzaun) hieß tuninus, vom deutschen Zaun, sepes stantaria, assiata, concisa, pectura, glavea, plecta, plaxitium, endlich paxilli fissi (Latten). Die Querstange, virga, pertica transversaria, heißt Ettergerte, Meßgerte, mezraha.

[4] L. Al. 3, 21; Bai. 10; 12, M. G. 3, 39, 310 f.; l. Visig. 8, 1, 4.

[5] Die breite zweischneidige Schar des deutschen Pfluges kommt in den Volksrechten vor: auf der glühend gemachten Schar zu laufen galt als Gottesurteil.

Von den Römern stammt die Gabel, die Furke, die Sichel, der Flegel, die Wanne.[1] Die Sichel war unvollkommen, stumpf, das Mähen daher schwer. Beim Dreschen im Freien wurde so wenig wie beim Mahlen mit der Handmühle, dem Quirn, Kirn, reine Arbeit gemacht; daher ging viel Getreide darauf.

Als Frucht kam auf deutschen Gebieten vor allem Roggen, Hafer und Gerste, auf ehemals römischen Gebieten auch Dinkel und Weizen in Betracht. Den Dinkel bevorzugten die Alamannen. Die Deutschen nannten ihn Spelt, Spelz, weil die reifende Frucht die Hülle zu spalten scheint; Dinkel kann ein keltisches Wort sein; Fesen heißt der ungekerbte Spelt.[2] Die Einteilung der Flur in verschiedene Felder, Schläge, Zelgen, in zwei oder drei Felder, Winter-, Sommer-, Brachfeld hatte sich noch nicht ausgebildet.[3] Für den Baum- und Gemüsebau kamen erst allmählich Gärten auf.[4]

Da und dort erhielt sich noch der Weinbau, obwohl er selbst in Gallien stark zurückgegangen war, so daß Wein von auswärts bezogen werden mußte. In alter Weise pflanzte, pflegte und düngte der Bauer den Weinstock, bestellte einen Weinhüter und vertrieb die Vögel durch heftiges Geräusch,[5] holte die Trauben in mächtigen Wagen und ließ sie austreten, füllte den Saft in Krüge und goß ihn nach der Gärung in ein anderes Faß.[6] Wo immer ein Kloster entstand, folgte alsbald der Weinbau, da man den Wein zum hl. Opfer brauchte und weiten Transport vermied.[7] Daß die Deutschen durch die Klöster von den Römern den Weinbau lernten, beweisen die vielen entlehnten Ausdrücke, wie die Kelter, die Presse, das Faß, das Pech, der Trichter, der Trachter, das Spundloch, Most, Essig, Saft und Winzer,[8] Pfropfen, Pelzen, Impfen,[9] ja selbst Pflücken und Pflanzen.[10] Die Klöster vermittelten römisches Obst, Äpfel und Birnen — sodann Bohnen, Linsen, Erbsen, Rettiche und Rüben, Kohl, endlich auch Kirschen, Quitten, Kastanien.

Trotz aller Verwilderung zeigten einige Gegenden den Segen der Kultur, so die Rhein- und Mosellande. Nach Fortunatus

[1] Secale, flagellum, vannus; auch Stiel, Stoppel, Frucht ist lateinisch.

[2] Von den Römern lernten die Germanen ferner die Wicke, den Fench (panicum), eine Hirsenart, wie den althochdeutschen Milli (milium) kennen. Ganz an römische Verhältnisse (Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 251) erinnert die Unterscheidung von Erbsen-, Bohnen-, Linsenfeldern; l. Sal. 27, 8, 13.

[3] Die erste Spur findet sich um 780; Neugart I. n. 77, 113, p. 71, 101. Cod. Lauresh. 3669 (3, 205); Wirtb. Urkdb. I, 25; dann sehr häufig.

[4] Die l. Alam. kennt noch keinen, wohl aber die l. Bai. 22, 1.

[5] Greg. v. Mart. 2, 26; 1, 34; M. G. ll. 3, 573; Sal. 27, 11.

[6] Greg. M. dial. 1, 9; Greg. Tur. v. Jul. 36.

[7] Im 7. bis 8. Jahrhundert fand sich Weinbau in der Pfalz, am Bodensee, im Breisgau. Dem hl. Gallus brachte einmal 625 ein Landmann zwei Krüge oder Schläuche Wein, v. Gall. 28, 17. Bonifatius schickte Wein nach England; ep, 91.

[8] Calcatura, tractarius, puncta, mustum, acetum, sapa, vinitor.

[9] Von propago, peletare (von pellis), imputare.

[10] Von piluccare (pilare), plantare.

lachte um Metz das Gefild im Grüne aufsprossender Saaten: hier sieht man, sagt er, ländliche Häuser, Rosen gewahrt man dort, vielerlei Früchte erzeugt das Land. An der Mosel sind allerwärts die Höhen umkleidet mit grünenden Reben. In das Schiefergestein ist der Rebstock dicht in Zeilen gepflanzt, selbst in der Blässe des Steines rötet sich die Traube. Am Felsenabhang hängend liest der Winzer die Frucht. Wo einst der Wald starrte, erheben sich schöne Bauten, über marmornen Säulen schwebt kühn der Palast.

### 3. Gewerbe.

Noch immer verschmähten die Germanen das Stadtleben. Wenn sie sich auch bei den Städten wegen der schönen um sie liegenden Häuser niederließen, behielten sie ihre bäuerlichen Sitten bei und vernachlässigten die Paläste. Das städtische Gewerbe und der Handel war verfallen, allerdings nicht in dem Maße, wie oft geklagt wird. In den zerstörten Städten erhielten sich viele Handwerker aus alter Zeit, wenn sie sich auch in Urkunden wenig bemerkbar machen. Am deutlichsten heben sie sich in den Fronhöfen ab, zumal in geistlichen Fronhöfen, die stillen Inseln im brandenden Meere zu vergleichen sind. Hier gedieh das Handwerk als Sonderberuf und arbeitete, wie die Volksrechte voraussetzten, der Schmiedeknecht, Schusterknecht und die Tuchmagd und bestand eine Mühle.[1] Als Unfreie genossen die Schmiede und Wagner nur das halbe Wergeld der Freien.[2]

An sich stand es jedem frei, eine Mühle zu errichten, so gut wie eine Schmiede, aber nur die Großen verfügten über die nötigen Mittel. Auf fränkischem Boden standen oft unfreie Römer als Müller im Hof- und Gemeindedienst.[3] Neben der Hand-, Esels- und Roßmühle verbreitete sich langsam die Wassermühle. Noch im achten Jahrhundert begnügten sich große Klöster wie St. Gallen mit Handmühlen.[4] Die Wassermühlen waren, auch wenn sie auf Fronhöfen standen, der allgemeinen Benützung zugänglich, ebenso die Schmieden, Back- und Braustätten, hießen öffentliche Häuser und

---

[1] Servus aurifex, servus sutor, ancilla vestiaria, pensilis. Von sutor kommt der Eigenname Sutner und Sauter.

[2] So betrug nach dem burgundischen Rechte das Wergeld des faber ferrarius 50, des carpentarius 40, arator 30, des Juden aber 150 Solidi.

[3] Köhne, Das Recht der Mühlen 40.

[4] Ebenso das Kloster Benedikts von Aniane; M. G. ss. 15, 203. Mola heißt die Handmühle, molendinum ein größeres Mühlwerk. Das deutsche Wort Mühle bedeutet jedes künstliche Werkzeug, jede Maschine, wenn man so sagen will; der Ausdruck findet sich schon im Althochdeutschen. Windmühlen kamen erst im 12. Jahrhundert vor. Zu einer Wassermühle gehört 1. eine Schleuse sclusa, 2. das Mühleisen ferramentum, 3. die Kurbel, die die Mühlsteine dreht. Das ferramentum zu stehlen war ein großes Verbrechen. Mab. a. IV a, 188. Schiffsmühlen entstanden auf dem Tiber 536 und bestanden jahrhundertelang; (S. 135 A. 1).

waren sogar vielfach Gemeindeeigen.[1] Einen klaren Einblick gewährt folgende Geschichte, die sich zu Heidenheim am Hahnenkamm ereignete. Zu der Klostermühle kam die Magd eines Dorfherrn. Eben mahlte ein Knecht das Mehl der Mönche, und jene mußte warten, bis sie an die Reihe kam. Als der Knecht wegging, trieb sie die Mühle, und nachher hungerte es sie. Sie nahm von dem Mehle ihres Herrn einen Teil, bereitete ein Brot und aß es. Aber nachher überfiel sie Furcht, weil das Maß ihres Herrn nicht voll war. Sie stahl vom Mehl der Mönche und füllte den Scheffel. Als sie aber ihre Arbeit fortsetzte und an einen zweiten Scheffel ging, rann aus der Mühle nichts mehr. Vergebens rief sie den Mühlmeister zu Hilfe; erst als sie ihren Fehler gebeichtet hatte, floß wieder Mehl heraus.[2] Eben wegen der leichten Zugänglichkeit der Mühlen, die sogar der Bewachung entbehrten, sicherte ein Mühlenfriede mit scharfen Strafen gegen Entwendungen die Mahlgeräte.

Wie einer Mühle und Schmiede bedurfte jeder größere Hof und jedes Dorf eines Töpfers (Hafners, Zieglers, Ulners, Eulers), eines Zimmermanns oder Wagners (Schreiners), namentlich aber vieler Weber oder Weberinnen. Daher erklären sich die vielen Eigennamen, die auf diese Gewerbe hinweisen. Meist besorgten die Frauen den Webstuhl, ja sogar das Back- und Brauhaus und schnitten Kleider und Schuhe zurecht. So hatte dem Waltari Hildegunde Schuhe angepaßt. Ganz besonders galt das Weben als Weiberarbeit schlechthin.[3] In der Villa des Sidonius stieß an das Frauengemach unmittelber die Webstube.[4] Die Weberinnen genossen mit den Schneidern, Zimmerern, Hafnern ein höheres Wergeld. Besonders tüchtige Gewebe lieferten Flandern, Friesland und England (opus anglicum). Der höchsten Ansehens erfreuten sich die Schmiede, bei denen man nicht unterschied, ob sie Grob- oder Feinschmiede waren.

Die Schmiedearbeiten und die Gewerbeerzeugnisse überhaupt standen hoch im Preis, viel höher als Naturprodukte. Ein Schwert schätzte man so hoch wie sieben Kühe d. h. auf sieben Solidi, einen Helm auf sechs, einen Panzer auf zwölf Solidi.[5] Dagegen gingen die Rohstoffe im Preise nicht weit auseinander, und Eisen hatte im Vergleich zu Silber und Silber im Vergleich zu Gold einen viel höheren Wert als heute. Trotzdem das römische Reich eine Menge von Silber und Gold durch schlechte Handelsbedingungen verloren hatte, ergab die Eroberung, daß doch noch mehr von diesen Schätzen vorhanden war, als man geahnt hatte. Sie gut zu bergen war eine Hauptsorge. Eine offene Schatzkammer hielt man nicht für

[1] Casae publicae (öffentliche oder Gemeindehäuser).
[2] M. G. ss. 15, 115; Bonif. ep. 10 (20).
[3] Caesar. s. 265; Migne 39, 2240.
[4] Triclinium matronale — textrinum, ep. 2, 2.
[5] L. Rip. 36, 11 (12).

sicher genug. Der Kampf um die Herrschaft drehte sich immer um den Palast und um die Schatzkammer, die Lebensquelle, die Grundlage der Fürstenmacht. Eher als zu Münzen ließen die Großen das Edelmetall zu Schmuckstücken und Kunstwerken verarbeiten. Selbst Bischöfe verstanden die Goldschmiedekunst, so der hl. Eligius von Noyon, ein Marius von Avenches, und stellten ihre Kunst in den Dienst Gottes.[1] Weltliche Kostbarkeiten verabscheute die Kirche. „Alle Kostbarkeiten der Welt," äußerte einmal Bonifatius, „sie mögen nun im Glanze des Goldes und Silbers oder in funkelnden Edelsteinen, in schwelgerischen Mahlzeiten oder in ausgesuchtem Kleiderschmuck bestehen, ziehen wie Rauch, verschwinden dem Schaume gleich." Vielleicht begünstigte ebendarum die Kirche die zahlreichen Sagen, die den Fluch behandeln, der auf irdischen Schätzen ruht, wie die Nibelungensage.

## 4. Handel.

Trotz der Zerstörung des römischen Reiches suchte sich der Handel immer noch zu halten, bewegte sich auf allen Römerstraßen, sogar über die Alpenpässe und suchte die alten Römerstädte auf, in Deutschland Worms, Mainz und Straßburg, Regensburg, Salzburg und Lorch.[2] Im Norden kam Schleswig, Dorstadt und Stavern, in Thüringen Erfurt hinzu. Die Märkte standen alle mehr oder weniger zu Grundherren, Bischöfen, Fürsten, Klöstern in Beziehung, selbst auf altem Kulturboden. Meistens sorgte der Bischof für den Markt; er verwaltete die Münze, das Maß und Gewicht, und gewöhnlich schlossen sich Märkte an kirchliche Feste an; daher entstanden die Ausdrücke Dult,[3] foire von feria, Messe. Pilger und Missionare, namentlich die Iren, trieben Handel und verkauften ihre Arzneien, Reliquien und Bücher. Sonst lag der Fernhandel meist in den Händen von Orientalen, Griechen, Syriern, Juden. Der Name Syrier bedeutete lange, was im ausgehenden Mittelalter der Lombarde.[4]

Die Syrier führten Seide, Purpur, Glas, orientalische Kunstgegenstände, Wein und Öl ein, verkauften Börsen aus phönikischem Leder, woraus der Name „Burse" entstand. Der syrische Wein hatte die gleiche Bedeutung wie heute der spanische Portwein.

---

[1] Der Patron der Schmiede ist Eligius, St. Loy, dessen Bild sich noch vor kurzem oft über Schmieden in Schwaben befand; Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 405.

[2] In Frankreich erhielt sich sogar eine Zeitlang noch die römische Post; Greg. 9, 9. Eben aus dieser Zeit überliefert uns Marculf einen Postschein. Form. 1, 11. S. S. 51.

[3] Dult wird von Indult oder Tuld, Fest, abgeleitet. „Messe" kommt erst im 14. Jahrhundert vor.

[4] Sid. ep. 1, 8; Salv. 4, 69.

Aus Ägypten kam der Papyrus über Marseille.[1] Die Gegend um Marseille hieß immer noch Grăcia und das Meer daselbst griechisches Meer. In Bordeaux sprach man im fünften Jahrhundert noch Griechisch.[2] Cäsarius von Arles zieht aus dem Handelsleben Vergleiche herbei: wie die Handelsleute, die nicht selbst lesen und schreiben können, sich Schreibkundige, Buchhalter mieten, so sollen auch die Christen, die nicht lesen können, sich die Bibel vorlesen lassen.[3] Es gab also in der Rhonegegend noch Handelskontore, und der Handel verband ein Volk mit dem anderen.[4]

Die Rhone, die Loire, der Rhein, die Donau vermittelten den Verkehr. Von Nantes aus ging auf der Loire Wein nach Irland, und von dort kehrten Getreide und Klosterwaren zurück.[5] Auf der Mosel erhielt sich ein Rest jenes bewegten Lebens, das uns Ausonius schildert. Ein Salzhändler aus Trier, der bis nach Poitiers kam, hatte einmal in Metz Salz verkauft. Abends an der Moselbrücke betete er zum hl. Martinus, er möge ihn, seine Säcke und sein Schiff bewahren; darauf schliefen er und seine Begleiter ein. Den anderen Morgen aber erwachten sie in Trier, während sie glaubten, noch in Metz zu sein. Ohne daß der Wind wehte, die Ruder sich drehten und der Steuermann wachte, hatte das Fahrzeug abwärts getrieben und hatte weder an den hochgehenden Fluten noch an felsigen Uferklippen Schaden gelitten.[6] Wie die Mosel erinnerte der Rhein ganz an die römische Zeit, so lebhaft entfaltete sich hier der Handel.

Aber nicht bloß die Binnenfahrt blühte, sondern auch das weite Meer lockte Abenteuerlust. Die Franken drangen nach dem Osten zu den Slawen, die Nordgermanen ins Mittelmeer vor und bedienten sich langer Ruderboote, förmlicher Sippenboote, lederner Nachen, Coracles, endlich der Segelschiffe.[7] Das Segel übernahmen die Germanen wohl von den Kelten, lernten im übrigen aber viel von den Römern und Byzantinern.

Im Frankenreich liefen noch viel Gold und gute römische Denare um. Daher kommen die Ausdrücke Kaiserring, Kaiserling,

---

[1] Sulpic. Sev. dial. 1, 1. Die noch im 5. Jahrhundert mächtige Korneinfuhr war freilich längst überflüssig geworden.

[2] Ausonius, Commemoratio professor. Burdigalensium. M. G. aa. 5 b. 56, 57.

[3] S. 303, Migne 39, 2328.

[4] Gregor d. Gr. beauftragte einen Bischof von Sizilien mit einem Wechselgeschäft: Johannes von Syrakus soll an Basilius von Capua und an den Palatinus Maximus Geld bezahlen für Cethegus Flora, die es schon in Rom an den Diakon Bonifatius gegeben haben (ep. 10, 6).

[5] Reeves Adamn. 57, vita S. Ciaran. 31; Jon. 47 zitiert bei Greith, Altirische Kirche 308. Über Pferdehandel s. Wasserschleben, Bußbücher 129.

[6] Greg. Tur. virt. Mart. 4, 29. Schon Ammianus schreibt: commerciis vetitis ultima necessariorum inopia barbari stringebantur (27, 5).

[7] Vogel, Seeschiffahrt 66.

Bisant für kleine Münzen im Altdeutschen.[1] Schon lange vor der Völkerwanderung war aus dem römischen Reich eine Menge Gold ausgeströmt, und infolge davon hatte im Reiche selbst der Goldwert eine Steigerung erfahren, Gold verhielt sich zu Silber gleich 15 : 1. Dagegen schätzten die Germanen das Gold viel geringer, wie manche meinen, gleich 10 : 1.[2] Im übrigen schlossen sie sich an die römische Rechnungsweise an. Seit Konstantin stellte der Goldsolidus den 72. Teil eines Goldpfundes (324 Gramm) dar und wog $4\frac{1}{2}$ Gramm (ein früheres Goldstück zu 20 ℳ wog 7 Gr.) Auf ihn gingen 20 Silberdenare im Gewicht von 3,4 Gramm ($\frac{1}{96}$ Pfund), gegen Schluß des vierten Jahrhunderts aber 24 Silbersiliquen von je 2,7 Gramm, das Verhältnis zwischen Gold und Silber sank damit von 15 : 1 auf 14,4 : 1, und dieses Sinken setzte sich im Frankenreiche bis in die Karlingerzeit fort.[3] Da so der Silberwert im Vergleich zum Goldwert stieg, rechneten die Franken auf den Goldsolidus (Aureus) oder Goldschilling weniger Silbersiliquen als früher. Denn es erscheint seit dem Ausgange des sechsten Jahrhunderts als allgemeine Rechnungsweise ein Goldschilling von vierzig Denaren. Wären unter diesen neuen Denaren dieselben Münzen zu verstehen, die uns unter Konstantin begegnen, so müßten wir eine Wertverminderung des Silbers annehmen, die aller Wahrscheinlichkeit widerspricht. Die neuere Forschung hat nun aber erwiesen, daß unter den neuen Denaren Halbsiliquen zu verstehen sind.[4] Da zugleich der Goldschilling nur noch das Gewicht von einundzwanzig Siliquen besaß, so beschränkte sich die Werterhöhung des Silbers nur darauf, daß auf den Schillung statt einundzwanzig Siliquen zwanzig, d. h. vierzig Halbsiliquen (Denare genannt) gezählt wurden. Schon die konstantinische Zeit belegte mit dem Namen Denare auch geringere Münzen, Siliquen. Daß der Name auf Halbsiliquen im Gewicht von 1,36 Gramm[5] überging, ist allerdings auffallend und nicht geklärt. Die aus den Merowingergräbern zutage gekommenen Silberstücke sind so dünn, daß sie nur als Sechstel-, Zwölftel-, Vierundzwanzigstel-Siliquen betrachtet werden können. Mit dem sinkenden Goldwerte verringerte sich das Denargewicht langsam, bis Pippin wieder zum Gewicht der Halbsiliqua zurückkehrte. Der Goldsolidus von vierzig Denaren liegt namentlich in den Volksgesetzen der Frankenzeit der Geldrechnung zugrunde und verband sich mit einer naturalwirtschaftlichen Schätzung der Lebensmittel. Eine dunkle Erinnerung, daß die Kuh

---

[1] Cheisuringu im Hildebrandslied; casering in zwei angelsächsischen Bibelübersetzungen für Drachme.

[2] Vgl. Tac. G. 5; ebenso einst die Römer, Plin. 33, 15,

[3] Denn im Ediktum Pistense von 864 stellt sich dieses Verhältnis nur noch auf 12 : 1.

[4] Hilliger, Historische Vierteljahrschrift 1903, 202.

[5] Der Feinsilbergehalt beträgt etwa 1,24 Gramm.

einst als Werteinheit galt, bestimmte dazu, sie als einen Solidus zu schätzen. Der Stier galt drei Solidi, ein Pferd zwölf, so viel wie ein Leibeigener. Das Wergeld, die Pachtzinse durften allgemein in Vieh oder Naturalien bezahlt werden.

In der früheren Merowingerzeit kommen noch ungeheure Summen vor: die Kirche zu Reims kaufte zu Beginn des sechsten Jahrhunderts ein Landgut um 5000 Pfund Silber. Etwas später verurteilte ein Statthalter einen Archidiakon Vigilius, dessen Leute siebzig Gefäße mit Öl und Fett aus Schiffen gestohlen hatten, außer einer Körperstrafe zu 4000 Schilling; der König hob das Urteil auf und verurteilte den Statthalter zur vierfachen Summe. Auf die Bitte des Bischofs Desideratus von Verdun lieh ihm der König Theudebert für die dortigen Handelsleute 7000 Goldstücke, die viel Nutzen brachten, und nahm nicht einmal einen Zins an. Von solch hohen Summen hören wir später nichts mehr; denn es fehlte an jedem Metallzufluß. Der Geldhandel ging gewaltig abwärts und fiel schließlich ganz den Juden zu.

Noch beteiligten sich zwar immer Christen am Darlehnsgeschäfte, und es begegnen uns sogar Geschäfte dieser Art, die schon bedenklich dem Wucher glichen. Zur Zeit Gregors des Großen hatte ein gewisser Maurus für 400 Solidi Waren gekauft und dafür, weil er die Summe erst später zu bezahlen hatte, zwei Schuldscheine im Betrage von 500 Solidi ausgestellt. Da er aber an den Waren einen beträchtlichen Verlust erlitt, bezahlte er nur 410 Solidi und rief, von den Gläubigern bedrängt, die Hilfe des Papstes Gregor an. Dieser erklärte die Sache für kein Wuchergeschäft, empfahl aber Milde. Da nach der Einführung des Zinsverbotes die Darleiher oft den Ausweg eines Scheinkaufes oder Pfandkaufes wählten, wurde die spätere Zeit hierin strenger, und im elften Jahrhundert wurde die „Satzung" verboten. Das erste allgemeine Zinsverbot begegnet uns 787 und 789. Seine Voraussetzung liegt in dem naturalwirtschaftlichen Charakter der Zeit, in dem Vorwiegen der Naturanleihe, in dem Gegenseitigkeitsverhältnis, worin die Nachbarn standen. Daher verbindet es sich immer mit dem Kampf gegen den Preiswucher, und es richtet sich ebenso gegen den Preiswucher wie gegen den Zinswucher. Doch fehlte ihm noch die Schärfe der späteren Verbote, es verlangte keine Restitution und ließ viele Auswege offen. Dagegen verabscheute die Kirche überhaupt die Ansammlung von Reichtümern. „Wer unnütze Reichtümer sammelt," heißt es in einem Bußbuch, „soll wegen dieser Torheit ein Drittel des Vermögens den Armen geben."[1] Der Handel schien unvermeidlich in Unehrlichkeit und andere Unordnungen zu stürzen.[2]

[1] Poen. Ps. Egberti add. 7; Wasserschleben, Bußordnungen S. 346.

[2] Kaufleute machten sich besonders der Unzuchtsünde schuldig. Daher rät ihnen Cäsarius zu Hause zu bleiben; serm. 289; M. 39, 2294.

Um so ungestörter konnten die Juden sich rühren. Ein unmenschlicher Darleiher durfte nach einer irischen Bestimmung ungescheut zwanzig Prozent verlangen;[1] kein ernstliches Gesetz störte sie in ihrer verderblichen Tätigkeit. Ihr Talmud forderte sie sogar direkt zum Wucher auf: „Fünfzig Silberstücke, die arbeiten," heißt es dort, „sind so viel wert wie zweihundert, die nichts tun." „Hundert Geldstücke im Handel angelegt gewähren euch alle Tage Fleisch und Wein. Hundert Stück auf die Landwirtschaft verwendet geben euch nur Salz und Gemüse."[2]

---

# XV. Die Sklaverei.

---

## 1. Sklavenhandel.

Der einträglichste Zweig des Warentausches war der Sklavenhandel, der allen christlichen Grundsätzen zum Trotze immer noch üppig blühte.

In der Sklaverei geborene Kinder konnten die Christen auch nach streng kirchlicher Anschauung wohl verkaufen, und oft müssen nicht nur Priester, sondern auch Bischöfe in die Lage gekommen sein, Unfreie zu veräußern. Die Kirche konnte das nicht schlechtweg verbieten, sie suchte nur zu verhindern, daß solche verkaufte Sklaven Juden und Nichtchristen verfielen. Die 650 zu Chalon an der Saone versammelten Bischöfe setzten es beim König Chlodowech II. durch, daß in Zukunft kein christlicher Sklave aus dem fränkischen Reiche hinaus verkauft werden dürfte, eine Bedingung, die später Karl der Große wiederholte, nachdem schon römische Kaiser ein ähnliches Gesetz erlassen hatten. Umgekehrt erleichterte die Kirche die Befreiung der in Judenhänden befindlichen Sklaven. Seit langer Zeit suchten sich Juden und Christen Sklaven abzutreiben, indem die Juden die Sklaven zu ihrer Religion überzutreten zwangen, die Christen aber den Judensklaven die Taufe heimlich beibrachten. In diesem Streite traten die Konzilien gegen die Juden auf, verlangten die Freilassung eines von Juden zu ihrer Religion genötigten Sklaven und die Abtretung eines gekauften Sklaven um einen geringen Preis, um zwölf Solidi, während der gewöhnliche Preis dreißig Solidi betrug.[3]

---

[1] Synodus Hibernensis 700 c. 18 verlangt den fünften Teil der Schuld als Pfand, c. 21 für säumige Schuldner je den fünften Teil als Monatszahlung; Mansi 12, 129, 130.

[2] Stobbe, Juden in Deutschland S. 6; Waitz, Verfassungsgeschichte II, 177.

[3] So nach der Bestimmung des Konzil v. Macon 581 c. 16. L. Visig. 12, 3, 12.

Im römischen Reiche war der Mindestsatz zwanzig Solidi gewesen, aber während der Völkerwanderung waren die Preise tief gesunken, da die Eroberungen der Germanen viele in die Knechtschaft hinabstieß. Die Sieger verkauften die Besiegten, die Gläubiger die Schuldner, die Kläger die Verurteilten, wenn sie das Wergeld nicht bezahlen konnten, die Gatten ihre Frauen, die Eltern ihre Kinder.[1] Die Kinder aus Ehen zwischen Freien und Unfreien waren ohnehin in der Regel unfrei, ebenso ausgesetzte Kinder. Fremdlinge, Flüchtlinge verloren oft ihre Habe und Freiheit.

Nach dem Rechte verfielen der Verknechtung Hochverräter, Frauenräuber, Fälscher, Ehebrecherinnen, Verbrecher gegen das keimende Leben, solche, die an Sonntagen oft nacheinander arbeiteten. Wer am Sonntag Knechtsarbeit tat, reihte sich damit selbst unter die Knechte ein. In England kam sogar der Verkauf übers Meer als Kirchenstrafe vor.[2] Ein Abt von Glastonbury weigerte sich entschieden, ein kriegsgefangenes Mädchen herauszugeben. Gregor der Große rühmt die Engelsgesichter der auf dem Markte zu Rom ausgestellten jungen Angeln und bedauerte, daß die Lieblichkeit und Anmut ihrer Stirne eine gnadenlose Seele widerspiegele.[3] Manche hatten Glück wie die hl. Bathildis, andere um so größeres Mißgeschick. Bonifatius berichtet, daß junge Angelsächsinnen die schlechten Häuser der italienischen und gallischen Städte bevölkerten.[4]

Ein Roman des sechsten Jahrhunderts schildert den Sklavenmarkt gerade so, wie er Jahrhunderte zuvor bestand.[5] Ein schönes, durch Seeräuber ausgestelltes Mädchen von vornehmer Herkunft erregte die Kauflust des Stadtpräfekten und eines Kupplers, die sich gegenseitig von 10 auf 100 Goldstücke steigerten. Um diesen Preis gelangte die Jungfrau in das Haus eines Kupplers, wo der Stadtpräfekt sie als bald aufsuchte, sie aber aus Mitleid schonte und reichlich beschenkte. Auch andere Besucher folgten diesem Beispiele, und sie gewann so viel Geld, daß sie sich loskaufen konnte.

---

[1] Ut quicumque ingenui filios suos, quod et de ipsis liberis hominibus, qui se vendunt, observari volumus, qualibet necessitate seu famis tempore vendiderint ipsa necessitate compulsi, emptor, si quinque solidis emit, sex recipiat; Nov. Val. III t. 32; ed. Pistense c. 34 M. G. ll. 1, 498; Cap. 2, 326; ed. Theod. 79, 87. Vgl. Greg. Tur. 3, 13; 7, 1; 8, 30; 9, 7, 31; Fredeg. Chron. 37, 87, cont. 20; Vita S. Aniani, episc. Aurel. in Bouqet Hist. des Gaules I, 646; Lib. pontific. Zacharias.

[2] Wihträd, Gesetze (697) c. 26; Hahn, Bonifaz S. 63.

[3] J. Diac. v. 1, 21.

[4] Ep. 78 ad Cuth.; Liebermann, Gesetze der Angelsachsen I, 31. Bathildis, eine Angelsächsin, war in jungen Jahren durch Seeräuber nach Frankreich verkauft worden, hatte aber einen guten Herrn gefunden und gelangte sogar auf den Königsthron.

[5] Apoll. Tyrius (Wels. op. 695).

## 2. Schlechte Behandlung.

Die Sklaven erfuhren zum Teil eine recht grausame Behandlung, da das Recht und der Staat sie ungenügend schützte. Die Volksgesetze standen immer noch auf einem niederen Standpunkt, behandelten die Sklaven wie eine Sache, wie Tote, Tothänder und machten die Herren genau so haftbar für ihre Verschuldungen wie die Tiere. Wir hören viel von Verstümmelungen und Mißhandlungen, die an die alte römische Zeit erinnern. Von einem Franken Rauching erzählt Gregor: „Wenn etwa ein Diener, wie es zu geschehen pflegt, beim Gastgelage vor ihm eine brennende Wachsfackel hielt, ließ er ihm die Schienbeine entblößen und so lange die Fackel darauf stoßen, bis sie erlosch, und wenn sie dann wieder angezündet war, setzte er es fort, bis die Schienbeine des Fackelträgers ganz verbrannt waren. Wenn jener aber zu schreien oder sich von der Stelle zu bewegen versuchte, drohte er ihm sofort mit gezücktem Schwert, und während jener weinte, jauchzte er auf vor großer Freude." Ein anderer marterte einen Sklaven grausam zu Tode, weil er sich ohne seine Erlaubnis verheiratet hatte. Gegen die Grausamkeit ihrer eigenen Herren konnten die Sklaven nicht vor Gericht klagen, außer in seltenen Fällen, da sie nicht gerichtsfähig waren; daher hatten alle die Gesetze, die Verletzungen verboten, nur gegen fremde Sklaven eine Wirksamkeit.

Das römische Recht war hierin schon viel weiter vorangeschritten. Daher konnte ein römischer Feldherr einen Germanen hinrichten lassen, der seinen eigenen Knecht erschlagen hatte.[1] Nach einer nordischen Sage wollte ein reicher Häuptling, der seinen Knecht getötet hatte, weil er sein Leibroß geritten, sich durch ein Wergeld von der Strafe lösen, wurde aber vom Gericht geächtet, und der Bruder des Getöteten, Sam, setzte sich in den Besitz seines Hauses. Sechs Jahre später nahm der Verbannte Rache und erniedrigte Sam zu seinem Hörigen.

Die Volksgesetze gestatteten nur dann eine Tötung, wenn der Sklave größere Diebstähle ausführte, eine Frau raubte, ein Mädchen oder eine Witwe verletzte, die Grenze verrückte und Gewalttätigkeiten sich gegen Freie erlaubte.[2] Nach anderen Gesetzen sollte einem Unfreien, wenn er eine freie Frau geschlagen, jemand die Zähne ausgebrochen, Münzen verändert, Aufruhr gestiftet hatte, die rechte Hand abgehauen, und wenn er Feuer an kirchliche Gebäude und Gegenstände gelegt hatte, ein Auge ausgestochen werden.[3] Kleine

[1] Agath. 2, 7.

[2] Für Frauenraub traf ihn nach anderen Gesetzen die Kahlscherung und dreihundert Geißelhiebe. L. Visig. 3, 3, 8.

[3] Si autem ingenuus cum ancilla moechatus fuerit, 15 solidos culpabilis iudicetur. Si autem servus hoc fecerit, 3 solidos culpabilis iudicetur, aut castretur. Lex Rip. 58, 17; M. G. ll. 5, 246.

Diebstähle und Verletzungen wurden wohl mit dreihundert, zweihundert Rutenhieben bestraft. Mit der Geißelung verband sich die Kahlscherung, wenn ein Sklave einen großen Raub oder Waldbrand oder einen Mord auf Befehl des Herrn verübt hatte. Wenn ein Fremder einen Sklaven schlug, berechneten die Volksgesetze jeden Zahn, jedes Ohr, jedes Auge und jeden Finger.[1]

Freie, die mit einer Sklavin verkehrten, mußten drei, sechs, fünfzehn Solidi dem Herrn der Sklavin als Entschädigung zahlen.[2] Frauen aber, die sich mit Sklaven einließen, bestrafte das alte Recht mit dem Tode oder mit der Unfreiheit, ganz im Sinne der Römer, die solche Verbindungen über alles verabscheuten. So erklärt es sich, daß ihre eigenen Verwandten ein Mädchen aus guter Familie verbannten, das ein Kleriker, sozusagen ein Kirchensklave, entführt hatte; diesen sperrten sie ein, bis der Bischof ihn befreite. Freilich gestatteten die Frauenwerkhäuser, die Gynäceen und „Herbergen" noch viele Freiheiten aller Art, obwohl gewisse Bedingungen Sklavinnen sicherstellten gegen die Verpflichtung zum Chwiltiwerch, zur Pest- oder Nachtarbeit, die mit einem Frauenzimmer notwendig verknüpft zu sein schien. Gesetzliche Verbindungen zwischen Freien und Unfreien, ja sogar die Ehen freier Frauen mit Sklaven haben die Könige erleichtert alten Ordnungen und in der Volksitte wurzelnden Vorurteilen zum Trotze. Sagen von Rittern, die aus dem Reiche der Toten sich Frauen holten, widerspiegeln dieses Vorurteil.[3]

Um Mißbräuche und die Notzucht zu verhindern, gewährten Gesetze einer Sklavin, die der Herrenlust gedient hatte, die Stellung eines rechten Weibes und unter Umständen die volle Freiheit.[4] Die Kirche ging noch weiter und knüpfte die nämliche Folge an jede stärkere Mißhandlung, an das Ausschlagen eines Auges, eines Zahnes, an den Zwang zur Sonntagsarbeit, zum Fleischgenuß an einem Freitag. Sie wies das Opfer unmenschlicher Herren zurück, gewährte den Sklaven, wenn ihr Herr sie verfolgte, ein Asyl,[5] erleichterte ihre Flucht und empfahl eine baldige Verjährung der Herrenrechte. Salvian entschuldigte die Flüchtlinge, nur die äußerste

---

[1] Ein Zahn kostete 2 Goldsolidi, ein Auge 6 oder gar 18, der Daumen 4 Goldsolidi, nach ed. Roth. 105 ff.; bei den Liten das Doppelte; die lex Rip. setzt durchschnittlich 18 Solidi, für die Kastrierung 36 Goldsolidi fest.

[2] Wenn es sich um einen Kronsklaven handelte, mit 30 Solidi. Das angelsächsische Recht hat dafür 6, 25, 50 Solidi

[3] Über die Sagen von toten Frauen s. Uhland, Schriften VIII, 458.

[4] M. G. Cap. 1, 40; Wasserschleben, Bußbücher 117, 222; Decr. Grat. II C. 29. q. 2. Das langobardische Recht verlangt eine Urkunde gairethinx (von thinx, tingen und gara, gar). Debeat . . . . eam liberam thingare, sic liberam quod est widerbora (ebenbürtig) et legitimam facere per gairethinx — tunc intelligatur esse libera et legitima uxor et filii, qui ex ea nati fuerint, legitimi heredes patris efficiantur (ed Roth. 222).

[5] Caes. Migne 39, 2291; Konzil von Agde 506 c. 62, von Epaon 517 c. 39; Clermont 549 c. 22; von Merida 666 c. 15; von Toledo 675 c. 6, 693 c. 3; Berghamstead 697.

Not, oft sogar der Zwang empörter Mitsklaven treibe sie aus dem Hause, wie sie auch nur großer Hunger zu Diebstählen und die Folter zu Lügen verleite, während ihre Herren sich mit ihren argen Missetaten auf keine Not hinausreden könnten.[1]

Die Fluchtversuche nahmen eine solche Ausdehnung an, daß die Könige mit Gesetzen einschreiten mußten, die nicht viel halfen.[2] Die Sklaven hatten Freunde genug, die ihnen Dienste leisteten. So konnten sie sogar ihren Herren Pferde und Schätze entführen und ritten mit Schätzen beladen davon, wie Volksrechte voraussetzen[3] und die Geschichte des Knechtes Attalus beweist. Attalus, der Neffe eines Bischofs, war als Geisel in die Hände eines Franken gekommen und sein Pferdeknecht geworden. Ihn zu befreien, erbot sich der Koch des Bischofs, Leo, und er ging hin und verdingte sich jenem Franken als Koch. Durch seine Kunst erwarb er sich die Liebe seines Herrn und ersah die Nacht nach einem üppigen Mahle zur Rettung des Attalus. Er weckte diesen, hieß ihn zwei Pferde satteln und stahl sogar Schild und Schwert aus dem Gemache seines Herrn. Als dieser erwachte, gab Leo vor, er wolle den Attalus rufen, daß er die Pferde auf die Weide treibe. Beide gingen hinaus und fanden die Hoftüre, die sonst bei Nacht mit Keilen geschlossen war, offen. Nach einigen Abenteuern gelangten sie am Sonntagmorgen nach Reims, eben da die Glocken zur Frühmette läuteten. Ein Priester, zu dem sie gingen, reichte den Hungrigen Brot in Wein getunkt, obwohl es gegen die allgemeine Sitte war, am Sonntag vor der Messe etwas zu genießen, und rettete sie vor den Nachstellungen des Franken. Von einer ähnlichen Flucht seines Ahnen Leupichis, den die Avaren geraubt hatten, erzählt der Langobarde Paulus Diakonus. Der Flüchtling folgte lange der Spur eines Wolfes durch Wildnis und steiniges Bergland und wollte, von entsetzlichem Hunger gequält, das führende Tier mit dem Pfeile erschießen. Da entwich es und ließ den Flüchtling ratlos zurück. Ein himmlischer Traum tröstete ihn, und er gelangte zu Slawen, die ihn mit Speise versahen und ihm den Weg zeigten.

Da die Sklaven, zumal mit Schätzen beladen, bei ihren Fluchtversuchen leicht Helfershelfer fanden, belegten die Goten mit Strafen den, der einen Sklaven zur Flucht veranlaßte, ihm einen Rat gab, den Weg wies, ihm Überfahrt und Unterschlupf gewährte, und zwar mit Strafen, die dem Werte eines Sklaven gleichkamen. Noch über die römischen Gesetze hinaus verpflichteten germanische Verordnungen jeden Fremden, der einkehrte, dem Richter oder Beamten sich vorzustellen, ob er sich auch als Freier bekannte.[4] Wer einen flüchtigen Sklaven einfing, bekam eine Belohnung, zwei Solidi für

---

[1] Gub. 4, 13 (3).
[2] M. G. Cap. 1, 7. Konzil von Orleans 511 c. 3.
[3] L. Burg. 20, 1, 2; 6, 1; Visig. 9, 1, 11.
[4] Ed. Theod. c. 80; l. Visig. 9, 1, 3. Ed. Roth. 278.

einen Mann und einen Solidus für ein Pferd, wenn jener eines mit entführt hatte. Die Herrschaften verpflichteten sich, die Diener sich gegenseitig auszuliefern. Die eingefangenen Diener durften verstümmelt oder gefesselt werden. Diese Gesetze verhinderten natürlich nicht die Flucht der Sklaven, sondern nötigten nur zu größerer Vorsicht und die Herren zu größerer Milde.

### 3. Besserstellung.

Religion, Sitte und Recht wirkten zusammen, die Unfreien zu größerer Selbständigkeit zu erheben. Wenn sie im Dienste ihrer Herren Waffen trugen, kam ihnen bei der hohen Schätzung des Waffenrechtes, die den Germanen eigen war, dieser Umstand auch vor Gericht zugute; sie konnten sogar Gottesurteile ausfechten und ihre Freiheit mit den Waffen bewähren, wenn ein anderer Mann sie als eigen ansprach und ihnen ein unfreier Kämpfer entgegengestellt wurde. Ausnahmsweise durften sie sogar mit den Waffen gegen Freie auftreten. So forderte den Verleumder einer langobardischen Königin ihr Sklave zum Zweikampf heraus und reinigte sie von dem Verdacht des Ehebruches. Trotz kirchlicher Verbote durften die Unfreien Zeugschaft, Eideshilfe leisten, mußten sich aber auf die Folter gefaßt machen. In der Landesnot wurden sie zur Waffenhilfe aufgeboten. Bei einer westgotischen Waffenerhebung wurden alle Freien, ja auch die Kronsklaven ermahnt, den zehnten Teil ihrer Diener zu bewaffnen. Gegen Räuber und Diebe mußten Unfreie mit den Freien ausziehen, und die Notwehr gestattete ihnen einen weiten Spielraum.[1]

Manchmal ermordeten Sklaven ihre eigenen Herren, und zwar zu Zeiten und an Orten, wo der Friede herrschte. So erstickten sie den Redner Lampridius, einen Freund des Sidonius, der etwas jähzornig und der Astrologie ergeben war, legten ihn umgekehrt auf den Boden und besprengten ihn mit Blut, um den Schein zu erwecken, er sei am Blutsturz gestorben. Dann flüchteten sie, aber der Hauptschuldige wurde doch ergriffen und gefoltert. Ein gewisser Sicharius schlug einmal einen Knecht, um ihm einen Befehl einzuschärfen. Da stürzte dieser mit dem Schwert seines Herrn auf ihn los und verwundete ihn. Als Sicharius zu Boden fiel, eilten seine Freunde herbei, ergriffen den Schuldigen, hieben ihm Hände und Füße ab und führten ihn zum Galgen.

Wenn die Unfreien zusammenstanden, konnten sie wohl ihre Herren zum Nachgeben und zur Milderung ihres Loses zwingen, und mancher Sklavenaufruhr war nicht ganz erfolglos.[2] Viele Herren waren

[1] L. Lang. l. Pap. Guid. c. 2; M. G. ll. 4, 559; Cap. 1, 7; 2, 272; Ed. Roth. 280 (284); L. Sal. 38, 7; Rip. 19, 3.

[2] Daher erhoben sich z. B. guter Hoffnung die Knechte und Mägde des Arnulfklosters von Crèpes und wollten die tote Hand abschütteln. Freilich

schon von Natur aus zur Milde geneigt, andere aus Berechnung. Von einem Landherrn rühmt Sidonius, er habe sowohl übertriebene Strenge als Milde vermieden, seine Sklaven gut erzogen, habe nicht gewütet, wenn er einen Fehler entdeckte, seine Untergebenen mehr wie ein Richter als wie ein Meister behandelt und habe gern einen Rat angenommen; daher seien auch die Sklaven folgsam, brauchbar, freundlich und zufrieden gewesen.[1] Sidonius selbst behandelte seine Sklaven milde. Sein Vorleser Constans hatte einmal einen Brief verloren, den er ihm hätte überbringen sollen. Da wagte er seinem Herrn nicht unter das Gesicht zu treten und schickte einen anderen Diener zu ihm; Sidonius verbat sich auch für mehrere Tage, daß der „dumme Merkur" unter sein Gesicht komme. Die Neugierde trieb ihn aber doch an, denselben auszuforschen, ob er keine mündliche Botschaft zu überbringen wisse. Da warf sich der Unglückliche zu seinen Füßen nieder, wagte ihn aber nicht anzusehen und stammelte, er wisse von keiner mündlichen Botschaft. Sidonius konnte nichts anderes tun, als nochmals einen Boten um eine Antwort fortschicken. Die Sklaven des Sidonius waren, als er einmal bei einem Gastfreund einkehrte, von dem Weinkeller nicht wegzubringen.[2]

Ein vornehmer Herr hielt auch seine Sklaven gut, seine Stellung schattete auf sein ganzes Gesinde ab. Daher genossen Kron-, Kirchen- und Klostersklaven das beste Recht, ein gleich hohes Wergeld.[3] Niedere Kleriker, schlichte Klosterbrüder und Sklaven nährten sich zusehends. Schon äußerlich ordneten sich die Mönche wie die Sklaven und Soldaten in Dekurien, Kontubernien und vielfach in Centurien,[4] und die Arbeit, die knechtliche Arbeit trieben die einen wie die andern. Manche Herren verwechselten sogar Frauenwerkhäuser und Frauenklöster. Manche Betbrüder stellten sich närrisch, um nicht arbeiten zu müssen;[5] manche zogen als Pilger umher, und manche machten Bediente. Im Herrendienst kamen die Leute leicht empor. Im „Gesinde", unter den Antrustionen, Buccellarien[6] vermischten sich Freie und Unfreie, und von den einen wie von den andern beanspruchte der Herr einen großen Teil der Zeit und einen Teil des Nachlasses.[7] Ein königlicher Marschall Grimold, der mit einer

---

ein Schiedsspruch der Gräfin Adela fiel zu ihren Ungunsten aus; Guérard Poliptique II, 370. Vgl. Greg. M. ep. 3, 1.

[1] Ep. 4, 9: servi utiles, rustici morigeri, urbani amici, obedientes. Ebenso wie Vectius wird Philagrius und Philimatia gerühmt (7, 14; 2, 8).

[2] Cum vel pauxillulum bibere desiisset asseclarum meorum famulorumque turba compotrix, quorum cerebris hospitales craterae nimium immersae dominabantur; ep. II, 9. Vgl. Greg. h. F. 10, 27.

[3] L. Al. 8. Jene hießen fiscalini, diese tabularii. 121 (71, 147).

[4] S. S. 121 (71, 147); Schaub, Sklaverei 113.

[5] S. S. 51; II, 456; Boll. Sept. VI, 478.

[6] Pueri, satellites. Greg. 10, 27; Jul. 17.

[7] Bei den Goten die Hälfte wie der Römer von den Freigelassenen.

Schar Wächter nachts die Pferde zu bewachen pflegte, hatte zu Genossen einen Mann guten Geschlechtes, Franko, dessen Bruder Hariolf, Besitzer von drei Bauerngütern, im Virngrund das Kloster Ellwangen gründete; beide gesellten sich mit der Zeit zu ihm.[1] Diese Hofdiener waren geschickte Leute; denn wie bei den Römern wurden die geschicktesten, ergebensten Unfreien im Hausdienst verwendet als Jäger, Marschalle, Schenke, Schild- und Schwertträger, und viele zeichneten sich durch ihre Treue aus.

Rührend ist die Treue, deren sich manche langobardische Herren erfreuten, die nicht gerade im Rufe besonderer Milde standen. Einem hartbedrängten Königssohne rief sein Erzieher mitten unter den Belagerern die frohe Botschaft zu, es nahe die Hilfe seines Vaters Grimoald. Die Feinde schlugen nun dem Kühnen den Kopf ab und schleuderten ihn über die Mauer, wo ihn der Königssohn weinend vor Freude küßte und an heiliger Stätte beisetzte. Der Diener des von Herzog Garibald ermordeten Godibert rächte seinen Herrn, stieß Garibald am Osterfeste im Gedränge der Kirche, auf einem Taufstein stehend, nieder und wurde alsogleich selbst getötet. Ebenso treuer Diener erfreute sich Godiberts Bruder, Berthari, dessen sich Grimoald zu entledigen suchte, obwohl er ihm Sicherheit gelobt hatte. Mit erheuchelter Huld lud er nämlich den Berthari zum Mahle und Gelage ein und wollte den Trunkenen ermorden lassen, aber ein treuer Diener, der dem Eingeladenen den königlichen Schemel zutrug, flüsterte ihm eine Warnung zu, und sein Begleiter Unulf und sein Kämmerer retteten ihn aus dem Schlafgemach, indem sie ihm zum Scheine mit seinem Unter- und Oberbett und einem Bärenfell beluden. So trieb ihn Unulf wie einen unverschämten Knecht zur Tür hinaus, schlug und schalt ihn, als hätte der Nichtsnutz frech sein Bett in die Schlafkammer des Herrn gestellt. Da nun die gedungenen Mörder eindringen wollten, hielt sie der Kämmerer lange zurück mit der Bitte, sie möchten den trunkenen Berthari schonen, bis dieser entflohen war. Diese Treue machte sogar auf den bösen König einen Eindruck, so daß er davon abstand, die Diener mit dem Tode zu bestrafen.

Selbstverständlich war diese Treue, diese selbstlose Hingabe keine allgemeine Regel. Nicht alle Hofdiener bewährten sich, gerade jene oft am wenigsten, denen man am meisten zutraute, die sich durch Geschmeidigkeit und Untertänigkeit hervortaten. Der Sohn eines unfreien königlichen Winzers, ein gewisser Leudast, kam frühe in die königliche Küche; da er triefäugig war und den Rauch nicht ertragen konnte, entfernte ihn der Aufseher von der Mörserkeule und schickte ihn an den Backtrog. Bald aber schwang er sich zum Pferdeaufseher und Stallgraf des König auf. Später wurde er einem Gau als Graf vorgesetzt, verübte viele Grausamkeiten und

[1] M. G. ss. 10, 13.

Verbrechen, wurde gebannt und exkommuniziert und mußte mit seinen Schätzen entfliehen. Nach langem Umherirren gelang es ihm, vom König einen Brief zu erwirken, wonach er wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen werden sollte, aber die Königin Fredegunde widersetzte sich seinem Ansinnen. Wegen des Bannes konnte er in der Kirche kein Asyl finden und konnte so von den Dienern der Königin gefangen und zu Tode gequält werden.

Hofbedienter, Ministeriale, Kron- oder Kirchensklave konnte nicht jeder Unfreie werden, wohl aber durften unzählige ein Gütchen erwerben und eine Ehe schließen. Als Kolone, mansuarius, casatus, hobarius hatte mancher ehemalige Freie zu Genossen, ja wohl eine Freie zur Frau und verfügte selbst wieder über Knechte.[1] Allerdings bereiteten die Ehen Unfreier viele Schwierigkeiten, wenn sie verschiedenen Herren und Ständen angehörten. Dem Sidonius entführte der Sklave seines Freundes Pudens die Tochter seiner unfreien Amme, und Sidonius schrieb aus diesem Anlaß: „Diese Handlung hätte uns beinahe zu Feinden gemacht, wenn ich nicht erfahren hätte, daß es ohne deinen Willen geschah. Doch du entschuldigst dich und bittest um Straflosigkeit. Ich gewähre sie unter der Bedingung, daß du den Entführer freiläßt und sein Patron wirst; denn das junge Mädchen war schon frei. Dein Mann soll sie dann heiraten, nachdem er aus einem Hörigen ein Klient, aus einem Kolonen ein Plebejer geworden ist.“[2]

Freilich die wenigsten Herren konnten sich mit einer solchen Freiheit befreunden, wie alte Rechtsprichwörter beweisen: „Trittst du meine Henne, so wirst du mein Huhn.“ „Kinder folgen der ärgeren Hand.“ „Das Kalb folgt der Kuh.“[3] Nicht selten mußten die Unfreien ihre Kinder unter ihre verschiedenen Herren teilen lassen; im günstigsten Falle mußten sich die Abziehenden loskaufen oder eine lebenslängliche Rente zahlen.[4]

Die Freilassungen nahmen immer mehr zu, so daß die Sklaven nur mehr ein Zwölftel der Bevölkerung ausmachten. Viel trug dazu der Umstand bei, daß die Kirche dieses gute Werk förderte, um so mehr, als ihr Patronat sich dadurch erweiterte. Die Freigelassenen bedurften wie zu Rom eines Patrones, und dazu wählten sie womöglich eine Kirche oder ein Stift. Die Kirche suchte aber ihren Schutz überhaupt über alle Freigelassenen auszudehnen und sie ihrer Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, was ihr freilich nicht

---

[1] S. oben S. 165. [2] Ep. 5, 19.

[3] Fructus sequitur ventrem; das gilt nach ed. Theod. 66 auch für den Fall, daß die Mutter höher steht; dagegen folgen nach ed. Roth. 218 die Kinder der ärgeren Hand, also dem Vater, wenn er niederer steht. Während nach der lex Salica (29, 5) der Freie, der unter seinem Stande heiratete, der Knechtschaft verfiel, traf dieses Los nach ed. Roth. 217 nur die freie Frau, die einen Liten heiratete; sie konnte aber sich und ihre Kinder nach dem Tode ihres Gatten mit dem Muntschatz (mundium) lösen.

[4] Mundium, manus mortua, forismaritagium.

gelang. Einen allzu großen Eifer mußten die Konzilien an ihren eigenen Kirchenvorständen zügeln.[1] Sie gestatteten, daß Freigelassene der Kirche, wenn sie Prozesse gegen ihre Wohltäter führten oder sonst widerspenstig waren, wieder in den früheren Stand zurückversetzt würden. Wenn sich aber ein Freier selbst in die Sklaverei verkauft hatte, so sollte er auch gegen den Willen des Herrn wieder frei sein, wenn er die Kaufsumme ersetzte. Wer einen Freien zum Sklaven machte, sollte gleich einem Mörder behandelt, wer einen Freigelassenen, mit schweren Bußen belegt werden. Der hl. Bavo hatte zur Zeit seines weltlichen Lebens einen Freien verknechtet und verkauft. Als er ihn später traf, flehte er ihn um Verzeihung an und bat, er möge ihn mit Ruten schlagen, sein Haupt scheren, wie man Dieben tut, und ihn ins Gefängnis werfen. Dieser tat, was er wünschte, und so büßte Bavo einige Tage im Gefängnis eine Tat seines früheren Lebens.

# XVI. Die Familie.

Solange die Sklaverei bestand, konnte die Familie keine befriedigende Gestalt gewinnen, und die Willkürherrschaft der Männer drückte hart auf die Frauen, freie und unfreie, wie auf die Kinder.

## 1. Die Frauen.

Über die Haustöchter verfügte der Muntwalt, der Vormünder, ziemlich willkürlich. Sie mußten gegen ihren Willen sich verehelichen, fühlten während der Ehe immer die Hand der Männer über sich, fielen nach ihrem Tode in die Gnade von Verwandten zurück und durften nicht „selbmündig" werden. Nun arbeitete die Kirche daran, wie die Sklaven so die Frauen aus ihrer Unfreiheit zu erheben. Sie widerstrebte unnachgiebig der Willkürherrschaft, die das römische und germanische Recht erlaubt hatte, und befreite das Weib aus der Sklaverei, worin sie bei den Germanen so gut wie bei anderen Völkern geschmachtet hatte. Einen Bischof, der vielleicht unter dem Einflusse orientalischer Vorstellung behauptet

[1] Sie geschahen in der Kirche oder mittelst eines Freiheitsbriefes, charta, tabula, epistola (daher chartularii, tabularii) durch einen scheinbaren Loskauf per denarium, durch Mittelmänner per quartam manum, per hantradam, per impans, per sagittam. Die Synoden von Sevilla 590 und Toledo 633 machten die Freilassung der Kirchensklaven davon abhängig, daß der Bischof irgendeinen Ersatz oder eine testamentarische Vermögenszuwendung an die Kirche leiste.

hatte, die Frauen seien keine Menschen im vollen Sinne, hat ein Konzil 585 entschieden zurechtgewiesen.[1] Auch von den Germanen berichten römische Schriftsteller ausdrücklich, daß sie die schwere Feldarbeit den Frauen überließen, eine Sitte, die in rohester Form noch bei wilden Völkern beobachtet werden kann. Nach der Einführung des Christentums verschwand diese Sitte. Wenn auch kein unmittelbares Zeugnis für die Einwirkung der Kirche auf diese Umwandlung vorliegt, so dürfen wir sie doch unbedenklich ihr zum Verdienst anrechnen.

Vielleicht hängt es mit ihrem Einfluß zusammen, daß die Volksgesetze die Frau vor Verunehrung eifrig schützten. Sie bestraften Scheltworte mit zwölf und mehr Solidi.[2] Wer einer Frau die Kopfbinde löste, mußte nach fränkischem Recht dreißig Solidi bezahlen; nach einem anderen Recht kostete die Berührung einer Frau wider ihren Willen an der Hand fünfzehn, am Arm dreißig, an der Brust fünfundvierzig Solidi und die Ermordung einer Frau viel mehr als die eines Mannes. Wer eine noch nicht betagte Frau oder einen wehrlosen Mann tötete, der mußte das doppelte Wergeld erlegen, für getötete Sklaven aber nur das halbe Wergeld oder eine noch kleinere Summe. Selbst Vertraulichkeiten zwischen Geliebten und Verlobten bestrafte die Kirche strenge. In den Bußbüchern heißt es: „Wer eine Frau in seiner Seele liebt, der erflehe sich dafür vom Himmel Gnade und Vergebung. Sucht er ihre Freundschaft zu erringen, so büße er sieben Tage und dabei töte er sein begehrendes Herz durch Fasten und Beten, damit er nicht in Anfechtung falle.“[3] Da indessen vertrauliche Beziehungen zwischen Verlobten schwer zu hindern waren, legte die Kirche auf das Verlöbnis im Sinne des germanischen Rechtes viel mehr Gewicht, segnete die Verlobung ein und behandelte die Verlobten wie halbe Eheleute. Den Bruch des Verlöbnisses bedrohte das germanische Recht mit dem Tode. Diese Strafe verhängte ein burgundisches Gericht über Aunegild, die ihren Verlobten, den Schwertträger des Königs, mit einem gewissen Baltamod betrog. Der König wandelte aber die Strafe in ein Wergeld um, Baltamod mußte hundertfünfzig, Aunegild dreihundert Schilling bezahlen gemäß dem höheren Wert der Frau.

Mit der höheren Schätzung des Verlöbnisses hängt vielleicht die Erscheinung zusammen, daß jetzt eine neue Art von Dichtung entstand. Die Entfaltung der bräutlichen Liebe hatte das Altertum

---

[1] Eine gewisse Zurücksetzung bedeutete das Verlangen, daß die Frauen die hl. Hostie nicht mit den Händen, sondern mit einem Tüchlein empfangen.

[2] Hexe, Füchschen, vulpecula (Dirnchen, Boll. Mai VI, 270) kostete 12, gemeine Dirnen 45.

[3] Si vero diligens feminam inscius alicuius mali propter sermonem, 40 dies poen., osculatus autem eam et amplexatus, 4 quadragesimas poen., diligens tamen mente, 7 dies poen. Poen. Merseb. c. 58. Vgl. c. 57.

nicht begünstigt. Nun aber begegnen uns zuerst bei Venantius Fortunatus Liebeslieder der Braut, worin sie ihre glühende Empfindung ausspricht. Wenn man diese liest, könnte man meinen, das Mädchen habe einen stärkeren Einfluß auf die Verlobung gehabt, als ihr das Recht zuteilte. Hier drückt die Liebende ihre Gefühle in einer ganz neuen Sprache aus: „Fern von dir," singt sie, „breitet sich die Nacht um mich mit dunklen Fittichen, selbst der sonnige Tag ist für mich Nacht, Lilien, Narzissen, Veilchen, Rosen, Lavendel und Anemonen, nichts von alledem erfreut mein Herz; um dich zu schauen, schwebe ich durch Wolken, die Liebe zieht die schweifenden Augen durch das Gewölke. Siehe, dann frage ich gierig die rauschenden Winde, was mir die Luft von meinem Herrn meldet. Ich begehre zu seinen Füßen den Boden zu waschen und dein Heiligtum mit meinen Haaren zu trocknen. Was immer es sein mag, ich will es tragen; alles Harte ist süß. Ich sorge dein, sorge du auch mein." Die glühenden Zeilen erinnern wohl an alte Liebesdichter, sind aber doch unverkennbar durch die christliche Empfindung vertieft.[1] Allerdings müssen auch bereits unzüchtige Minnelieder umgelaufen sein, nach der Strenge zu urteilen, mit der sie die Kirche verfolgte.

Rechtlich hat die Kirche die jungen Mädchen ziemlich freigestellt. Sie wollte verhindern, daß die Muntherren über sie wie über Waren verhandelten. Gestützt auf den römischen Grundsatz, daß ein erzwungener Vertrag nichtig sei, verlangte sie die freie Zustimmung der Braut. Wer gegen den Willen eines Mädchens sie verlobte, verlor nach dem langobardischen Recht die Muntschaft. Sogar gegen den Willen des Munts konnte sich eine Jungfrau verloben; nur verlor sie die Vermögens- und Erbansprüche.[2] Die Entführung eines Mädchens beurteilte die Kirche viel milder als das ältere germanische Recht.[3] Unter ihrem Einfluß schrumpfte der Mahlschatz, Muntschatz, womit der Bräutigam die Muntschaft abkaufte, zu einer kleinen Abfindung zusammen; dafür bekam die Frau eine Leibzucht, ein Wittum. Ursprünglich hatte sie nichts von Hause mitbekommen, keine Mitgift und nur ein geringes Erbrecht auf einige Kleider, die Gerade, genossen. Als sie unter dem Einfluß fremder Rechte eine Mitgift erhielt, mußte der Mann sie durch den Gegenkauf, den Mantelkauf, den Brautkauf, die Drittelsmehrung, die Zugabe „widerlegen". Nach keltischem, griechisch-römischem Rechte sollte die Widerlegung gleich groß sein wie die Mitgift und einen Schutz bieten gegen die Untreue des Mannes und sollte das Wittum die Erziehung der Kinder erleichtern.

Heiratsschwindler, an denen es schon damals nicht fehlte,

---

[1] Biese, Naturgefühl S. 71.

[2] Edict. Rothari 188 ff.; vgl. Konzil von Compiègne 757 c. 6.

[3] Nach fränkischem Recht konnte die Entführung der Frau mit einem Wergeld gebüßt werden; sie kostete 62½ Solidi, so viel als der Raub einer Viehherde.

wußten die Ordnung wohl zu durchbrechen. Von einem Abenteurer erzählt Sidonius, er habe sich bei den Bürgern und bei dem Bischof einzuschmeicheln gewußt, im Hause einer reichen Witwe die Tochter umgarnt und ihre schöne Mitgift mit einem weitentlegenen Gute widerlegt, das er als recht groß schilderte, während es in Wirklichkeit lächerlich klein war. Nachdem er die Tochter heimgeführt, setzte er das Heiratsgut in klingendes Geld um und entwich in seine Heimat. Zu spät merkte die Mutter das falsche Spiel und wollte auf Betrug klagen.[1] Ein schlauer Emporkömmling, Andarchius, warf sein Auge auf die Tochter eines reichen Mannes, Ursus, und schwindelte dessen Frau etwas von seinem Reichtume vor, füllte einen Bücherkasten mit seiner Brünne, schickte den Kasten unter dem Vorgeben, er enthalte 16 000 Goldstücke, an die Frau des Ursus und versprach, sie sollten ihr gehören, wenn er ihre Tochter zur Gattin erhielte. Durch eine andere List gelang es ihm, einen königlichen Befehl zu erwirken, wonach Ursus ihm entweder seine Tochter und Güter oder die 16000 Goldstücke herausgeben mußte. Auf Grund dieses Befehls ließ er sich nun durch den Ortsrichter in das Vermögen des Ursus einweisen und schaltete hier als Herr, gebot den Dienern des Ursus, sich einen guten Tisch und Trunk und ein Bad zu bereiten, und schlug die Säumigen mit Knütteln. Nun sannen die Diener auf Rache, die ihnen die Trunkenheit des Andarchius und seiner Begleiter erleichterte. Sie schichteten Garben um das Holzhaus auf, worin jener schlief, und zündeten es an.

Sicherer als eine Widerlegung stellte die germanische Gütergemeinschaft die Frau, wo der Grundsatz galt: „Ist die Decke über dem Kopf, so sind die Eheleute gleich reich“; aber sie hatte wieder andere Nachteile, wenn die Frau z. B. nacheinander mehrere unvermögende Männer heiratete. So verlor der Bischof Adalbero von Metz durch eine zweite Heirat seiner Mutter all sein Vermögen.[2] Wo die römische Gütertrennung fortbestand, gestattete die Kirche immerhin entgegen dem römischen Rechte, daß sich die Gatten beschenkten, verbot aber der Frau, sich für andere zu verbürgen, andere im Gerichte zu vertreten, eine Anklage zu führen, und verwarf noch über die römischen Gesetze hinaus die Einmischung der Frau in Rechtssachen.[3]

Die Germanen heirateten gerne innerhalb ihrer Verwandtschaft. Diese Sitte, die mit dem ganzen Rechtsleben, der Blutrache, der Wergeldhaftung zusammenhing, hatte so tiefe Wurzel im Volkscharakter, daß die Kirche sich anfangs dagegen nachgiebig zeigte. Bei der Bekehrung der Angelsachsen mußten die Missionare auf Anraten Gregors des Großen Ehen zwischen Schwagern und

[1] Ep. 7, 2.
[2] M. G. ss. 4, 348.
[3] Nec docere enim potest, nec testis esse, neque fidem dare; nach Augustinus c. 17, C. 33 qu. 5, c. 8 X. de don. 4, 20.

Schwägerinnen, ja sogar die zwischen Schwiegersöhnen und Schwiegermüttern geschlossenen Ehen dulden, was nachmals der hl. Bonifatius kaum glauben wollte. Inzwischen hatte sich die Übung der Kirche doch viel strenger gestaltet. Schon um den Aberglauben, mit dem die Verwandtenehen zusammenhingen, noch mehr aber um den Sippenzwang zu lockern, den sie auch im Vermögensrecht löste, verbot sie zunächst die Ehe zwischen Geschwisterkindern und zwischen Geschwisterenkeln, d. h. im zweiten und dritten Grad, und zwischen Verschwägerten. Demgemäß verlangte Pippin 758 die Auflösung der Ehen von Geschwisterenkeln, gestattete ihnen aber nach Ableistung einer Buße eine Wiederverheiratung. Auch die im vierten Grad Verwandten sollten Buße tun, durften aber beisammenbleiben. Künftig sollte aber der vierte Grad ausgeschlossen sein.[1] Mit der Zeit dehnte die Kirche ihre Verbote immer weiter aus, später bis ins siebte Glied, wohin nach germanischer Anschauung noch die Verwandtschaft reichte allerdings nur für kurze Zeit; denn diese Beengung schloß bis zu 1600 Personen aus und konnte nicht aufrecht erhalten werden. Die Ausschließung fiel um so schwerer, als das Verbot wohl eine neue Ehe, aber sonst keine Milderung, keine Dispensation und keine Absolution zuließ und als die Kinder verbotener Ehen für unehlich, unehrlich, erbunfähig erklärt, ja als Wechselbälge gebrandmarkt wurden (erst im 11. Jahrhundert trat eine Milderung ein). Aber das Verbot hatte auch seine gute Seite und ging aus dem wohlgemeinten Bestreben hervor, verderbliches Ineinanderheiraten, Verehelichungen innerhalb derselben Mark- und Dorfgemeinschaft, die aus den gleichen Sippen hervorgegangen waren, zu verhindern und im Familien- und Dorfverkehr die sinnlichen Triebe abzustumpfen. Ein Mann, der seine Schwägerin entehrte, der Vater, der die Stieftochter, und der Sohn, der seine Stiefmutter schändete, verlor jedes Recht auf eine Ehe.[2] Auf der anderen Seite suchte die Kirche den Kreis der Verwandtschaft, der Freundschaft, der Liebe zu erweitern und schuf sogar eine künstliche Verwandtschaft, gegründet auf Patenschaften, und stellte den Verwandtschaftstrieb der Germanen in ihren Dienst. Dem Paten oder Goten, dem geistlichen Vormund, übertrug sie wichtige Aufgaben der Sorge und Erziehung.

Im Eheleben selbst suchte die Kirche die Leidenschaften einzudämmen und den Geist der Sittlichkeit und Mäßigkeit einzuführen und alles Weichliche und Genußgierige im strengen Sinne des heil. Augustin auszumerzen. Wenn die hl. Radegunde nachts mit ihrem Gemahl das Lager aufsuchte, entfernte sie sich unter einem naheliegenden Vorwande nochmals aus dem Schlafgemach und oblag in ihrer Kapelle, mit dem rauhhaarigen Bußgewande angetan, so

[1] M. G. cap. 1, 40.
[2] M. G. cap. 1, 38, 41.

lange dem Gebete, bis sie, nur am Gemüt erwärmt, vom Froste ganz durchschauert lag. Hatte sie nun ihren Schlafraum wieder aufgesucht, so vermochte Herd und Bett sie kaum mehr zu erwärmen. Darüber verspottete man den wilden Herrscher, er hätte keine Königin, sondern eine Klosterfrau zur Genossin.[1] Die Kirche forderte nur an Fasttagen, an den Vorabenden der Sonn- und Festtage Enthaltsamkeit;[2] sie verwarf Entblößungen und das Zusammenbaden der Geschlechter, die Teilnahme der Frau an Unterhaltungen, ihre Einmischung in die Männerarbeit, den Konkubinat, Ehescheidungen und Wiederverheiratungen. Besonders strenge Grundsätze vertrat die römische Kirche und hielt an der unbedingten Unauflöslichkeit der Ehe fest, solange es ging. Aber den Germanen gegenüber sah sich die nordische Kirche außerstande, die volle Strenge walten zu lassen. Auf Grund der bekannten Worte Christi gestatteten Konzilien zunächst im Falle des Ehebruches dem unschuldigen Teil eine Wiederverheiratung.[3] Dann gesellten sich zum Ehebruch bald andere Scheidungsgründe, die eine Wiederverheiratung ermöglichten: Verfolgung, böswilliges Verlassen, Aussatz, Gründe, die später alle aufgegeben wurden. Dagegen bestehen andere Gründe, die einen Vertrag in der Wurzel nichtig machten, bis heute fort, Unfähigkeit, Zwang, Irrtum. Den Begriff des Irrtums dehnte man früher weit aus, schon auf eine Unkenntnis der Standesverhältnisse des anderen Teiles, wenn also ein Freier eine Unfreie, ohne ihre Hörigkeit gekannt zu haben, ehelichte. Auch eine nachfolgende Befreiung oder Standeserhöhung brachte dem begünstigten Teil das Recht, sich wiederzuverehelichen. Einige Bußbücher gewährten sogar dem schuldigen Teil bei Ehebruch nach Ableistung einer Buße (z. B. sieben Jahre Buße) eine zweite Ehe.[4] Die Frau erhielt im Unterschied zu den germanischen Gesetzen gleiche Rechte und konnte die Scheidung erlangen.

---

[1] M. G. aa. IVb, 40; Bernhart, Radeg. 13.

[2] Nach Wulstan gehörten im zehnten Jahrhundert dazu die Vorabende von Mittwoch, Freitag und Sonntag. Da mit Festfeiern die Kommunion verbunden war, sagte auch Gregor der Große: quia licta commixtio sine carnis voluptate fieri non potest, a sacri loci ingressu abstinendum est (ep. 11, 64, 10). Dagegen verlangte das Conf. Pseudoegberti vom Manne nur: lavet se, antequam in ecclesiam intrat. Die Handwaschung galt für einen Ersatz des Bades. Vielfach wurden Menstruierende, noch öfters Wöchnerinnen (nach Knabengeburten 20, nach Mädchengeburten 40 Tage) ferngehalten. Papst Nikolaus trat für eine größere Milde ein (ad Bulgar. 65) mit Berufung auf Luk. 8, 43. Pseudoegbert bestimmt: non decet maritum uxorem suam nudam videre (20), ebenso Theod. Cap. Dach. 68. Die Vertraulichkeiten sollten immer einen praktischen Zweck im Auge haben. Im übrigen hieß es: veritas nuptiarum non consistit in commistione maris et feminae, c. 11, C. 32 qu. 1; vgl. über die Abwesenheit des Hl. Geistes ib. qu. 2, 4.

[3] Konzil von Vannes 465; von Verberie 758, Compiègne 757.

[4] Theod. Cap. Dacheriana 107, 159, 163, 36; Fahrner, Gesch. der Ehescheidung 78.

Um Unregelmäßigkeiten zu verhindern, bot die Kirche ihre Dienste beim Eheabschluß an und verlangte wenigstens irgendeine Kundgabe. Da sie aber die geheimen, formlosen Ehen fortwährend anerkannte und kein Standesregister bestand, konnte sie ihr Gebot ungenügend verwirklichen. Durch Verjährung konnten sich ungesetzliche Ehen in gesetzliche verwandeln, und die Kinder erhielten ein Erbrecht.[1] Unter diesen Umständen konnten das ganze Mittelalter hindurch Unordnungen bestehen. Obwohl die Kirche immer wieder aussprach, daß ein die Ehe verletzender Mann ebenso schwer fehle als die untreue Frau,[2] ließen sich tiefeingewurzelte Sitten nicht mit einem Schlage ausrotten. So konnte sie auch die grausame Rache der Männer an ehebrecherischen Frauen und ihren Buhlen nicht verhindern. Schon der bloße Verdacht reizte zur Rachsucht, ja schon die Furcht vor einer möglichen Verwicklung. Als König Sigebert, auf den wir noch zurückkommen, die westgotische Königstochter Brunehilde sich als Braut erkor, schickte er einen vornehmen Mann Gogo mit einnehmendem Äußern zur Brautwerbung aus, räumte ihn aber alsbald aus dem Wege, weil er Verdacht erregte.[3] Mit untreuen Weibern machten die Herren wenig Umstände; nur kamen ihnen manchmal die Buhlen zuvor. Sie mußten sich überhaupt vor ihren Gattinnen fürchten, vor herrschsüchtigen noch mehr als vor wollüstigen. So gewann die rachsüchtige Rosamunde aus kalter Berechnung ergebene Freunde, gab sich einem derselben preis, damit sie ihr Alboin, den Mörder ihres Vaters, aus dem Wege räumten. Eines Tages war nämlich Alboin länger als gewöhnlich beim Mahle gesessen und hatte seiner Gattin Wein in einer Schale reichen lassen, die aus dem Schädel ihres Vaters bereitet war. Sie möge lustig mit ihrem Vater trinken, hatte er in seinem Übermute gesprochen. Nun befiel sie heftiges Weh, und sie gedachte Blutrache zu nehmen, was ihr mit Hilfe ihrer Freunde gelang. Darauf entfloh sie mit dem Milchbruder des Königs, Helmechis, zum byzantinischen Präfekten nach Ravenna. Der Präfekt beredete Rosamunde, Helmechis zu beseitigen und ihn zu heiraten. Als Helmechis aus dem Bade trat, reichte ihm jene den Giftbecher und versicherte ihn, er sei heilvoll. Dieser aber fühlte das Gift und zwang Rosamunde, den Rest zu trinken. So starben die beiden Verbrecher in einer Stunde.

---

[1] Is qui non habet uxorem et pro uxore concubinam habet, a communione non pellatur, tantum aut unius mulieris aut uxoris aut concubinae, ut ei placuerit, sit coniunctione contentus. M. G. ll. 1, 415, Cap. 2, 190; conc. Tolet. 400, c. 17; (vgl. Kulturg. d. r. Kaiserzeit 2, 309, 527). Hierher gehören die morganatischen Ehen mit Morgengaben; Weinhold II, 15.

[2] Christiana religio adulterium in utroque sexu pari ratione condemnat (c. 23, C. 32, qu. 5). Nec viro licet, quod mulieri non licet. Eadem a viro, quae ab uxore debetur castimonia, c. 4. C. 32, qu. 4.

[3] Der Franke Emeram wurde zu Tode gefoltert auf eine böswillige Verleumdung hin, er hätte sich mit einer Herzogstochter eingelassen.

## 2. Nebenfrauen.

Mit wenig Ausnahmen hielten fast alle fränkischen Könige Nebenfrauen oder wechselten wenigstens mit ihren Weibern, vor allem der Sohn der frommen Chrodehilde, Chlotahar, in dessen Eheregister auch eine Heilige, nämlich Radegunde aus dem thüringischen Königsgeschlechte, erscheint. Ihre hohe sittliche Persönlichkeit machte auch Eindruck auf den wilden und ausschweifenden Mann, so daß er sie schonender behandelte, als wir erwarten. Ihre Vorgängerin war eine Frau niederen Standes, Ingunde, gewesen, die der Ehrgeiz stark plagte. Eines Tages bat sie Chlotahar, ihrer Schwester einen würdigen Mann zu verschaffen, da er sie selbst erhöht hätte. Darauf erwiderte der König, er wüßte niemand besseren als sich selbst, und führte sie heim. Sein Sohn Charibert erfreute die Töchter eines Wollwebers, Marcovefa und Merofledе, mit seiner Gunst. Aus Eifersucht hierüber ließ seine Gemahlin Ingoberta deren Vater in Gegenwart des Königs einmal die Wolle ordnen, um die niedrige Herkunft seiner Töchter ans Licht zu stellen. Der König merkte die Absicht und entließ aus Groll die Ingoberta für immer. Nach dem Tode der Merofledе zwang er Marcovefa, die den Schleier genommen hatte, zur Handreichung; aber das Gottesurteil raffte beide bald hinweg.[1] Eine andere Beischläferin, die Tochter eines Schafhirten, bot sich seinem Bruder mit allen ihren Schätzen an. Dieser ließ sich wohl die Schätze gefallen; sie selbst aber steckte er in ein Kloster, wo sie geheime Verbindungen mit einem Gotenfürsten spann. Da ihr Anschlag aufkam, wurde sie noch schwerer bestraft.

Weit übertroffen wurde Charibert durch seinen Bruder Chilperich, den Mann der berüchtigten Fredegunde. Einen bessern Charakter hatte Sigibert, der sich darüber entrüstete, daß seine Brüder sich mit unwürdigen Weibern verbanden, und die Königstochter Brunhilde ehelichte, deren Schönheit und Würde Venantius Fortunatus und Gregor von Tours begeistert priesen. Nun schämte sich auch Chilperich seiner niedrig geborenen Buhlin Fredegunde und warb um Brunehildes Schwester Galeswinte, die nur ungern dem Rufe eines Mannes folgte, dessen Ausschweifungen alles Maß überschritten. Es war, wie wenn Galeswinte und ihre Mutter eine Ahnung gehabt hätten, welchem Los sie entgegenginge. Denn, wie Fortunatus berichtet, gab es nie einen schmerzlicheren Abschied als den Galeswintes und ihrer Mutter. Immer wieder fuhr die Mutter einen Tag weiter mit der Tochter. Als sie sich doch endlich trennen mußte, blieb sie wie versteinert stehen. Unter großem Gepränge fand die Hochzeit statt. „Alle Vasallen von Neustrien leisteten den Treueid, schwangen ihre Schwerter, indem sie eine alte heidnische Formel wiederholten, die den Meineidigen der Schneide

[1] Nicht bloß, weil sie Nonne, sondern Schwester der verstorbenen Gattin war.

des Schwertes weihte." Als Morgengabe schenkte ihr der König, einen Halm Stroh auf sie werfend, fünf Städte. Bald aber störte seine frühere Geliebte Fredegunde die Eintracht, und Chilperich ließ die Neuvermählte ermorden. Dadurch entstand zwischen beiden Höfen eine blutige Feindschaft, die vielen das Leben kostete. Die Eifersucht der beiden Königinnen Brunehilde und Fredegunde spielt noch ins Nibelungenlied hinein und erinnert an eine nordische Sage. Die ehrgeizige Hallgerd fuhr eines Tages ihre Nebenbuhlerin an und sagte:. Du und dein Mann Njal passen gut zusammen. Denn du hast mißgestaltete Nägel an jedem Finger, und Njal ist bartlos. Die Gekränkte warf dann der Hallgerd den Mord ihres ersten Mannes vor; der wäre nicht bartlos gewesen, sie aber hätte ihm doch den Tod gebracht. Wegen Chilperichs Schandtaten fiel ein großer Teil der Großen von ihm ab und ging zu Sigibert über. Da erinnerte sich Fredegunde, heißt es, ihrer Zauberkünste und ließ zwei ergebene Krieger kommen, berauschte sie mit unbekannten Getränken, die ihnen das Gehirn erregten, und sandte sie dann gegen Sigibert. Ihr Mordanschlag gelang, nicht aber der gegen Brunehilde gesponnene Plan. Ein Kleriker, den Fredegunde aussandte, sollte sich in das Vertrauen Brunehildes einschmeicheln und sich so stellen, als ob er vor Fredegunde flöhe. Aber er machte seine Sache so ungeschickt, daß er durchschaut und gebunden der Fredegunde zurückgeliefert wurde, die ihm aus Wut Hände und Füße abhauen ließ. Einige Zeit später schickte sie wieder zwei Diener, die sie durch einen Trunk verzaubert hatte, mit vergifteten Messern gegen Brunehilde und ihren Sohn Childebert. Sie sollten sich als Bettler vorstellen, sich zu den Füßen der beiden werfen, um Almosen bitten und sie dann durchbohren. Allein der Versuch mißlang wieder, und die Verräter wurden hingerichtet. Schließlich hat sie ihren eigenen Gatten aus dem Wege geräumt.

Standhafter als die Frankenkönige erwiesen sich die Langobardenherrscher, die Langobarden überhaupt, die sich dadurch auszeichneten, daß sie sich der Vielweiberei enthielten. Einem langobardischen Könige rühmte seine angelsächsische Gattin die Schönheit ihrer blonden Dienerin Theodote, die sie im Bade gesehen hatte. Nun entließ er dieser zulieb seine Gattin, aber nur auf kurze Zeit. Einem Herzog Pemmo riet seine bäuerisch aussehende Frau, sich eine schönere zu suchen. Er aber bewahrte ihr seine Treue. Bei den Franken ahmten die Großen nur zu willig die Sitten ihrer Könige nach, wie u. a. die Geschichte des Eulalius zeigt. Dieser quälte seine Mutter und Gattin, die ihn von seinen Sünden abzubringen suchten, unaufhörlich. Als man seine Mutter einmal morgens erdrosselt fand, schrieb das Volk ihm die Schuld zu. Deshalb verweigerte ihm der Bischof von Auvergne die Kommunion. Auf sein wiederholtes Bitten aber reichte ihm der Bischof ein Stück des Allerheiligsten, damit er sich im Gottesgericht reinige — schon

damals diente die hl. Kommunion als Ordal. Eulalius nahm keck die Hostie und lebte lustig weiter. Seine Genußsucht verschlang viel Geld, und daher entwendete er seiner Frau ihre goldenen Schmucksachen. Diese konnte es nicht länger bei ihm aushalten und entfloh mit seinem Neffen an den Hof des Herzogs Desiderius, der sie zu seiner Gattin erhob. Eulalius erschlug seinen Neffen und raubte eine Nonne, lebte mit ihr gegen das Gesetz und erlangte zudem vor einem geistlichen Gericht ein ungünstiges Urteil wider seine Frau. — Der Herzog Amalus hatte ein Auge auf ein Mädchen von freier Abkunft geworfen und befahl in seiner Trunkenheit den Dienern, sie ihm zu bringen. Das Mädchen aber, eine zweite Judith, erschlug ihn mit seinem Schwerte und erhielt von König Guntchramn Verzeihung für diese kühne Tat.

Die Frauengemächer waren eine Versuchung, eine fortwährende Zielscheibe der Leidenschaften, ja sogar die Frauenklöster.[1] Die Ausschweifung hatte die übelsten Folgen, zerstörte die Kraft und den Verstand, so daß die Großen immer weiter herabsanken und die Könige die reinsten Puppen in den Händen ihrer Beamten wurden. Unter dem Volke richtete die Lustseuche große Verheerungen an.[2]

## 3. Kinder.

Über die Kinder besaßen die Eltern ein weitgehendes Recht; sie konnten sie töten, aussetzen und verkaufen. Sage und Geschichte berichten davon.[3] Den jungen Wolf Dietrich sollte ein alter Diener Berchtung bei grimmiger Kälte aussetzen. Das wimmernde Kind rief: „Mutter, decke mich zu"; der Alte brummte in den Bart: „Was kümmert's mich". Da brach die Sonne durch die Wolken, und das Kind spielte mit den Ringen seines Panzers. Er setzte es ans Wasser. Da kamen Wölfe, und der Knabe griff nach Kindesart den Wölfen neugierig nach den Augen, und diese duldeten es; Berchtung konnte sich nicht überwinden, rettete das Kind und ward später sein treuer Gefährte. Nach Paulus Dia-

---

[1] Ed. Chlotari 614 c. 18; Gens christiana . . . nefanda stupra consecratarum et velatarum feminarum sequitur; Bonifatii ep. 75. Derselbe Bonifatius schrieb einmal die furchtbare Wort: illae meretrices, sive monasteriales sive saeculares (ep. 73). Wer eine Nonne entführte, mußte hundertzwanzig Solidi bezahlen (sechzig dem König, dreißig dem Bischof und dreißig dem Herrn des Klosters).

[2] Lues inguinaria; P. Diac. v. Greg. 10; Greg. h. F. 4, 5 (31); 6, 33; 7, 1; 9, 21; v. patr. 19, 3. Full. Carnot. ep, 78 (95).

[3] Von den oben N. 1 erwähnten meretrices sagt Bonifatius: soboles maxima ex parte occidunt (ep. 73). Nach einer Legende sah Gregor d. G. einen See voll Kindsleichen; S. 141 N. 4. Doch eiferte die Kirche erfolgreich gegen die Abtreibung, Caes. s. 292. „Si quae mulier, quae potionem, ut avorsum faceret, dederit: si ancilla est, 200 flagella suscipiat; et si ingenua, careat libertate, servitio deputata cui dux iusserit"; L. Baiuv. 7, 18.

konus war einst Lamissio nebst sieben Zwillingsbrüdern von einer sündhaften Mutter als Kind in den See geworfen worden. Zufällig kam der König vorüber und sah das Gezappel des Kleinen im Wasser, er streckte seine Lanze hinein und zog den Knaben heraus, der sich daran hielt, und ließ ihn erziehen, damit er zu einem Helden heranwüchse. In der Tat errang er später einen großen Ruhm. In Friesland war die Mutter des hl. Liudger ausgesetzt worden, weil sie ein Mädchen war, aber eine benachbarte Frau kam hinzu und strich aus Mitleid dem Kinde etwas Honig in den Mund, den es sogleich schluckte.[1] Wenn aber ein Kind etwas genossen hatte, durfte es leben. Fredegunde stieß ihr eigenes neugeborenes Kind, einen Knaben, von sich aus Furcht, ihre Feinde möchten den Knaben doch später töten. Wo die römische Kopfsteuer fortbestand, ließen manche vom Volke ihre Kinder dahinsiechen, um dieser Last zu entgehen. Daher bemühte sich die heil. Balthildis auf ihrem Gebiete um die Aufhebung dieser Steuer.[2] Die Kirche belegte die Aussetzenden als Mörder mit schweren Bußen, ermahnte, die Kinder wenigstens vor die Kirchentüren zu legen, damit das Mitleid der Eintretenden rege würde, und bat, Aussetzungen den Geistlichen anzuzeigen, damit sie die Gläubigen durch Verkündigung zu Nachforschungen veranlaßten.

Sowenig Rechte die deutsche Auffassung dem kleinen hilflosen Kinde bewilligte, so stellte sie doch die erwachsenen Kinder ganz anders als die römische Ordnung. Schon bei Lebzeiten suchten sich die Väter mit ihren Söhnen auseinanderzusetzen und die Töchter abzufinden. Die Söhne besaßen ein Miteigentum und rückten, wenn der Vater starb, in das Stammgut ein und teilten das Vermögen unter sich, wobei die Töchter meist benachteiligt, der älteste Sohn aber bevorzugt wurde.[3] Die Brüder erhielten die Waffen, die Schwestern den Schmuck und die Kleider, nichts aber vom unbeweglichen Vermögen. König Chilperich II. berief am Schluß des sechsten Jahrhunderts auch die Töchter zur Gutserbschaft und befahl, auch Enkel verstorbener Söhne zu berücksichtigen. Den Enkeln gegenüber herrschte sonst eine große Willkür. Zwischen einer begüterten Frau in Tours und ihrer Tochter entstanden Zwistigkeiten, in deren Folge die Mutter die Tochter vom Vatergut ganz ausschließen wollte und ihr auch die Schenkung ihres Bruders, eines Bischofs, raubte, dem zulieb jene Mann und Mutter verlassen hätte. Nun kam die Sache auf Betreiben der Mutter vor den ebengenannten König, der der Tochter nur ein Viertel zusprach. Die drei andern Teile, darunter ihr Witwenerbe, des Bischofs und eines verstorbenen Sohnes Teil sollte die Witwe mit ihren Enkeln behalten. Nachdem aber die Mutter gestorben war, stellte sich der

---

[1] M. G. ss. 2. 406.
[2] Vita Bath. 6.
[3] Lex Burg. 24; 78.

König auf die Seite der Tochter, sprach ihr ohne Rücksicht auf die frühere Entscheidung das Vater- und Muttergut allein zu.

Die einzige Tochter der berüchtigten Fredegunde, mit Namen Rigunthe, schämte sich ihrer eigenen Mutter und erhob sich über sie, weil sie selbst aus echtem Königsblut stammte. Sie verlangte von ihrer Mutter, sie müsse ihr untertan sein und ihren Schatz ausliefern. Nun ging Fredegunde scheinbar auf ihr Ansinnen ein, führte sie in die Schatzkammer, reichte ihr selbst einige Stücke und hieß sie noch mehr aus der Truhe holen. Kaum hatte sich Rigunthe gebeugt, so schlug ihre Rabenmutter den Deckel über ihr zu und hätte sie erstickt, wenn keine Diener herbeigeeilt wären. Als Rigunthe sich mit einem Gotenkönig vermählte, stattete sie Chilperich trotz des Widerspruches seines Bruders und Neffen reichlich mit Schätzen aus, und Fredegunde fügte noch manches hinzu, so daß kaum fünfzig Lastwagen reichten, um sie fortzuschaffen. Chilperich selbst und seine Großen wurden mißtrauisch. Fredegunde beschwichtigte sie aber mit den Worten: „Glaubet nicht, Männer, daß ich irgend etwas von dem allen aus den Schatzkammern der früheren Könige genommen habe. Alles, was ihr hier sehet, ist von meinem Eigentum. Der ruhmreiche König und ihr selbst habt mich reichlich beschenkt, und vieles habe ich selbst aus dem Ertrage meiner Höfe gewonnen."

Um den vielen Streitigkeiten vorzubeugen, die sich aus der Unsicherheit der widersprechenden Gesetze ergab, begünstigte die Kirche die Auseinandersetzung und Erbübergabe bei Lebzeiten an die Gatten und Kinder, die Adoption mit der Besitzergreifung, der Affatomie des Erbes durch den Mittelsmann (Salmann). Sie hat keineswegs, wie schon behauptet wurde, den Familienzusammenhang aufgelöst. Allerdings stellte sie die Sorge für das Seelenheil allem voran und verlangte daher den Verzicht auf eigene Güter und empfahl sündentilgende Almosen. Die Armen sollte ein Reicher mehr lieben als seine eigenen Kinder; in diesem Sinne ist es zu verstehen, was der Priester Salvian schreibt: „Wer sein Vermögen seinen Kindern hinterläßt, statt es der Kirche d. h. den Armen zu schenken, der handelt gegen den Willen Gottes;"[1] er übertreibt Äußerungen des Cyprian und Hieronymus, um die Selbstsucht der Geizigen zu brechen.[2] Das kirchenfreundliche Alamannenrecht weist jeden Rechtseinspruch zurück,[3] aber es ist zweifelhaft, ob der Wortlaut sich auch auf die nächsten Verwandten beziehen lasse. Jedenfalls stand eine solche Auffassung im Widerspruch nicht nur mit der überwiegenden Meinung der Kirchenväter, sondern auch mit der Hl. Schrift selbst, die betont, daß die Kinder auf die Versorgung durch die Eltern einen Anspruch hätten. „Kinder", sagt

[1] Ad eccl. 3, 9.
[2] Cyp. de opere 18; Hier. ep. 52, 6.
[3] Lex Alam. Hloth. 1, 1; 2; l. Bai. 1, 1.

der hl. Paulus, „sollten nicht für die Eltern, sondern die Eltern für die Kinder Schätze sammeln". Wie oft hatten Kirchenväter Schenkungen zurückgewiesen, die arme Verwandte benachteiligt hatten![1]

Wohl gestattete die Kirche die Opferung kleiner Kinder auf den Altären der Kirchen und Klöster, gewährte aber auch den Eltern das Recht, Kinder von dem Eintritt in den Priester- oder Ordensstand zurückzuhalten. Die Söhne der frommen Chrodehilde fürchteten, ihre Mutter möchte sie zugunsten ihres Lieblingsenkels aus dem Reiche verdrängen, verabredeten sich also, dieser Gefahr zuvorzukommen, und schickten ihrer Mutter einen Abgesandten mit dem Schwerte und der Schere, sie möchte zwischen beiden wählen. Darauf erwiderte sie: Lieber tot als geschoren will ich sie sehen. Nur allzu rasch machten die Söhne mit ihrer Drohung Ernst. Als einer der beiden Söhne von Mitleid gerührt den jüngsten Neffen schonen wollte und ihn an sich nahm, drohte der wilde Chlotahar, ihn selbst zu ermorden, wenn er den Knaben nicht herausgäbe. Später ließ Chlotahar seinen eigenen Sohn Chramn, der sich gegen ihn empört hatte, erdrosseln. Chrodehilde selbst soll ihre Söhne beschworen haben, den Mord ihres Vaters nicht zu vergessen, bei der Liebe, mit der sie sie erzogen, und die Schmach zu rächen.[2]

# XVII. Sitte und Lebensbedürfnisse.

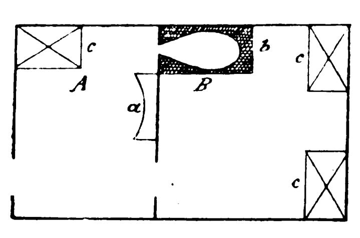
## 1. Wohnung.

Wie im gesamten Leben rang auch in der Sitte Römisches und Germanisches, Heidnisches und Christliches um die Vorherrschaft. Beides steht oft ganz unvermittelt nebeneinander. Das germanische Haus entwickelte sich aus einem länglichen Raum mit dem Eingange an der Langseite aus der Halle mit dem Flur, Ern, Flet oder Fletz.[3] Der Ausdruck Ern erinnert ebenso an ara, Herd, Altar, wie an area, arena. In der Gestalt einer weiträumigen Halle, findet sich dieser Raum sogar auf den Höfen von Fürsten und Königen und wird von den Schriftstellern wohl Basilika genannt. Im Leben des hl. Vedast wird erzählt, dieser Bischof habe einmal beim Besuch eines Frankenkönigs gleich beim Eintritt in das Haus gefüllte Bierkrüge aufgestellt gefunden, und entrüstet habe er gefragt, was diese Gefäße in diesem Hause bedeuteten. Die Antwort lag schon

[1] 2 Kor. 12, 14. Kulturg. d. r. Kaiserz. II, 373.
[2] M. G. sc. rer. Mer. 2, 275. [3] Von platea.

in der Frage; denn Vedast wußte wohl, daß ein heidnisches Gelage vorausging.

Die Herdstatt war ein Heiligtum, der Herd Opferstätte, das Feuer etwas Göttliches. Hinter dem Herd standen auf Gesimsen Fetische und Götterpuppen. Das ganze Haus war nach der alten Vorstellung erfüllt von Hausgeistern, Elben, Kobolden, den Seelen der Vorfahren. Heilig war auch die Schwelle. Selbstmörder und erschlagene Verbrecher mußten unter der Schwelle durchgezogen, die Leiche überhaupt durch eine künstliche Öffnung entfernt werden; die Seele schwebte zur Dachluke empor. Die Kirche hatte Mühe, das Haus in eine christliche Heimstätte umzuwandeln, sie benutzte dazu Segnungen und Heiligenbilder, ersetzte den Opferherd durch ein Hausaltärchen, das in alten Bauernhäusern noch heute eine große Rolle spielt, ja verwandelte nicht selten die Hallen der Großen, ihre „Basiliken", in Gotteshäuser.[1]



Französisches Haus. A Wohnraum, maison, salle mit den Kamin a. B Ofenzimmer, chambre au poêle, (au four b). c sind Bettstellen.

Auf den viereckigen Wänden ruhte ein leichtes Satteldach aus Stroh, Rohr oder Flechtwerk, das leicht abgehoben und angezündet werden konnte.[2] Von den Römern übernahm man Schindeln und Ziegel[3] und eine Walmdachform, die sog. Schildkröte, die man namentlich Ausbauten und Erkern aufsetzte. Der Boden bestand aus festgestampfter Erde[4] oder aus Holzbrettern, in besseren Häusern aus Stein, Mosaik — der Name Estrich und Pflaster ist lateinisch.[5] Außen prangte am Giebel des germanischen Hauses ein Tierkopf nach alter Sitte. Die Wände setzten sich aus Lehm, verschiedenen Lagen von Holz, auch Holz und Steinen und Holzbrettern[5] zusammen, und an Türen und vorspringenden Balken brachte einfache Kunst allerlei Verzierungen, Holzschnitzereien, ein riemenartiges Bandornament an, das in Vögel- und Drachenköpfen auslief, weshalb ein Gedicht ein Haus vielfältig von Schlangenbildern preist.

Im Inneren sah es sehr dürftig aus. Den einfachen Leuten mußten gemeinsame Binsen- und Heulager genügen, und sogar Reiche schliefen zusammen auf Bänken mit Polstern belegt.[6] Das

---

[1] Greg. h. F. 7, 31; 10, 31.

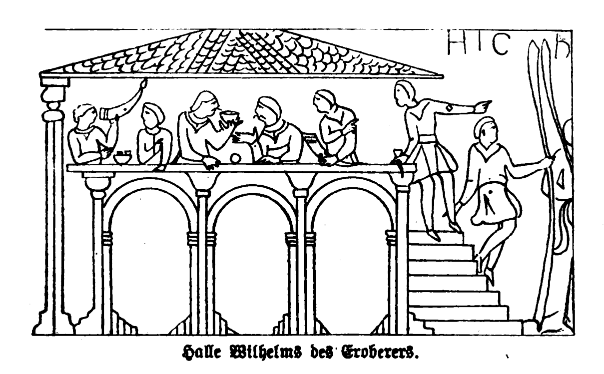
[2] Erat autem a foliis, quae ignibus maxima praestant fomenta, contextum; Greg. gl. Mart. 10. Si quis culmen eiecerit, quod saepe contigit. L. Bai. 10, 3; M. G. ll. 3, 307, 353; ventorum furorem domorum tecta non sustinent, ss. 15 a, 128. Nach bayrischem Recht kostete die Vernichtung eines Daches vierzig Schillinge, der Firstsäule zwölf, der Eckbalken und Mauer drei Schillinge.

[3] Scindula, tegula.

[4] V. Galli 27. [5] Astricus, plastrum.

[6] Prisc. leg. 3; Heliand 2747, 147; Greg. v. patr. 19, 2; 20, 1.

Wort Polster, das sich ebensogut auf Stroh- wie Federnlager beziehen läßt, ist gemeingermanisch. Die Reichen verfügten wenigstens auf ehemals römischem Gebiete über einen großen Reichtum an Möbeln, kostbaren Bettgestellen, Teppichen, Federbetten, Pelzen und Fellen.[1] Eine eigentümlich deutsche Unterlage nennt Bonifatius einmal Bockleder, wie er es einem englischen Abte zusandte.[2] Die Bettstellen bestanden bis ins zwölfte Jahrhundert aus hölzernen Pfeilern mit Stabwerk und die Lager aus Pelzunterlagen, Polstern, Teppichdecken und walzenförmigen Kissen. Oft war das Kopfgestell beweglich. Von den Römern kam die Zieche und der Pfühl. Im byzantinischen Reiche, im Orient begegnen uns noch Wandbekleidungen aus Mosaik, feine Teppichvorhänge mit phantastischen Tier- oder Heiligengestalten, kostbare Tische, Bänke, Stühle mit Metall- und Elfenbeineinlagen.




Halle Wilhelms des Eroberers.

Im Westen erhielt sich teilweise die Erwärmung durch Hypokausten — daher kommt das Wort Pfiesel.[3] Sonst erzeugte der Dampf, der aus dem auf glühende Steine geschütteten siedenden Wasser aufstieg, etwas Wärme. Daher erklärt sich das Wort Stube, das vielleicht ursprünglich nur die Badestube bedeutete. Wie wir schon oben hörten, hat sich sogar Sidonius auf diese Weise erwärmen lassen. Einfachen Leuten genügte das Herdfeuer, dessen Rauch in besseren Häusern durch Kamine abzog, daher der Ausdruck Kemenate. Auch Öfen, topfartige Gefäße mit Kohlen, die sonst zum Backen und Schmieden dienten, mögen schon zum Heizen verwendet worden sein. Die Beleuchtung geschah durch Schilf, Rohr, Fackeln aus Bastrinde, Fichten-, Espenholzstäbchen, endlich durch Kerzen.[4] In einfachen

[1] Culcita, stragula, plumella, panni lecticarii.

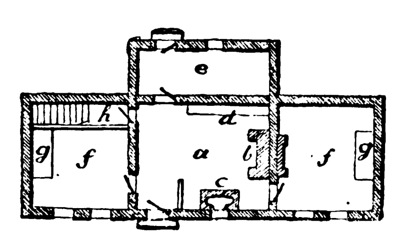
[2] Lectisternia caprina; ep. 76; pellis ursina; P. Diac. 5, 2.

[3] Pisales, pensiles.

[4] Althochdeutsch liohtfaz, liohtkar. Fackel und Kerze sind lateinisch, von fax, facula, charta = Docht mit Werg gedreht; papyrus bedeutet das gleiche: daher tapirus, taper.

Häusern kam das Licht durch das Rauchloch im Dache,[1] in besseren durch kleine Fensterluken, gotisch Augentüren, nordisch Windaugen genannt, herein.

Statt des einfachen Türverschlusses der Vorzeit durch eine Hürde oder ein Brett, das an Stricken hing, hatten sich wohl allgemein in Holzangeln oder Haspen bewegliche Flügel verbreitet; meist bestand der Verschluß aus zwei Flügeln übereinander, vielfach auch aus seitlichen Flügeln, die nachts ein Querriegel festhielt. Zum Aufziehen des Flügels öffnete sich ein Loch oder eine „Luke" seitwärts.[2] Noch viel schlechter war der Fensterverschluß durch Läden und Teppiche,[3] weshalb beständig Zugluft herrschte. Der König Alfred von England ließ immer Kerzen brennen, um die Zeit zu bemessen. Nun wehte aber oft starker Wind durch Türen und Fenster und durch die Ritzen der Wände, so daß die Kerzen manchmal schneller, manchmal langsamer abbrannten; deshalb bedeckte er das Licht mit einer Laterne aus Hornhaut. Die Zugluft in den Häusern sowie die Feuchtigkeit infolge des Holzbaus dauerte das ganze Mittelalter, ja bis in die Neuzeit fort; wegen des schlechten Verschließens konnten auch die Leute in ihren Häusern leicht beobachtet werden, was die Memoiren des achtzehnten Jahrhunderts noch ebenso voraussetzen wie römische Romane.[4]



Fränkische Hausanlage. Erweiterung des S. 71 abgebildeten Hauses. a Flur und Speiseraum, b Herd, c Ausgußstein, d Schrank, e Waschkammer, f Stuben mit g Betten, h Aufgang zum Boden.

Sonderräume entstanden zunächst durch das Aufziehen eines Vorhanges oder eine Bretterwand, dann durch Abmauerung.[5] So bildeten sich in der Halle eine Art Seitenschiffe, wie sie uns noch auf griechischem Sprachgebiete begegnen: die beiden Nebenräume sind hier erhöht und durch kunstvoll geschnitzte Verschläge vom Mittelraum getrennt. Nach der Absonderung von Seitenkammern sank der Flur zum Eingang herab, blieb aber Küche. Doch verschob sich der Herd vielfach später nach hinten und schied sich die Küche von dem Flur.[6]

---

[1] Fiel eine Nuß vom Nachbarbaum durch das Loch, so durfte der Eigentümer sie vom Herde holen. Anders das römische Recht.

[2] So schon in gotischen Häusern, war also keine Eigentümlichkeit der Westgermanen (Meitzen, III, 499).

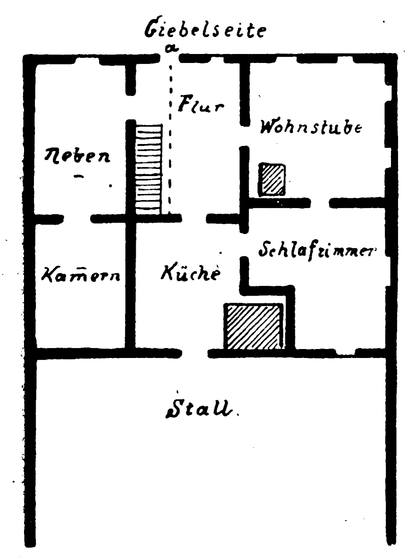
[3] Vgl. die Geschichte der Rumnetrude Kap. XVIII, 1.

[4] Kg. d. r. Kaiserzeit I², 41,

[5] Greg. h. F. 3, 7.

[6] In vielen Gegenden dient heute noch der Hausflur zur Küche, so in der Nähe von Ebingen, Schwäb. Albv.-Bl. 1899 S. 24.

In den volkreichen Städten hatte sich das ursprünglich breit hingelagerte Haus schon längst in die Höhe ausgedehnt und zu mehreren Geschossen erhoben. Meist zogen sich doppelgeschossige Räume um säulengeschmückte Höfe, Peristyle, dehnte sich hinter dem Hause ein Garten aus und öffneten vorne den Zugang Vorhallen, Atrien, Lobien, Absen genannt.[1] Nun begegnen uns auch im Norden, neben den aus der germanischen Halle erwachsenen Basilikalbauten zwei- und dreigeschossige Häuser. Die Basilikenhäuser schlossen an dem einen Schmalende wohl an Stelle der Absiden Türme ab, oft erhob sich über der Bogenhalle ein zweiter, ja ein dritter Stock; das Basilikal- und Testudinalhaus gingen ineinander über. Ein solches Gebäude errichtete der Bischof Nicetius von Trier: über einer von Marmorsäulen getragenen hohen Halle erhoben sich zwei Stockwerke, an der Seite geschützt durch einen mächtigen Wehrturm mit Kapelle und Geschützstube. Besonders beliebt waren Obergeschosse, Söller genannt, über Torbogen; ein solches ist uns erhalten in der Benediktinerabtei zu Lorsch. Söller, Sonnenraum nannte man eine zunächst offene Laube, einen Oberflur, der mit Gittern umgeben zu Mahlen,[2] zum Spiel und zur Unterhaltung diente und einen freien Ausblick auf die Umgebung gestattete. Von solchen Söllern über Toren und Mauern verhandelte man mit den Außenstehenden. Doch versah man sie auch mit Wänden, täferte sie und hieß sie geradezu Getäfer.[3] Aber auch sonst muß diese Bauart stark verbreitet gewesen sein; noch im elften Jahrhundert schildert sie uns der Ruodliebroman. In



Grundriss eines oberbayerischen Hauses.

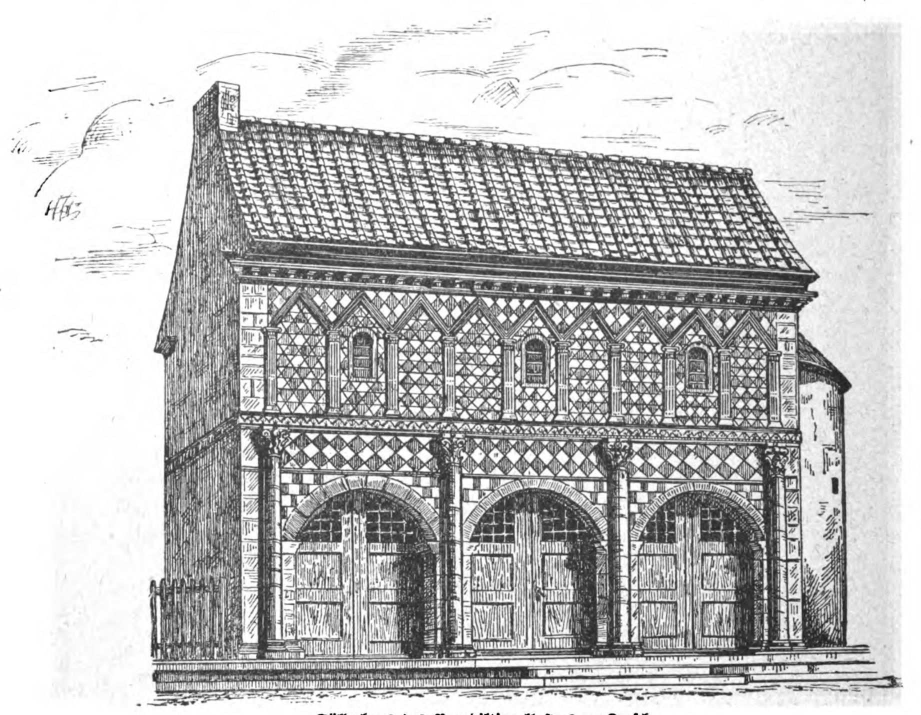
[1] Stephani, Der Wohnbau 268; Kultur der alten Kelten und Germanen 289. Wenn Stephani meint, der Impluvialbau finde sich in Gallien nirgends, wohl aber das Vitruvische Testudinalhaus und das Basilikalhaus, so übersieht er, daß schon in der früheren Kaiserzeit, namentlich zu Rom und in anderen großen Städten, das Impluvialhaus fast verschwunden war; Kg. d. r. Kaiserzeit 1,[2] 47.

[2] Laquear, tabulatum. Galerien einer Kirche hieß man auch Lauben, Emporlauben.

[3] Heliand 4544. S. oben S. 49.

Obergeschossen, vielfach aber auch in Erdgeschossen, müssen wir die Frauengemächer, die Gynäceen suchen.

Schon frühe begegnen uns starke Unterschiede, entsprechend den wirtschaftlichen Verhältnissen. Zwischen den Häusern der Reichen, ihren Palatien und Villen, und den Hütten des Volkes, der großen Masse der Hörigen und Halbfreien,[1] gähnte eine große Kluft, und dazwischen lag fast nichts. Allerdings läßt der Umstand, daß die römischen Ausdrücke des Steinbaues, Mauer, Tünche, Mörtel, Kalk, Pfosten, Pforte, Pfeiler,[2] auch ins Volk eindrangen, wenigstens für



Söllerhaus des Benediktinerklosters zu Lorsch.

später schließen, daß der Steinbau sich auch auf einfachere Häuser erstreckte.[3] Von der Wohnstube wurden allmählich überall Stall und Tenne, über ihr ein Dachstuhl, ein Boden, unter ihr ein Keller,

---

[1] Ihren tuguria, casulae, hospitiola.

[2] Mortarium, tunicare, calcis; postis, pilarius; Weiher, vivarium; Pfütze, puteus.

[3] Auf Kreuz- und Querlagen weist der Ausdruck Gregors hin: super struem tignorum axes validi superpositi pulpitantur, ac desuper, qui eosdem obpremerent, insignes fuerant lapides collocati (virt. Mart. 4, 26).

Tung mit Speisestube abgesondert.[1] Den Namen Tung zeigen manche Ortsnamen, wie Leiberstung, Kartung.[2] Große Häuser umfaßten viele gesonderte Wirtschaftsräume, einen Stall (scuria), eine Scheuer (granica), einen Schuppen (scuffa, Schopf), Keller (cellaria),[3] ein Frauenhaus (gyneceum, screona), eine Badestube (stuba), ein Waschhaus, einen Kuhstall (vaccaria), einen Schafstall (ovile), Schweinestall (porcaritia domus), Kornboden (granarium) und Speicher (spicarium).[4] In der Ställen schliefen die Viehwärter und Hirten. Ohne Zweifel befolgte man bei der Verteilung der Wirtschaftsräume eine bestimmte Regel und nahm acht auf eine leichte Zugänglichkeit des Stalles und die Zufahrt der Tenne oder Scheuer. Daher liegt der Stall häufig neben der Wohnstube, die Scheuer etwas im Hintergrunde, wie wir noch hören werden.[5] Solange die Viehzucht überwog, drehte sich alles um den Stall, später mehr um die Scheuer. Aber schon frühe pflegten die Deutschen nach dem Beispiel der Mönche einen Garten. Der Garten bildet mit der Hofstatt ein Ganzes, das echteste Eigentum, um das ein Zaun lief von verschiedener Höhe[6] und Gestalt, entweder eine bloße Hecke oder mit Weidenholz durchflochtene Pfähle oder kreuzweis verbundene Stangen.

## 2. Kleidung.

Wie in ihrer Bauart blieben die Germanen auch in ihrer Kleidung heimischen Sitten treu und trugen die kurze Tracht der Bauern und Hirten, Kurzhose und Leibrock. Die Hosen, die Bruch, hielt ein künstlerisch verzierter Gürtel, der Habseligkeiten aufnahm, von dem aber oft auch eine Tasche zum gleichen Zweck herabhing.[7] Einem neuen kirchenfeindlichen Könige schickte der Bischof einen Diakon mit Worten warmer Empfehlung und Segenswünschen. Der König spottete, der Bote könnte kommen, wenn er saubere

---

[1] Screuna, textrina, gyneceum, Wathus, Webhus; L. Sal. 14.

[2] Vielleicht Webernieberlassungen. Auf eine Kellerwohnung bezieht sich die Beschreibung des Sulpicius Severus: Parvum tugurium inter arenas conspicio, cuius tectum, sicut Sallustius ait, quasi carina navis erat contiguum terrae, satis firmis tabulis constructum; Dial. 1, 3 (2).

[3] Mit Fässern (dolia).

[4] Eine latrina in Gestalt eines furnus, Joh. Diac. v. Greg. 4, 97. Volksgesetze erwähnen auch ein Brauhaus (camba). Der Heliand unterscheidet den Stall und den Futterraum.

[5] S. V. Band 33.

[6] Vom Schuldner heißt es: Et postea in camisia discinctus discalceatus, palo in manu, supra sepem salire; L. Salic. 61, 1. Sepes mentonalis; L. Rip. 70, 3; sepes legitime exaltata usque ad mammas; L. Bai. 14, 1. M. G. ll. 3, 316.

[7] In den Gürtel, manchmal auch in den Ärmel steckte man Schnupf- oder Schweißtücher, in die Taschen, Geld, Schlüssel, Messer, sogar Scheren, Zahnstocher und Ohrenputzer. Die Gürtelschließen setzten sich aus Tierfiguren (mit rückwärts gedrehten Köpfen) und Email zusammen.

Hosen anhätte. Nun ließ ihm der Diakon sagen, sie wären ganz frisch gewaschen, erhielt aber zur Antwort, der König hätte weniger die Hosen gemeint, als was drinnen steckte.[1] An die Kurzhose schloß sich die Strumpf-, Sockenhose, die Leinwandbinden oder Gamaschen aus Pferde- oder Ochsenleder an.[2] Bei einem Mahle spotteten Gepiden über die weißen Wadenbinden der Langobarden und riefen, sie wären Stuten mit weißen Fesseln (Füßen). Die Langobarden aber erwiderten, sie möchten auf das Asenfeld (Leichenfeld) gehen; dort würden sie sehen, wie die Stuten ausschlugen.

Den Fuß bedeckte wohl ein Schnürschuh, d. h. ein zusammenschnürbares, passend ausgeschnittenes Leder, das kreuzweis gebundene Schnüre am Fuße festhielten.[3] Feste Ledersohlen kamen erst im späten Mittelalter auf; Holzsohlen scheinen aber älter zu sein.[4] Jedenfalls ist der Ausdruck Sohle lateinisch, wie das Wort Socke.[5] Ein Priester, dem abends sein Diener nicht schnell genug die Schuhe auszog, schrie: „Teufel, schnür doch die Schuhe auf!" Und wirklich soll der böse Geist erschienen sein. Ein anderer frommer Mann pflegte seine Schuhe zur Schonung, wenn er ritt, im Brustbausch zu verstecken. Nun legte er sie einmal einem Leidenden auf, und dieser verspürte ihre Heilkraft.[6] Die meisten Leute liefen barfuß wie die römischen Bauern, und ebendarum gebot die Gastfreundschaft, dem Freunde zuerst die Füße und dann womöglich den ganzen Körper zu waschen.

Zu dem altgermanischen Wams,[7] Reno, Reptos, Gunna, gesellte sich das Pallium, Sagum, bei kleinen Leuten Pänula genannt, entweder auf den Schultern mit einer Fibel befestigt oder durch ein Loch so über den Kopf geworfen, daß es vorn und hinten den Fuß, auf der Seite aber kaum die Knie berührte. Von England erhielt Bonifatius öfter Zobel- und Pelzwämse[8] und nach keltischer Art buntbemalte Mäntel.[9] Ein kurzes Mäntelchen hieß mit einem römischen Ausdruck Pfellel und ein Kapuzenüberwurf nach einem lateinischen Wort Kappe.[10] Pelz und Leder waren billig und daher neben der Wolle viel gebraucht.

---

[1] P. Diac. 5, 38.

[2] Die Ausdrücke sind etwas unbestimmt: pedulis, caliga, compagus, tubrucus, tribucus, hosi, tibialia im Gegensatz zu den femoralia. Durchbrochene compagi mißbilligte die Kirche; Greg. ep. 8, 27; Honor. gemma 1, 210; P. Diac. 4, 22, v. Greg. 4, 4, 4.

[3] Calceus, pero, caliga.

[4] Clavatae caligae; Greg. dial. 1, 4. Clavi caligares sind schon um 300 bekannt.

[5] Solea, soccus.

[6] Greg. dial. 1, 2; 3, 20.

[7] Mit Schurz (excurtus).

[8] Gunna de pellibus lutrarum (Otterfell).

[9] Corporale pallium albis stigmatibus variatum; pallia subtilissimi operis, unum albi alterum tincti coloris.

[10] Palliolum, cappa.

Ihren Haaren gaben die Germanen eine verschiedene Gestalt.[1] Die Franken ließen sie frei wallen und betrachteten es als Schande, kurz geschoren zu gehen wie die Römer. Der König Chararich, den Chlodowech hatte scheren lassen, klagte und weinte über diese Erniedrigung. Da sprach sein Sohn zu ihm also: „Am grünen Holz sind diese Zweige verschnitten, aber sie sind nicht dürr, sondern bald werden sie ausschlagen und wachsen.“ Als Chlodewech das hörte, ließ er beide enthaupten. Lieber tot als geschoren, sagte Chlodowechs Gattin, wolle sie ihre Enkel sehen. Je höher ein Mann stand, desto mächtiger wallten Bart und Haupthaar. Den Vornehmen hingen nach Sidonius gescheitelte Locken über Wangen und Ohren herab und ließen den Nacken frei. Um als frei zu erscheinen, ließen auch Geistliche ihr Haar wachsen; aber die Kirche betrachtete, getreu römischer Sitte, ihre Mähnen mit Abscheu und verwarf sie als weibisch. Nach einer Verordnung des hl. Bonifatius sollte es dem Archidiakon erlaubt sein, ohne weiteres das Priesterhaar abzuschneiden.[2] Unter dem Einfluß der Kirche verbreitete sich die Sitte des Kurzhaares. So schoren die Franken wenigstens ihren Bart kurz mit der Schere, während die Alamannen einen Vollbart, die Sachsen überhaupt langes Haar beibehielten.[3]

Golden, sagt Sidonius, glänzt das Haar der germanischen Edlen. Ihr Fuß ist bis zum Knöchel von einem aus Fell gefertigten Stiefel umschlossen. Knie, Schenkel und Waden sind un-



Byzantinische Seidenstickerei des siebten Jahrhunderts von einem einer Tunika aufgesetzten Streifenklavus. Oben Christus, in blauer Tunika und gelbem Überwurf hält in der linken Hand ein Buch, darüber eine Flamme. Unter ihm der Engel der Verkündigung mit einer Kugel in der Rechten, darunter Heimsuchung Mariä; dann ein Heiliger, der das Labarum emporhält, bestehend in einer Inschrifttafel und dem Monogramm Christi darüber. Den Abschluß bildet ein Medaillon mit dem Brustbilde einer Oranten.

[1] Kultur der alten Kelten und Germanen 198.

[2] Synodalstat. c. 4; vgl. Röm. Syn. 721 c. 17, 743 c. 8; über Wulstan Mabillon acta VI, 851.

[3] Die Langobarden trugen wohl auch einen spitzen Kinnbart. Das Rasieren gelang auch den Römern nur sehr unvollkommen.

bedeckt. Dazu tragen sie ein kurzes, enges, buntfarbiges Kleid, das kaum bis an die offen sichtbare Kniekehle reicht. Der Ärmel umhüllt nur den Anfang des Armes. Darüber liegt ein grüner Kriegsmantel mit Purpurstreifen umrandet. Von der Schulter hängt das Schwert herab; sein übergelegtes Wehrgehänge umspannt den Oberleib, den ein knopfbesetzes Pelzwams umschließt. Was ihnen zum Schmuck dient, das benutzen sie zugleich zu kriegerischer Wehr. Die Rechte hält eine Hackenlanze und eine Wurfaxt; ein Schild beschattet die linke Seite, der schneeweiß an der Scheibe, dunkelgelb an den Buckeln erstrahlt und so vom Reichtum wie von der Prunkliebe seines Besitzers Zeugnis ablegt.

Weiter im Süden, namentlich im byzantinischen Reich, dauerte die spätrömische Tracht mit langen, fließenden Gewändern, Tuniken, Pänulen, Pallien fort; die Kirche schrieb diese Tracht ausdrücklich dem Klerus vor, und die Edlen und Vornehmen der germanischen Völker hielten sich an dieses Beispiel. Wie am byzantinischen Hofe zierten den edlen Franken Seidenkleider mit Gold durchwoben, Schärpen mit Goldfransen, Gürtel mit kostbarem Metall, Täschchen mit Edelsteinen geziert. Sogar Nonnen und Kleriker gefielen sich in scharlachroten und violetten mit Pelz und Seide verzierten Gewändern.[1]

Kämme und Spiegel wußten die Germanen wohl zu schätzen.[2] Bonifatius schickte einmal nach England einen Silberspiegel, d. h. wohl ein kleines, rundes Spiegelchen. Namentlich bedienten sich ihrer die Frauen, die sich noch mehr als die Männer der Buntfarbigkeit ihrer Tuniken und Mäntel erfreuten. Das Haar ließen die Jungfrauen frei flattern und flochten die Frauen zu Zöpfen, umschlangen sie mit Bändern und steckten die Zöpfe mit Nestnadeln auf oder ließen sie frei herabfallen. Sogar Nonnen kräuselten ihre Haare an der Stirne mit glühenden Eisen und spitzten ihre Fingernägel zu Adlerklauen zu.[3] Damit das Haar nicht in die Stirne hing, trugen sie ein kranzartiges Band von kostbaren Stoffen oder einen Schleier um die Stirne, oder es bedeckte ein Häubchen den Kopf.[4] Die Nonnen ließen ihre farbigen Schleier bis auf die Ferse

---

[1] Subucula bissina sive hyacinthina, tunica coccinea, capitium et manicae sericis, clavatae galliculae rubricatis pellibus ambiuntur (Aldhelm, De laud. virg. 58). Gregor d. G. schickte öfters palmatianae als xenia.

[2] Spiegel als Schattenbehälter, skuggva, skukar (von Schatten), kannten die Germanen schon lange. Glasspiegel mit Zinn oder Blei als Unterlagen gibt es seit dem dreizehnten Jahrhundert. Das Spiegelglas führte zu abergläubischen Vorstellungen.

[3] Antiae frontis et temporum cincinni calamistro crispantur. Ungues ritu falconum et accipitrum, seu certe ad instar cavannarum acuuntur, quos naturaliter ingenita edendi necessitas instigat, obunca pedum fuscinula et rapaci ungularum arpagine alites et sorices crudeliter insectando grassari, Aldhelm 58.

[4] Vitta (Greg. 10, 16) mafors, cufea, cophia; Fort. v. Radeg. 13.

herabfallen.[1] „Herrlich," singt ein späterer Dichter, „auf blondem Haar glänzt purpurn die Binde der Stirne, die von edlem Gestein hell funkelt in mancherlei Reihen; denn das Haupt ihr umschlingt ein Kranz aus Gold und Gemmen." „Golden umwindet ein Band das Haupt von leuchtender Schönheit, goldene Fäden durchschlingen die blonden lichten Haare."



Gehenkelte Goldscheibe; Brustschmuck mit Edelsteinen, farbigen Glasstücken besetzt, aus einem fränkischen Grabe der Rheinlande (Leyden).



Alamannisches Goldkreuz (Augsburg).

Bei vornehmen Frauen glänzte die Gewandung von Gold und Edelsteinen; schöne Gewandnadeln oder goldene Schnüre hielten den Mantel. Das feine Untergewand, köstlich gegürtet, schimmerte von bunten Farben blau oder rötlich. Ohrringe, Halsgehänge und Armbänder, Blumenkränze vollendeten den Schmuck.[2] Aus Gräbern hat man eine sehr große Zahl von Schmuckgegenständen hervorgezogen, die in ihrer Form den spätrömischen Kunsterzeugnissen ebenbürtig sind. Die Männer trugen nur Siegel- und Fingerringe; Hand- und Fußringe waren abgekommen.

## 3. Nahrung.

Wie in der Kleidung und Wohnung, liefen im Nahrungswesen römische und germanische Bestandteile bunt durcheinander. Als Viehzüchter bevorzugten die Germanen das Fleisch der Jagd- und Zuchttiere und schätzten über alles hoch das Pferdefleisch und verzehrten es besonders bei ihren Opferfesten. Ebendarum verabscheute die Kirche den Genuß dieses Gerichtes über alles und erklärte ihn

---

[1] Pulla capitis velamina candidis et coloratis mafortibus cedunt, quae vittarum nexibus assutae talo tenus prolixius dependunt; Aldhelm 58.

[2] Collum lunulis et lacertos dextralibus ac gemmiferis digitorum annulis comi concupiscit; Aldhelm 17.

für eine Sünde. Dieser Sünde zu entgehen, erklärte sie, genüge es nicht, das Kreuzeszeichen darüber zu machen, wie es irische Mönche und Bonifatius angeraten hatten. Sonst betrachteten die Iren in Übereinstimmung mit den Griechen strenge, beinahe jüdische Gebräuche und hatten nur für Hasen und Pferde eine auffallende Ausnahme gestattet.[1] Unter dem Einflusse dieser griechisch-irischen Sitte verschwand die im Abendlande seit Augustin herrschende freie Auffassung. So verbot auf die Anregung des Bonifatius hin der Papst Zacharias den Genuß von Dohlen, Krähen, Störchen, Hasen, Bibern. Auch das rohe Fleisch sollten die Christen, weil noch Blut in ihm steckte, vermeiden und es nur gekocht, Speck auch geräuchert verzehren. Im strengen Anschluß an die früher milder gedeuteten Bestimmungen des Apostelkonzils untersagte die Kirche, Tierblut und Tiere zu genießen, die erstickt, von anderen Tieren getötet, von Menschen mißbraucht worden waren oder Menschenblut genossen hatten, gewährte aber später gewisse Milderungen, namentlich bei ertrunkenen, totgestürzten, angebissenen, in Fallen und Netzen erwürgten Tieren. Sonst hätten die meisten Jagdtiere vermieden werden müssen, und die Jagd hätte überhaupt keinen Zweck gehabt.[2]

Von den Römern lernten die Germanen, noch ermuntert durch die Kirche mit ihren vielen Fasttagen, eine reizlosere Kost kennen, namentlich Gemüse, Früchte, Käse, Fische.[3] Noch heute unterscheidet sich die französische Tafel von der englischen durch ihren größeren Reichtum an Gemüsen. Wenn die römische Speiseordnung die Gemüse als eigene Gerichte behandelt, so hängt das vielleicht mit dem kirchlichen Gebot zusammen, kein Fleisch und grünes Gemüse zusammenzukochen,[4] was freilich den Germanen, die von alters ihr Kraut, ihre Erbsen mit Schweinefleisch würzten, nicht recht zusagte. Nach gleichzeitigen lateinischen Schilderungen begann die Mahlzeit mit Gemüse und endete mit Eierkuchen, die Oliven und Datteln umgaben. Fische wurden nicht nur in der Fastenzeit, sondern auch sonst, besonders im Winter, genossen, da sie eine Abwechslung zwischen das viele Salzfleisch brachten, das sich die Bauern im Herbst aus dem vielen überschüssigen Vieh bereiteten. „Mein Magen ist voll von Ochsenfleisch," jammerte einmal Fortunatus, als ihn ein Freund zum Mahle lud, „ich muß mich erholen. Die Vermischung mit

---

[1] Man glaubte, Hexen, Teufel und Zauberer, ja überhaupt die Seelen der Verstorbenen nähmen die Gestalt des Hasen an. Irische Bußbücher bekämpften diese Ansicht und empfahlen den Hasen als Heilmittel gegen Dysenterie und Durchfall, Hasengalle mit Pfeffer gegen Leberschmerzen; Wasserschleben 160; Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern S. 52.

[2] Ein frommer Mann hielt sich noch daran: ferarum carnibus abstinet... venatu utitur nec utitur venatione; Sid. ep. 4, 9.

[3] Der Bischof Ruricius erfreute sich an der novitas olerum, aber auch an Geflügel, Fischen und Saurücken (ep. 2, 42, 43, 44, 53, 60).

[4] Qui carnes immundas manducaverint et olera quae cum carne coquuntur, cessare debent a ministerio; Wasserschleben 158; Friedberg S. 15.

anderem Fleisch würde mir die Kolik bringen. Wo ein Ochse liegt, hat ein Huhn, eine Gans keinen Platz, sie müßten die Flucht ergreifen. Im Streit zwischen Hörnern und Federn ist der eine Teil zu schwach."[1] Nicht nur die Stoffe, sondern auch die Form der Küchenleistungen zeigen römischen Einfluß; ist doch schon das Wort Kochen,[2] ferner der Mörser, das Becken, der Pfeffer, Senf, Fenchel, Kümmel lateinisch. Die Germanen widerstanden diesen Gewürzen nicht, sie fanden im Gegenteil, daß gewürzte Speisen besser schmecken als fader Haberbrei und saure Milch. Der hl. Bonifatius erhielt Zimt, Pfeffer und Kostwurz aus Rom zum Geschenk. Selbst den Wein trank man am liebsten stark gewürzt.

Auf die Speisezubereitung legten die Großen Gewicht und schätzten den Koch beinahe so hoch wie den Marschall; der Koch erhielt wohl Macht über das ganze Haus. Köche und Bäcker begleiteten den vornehmen Mann auf Reisen. Gut zu kochen verstanden auch die Nonnen, weshalb Feinschmecker gern bei ihnen einkehrten und nicht selten Hochzeiten stattfanden.[3] Fortunatus, den die Nonnen bedienten, beschreibt ein seltsam gemischtes Gericht: allerlei Gemüse mit Honig gefüllt, Fleisch in Form eines Hügels, umgeben von einem Garten von allerlei Ragouts. Da lag wohl auf einer silbernen Platte ein Fleischstück, auf einer marmornen Platte ein Honiggemüse, auf einer Glasplatte Geflügel, in benachbarten Körbchen Früchte, in einer schwarzen Tonschale Milch.[4] Ein andermal erhielt er gestockten Schlagrahm, in den mit den Fingernägeln Figuren eingezeichnet waren.[5] Infolge der üppigen Kost wurde er aber magenkrank und mußte sich einer strengen Diät unterwerfen; er durfte nur noch frische Kräuter, Lattich, Milch, frische Eier und Pflaumen essen. Abends sollte er nur zwei Eier essen, was dem Verwöhnten ungemein schwer fiel.[6] Der fränkische Steuerbeamte Parthenius pflegte nach römischer Sitte, um schneller wieder Eßlust zu bekommen, Aloe zu nehmen und hatte die unflätigsten Gewohnheiten. Noch überboten aber wurde er von angelsächsischen Weibern, die auf Nachtstühlen speisten.[7]

Im Unterschied von den Römern pflegten die Germanen schon in aller Frühe sich zu füllen, nach dem Frühstück ein reichliches Frühmahl um die Terz (9 oder 10 Uhr) einzunehmen, was man noch heute bei den Nordgermanen beobachten kann.[8] Gleich den Mönchen verzichteten die Geistlichen meist auf ein Frühstück oder

[1] Fort. 7, 2.
[2] Coqui, coquina, cucina.
[3] Synode von Cloveshove 747 c. 20; Greg. h. F. 10 16.
[4] Fort. 11, 10; 9, 9.
[5] Fort. 11, 14.
[6] Fort. 11, 16, 19.
[7] Englische Studien 8, 62.
[8] Bei den Nordgermanen war das rismal 6 Uhr, dagmal 9 Uhr, hadegi 12 Uhr, non 3 Uhr, nattmal 9 Uhr. Die Stunde stand aber nicht genau fest.

verschoben es vielmehr auf die Sext und nannten es prandium und hielten nach römischer Art abends das Hauptmahl (coena). Die Sitte wurzelte so tief, daß in den Klöstern bei Halbfasten die Non, bei Ganzfasten die Vesper möglichst tief in den Tag hinein vorgeschoben werden mußte, damit die schwachen Mägen es bis zum Prandium aushielten und sich nicht auflehnten.[1] Cäsarius gewährte den Nonnen eine Refectio zwischen Prandium und Cöna. Das abendliche Hauptmahl dauerte bis tief in der Nacht hinein. Dem feierlichen Mahl voraus ging anstatt der alten Opfer ein Weihgebet und der Genuß der Eulogien, von denen aus ein Schatten der Agapen auf das Mahl fiel, namentlich wenn Geistliche das Mahl mit erbaulichen Gesprächen begleiteten.

Beim Essen saßen die Deutschen seit alter Zeit einzeln auf Stühlen oder je zwei oder drei auf Bänken, und jeder oder mehrere zusammen hatten einen eigenen, mit Laken belegten Tisch.[2] Wie die Tische zierten auch die Stühle und Bänke mit Stickereien versehene Laken oder Polster. Der Fürst saß auf erhöhtem Herrensitz, und um ihn reihten sich die Vornehmsten, dann die Jünglinge und die Jungfrauen. Bei vornehmen Mahlen glänzten goldene Schüsseln und Schalen — Chilperich besaß ein Tafelgeschirr dreißig Pfund schwer — und prangten herrliche Blumen auf den Tischen und umwanden sogar die Becher, wie Fortunatus schildert. „Der Tisch", schreibt er, „war ein förmlicher Garten, Rosen und Lilien wetteiferten miteinander; die Wände waren mit Teppichen, Efeugirlanden und Rosen dicht bedeckt, selbst die Decke verbarg sich unter dichtem Grün, so daß man sie für eine Wiese hätte halten können." Noch entbehrte der einzelne Gast des Messers und vollends der Gabel und des Löffels und benutzte dafür ausgiebig die Hände, mußte sich deshalb vor und nach dem Mahle nach alter Sitte waschen. Doch zerteilten die Speisen in der Hauptsache die Köche und Diener, und der Gast konnte sich ein Messer vom Diener reichen lassen, weshalb man ihn anwies, das Messer vorsichtig anfassend zu reichen.[3] Nach römischer Sitte brachte jeder seinen Diener mit, der nachts mit einer Fackel leuchtete und nach dem üblichen Trunke sonstige Dienste leistete. Bei Trinkgelagen dienten auf römischem Boden Jünglinge, auf altgermanischem aber Mädchen, wie in der Walhalla, wo die Walküren ihren Helden den Trank reichen. Doch versahen auch auf gallischem Boden Mädchen den Dienst des Mundschenkes.[4] Bei den Nordgermanen, den Angelsachsen, den

[1] Den Morgen nüchtern zu verbringen, war noch vor hundert Jahren in geistlichen Kreisen vielfach üblich; Bilfinger, Horen 74, 90.

[2] Nach den Bildern reichte das Tischtuch bis auf den Fußboden, wurde im elften Jahrhundert etwas verkürzt, später wieder verlängert nach wechselndem Geschmacke.

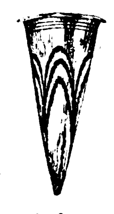
[3] Mon. Sang. 2, 18.

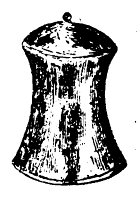
[4] Vita Bathild. 1. Balthildis reinigte als Dienerin die Schuhe der Gäste und wusch ihre Füße.

Langobarden war es Brauch, daß die Königin oder die Königstochter während des Mahles an den Tischen entlang ging, jeden begrüßte und den Becher reichte. Nach einer dichterischen Schilderung durchschritt die Frau, einer Göttin gleich, die Reihen und spendete Geschenke. Jubel und Freude folgte ihrer Begrüßung, jede Berührung war streng verboten.[1]


Fußlose Schale aus Glas.

Im römischen Reiche vertauschten die Germanen ihr heimisches Bier gerne gegen den Wein, obwohl ihm der Makel anhaftete, ein lateinisches Getränk zu sein. Als die Franken das Christentum annahmen, blieb mancher Trotzkopf bei seinem Bier als dem heidnischen Getränke. Biertrinker hatte ohne Zweifel Fortunatus im Auge, wenn er von seiner Reise durch Deutschland berichtet, er hätte vor diesen Zechern mit ihren hölzernen Bechern seine Gedichte nicht gesungen, sondern nur hergeleiert und nicht als Musiker, sondern als Mausiger die Blüte des Liedes abgenagt.[2] Selbst Bacchus hätte sich dieser Tollheit geschämt, wo man kaum für verständig gehalten werde, wenn man nicht mit den Leuten zusammen verrückt sei. In Frankreich überließen die Vornehmen das Bier und den Weinessig, genannt Kreuztrank, ihren Knechten und den kleinen Leuten;[3] sie tranken selbst nur Wein, und zwar gemischt mit Wasser, aber stark gewürzt, und liebten nach dem Vorbild von Byzanz fremde Weine, namentlich den syrischen[4] und Absinth.[5] Die Trinkgelage hatten gegen die Römerzeit eher zu- als abgenommen und vollzogen sich nach heiligen Satzungen. Schon wegen der Verbindung mit heidnischen Sitten eiferte die Kirche mit Kraft und Nachdruck gegen die eingewurzelten Gewohnheiten. „Wer einen anderen mutwillig betrunken macht," sagt sie, „tötet seine Seele. Wie ein Mörder hat er zu büßen."[6] Freilich hatte die Kirche genug zu tun, um auch nur bei den Geistlichen die ärgsten Ausbrüche der Unmäßigkeit hintanzuhalten.[7]

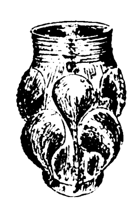

Glashorn.


Glockenglas, bei den Goten beliebt.

Einige vornehme Römer, erzählt Gregor von Tours, von lasterhaften Anlagen hatten sich in kirchliche

[1] Fuhse, Sitten und Gebräuche beim Essen und Trinken 16.
[2] Non musicus, sed muricus, M. G. aa. 4, 2.
[3] Crucium, insuave; Isidor. or. 20, 3.
[4] Coripp. de laud. Justin. 3, 87; Greg. Tur. 7, 29; gl. conf. 64; Sidon. carm. 17, 15; Cass. var. 12, 12.
[5] D. h. Wermut mit Wein und Honig gemischt. Greg. 8, 31.
[6] Wasserschleben S 268, 381, 397; Friedberg S. 19.
[7] Einem Briefe des hl. Bonifatius ist die Bemerkung eingefügt (ep. 78): episcopi ipsi nimis bibentes inebriantur et alios porrectis poculis maioribus cogunt ut inebrientur. Auf einer Synode von Tours heißt es: Perlatum est

Würden eingeschlichen, setzten aber nachher ihr ausschweifendes Leben wieder fort. „Sie brachten meist die Nächte schmausend zu, so daß sie noch, wenn schon die Geistlichen in der Kirche die Frühmetten feierten, frische Becher Wein forderten und zechten. Von Gott war fortab keine Rede, und die Ordnung der täglichen Gebete hielten sie nicht mehr ein. Erst wenn die Morgenröte kam, erhoben sie sich von Schmaus, deckten sich mit weichen Gewanden zu, und von Schlaf und Wein begraben, schliefen sie bis zur dritten Stunde des Tages. Und nachdem sie sich erhoben, nahmen sie Bäder und legten sich wieder zu Tisch, von dem sie erst am Abend aufstanden. Dann fielen sie über den Abendschmaus her, bis zu der Zeit des beginnenden Tages, wie wir eben angegeben haben." Was Gregor an vielen der fränkischen Bischöfe tadelt, rügt auch Beda an den angelsächsischen, namentlich, daß sie lieber mit Spaßmachern und Trunkenbolden umgehen als mit sittsamen Männern und mehr daran denken, ihren Bauch zu füllen, als ihre Seele zu heiligen. Selbst Mönche und Einsiedler verfielen der Trunksucht. Ein Einsiedler Winnoch, der jahrelang nur von wilden Kräutern lebte und sich in Tierfelle kleidete, ließ sich allmählich mit dem Weine zu stark ein, den ihm die Gläubigen anboten. Er pflegte sich zu berauschen und verfiel in Tobsucht, so daß man ihn in seiner Zelle anketten mußte.



Buckelglas.

## 4. Spiele und Vergnügungen.

Alle Vergnügungen, zumal die langen Gelage, erhöhte und belebte Gesang und Tanz, Würfel- und Gaukelspiel. Das Spielbrett und der Becher war den Germanen so wichtig wie die Waffe; beide führten sie mit auf ihren Wanderungen. Vertrieben doch auch die Helden der Walhalla und die Asen, die Zeit mit Brettspiel und Kampf. Noch immer mußten sie wie zur Zeit des Tacitus um ihre Freiheit würfeln, wenn alles verspielt war. So hat im sechsten Jahrhundert ein Herulerkönig die entscheidenden Augenblicke einer Schlacht, die ihm den Untergang brachte, dem Spielbrett geopfert.[1]

Höher hob die Herzen das Helden- und Götterlied, das Tanz- und Liebeslied. Fromme Kirchenmänner nannten die Lieder und Spiele gleichermaßen teuflisch, unterschieden nicht zwischen Lotterspruch und Totensang, Sisesang, denn auch dieser war übermütig

ad s. synodum, quod quidam presbyteri in ecclesiis sibi commissis tabernas, quod nefas est, constituant, ibique per cauponas vinum vendant, aut vendere permittant (Regino de synodal. causis I, 58).

[1] Tac. G. 24; Amb. Tob. 11; P. Diac. 1, 20 (M. G. 3, 479). Vgl. Seneca tr. 14.

lustig, und sie rechneten zu den Spielleuten Sänger und Gaukler,[1] ja sogar Narren und Bettler. Im Morgenlande saß die Liebe zu den Possen so stark, daß sogar ein Heiliger, Symeon Salus, sich zum Mimen hergab, um Leute, die sonst keine Predigt hörten, in der Maskenhülle zu belehren. Das Beispiel soll um 530 Theophilus und Maria gegeben haben.[2] Der fröhlichen Zunft schlossen sich bald auch Kleriker an, die schon ihr Beruf auf die Musik hinwies. Legte doch die Kirche großes Gewicht auf die Sangeskunst und stand nur den Musikinstrumenten, die überwiegend weltlicher Lust dienten, etwas mißtrauisch gegenüber. Der Norden übernahm hier viel vom Süden, Pfeife, Fidel und Leier.[3] Einheimisch war das Horn, die Harfe (Rotte), die Schwegel.[4]

Wo und wann immer Menschen sich sammelten, an Hochzeiten, Kirchweihen und Fürstenhöfen und in Bischofshäusern,[5] selbst in Nonnen- und Mönchsklöstern fanden die wandernden Sänger und Schauspieler nur allzu freundliche Aufnahme, nach den Verboten der Konzilien zu schließen.[6] Nach der Darstellung eines englischen Konzils waren die Männer- und Frauenklöster geradezu Sammelpunkte für fahrende Sänger und Mimen. Vom Kloster Novalese ging der langobardische Spielmann aus, der Karl dem Großen einen sicheren Weg über das Gebirge wies und dafür einen Landstrich erhielt, soweit als sein Horn in der Runde klang.[7] Eben ein Kapitulare Karls des Großen beklagt, daß die Nonnen sich um Winelieder bemühten, d. h. um Minnelieder, Gesellschafts- oder Arbeitslieder — der Ausdruck ist nicht ganz klar, da das Wort Wine vieldeutig ist.[8] Vermutlich begleiteten Reigen die Lieder.[9] Ganz harmlos waren sie jedenfalls nicht; denn unmittelbar auf ihre Erwähnung durch Karl folgte eine Mahnung, die Jungfrauen öfters zur Ader zu lassen.[10] Schon Cäsarius von Arles erwähnt,

---

[1] Im Französischen wurden sie später deutlicher geschieden: bouffons waren die niedrigen, jongleurs, die höheren Spielleute.

[2] Nöldeke, Oriental. Skizzen 247.

[3] Ebenso eine primitive Orgel, eine Verbindung von Pansflöte und Dudelsack.

[4] Swegale, ein Blasrohr; Pfeife lateinisch pipa, Fidel fidicula von fides, Saite Tanzen hieß man salzon von saltare.

[5] De quibusdam episcopis fama vulgatum est, quod . . . nullos secum alicuius religionis aut continentiae viros habeant, sed potius illos, qui risui, iocis, fabulis, commessationibus et ebrietatibus subigantur (Beda ad Egbert. ep. 4).

[6] Non sint ludicrarum artium receptacula . . . . poetarum, citharistarum, musicorum, scurrarum . . . . Non habeant saeculares quique vagandi licentiam . . . . per interiora monasterii domuncula (Conc. Clovesh. 20). Bischöfe liebten nach Agnellus (104) scurriles cantus.

[7] Allerdings als Knecht Karls durch einen Backenstreich erniedrigt; M. G. ss. 7, 100.

[8] Winileodes, später im Zusammenhang gebracht mit rustigiu sang, scofleod. giposi, lottarspracha; M. G. cap. 1, 63. Uhl, Winiliod, Teutonia 1908.

[9] Winileodos mittere erklärt Uhl mit exercere (tanzen).

[10] Auch dieses Gebot erklärt Uhl umgekehrt, als es bisher geschah. Wegen der Enthaltsamkeit sollen die Nonnen an Bleichsucht gelitten haben

die Bauernweiber verstünden wohl teuflische Liebeslieder, aber keine Psalmen zu singen.[1] Fromme Geistliche entfernten sich, wenn Gaukler und Spielweiber auftraten, aber nicht alle taten es, und verschiedene Konzilien geboten den Geistlichen, Hochzeiten fernzubleiben, bei denen Liebeslieder gesungen wurden und üppige Tänze stattfanden.[2]

Üppige Tänze kennt eigentlich das Altertum weniger als das Mittelalter. Der Tanz war wesentlich ein Reigen mit Gesang; beides gehörte zusammen, wie schon das Wort für das Lied, Leich (von hüpfen abzuleiten) andeutet. Schon die Versmaße weisen darauf hin, auf einfache Tanzschritte z. B. vier Schritt vorwärts oder rechts und vier zurück. Mit Tanzliedern begrüßten Mädchen, unter Schleiern wandelnd, den Attila, als er in seine Residenz einzog. Ein unschuldiges Spiel und Musik duldete die Kirche gerne; ließ doch sogar der hl. Ulrich an hohen Festtagen an seiner Tafel Spielleute ihre Musik vortragen.

Auf römischem Boden knüpften die Germanen den fröhlichen Anfang an das fröhliche Ende an und pflegten römische Spiele, sogar alte Komödien nicht ausgenommen. In einem erhaltenen Stücke tritt ein Theaterunternehmer auf und kündigt ein Stück des Terenz an, aber ein dazukommender Possenreißer[3] findet Terenz langweilig und will, daß man den veralteten Dichter verabschiede. Terenz selbst erscheint, und die beiden geraten in Streit. Der Possenreißer sagt: „Ich kann mehr als du, du bist ein ausgetrockneter Stamm, ich ein grüner Baum." Terenz fragt, was denn seine Werke seien. Immer heftiger geraten sie in Streit und greifen zuletzt zu Prügeln. Prügel waren mehr nach dem Geschmack des Publikums als ernste Unterhaltung. Der oben erwähnte Symeon lief mit dem Prügel umher, diente als lustiger Kellner und spielte den Vielfraß, tanzte mit Spielweibern, ging ins Frauenbad und in Privathäuser, trieb Scherz mit den Mägden und warf in der Kirche mit Lazzi nach den Frauenemporen.

Am meisten Beifall fanden Tierhetzen und Wettrennen. Die alten Fechterspiele waren abgekommen, nur einzelne Klopffechter zogen umher. Walter, der Geliebte von Hildegunde, kämpfte mit drei Männern, die einen Dreizack führten wie die römischen Gladiatoren. Einen Ersatz boten den Vornehmen Jagd und Fehde, dem Volke Tierhetzen. Die Könige und Großen ließen in ihren Hallen Hunde, Wölfe und Bären, besonders aber Hähne miteinander kämpfen,

(de pallore), und als Mittel dagegen wäre der Aderlaß empfohlen worden. Der Aderlaß gab zu Scherzen, eben zu Weinliedern Anlaß.

[1] Mulieres rusticanae, cantica diabolica amatoria et turpia . . . decantant (s. 303, 130).

[2] Amatoria cantantur aut obscoeni motus corporum choris et saltibus efferuntur; Mansi 7, 954; 9, 732. Scurilitates (ib. 12, 402).

[3] Delusor.

veranstalteten auf den Märkten Wettrennen.[1] Auch Mißgeburten stellten sich zur Schau, Lahme ließen sich auf kleinen Holzkarren fahren, Blinde mittelst eines Seiles von einem herrischen Führer geleiten, Stumme machten Lärm mittelst Täfelchen.[2] Besonders bei königlichen Einzügen sammelte sich eine bunte Volksmenge, Bettler, Krüppel und Juden. Wie unter dem Kaiserreiche zog Klerus und Volk den Fürsten entgegen mit Lichtern, flatternden Fahnen und Bannern. An den Häusern der Straßen, durch die der Zug kam, prangten bunte Teppiche, Seidenstoffe, Blumengewinde und anderer Schmuck.[3]

Im übrigen überließ das Volk die alten Theater und Thermen dem Verfalle und betrachtete sie noch mit mehr Scheu als die Männer der Kirche. Unter dem Eindrucke der Predigt sah es in mancher Ruine den Schauplatz der Geister der Hölle. Um die Grabmäler außerhalb der Stadt spielte aber harmlos die Jugend. Viele Denkmäler dienten als Festungen, andere schon als Steinbrüche.[4] Statt in geschlossenen Thermen badeten die Germanen in offenen Flüssen, Frauen und Männer untereinander, zum Verdruß der Kirche, die dafür Familienwarmbäder empfahl. Schon früher hatte jeder Hof seine Stube, d. h. sein Schwitz- und Warmbad, und jedes Haus sein „Schaff", sein Becken, sein Labil, wie der uralte Gebrauch dieser Worte beweist. Baden und Laben (lavare) bedeutete gleichviel. Ohne die Unreinigkeit zu fördern,[5] suchte die Kirche das Schamgefühl zu beleben, bekämpfte die Entblößungen, die die alte germanische Tracht Männern und Frauen gestattete, und die Beiligung der Frauen an allen Mahlen, Versammlungen, Unterhaltungen und sogar an der Jagd.

Ein langobardischer König schickte seine angelsächsische Gattin einmal auf die Jagd, damit er sich inzwischen anderweitig vergnügen könnte.[6] Ein anderer Langobardenkönig verlor über seiner Leidenschaft seine Hauptstadt und einen großen Teil seines Reiches. Falsche Freunde lockten ihn hinaus auf die grüne Flur und ließen inzwischen seinen Gegner herein, der ihn gestützt auf die Feste überwand.[7] Die Jagdleidenschaft fand reichliche Befriedigung in den vielen Wäldern, die auf altem Römerboden neu wieder erstanden. Zu Arles beklagt sich Cäsarius, daß sogar die Vigilien, die Fasttage vor heiligen Festen, durch Jagden entheiligt würden; da reden sich die Jäger wohl heraus, sie halten das Fasten so am besten, essen nichts vor der Heimkehr; aber Cäsarius meint, das sei kein rechtes

[1] Greg. h. F. 8, 36.
[2] Greg. virt. Mart. 2, 24, 46; 3, 16; Fredegar. chron. 3, 18.
[3] Greg. h. F. 8, 1; v. Leodegari 8.
[4] Greg virt. Mart. 4, 17, 18; h. F. 1, 32; 2, 33.
[5] Radeg. 17. Das Bad im Kloster der Radegunde erregte Anstoß; Greg. h. F. 10, 16.
[6] P. Diac. 5, 37.
[7] P. Diac. 5, 39.

Fasten, wenn sie sich und ihre Sklaven vom Gottesdienst abhielten. Oder soll das Fasten sein, wenn einer, kaum erwacht, seine Sklaven zusammenrufe, die lieber zur Kirche gingen, seine Netze herrichte, die Hunde springen lasse und Busch und Wald durchstreife? Da erschalle bald lauter Lärm, bald mahnen stumme Zeichen zum Stillschweigen. Der Jäger, voll Freude, wenn er etwas finde, wüte, wenn er etwas verfehle. Wenn man diesen Eifer sehe, könne man glauben, das Fasten sei eigens zur Jagd eingerichtet.[1] Haben doch auch die Bischöfe dieser Leidenschaft gehuldigt.[2]

Die Germanen erlegten die Tiere des Waldes und der Heide mit Pfeil und Lanze, Schwert und Spieß, hoch zu Roß unter Hundegekläff und Hörnerklang. Verschiedene Hunde standen zu Gebot, Leithunde, Spür-, Treib-, Hetz-, Windhunde, Biber- und Habichthunde, Kampf- und Meutehunde,[3] ferner verschiedene Falken: der Hühnerhabicht, Gänse- und Entenhabicht, der Sperber. Den hl. Bonifatius ersuchte einmal ein König von Kent um Zusendung zweier Falken, deren Kunst und Kühnheit darin bestehe, daß sie gerne auf Kraniche Jagd machen, sie ergreifen und auf den Boden werfen. In Kent selbst, schreibt der König, lassen sich wenig Raubvögel mit passender Brut erlegen, die zu zähmen und abzurichten wären.[4] In Deutschland stand offenbar die Falkenzucht besser; haben doch die Germanen diese Jagdart nach dem Süden gebracht, umgekehrt aber auch sich von den Römern beeinflussen lassen. Daher verwandten sie vielfach Netze und Garne, Halsschlingen, Fußschlingen, Fußeisen, Fanggruben, Wolfsangeln,[5] ja sogar eine Art Selbstgeschosse mit Pfeil und Schleuder[6] und benützten zum Heranlocken der Tiere gezähmtes Edelwild.[7] Die dichten Wälder boten eine reichliche Beute, Wölfe und Bären, wilde Stiere und Pferde, Edel- und Schwarzwild, darunter auch die später ausgestorbenen Auerochsen, Wisente, Elentiere, Luchse.

Zu den wilden Tieren gesellten sich Räuber, um die Schrecken des Waldes zu vermehren. Wolf und Räuber bedeutete beinahe gleichviel. Der Wolf der Tiersage ist ein Räuber, und der Achter war ein Wolf oder Würger, beide friedlose Waldgänger. Wenn ein Franke reiste, fällte er abends mit seinem Beile, der Francisca, die er im Gürtel trug, Holz und umzäunte sich und die Seinen

---

[1] Serm. 146.
[2] Agnell. 104 (de Joh. XXXI). Bonif. ep. 56.
[3] Canis seucis, seucius, cursalis, porcaritus, ursaticus — veltris, leporarius.
[4] Bon. ep. 105; Girald. Cambr. desc. 1, 12.
[5] Retia, taliolae, laquei, pedicae, foveae, hamus.
[6] Lex Visig. 8, 4, 22; Burg. 46; Rip. 70 (balista).
[7] Ed. Roth. 315.
[8] Wilde Pferde haben sich in Ostpreußen bis zum fünfzehnten Jahrhundert erhalten. Das Damwild kam erst im sechzehnten Jahrhundert auf, Fasanen wurden auf den Fronhöfen gezogen; Schwappach, Forst- und Jagdgeschichte 1, 65.

gegen die wilden Tiere. Dem hl. Eberulf sagte ein Räuber, als er sich in seiner Nähe niederlassen wollte: „O Mönch! was kann dich wohl herführen an diesen Ort? Siehst du nicht, daß es ein Ort für Banditen, nicht aber für Mönche ist? Wer hier wohnen will, muß vom Raube, vom Gute anderer leben, wir würden hier keine Leute dulden, die von ihrer Hände Arbeit leben wollten, und übrigens ist auch der Boden viel zu unfruchtbar, ihr könnt ihn durcharbeiten, wie ihr wollt, so bleibt er dennoch ohne Ertrag." „Ich komme hierher," erwiderte ihm der Heilige „um meine Sünden zu beweinen." Nicht nur die Räuber sahen diese Niederlassungen ungern, sondern auch die Umwohner, die Markgenossen, die reichen Grundbesitzer, die als Markaufseher, Markherren, Förster und Jäger nähere Rechte beanspruchten.

Die Mönche haben die Tiere des Waldes teils verscheucht, teils an sich gelockt, Hirsche und Hasen, sogar Büffel, Eber und Wölfe. Oft erzählen die Legenden, wie diese Tiere, von Jägern verfolgt, sich zu ihren Beschützern flüchten. Getäuscht in ihren Hoffnungen, geraten die Verfolger in eine leidenschaftliche Wut und überhäufen die Einsiedler mit Schmähungen und Drohungen, aber schon die Würde und Ruhe dieser Männer besänftigt ihre Wut, und wenn sie auch weiterziehen, bleiben sie oft wie durch ein Wunder gelähmt plötzlich stehen, kehren zurück und bitten die Einsiedler und Mönche um Verzeihung;[1] die Könige und Fürsten stellen ihnen Schutzbriefe aus, andere entschließen sich wohl selbst dazu, Mönch zu werden.

### 5. Begräbnis.

Hatten die Menschen auch ihr Leben lang sich der Welt und ihren Vergnügungen gewidmet, so brachte sie wenigstens die Furcht vor dem Jenseits zur Besinnung, und der ärgste Weltmensch wollte der Religion nicht entbehren. Da beeilten sich auch die Priester, die Sterbenden im letzten Augenblicke mit Bußgesinnungen zu erfüllen. So eilte ein Arnulf von Metz zu den Kranken und richtete Worte der Aufmunterung an sie: „Tue Buße, mein Sohn, wenn du Böses getan hast, damit du Heilung für Leib und Seele empfangest." Die Sterbenden legten nach ihrer letzten Beichte das Bußkleid an, ließen sich in Asche betten und empfingen während der Krankenmesse, sei es in ihrer Kammer oder in der Kirche, die heilige Wegzehrung.

Schon vor dem Verscheiden begann man die Totenglocke zu läuten, besonders beim Tode der Geistlichen,[2] und nach dem Verscheiden

[1] Letzteres tat z. B. Brake oder Brachio (Greg. v. p. 12) und Childebert gegenüber dem Charilef, der einen Büffel gezähmt hatte. Der hl. Markulf schützte einen Hasen, die Äbtissin Rennok einen Hirsch, der hl. Laumer eine Hirschkuh, der hl Basolus einen Eber.

[2] Vita Sturmi 24.

hüllte man die Leiche in weiße Gewänder[1] und hielt die Totenvigil. Damit wollte die Kirche die heidnischen Klagen, die Bardikatio, verhindern; viele Christen rauften sich die Haare und rissen sich Wunden.[2] Da die Seele nach volkstümlicher Anschauung in der Gestalt eines Kindchens oder Vögelchens aus dem Körper fuhr und entweder von den Engeln oder Teufeln entführt wurde, galt es, ihr in diesem Augenblick zu helfen.[3] Die Umstehenden überschütteten die Leichen mit Weihwasser, öffneten das Fenster und verschlossen es bald wieder und ließen die Körper auch bald beerdigen, damit die Seele nicht zurückkehrte.[4] Beim Tode böser Menschen brachen sie an der dem Hauseingange entgegengesetzten Seite ein Stück Mauer aus, zogen die Leichen hindurch und mauerten das Loch wieder zu, damit die Seele keinen Rückweg fände. Viele Seelen schwebten als Gespenster, andere als gute Geister um die toten Körper und erhellten sie — so leuchteten am hl. Gallus Hände und Füße dreißig Tage lang. Aus den Gräbern frommer Menschen wuchsen die Seelen als Rosen und Veilchen empor. Andere reihten sich zum wilden Heer, woran der Volksausdruck für sterben „zum alten Haufen fahren" erinnert.

Unter dem Gesang der Psalmen, dem Kyrie[5] trug die Nachbarschaft die Leiche auf einem Brett oder einer Bahre zum Grab, selten umschloß sie ein Holzsarg, eine Truhe oder ein Totenbaum, noch seltener ein Steinsarg; wenn es ging, griff man zu einem schon verwendeten Sarg.[6] So legten seine Freunde selbst Karl den Großen in einen antiken Marmorsarkophag und zwar sitzend, wie es seit der Zeit der Hockergräber vielfach noch üblich war. Nach alter Sitte bekam der Tote Speise und Trank, Schuhe und Strümpfe zur ewigen Wanderung, Münzen für den Himmelswächter, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, die ganze Ausstattung eines Mannes und einer Frau für ihr jenseitiges Leben, ja sogar eine Hostie zur Wegzehrung mit und wurden Lichter zum Troste in der Finsternis auf das Grab gesteckt oder Lampen aufgehängt.[7]

---

[1] Beerdigung in cilicio et sudario s. Beleth. Div. off. 159.

[2] Poenit. Merseb. 131; Bigot. 4, 6.

[3] Vgl. Rustebeuf, Le pet au villain.

[4] Exhibe ferramentum et inrumpe parietem: diese Mahnung eines Sterbenden bei Gregor (6, 6) hat wohl einen anderen Sinn.

[5] Wer keine Psalmen zu singen verstand, sollte das einfache Kyrie singen.

[6] In einem solchen Sarg ließ Rauching Sklaven und Sklavinnen übereinander begraben. Der Totenbaum war ein durchsägter ausgehöhlter und wieder zusammengefügter Baumstamm. Der Ausdruck wurde dann auf andere Särge übertragen und ist heute noch gebräuchlich, ebenso die Bezeichnung Truhe, Truch. Auf dem Deckel des Totenbaumes wurde wohl die Gestalt eines Drachen ausgeschnitzt, der den Toten bewachte.

[7] Sogar der hl. Benedikt folgte der Sitte; Greg. dial. 2, 24, Salimb. ch. 1250 p. 162 (339). Über das Lampenwunder am Grabe der Galeswinte s. Greg. h. F. 4, 28. Die Folge waren vielfache Grabschändungen; Binterim, Denkwürdigkeiten VI 3, 395; Westdsch. Ztsch. IV, 207.

Nur ungern verließ das bekehrte Volk die alten Grabstätten seiner Vorfahren, und noch Karl der Große mußte ihm einschärfen, daß es seine Toten in der Nähe der Kirchen begrübe.[1] Die Leichen legten die Heiden und Christen so in das Grab, daß sie nach Osten schauten.[2] Auf die Grabhügel setzten die Germanen einen Dornstrauch oder umzogen sie mit Dorngehegen, stellten einen Pfahl oder eine mit einer Taube gekrönte Stange[3] oder ein Säulchen, ja kleine Kapellchen oder Totenbretter darauf.[4] Es bestand nämlich die noch heute in Österreich und Bayern erhaltene Sitte, die Toten auf Bretter, Re- oder Rechbretter, zu legen, die unter Umständen die Umrisse einer menschlichen Gestalt zeigten;[5] auf einem solchen Brett lag der tote Sigfried. Oft fehlte aber den Gräbern jedes Denkzeichen, so auf dem Plan von St. Gallen. Den Totenhügel der Vornehmen umritten die Genossen unter Gesang und priesen seine Taten.

Da die Germanen von ihren Toten glaubten, sie gingen gleich in die Walhalla ein, oder, wie die Kirche sagt, da sie meinten, Tote und Heilige seien dasselbe,[6] ja die Trauer schade ihnen geradezu, feierten sie ihnen fröhliche Feste, Totenmahl und Totenopfer, schlachteten Stiere und Böcke. Die Dänen, sagt Adam von Bremen, können weder über ihre Sünden noch über ihre Toten weinen. An Todestagen und Heiligenfesten verwandelte sich der Kirchhof in einen Schauplatz von Gelagen, Tänzen, Scherzen, Totenliedern, Schwerter- und Fackeltänzen.[7] Heidnische Bräuche mischten sich mit einer schwachen Erinnerung an altchristliche Agapen. An die Totenopfer erinnern noch in neuerer Zeit die Totenbrote, Spendbrote, Kirchbrote, Seelchen, Seelzöpfe.

Der Friedhof war gewöhnlich mit Bäumen bepflanzt, mit einem Kreuz in der Mitte; ja er wurde sogar, wie aus einem

---

[1] Iubemus et corpora christianorum Saxanorum ad cimiteria ecclesiae deferantur, et non ad tumulos paganorum; M. G. Cap. 1, 69.

[2] Selten nach Süden; Lindenschmit, Altertumskunde 129.

[3] Perticae, trabes; P. Diac. 5, 34.

[4] Die Volksgesetze (Lex Salica 58) erwähnen cheristona, charistado, cristata, stapplus, manduale, selave, structura, tumba, tumulus, basilica. Das selave wird erklärt als ponticulus; manche denken an Gitter, wie sie später um Gottesackergräben brückenartig gelegt wurden. Richtiger dürfte es sein, an die Rebretter zu denken.

[5] L. Baiuv. 19, 8; M. G. ll. 3, 329. Lignum insuper positum.

[6] Fingunt sanctos quoslibet mortuos heißt es im indiculus superstitionum.

[7] Cachinni, dadsisas; ludi diabolici (Lottersprüche), vgl Bonif. ep. 80; Bened. Lev. 2, 196; admonitio synodalis in Walaf. Strabo. Ut nullus presbyterorum quum ad anniversarium diem tricesimum, septimum vel tertium alicuius defuncti, aut quacumque vocatione ad collectam presbyteri convenerint, se inebriare nullatenus praesumat, nec precari in amore sanctorum vel ipsius animae bibere, aut alios ad bibendum cogere, vel aliena precatione ingurgitare, nec plausus et risus inconditos et fabulas inanes ibi referre aut cantare praesumat, vel tornatricibus ante se facere permittat nec larvas daemonum, quas talamascas dicunt, ibi ante se ferri consentiat. Regino I, 216, 398.

Plane von St. Gallen zu erkennen ist, als Fruchtgarten benutzt, eine schöne Sitte, die sich später mehr im Norden als im Süden erhielt. Jedenfalls brauchte man mit dem Raume nicht zu sparen und die Gräber so zusammenzudrängen und Steine aufzuhäufen, wie in den Zeiten hoher Kultur.

# XVIII. Sittliche Zustände und Rechtsordnung.

## 1. Untreue und Gewalt.

An der rohen Barbarennatur hatte das Christentum lange zu arbeiten, bis es sie überwand. An den Höfen der Könige und Großen herrschten rohe Sitten, Gewalttat und Zuchtlosigkeit. Wohl suchten fromme Frauen und Männer die Sitten zu mildern, eine Chrodehilde und ihre Schwiegertochter Radegunde und viele Heilige, die uns noch begegnen werden. Sie leuchten wie Sterne in dunkler Nacht auf stürmischem Meer, wie Lilien und Rosen vor einem düsteren Hintergrunde. Im Guten und Bösen waren die Frauen immer einen Schritt voran. Ihr Einfluß nahm eher zu als ab, obwohl die Kirche gegen die Einmischung der Frauen in alle Männerarbeit, in den Männerrat und in öffentliche Versammlungen eiferte, und sie spielten an allen Höfen eine große Rolle je nachdem als Engel oder Furien.[1]

Eine Furie, eine wahre Teufelin war Fredegunde, auf deren Anstiften hin Chilperich seine rechtmäßige Gattin Galeswinte ermorden ließ. Nun fielen die Großen von ihm ab, die sich für Galeswinte eingesetzt hatten, und zwangen ihn zur Bezahlung des Wergeldes, d. h. zur Herausgabe des Brautschatzes der Ermordeten an ihre Schwester Brunhilde. Fredegunde mußte für ihren eigenen Sohn zittern und wollte ihn gleich nach der Geburt wieder umbringen. Nach ihrem Tode nahm sich ihr milder Schwager König Guntchramn seiner an, wie schon zuvor des Unmündigen Sohnes Sigiberts. Unter feierlichen Formen stellte er Sigiberts Sohn auf den Königsstuhl und bezeichnete ihn als Erben mit den Worten: „Ein Schild decke uns, eine Lanze verteidige uns beide." Zehn Jahre später übergab er ihm die Lanze und wies ihn in seinen Besitz ein. An das Volk richtete er eines Sonntags in der Kirche

[1] Cum indecens sit et etiam inter barbaras gentes reprehensibile, mulieres virorum causas discutere, et quae de lanificiis suis et operibus textilibus et muliebribus, inter genitiarias suas residentes debuerant disputare, in conventu publico, ac si in curia residentes, senatoriam sibi usurpant auctoritatem . . . . Idcirco etc. C. Namnet. c. 19; Mansi 18, 172.

vor der Messe die merkwürdige Bitte: „Ich beschwöre euch, bewahrt mir die Treue und tötet mich nicht, damit ich meinen Neffen von Neustrien und Austrien erziehen kann, es möchte sonst von unserem Stamm kein wehrhafter Mann mehr übrig sein, das Volk zu verteidigen." Das Volk, näherhin die Freien und Vornehmen beanspruchten das Recht, Könige abzusetzen und einzusetzen, konnten das Recht aber nur einem schwachen Könige gegenüber geltend machen. Gewalttätige Herrscher bekümmerten sich wenig um Recht und Religion, achteten keine Schranken und schonten kein Leben, keine Familie, kein Eigentum, wenn es ihnen gutdünkte.

Sogar der milde Guntchramn tötete vom Zorn überwältigt einen Untergebenen auf den bloßen Verdacht hin, einen wilden Stier auf einem königlichen Gute getötet zu haben, und ließ Ärzte, die ihm nicht helfen konnten, zum Tode abführen. Ohne Besinnen verurteilten die Könige ihre Feinde als Hochverräter und zwangen die Töchter reicher Untertanen zur Ehe, mit wem es ihnen beliebte. Nach dem Beispiele des Königs richteten sich seine Beamten, unter denen besonders der Statthalter Sigiwald, der Herzog Beppolen und Rauching, der Oberkämmerer Berulf, der Kanzler Bobolen und Markus, des Hausmaiers Waddo Söhne, sich einen üblen Ruf verschafften. Als der Archidiakon Vigilius sich auf Grund der kirchlichen Immunität weigerte, seine Leute, die siebzig Amphoren Öl und Fett gestohlen hatten, vor das königliche Gericht zu stellen, wußte der Statthalter nichts anderes zu tun, als den Archidiakon während des Weihnachtsgottesdienstes zu beschimpfen. Eben war alles in der Kirche versammelt, der Bischof trat durch die Türe ein, der Archidiakon ging ihm der Sitte gemäß entgegen. Kaum hatte ihn der Statthalter erblickt, als er von seinem Sitze aufsprang, ihn packte, mit Faustschlägen und Fußtritten mißhandelte und, ohne auf die Bitten des Bischofs und Volkes zu hören, ins Gefängnis schleppen ließ.

Ein Franke beschuldigte seinen Schwager, er vernachlässige seine Frau und lebe mit Buhlerinnen. Die beiden Parteien gaben keinen Frieden, und als die Königin Fredegunde, besorgt, es möchten aus der Fehde noch weitere Folgen entstehen, sie versöhnen wollte und nicht konnte, beschloß sie, auf eine ihrer würdige Art ein Ende zu machen: sie ließ die drei Parteihäupter zu einem Feste einladen und, als sie trunken waren, töten.

Wie ein gehetztes Wild verfolgte der Hausmaier Ebroin den heiligmäßigen Bischof Leodegar, weil er einen ihm feindlichen König unterstützte. In seiner Wut ließ er ihm die Zunge und die Lippen abschneiden und übergab ihn einem Herzog zur Bewachung, von dem er hoffte, er werde ihn zu Tode quälen. Aber der Herzog, vielleicht gerührt durch sein hoheitsvolles Wesen, wies ihm ein benachbartes Frauenkloster zum Aufenthalt an, wo er, obwohl blind und stumm, die Messe las und alle erbaute. Darauf ließ Ebroin

ihn vor eine Synode stellen und als Mitschuldigen an einem Morde seiner Würde berauben, endlich durch einen Vertrauten in einem tiefen Wald enthaupten. Denn er fürchtete bei einer offenen Hinrichtung den Zorn des Volkes und wollte verhindern, daß es seine Reliquien verehrte. Bald ereilte den Ebroin sein Schicksal. Ein Franke, den er verfolgte, kam ihm zuvor, stellte sich am Sonntag vor sein Haus und tötete ihn, da er gerade heraustrat, um in den Frühgottesdienst zu eilen.[1]

Der Gewalt von oben setzte das Volk seine Gewalt entgegen. „Das Volk ist verdorben," klagen 585 die Herzöge, „und jeder tut, was seine Lust ist; was sollen wir tun? Das Strafen hilft doch nichts, durch strenge Strafe reizt man das Volk zum Aufruhr." Dem Hofrat Parthenius legte man die Vermehrung der Steuern zur Last. Als der König starb, erhob sich das Volk gegen ihn, und er floh in eine Kirche Triers, wo ihn die Priester in eine Truhe mit Kirchengewändern steckten. Aber das Volk drang in die Kirche, und als es ihn entdeckte, jubelte es: „Gott hat uns unseren Feind in die Hände gegeben" und steinigte den Hofmann vor der Kirche. Den Referendar Markus rettete nur die Fürbitte des Bischofs vor einem ähnlichen Tode. Daraufhin ließen die Beamten Chilperichs eine Menge Menschen foltern und töten und Äbte und Priester der Folter unterwerfen, da sie angeblich das Volk in seinem Vorhaben bestärkt hätten.

Die Gewalttätigkeit entfesselte die Mord- und Raubgier — und damit verband sich das ungermanische Laster der Treulosigkeit und Falschheit, worin nun die Germanen und Römer miteinander wetteiferten. Von Guntchramn Boso sagt Gregor, er sei im allgemeinen gut gewesen; nur habe er vor keinem Freunde geschworen, ohne daß er sofort seines Eides wieder vergaß. Daß man einen klugen Mann durch Meineide betrügen müsse, erscheint wie eine sprichwörtliche Rede.[2] Freunde verrieten die Freunde, die Söhne die Väter. Dem Patricius Mummolus schickte sein Vater zum König Guntchramn, damit er ihm die Grafenwürde zurückgebe, die er früher innegehabt. Der Sohn aber überreichte die Geschenke in seinem Namen und setzte durch, daß ihm die Grafenwürde zufiel. Ein schlimmer langobardischer Herzog Garibald hetzte seinen Herrn Godibert und dessen Bundesfreund Grimoald, den er zu Hilfe gerufen hatte, gegeneinander und verdächtigte den einen beim andern, daß er auf Meuchelmord sinne. Bevor sie nun zusammenkamen, riet er jedem auf der Hut zu sein, einen Panzer unter dem Kleide zu verstecken, und reizte dadurch Grimoald zum Morde, den ein Diener Godiberts alsbald rächte. Kein Schwur schützte gegen Bosheit und Arglist. Dem Empörer Munderich verhieß der König

[1] Ad matutinarum solemnia; vita Leodeg. 16.
[2] Greg. 5, 14; 7, 29; 5, 3.

freien Abzug aus seiner Festung; kaum aber hatte er die Burg verlassen, so stürzten die Außenstehenden nach des Königs Befehl auf ihn los und töteten ihn, nachdem er sich noch vorher an ihrem Führer gerächt hatte. Ähnlich erging es dem Gundobald, einem Halbbruder des Königs Guntchramn, und dem Chilperich, den unzufriedene Große, fränkische und gallische, herbeigerufen und zur Eroberung eines Reiches verlockt hatten. Aber er hatte nicht genügend Unterstützung gefunden, und in der äußersten Not verrieten ihn seine Verführer, nachdem sie sich Straflosigkeit hatten zusichern lassen. Die Meineidigen beruhigten den verzweifelt Weinenden, wenn er sich seinen Feinden überließe, würde ihm nichts geschehen. Den Verlassenen steinigten seine Feinde, durchbohrten ihn, schleiften ihn durch die Lagerzelte, nachdem sie das lange Haupt- und Barthaar ausgerissen hatten, das er sich als Königsohn hatte wachsen lassen. Auch seine Verräter ereilte bald ihr verdientes Schicksal.

Als ein Avarenkönig in voller Rüstung mit großem Reitergefolge an die Hauptstadt von Friaul heranzog, um auszukundschaften, wie er die Stadt am leichtesten belagern könnte, erblickte ihn Romilda von der Höhe der Mauer herab, und da sie sah, wie er in schönster Jugend prangte, erwachte ihre Gier, und sie ließ ihm durch einen Boten sagen, wenn er sie zur Ehe nähme, würde sie ihm die Stadt überliefern. Seinem Versprechen gemäß behandelte der siegreiche König sie eine Nacht lang als sein Eheweib, ließ sie darauf durch zwölf Avaren notzüchtigen und dann an einen Pfahl aufspießen mit den Worten: „Das ist der Mann, den du verdienst." Viel edler bewährten sich ihre Töchter, die sich mit übelriechenden Stoffen versahen und dadurch die Avaren abschreckten. Eine Königstochter, Rumnetrude, lud einen Gesandten heuchlerisch zum Mahle ein und hieß ihn sich so setzen, daß er ein Fenster im Rücken hatte, das ihm zu Ehren mit kostbaren Teppichen verhängt war, und eben durch das Fenster erstach ihn ein gedungener Sklave.

## 2. Selbsthilfe.

Unter diesen Umständen konnte die Rechtsanschauung des Volkes sich nicht läutern. Es hielt die Selbsthilfe für ein natürliches Recht des Menschen, nicht bloß für ein Recht der Großen, sondern auch der Kleinen, auf das sogar die Juden einen Anspruch erhoben.

Als Sidonius eines Tages mit seinem Gefolge sein Familiengrab aufsuchte, sah er, wie die Totengräber dort neue Löcher aushoben. Sofort ließ er sie durch seine Sklaven peitschen und foltern (vielleicht sogar zu Tode quälen), entschuldigte sich aber dann beim Bischofe, wohl weil es sich um Kleriker gehandelt hatte. Dieser aber gab ihm vollständig recht. Als die verwaiste Tochter eines Bischofs nach Gerichtsgebrauch einen strittigen Weinberg vindizieren

wollte, tötete sie der Gegner Bobolenus, der Kanzler der Königin Fredegunde. Waddo, ein früherer Hofbeamter, verlangte von einer verwaisten Herzogstochter, die reiche Güter geerbt, einen Ersatz für Pferde, die ihm ihr Schwager geraubt haben sollte, und wollte sich deshalb ihres Landgutes bemächtigen; er befahl dem Aufseher, alles zu seiner Ankunft vorzubereiten, das Haus mit Besen zu reinigen und die Bänke mit Teppichen zu belegen. Statt dessen rüstete sich der Aufseher mit den Sklaven, ihn mit Gewalt von seinem Vorhaben abzutreiben, und als er eindringen wollte, tötete ihn ein Knecht mit einem Speerwurf.

Einbruch, Verhaftung, Pfändung, Belagerung, Fehde waren die gewöhnlichen Mittel, sich Recht zu verschaffen. Für Schulden haftete das Faustpfand, die Wette oder der Schuldner selbst. Den Schuldner konnte der Gläubiger bis zu Tode quälen und in Privatkerkern verhungern lassen, niemand kümmerte sich darum, wenn kein Heiliger half. „Zum abschreckenden Beispiel für andere Schuldner," sagte so ein harter Wucherer, „soll dich der Hunger quälen, bis du mir alles erstattest." [1] Auch gegenüber dem Bürgen hatte der Schuldner, wenn jener für ihn eintrat, einen harten Stand; er mußte manchmal einen Zweikampf ausfechten.[2] Wer einen anderen der Ehrlosigkeit, Zauberei, Feigheit zieh, mußte sich zum Zweikampf stellen.

Hatte ein Mann einen andern in gerechter Rache oder in Notwehr getötet, so mußte er die Leiche an den offenen Weg legen und die Waffen neben ihm oder auf ihm ausbreiten und einen Gefährdeeid schwören, daß er nicht anders hätte handeln können. Kam es doch vor, daß Buhler heimtückisch die Gatten ehebrecherischer Weiber niederschlugen.[3] Auf der Tat ertappte Ehebrecher, Hausfriedensbrecher (sogar schon der Lauscher unter der Dachrinne), Brandstifter mit dem Feuer, Diebe mit der gestohlenen Sache in der Hand durften auf der Stelle getötet werden.

Handhafte Tat, Nachtraub, Nachtschach, zog sofortige Vollstreckung nach sich. Doch bekämpfte die Volksgemeinschaft, seitdem sich ein feineres Rechtsempfinden regte, die blinde Leidenschaft, die hitzige Tat. Wer auf Missetäter stieß, sollte das Zetergeschrei erheben, sollte Heilio, Diebio, Fuirio, Mordio, Tiodute, Wuch, hui, hu, haro (heraus) oder Wappen schreien.[4] Die Nachbarn mußten bei der Verfolgung helfen, die Täter verhaften und bewachen, hatten aber auch das Recht, Frieden zu gebieten und Blutrache und Fehde zu verhindern und die Friedensbrecher einzusperren. Festnahme, Schüttung, Fronung trat an Stelle der Tötung.[5] So durften auch

[1] Greg. de virt. Martin. 3, 47, 41; 4, 26.
[2] Concil. Brit. 450 c. 8. [3] Greg. 6, 13; 8, 19.
[4] Huesium, Waffenheiß, Waffennot. Hu hu war ein Schreckensruf. Froumund nennt den Winter die Zeit, in der wir hu hu schreien.
[5] Grimm, Weistümer V, 216; III, 648.

Tiere, die auf fremdes Gut eingedrungen waren, nach neuem Rechte nur festgenommen, gepfändet, nicht mehr getötet werden, und der Eigentümer mußte den Schaden vergüten. Wie für die Tiere haftete auch jeder für die Taten seines Knechtes. Das Recht unterschied nicht zwischen absichtlicher und unabsichtlicher Tat, die Tat selbst tötete den Mann. Dagegen blieb die Anstiftung und die entfernte Teilnahme straflos.

Das Rechtsverfahren behielt immer etwas Gewaltsames, Unüberlegtes an sich, und der Wortkampf, die Streitrede, erinnerte immer etwas an den Schwerterkampf. Der Kläger griff an, der Beklagte wehrte sich, und es kam alles darauf an, welcher Teil das größte Gewicht besaß, die mächtigsten Zeugen oder Eideshelfer beibringen konnte; nur daß der Streit unter der Aufsicht und Teilnahme des Umstandes, innerhalb der Schranken der Gemeinschaft stattfand. Noch im fünfzehnten Jahrhundert nennt der Ackermann von Böhmen den Prozeß einen torlichen Redekrieg.[1] Die Streitrede endigte oft mit dem Zweikampf, der Zweikampf war aber nicht immer das Ende, sondern nur ein Zwischenglied der Fechte, der Fehde, der „Feindschaft."

Die außergerichtliche Fehde war erlaubt beim Widerstande des Verfolgten, nur sollte sie ordnungsgemäß angesagt sein.[2] Die Fehde war etwas Offenes, die Blutrache etwas Heimtückisches, für die Heimtücke hatte aber der Germane immer eine gewisse Verachtung. Der offene Mord, Brand, Raub verletzten das Gefühl weniger als der geheime und wurden nicht so hart bestraft, was römisch gesinnte Männer entrüstete.[3] Ein getaufter Jude Phathir und seine Diener verübten an einem früheren Glaubensgenossen, der sich der Zumutung des Königs, sich zu bekehren, hartnäckig widersetzt hatte, Meuchelmord an einem geheimen Orte, wo er mit seinem Gebetsriemen Gottesdienst hielt, und die Täter suchten ein Kirchenasyl auf. Nun wurde wohl Phathir vom König begnadigt, seine Knechte aber dem Gericht überlassen. Um sich selbst zu retten, vollstreckte einer der Knechte an seinen Genossen das Todesurteil, wurde jedoch vom Volke niedergeschlagen. Auch Phathir mußte sich vor dem Unwillen des Volkes verbergen, entging aber nicht seinem Schicksale.

---

[1] C. 14.

[2] Nach ripuarischem Recht konnte der Kläger, wenn er seinen Gegner siebenmal vergeblich geladen hatte und dieser damit der Exekution verfallen war, sein Schwert vor die Türe des Hauses legen und ihn damit zum Zweikampf vor den König fordern (32, 4).

[3] Hirsutam capiat si forsan quisque capellam, stipite suspensus excruciatus obit; si furibundus atrox homines percusserit amens .... vile datur pretium tanti pro crimine facti aut nummi aut pecudis. Theodulfi comparatio; M. G. p. l. 1, 519. Karl der Große milderte die Diebstahlstrafe und verschärfte die Strafe für Mord; Rev. hist. 1887 t. 35, 12. In den Volksrechten heißt der Mord nur der verheimlichte Tod, Raub (robe) das Gewand des Erschlagenen.

### 3. Strafen.

Ein jüdischer Kaufmann entdeckte unter der fränkischen Gesandtschaft, die nach Karthago kam, den Räuber seiner Kleinode und wollte ihn vor Gericht ziehen, dieser aber erschlug den Kaufmann, und nachher erschlug das Volk wieder aus Erregung mehrere Franken. Die Lynchjustiz, die Volksrache war nichts Seltenes. Der Friedensbrecher war der Rache aller preisgegeben. Doch trat nach und nach mehr das Gericht ins Mittel und verhängte entweder den Tod oder die Verknechtung oder die Verbannung mit Gütereinziehung, überließ aber die Vollstreckung von Strafen vielfach den Verletzten und legte ihrer Rache keine Fesseln an.

Die Peinauflage, die Harmschar, richtete sich als Wiedervergeltung nach alttestamentlichen Grundsätzen: Aug um Aug, Zahn um Zahn. Die Missetäter wurden mit spiegelnden Strafen, d. h. an dem Gliede bestraft, an dem sie das Verbrechen begangen hatten, Meineidige, Urkundenfälscher an der Schwurhand, Gotteslästerer oder Verleumder an der Zunge, Falschmünzer wurden an der Stirne gebrandmarkt. Zwei, die sich wider seinen Willen verheiratet hatten, ließ ein Herzog in einen gespaltenen Baum spannen und verhungern.[1] Das fränkische Recht ging noch über das Alte Testament hinaus, das nur selten die Todesstrafe eintreten ließ. Dazu gaben die Römer Anleitung und Vorbild mit ihren grausamen Strafarten, aber die Germanen wetteiferten bald mit ihrem Lehrmeistern; sie waren nicht minder erfinderisch, wenn es galt, einen Feind unschädlich zu machen, und scheuten sich nicht vor Heimtücke und böser List. Unter dem Scheine der Freundschaft lockten Feinde ihre Feinde aus sicherem Verstecke, sperrten sie in harte Verliese und Grüfte, in Steinsärge und glühende Bäder ein. Den einen ließen sie durch Knechte erdosseln, einem anderen warfen sie Gift in den Becher, manchmal sogar in den Kommunionkelch. Auch eigene Verwandte, Mütter, Töchter brachten sie so ums Leben, wie jene Stiefmutter, die ihre Tochter auf einen mit wilden Stieren bespannten Wagen dem Tode überlieferte.[2]

Das mit der Todesstrafe besonders freigebige sächsische Recht bedrohte mit der Hinrichtung Diebstahl von Vieh und Bienen, Einbruch und Brandlegung, Ehen Unfreier mit Freien, Ehebruch, Entführung und Unzucht der Mädchen, Meineid. In einem Mahnschreiben an einen der angelsächsischen Könige verweist Bonifatius auf die grausame Bestrafung gefallener Mädchen und ehebrecherischer Frauen bei den Sachsen, die gezwungen wurden, durch den Strang

---

[1] Greg. h. F. 5, 3. Der Kaiser Aurelian ließ einmal zwei Bäume gegeneinander zum Boden herunterbiegen, je ein Bein eines Übeltäters wurde an einen der Bäume gebunden, dann mußten die Stämme vor den Augen des Heeres in die Höhe schnellen, so daß sie den Armen auseinanderrissen.

[2] Wie sie aus der Haut eines Bischofs Riemen schnitten. Greg. dial. 3, 13.

sich selbst den Tod zu geben, oder von den Weibern von Dorf zu Dorf gepeitscht und mißhandelt wurden, bis sie tot oder halbtot niedersanken.[1] Schönen ehrgeizigen Frauen wurden wohl Nase und Ohren abgeschnitten.[2] Besonders unbarmherzig verfuhren die Gerichte mit Dieben, aber selbst die härteste Strafe schreckte nicht genügend ab. Da die großen Kirchenräuber straflos blieben, Reliquiendiebe sogar Ehre erlangten, wagten sich auch kleine hervor, wie im Frühjahr die Schlangen, die aus ihren Höhlen kriechen.[3]

Da erbrachen z. B. nachts Räubergesellen die Basilika des hl. Martinus, „legten an ein Fenster des Altarraumes ein Gitter, das auf dem Grab eines Verstorbenen sich befand, stiegen so hinauf, zerbrachen die Glasscheiben und drangen ein, rafften viel Gold, Silber und seidene Gewänder zusammen und verschwanden". Aber bald nachher gerieten die Übeltäter miteinander in Streit und erschlugen sich gegenseitig. Ein milderes Schicksal widerfuhr anderen armen Dieben, die Weihgeschenke vom Grabe des hl. Martinus gestohlen hatten und zum Galgen verurteilt worden waren. Für sie legten fromme Mönche Fürsprache ein und befreiten sie, weil sie nicht wollten, daß Menschen um dessentwillen ihr Leben verlören, der so oft bei seinen Lebzeiten für das Leben der Verlorenen gebeten hätte. Gregor der Große, der für eine milde Bestrafung sogar der Kirchendiebe eingetreten war, erzählt mehrere Beispiele, wie die armen Schächer durch die Fürsprache und Hilfe Heiliger frei davonkamen,[4] und Gregor von Tours weiß noch mehr solcher Fälle zu berichten. Ein Dieb, erzählt er, war in die Speisekammer des heiligen Bischofs Sulpicius eingedrungen und fand keinen Ausgang mehr. Der Bischof wollte ihn befreien, er aber stürzte sich vor Furcht und Schande in einen Brunnen, entkam jedoch wunderbar. Ebenso entkam ein armer Mensch, der einen grausamen Hängetod erleiden sollte, d. h. an einem anderen Gliede als am Kopfe aufgehangen wurde.[5] Vor dem Sterben bat er noch um einen kleinen Aufschub, damit er ein Gebet verrichte, und er warf sich, die Hände auf dem Rücken gebunden, auf die Erde und begann unter Tränen den hl. Martinus anzurufen, daß er ihn, wo nicht von der jetzigen Not befreie, so doch für seine Schuld bald Fürsprache einlege. Dann hingen ihn die Soldaten auf und verließen den Platz, er aber bewegte mit halb geöffnetem Munde immer noch die Lippen, den hl. Martinus anrufend, und es lösten sich seine Hände und Füße. Doch hing er noch zwei Tage, bis ihn eine Nonne auf

[1] Ep. 73.
[2] P. Diac. 6, 22.
[3] V. Leodeg. 7. Greg. virt. Mart. 1, 28, 35.
[4] Ep. 11, 64; dial. 3, 14, 22.
[5] Greg. virt. Mart. 1, 21; 3, 53. h. F. 3, 7; dazu IV. Band 149. Die Qual endigte nicht immer mit dem Tode funibus agitatis per vacuum aerem huc atque illuc faciebant vagari pendentem (Vict. Vit. 3, 7).

göttliche Mahnung hin vom Galgen abnahm und den wunderbar Geretteten zur Kirche führte.

Viele Verurteilte schmachteten jahrelang im Gefängnis, in Ergasteln,[1] — sehr bezeichnend hießen auch die Särge Ergastula — und auch hier erwiesen sich die Heiligen als hilfreich. Zu Tours lagen Gefangene in Ketten, und niemand durfte ihnen Nahrung bieten. Da flehten sie zum hl. Martinus, und siehe, es brach der Balken, worin ihre Füße staken, und die Ketten fielen ab. Sofort liefen sie davon, rissen die Türe auf und begaben sich in die Kirche des Heiligen, um ihm zu danken. Als der Leichnam des hl. Gregorius von Langres an einem Gefängnis vorübergetragen wurde, riefen die Gefangenen den Heiligen an. Da drückte die Last der Leiche so schwer, daß die Träger halten mußten und den Sarg zur Erde stellten. Die Kerkertüre öffnete sich, der Block und die Fesseln sprangen, und die Eingesperten eilten, sich der Prozession anzuschließen.[2] Einen anderen Gefangenen ließ der Richter von einem Kerker über den Fluß zu dem anderen Kerker führen; nicht bloß am Halse belasteten ihn Ketten, sondern auch die Hände umschlossen auf dem Rücken Riemen. Da rief er den hl. Martin an, und die Wächter fühlten auf einmal einen Schlag auf ihren Köpfen. Da fielen dem Verhafteten die Fesseln und die Handriemen ab, er eilte zur Kirche und entging so dem Richter. Gregor von Tours, der das berichtet, sah selbst einmal ein solches Gefängnis, wo die Deckenbalken starke Quadersteine beschwerten, die Türe ein eiserner Riegel und ein eisernes Schloß verrammelte, und die Gefangenen durch die Kraft des hl. Martin durch das Dach entkommen waren.[3] Für einen zum Galgen verurteilten Verbrecher legten Mönche Fürsprache ein; aber das Volk tobte und schrie, wenn er begnadigt würde, wäre es um die Gegend und um den Grafen selbst geschehen. Nun bat der Abt inbrünstig zu Gott, und siehe, der Strick riß, und der Schächer kam mit dem Leben davon.[4]

Viele retteten sich in Asyle, wo sie die Kirche nur auslieferte, wenn allzu harte Strafen nachgelassen wurden.[5] An den Leib- und Lebensstrafen mußte ihr schon die entfernte Erinnerung an Menschenopfer mißfallen, die der Germane damit verband. „Keine Schuld ist so schwer," hieß es, „daß das Leben nicht aus Furcht vor Gott und Verehrung der Heiligen dem Schuldigen geschenkt werden könnte, weil der Herr spricht: Wer vergeben hat, dem wird vergeben werden, wer nicht vergeben hat, dem wird nicht vergeben werden." Daher belegte die Kirche mit den Kirchenbußen den, der eine Komposition nicht annahm, die ihm geboten wurde, oder Rache schwor.[6] In

[1] L. Visig. 7, 4, 4; ed. Liutp. 80; Greg. Tur. 6, 23; 10, 6.
[2] Virt. Mart. 2, 35; vit. patr. 7.
[3] Virt. Mart. 4, 26 (39, 41). [4] Greg. 6, 8.
[5] Konzil von 511 c. 1; L. Al. 3.
[6] Wasserschleben 328.

den Augen der Kirche hatte der genügend gesühnt, der die geistliche Buße geduldig getragen hatte. Karl der Große hat das später gesetzlich anerkannt.[1] Wo sich die verletzte Partei damit nicht begnügte, überredete die Kirche sie wenigstens zur Annahme einer Komposition; sie begünstigte das germanische Wergeldsystem. Freilich haben die Germanen selbst allmählich ihr Wergeld aufgegeben, wohl weil die wenigsten Verbrecher die hohen Summen bezahlen konnten,[2] und wandten die schon erwähnten römischen Strafen an,[3] die an sich nur Unfreien zugefügt werden sollten. Allein die Unfreiheit dehnte sich eben wegen der Gerichts- und Heeresverhältnisse immer mehr aus. Nur für gewisse Rechtsverletzungen dauerten die Bußzahlungen fort, bis über das Mittelalter hinaus, umsomehr als die Inhaber der Gerichtsbarkeit einen Anspruch auf einen größeren oder kleineren Teil der Bußen erhoben.[4]

Für die Wergeldzahlungen stellten die Volksgesetze Schätzungen der Verbrechen auf, die einen beachtenswerten Versuch machen, die verschiedene Schwere der Verbrechen zu bestimmen. Mit Recht setzten sie auf Körperverletzungen höhere Bußen als auf Eigentumsverletzungen. Sogar für Scheltworte besaß die Zeit eine gewisse Empfindung. Leichte Scheltworte, leichte Schläge zogen kleine Geldstrafen nach sich; das Schimpfwort Fuchs, Kot wurde mit 3, Hasenfuß mit 6 Solidi, ein Faustschlag mit 9, ein blutiger Schlag mit 15 Solidi gebüßt. Das Abhauen eines Fingers kostete 15 bis 30, das Abhauen von Hand, Fuß, Nase, Auge 100, das Binden eines Freien 30, das Fortschleppen 45, die Brandstiftung, der Leichenraub, die Zauberei, der Mordversuch 62½ Solidi. Geschah eine Körperverletzung an einem Unfreien, so mußte nur die Hälfte der gewöhnlichen Buße oder noch weniger, für einen Vornehmen aber das Doppelte, Dreifache und ebensoviel und noch mehr für einen Geistlichen erlegt werden. Die Tötung und Verknechtung eines Freien kostete 160, in der Regel aber 200 Solidi, das Dreifache dann, wenn der Freie in seinem Hause überfallen wurde oder wenn

---

[1] Cap. de part. Saxonie 790, c. 14.

[2] Schon bei den Westgoten trat das Wergeld nur bei absichtsloser Tötung ein, zugleich wurde aber das Männerwergeld auf das Doppelte erhöht, auf die Summe, die sonst nur Wehrlosen gegenüber in Betracht kam. Wer nicht zahlen kann, componat de vita sua; L. Sal. de chrenecruda; p. Childeb. I et Chlot. M. G. cap. 1, 5.

[3] Iustum est, ut qui iniuste noverit occidere, discat iuste mori, Childeb. II 596. Auch das römische Recht kannte eine compositio, transactio bei Raub, Betrug, Schaden, Brand, aber nicht für Körperverletzungen, für Mord und andere Verbrechen. Mélanges d'histoire 10, 211.

[4] Ein Drittel bekam der König, ein Drittel die Familie, die Erbsühne, ein Drittel die Sippe, Magsühne. Die letzten zwei Drittel hießen wohl Fredus, Fehdegeld, und stellen sich deutlich als Ablösung der Fehde dar. Im friesischen Recht setzt sich die Totschlagsühne von 160 Solidi zusammen aus ⅓ capitis aestimatio = 53⅓ Solidi (diese mußte auch der bezahlen, der aus Zufall tötete), ⅓ emenda sceleris, ⅓ pacificatio faidae (Fehdegeld).

er unter dem Königschutze stand, das Vierfache, wenn er sich auf einer Heerfahrt befand.[1] Bei 200 Solidi empfing der König 40 als Friedensgeld. Erschlug eine Bande einen Mann auf freiem Felde, so mußten die drei Nächstbeteiligten das Wergeld zahlen, die nächsten drei zahlten je 30, weitere drei je 15 Solidi, bei einer Entführung zahlte der Entführer selbst 62½, die drei Nächstbeteiligten je 30, die übrigen je 5 Solidi. Auf diesem Wege konnte auch die früher straflose Teilnahme gesühnt werden.

Das Wergeld, Mannbot, Leutgeld, dem ursprünglichen Sinn nach eine Hals- und Eigentumslöse, ein Ersatz für die Einziehung der Güter des Verurteilten, hatte in der Regel eine solche Höhe, daß ein Mann von mittlerem Vermögen es nicht bezahlen konnte. Wer aber die Buße und Schuld nicht bezahlen konnte, der verfiel dem Gläubiger, der ihn an vier Gerichtstagen hintereinander ausbieten konnte, ob ihn jemand vom „Halsfang" löse. Geschah das nicht, so konnte er ihn verkaufen, verknechten. Nun sucht freilich das spätere Recht die Schuldknechtschaft zu lindern, zu einer bloßen Verpfändung herabzusetzen und milde Behandlung zu erzwingen, aber tatsächlich dauerte die Schuldknechtschaft das ganze Mittelalter hindurch fort.

Wie schwer es auch Reichen fiel, das Wergeld zu bezahlen, und wie wenig es die Privatrache und Selbsthilfe aus der Welt schaffte, beweist eine Geschichte, die Gregor von Tours aus seiner nächsten Umgebung erzählt. Am Weihnachtsfest 585 schickte der Priester einer Dorfkirche bei Tours Diener umher, um Bekannte zu einem Trunke einzuladen, der sich wahrscheinlich an die Eulogienverteilung anschloß. Unter den Eingeladenen befanden sich auch die alten Gegner Sicharius und Austregisel mit ihrem Anhang.[2] Während der Unterhaltung machte die Partei des Sicharius Anspielungen auf den Mord eines Dieners eines ihnen nahestehenden Priesters, woran Austregisels Anhang schuld sein sollte. Infolgedessen entbrannte ihre ältere Feindschaft, es entstand zwischen den zwei Parteien ein heftiger Kampf, bei dem Sicharius den kürzeren zog, viele seiner Diener den Tod fanden und viele Beute in die Hände des Austregisel fiel. Den Raub hinterlegte er bei einem seiner Getreuen. Nun brachte Sicharius den Streit vor das Grafengericht, das den Austregisel zur Bezahlung des Wergeldes und eines

[1] Viel höhere Bußen setzte Rothari für die Langobarden fest. Für den Mord eines Freien mußten 900, einer Freien 1200 Solidi, je halb dem König, halb den Verwandten oder dem Muntwalt gegeben werden. Brauträuber und Notzüchter, Friedensbrecher mußten dem König 900 Solidi zahlen. Wer in der Kirche zu den Waffen griff, büßte es mit 40, in des Königs Residenz mit 24 Solidi. Diese Bußen waren unerschwinglich, obwohl in Italien der Geldstrom reichlicher floß als in Franken, und mußten daher Nachlässe bewilligt werden.

[2] Wenn man ihre Geschichte (7,47) liest, denkt man unwillkürlich an Milo und Clodius; vgl. 10, 27.

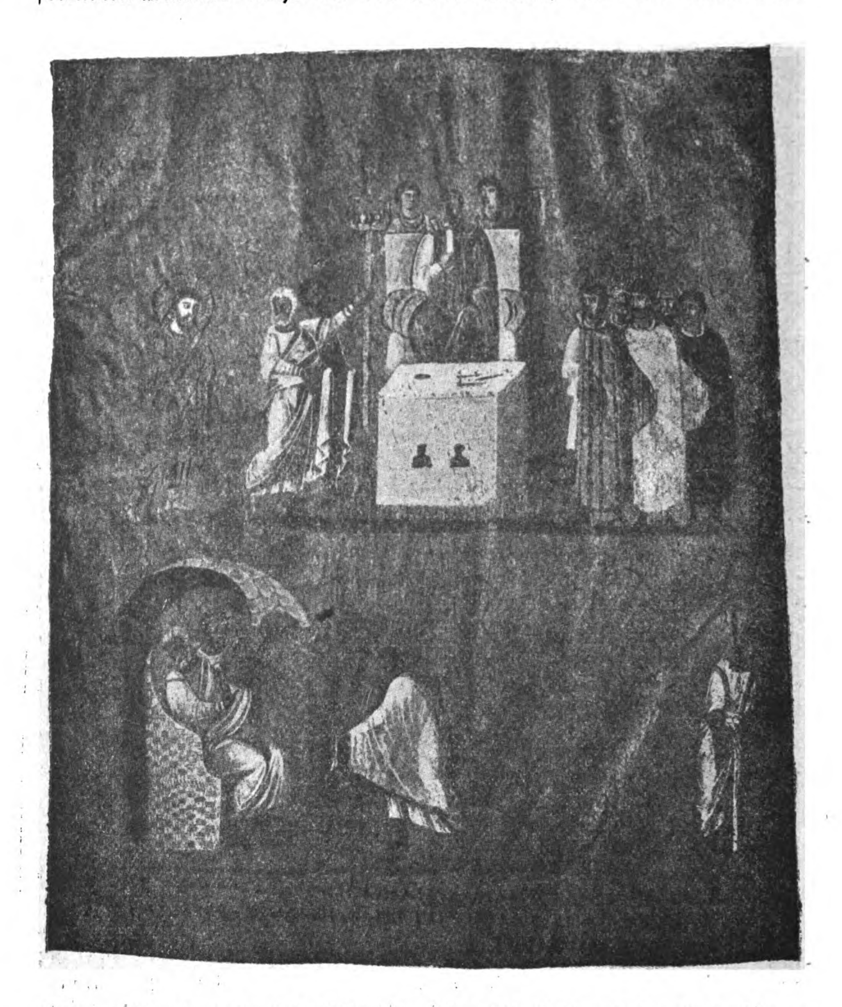
Sühnegeldes verurteilte.[1] Da er sich weigerte und sich das Gericht mehrere Tage hinzog, schritt Sicharius zur Selbsthilfe. Er überfiel das Haus, wo, wie er erfuhr, die geraubten Gegenstände sich befanden, und tötete die Bewohner, die Anhänger Austregisels. Nur Chramnesind entkam dem Gemetzel. Nun drehte sich der Streit zwischen Chramnesind und Sicharius, bei dem das Gericht wieder in das Mittel trat und dem Sicharius für drei Erschlagene etwa 1800 Solidi auferlegte. Da Sicharius diese Summe nicht erschwingen konnte, legte Gregor von Tours Fürsprache ein und bot sich sogar an, die Strafsumme aus dem Kirchengut zu bezahlen. Chramnesind ging aber nicht darauf ein. Nun ergriff Sicharius Berufung an das Königsgericht, besuchte aber, bevor er sich an den Königshof begab, seine Güter, die seine Frau und seine Getreuen verwalteten, und wurde von Chramnesind und seinem Anhang überfallen, die sein Haus verbrannten und mehrere Diener erschlugen. Zur Entschädigung ließ das Gericht dem Sicharius die Hälfte des hohen Strafgeldes nach. Bei diesem Schiedspruch beruhigten sich endlich beide Parteien. Chramnesind erhielt ein bedeutendes Löse- und Wergeld, Sicharius einen Sicherheitsbrief und überdies noch einen königlichen Schutzbrief. Mehrere Jahre dauerte der Friede, da besuchte einmal Sicharius den Chramnesind und sagte zu ihm im Laufe der Unterhaltung: „Du solltest mir dankbar sein, denn durch das Wergeld, das du erhalten, strotzt dein Haus von Gold und Silber; du wärest nackt und bloß, wenn ich dir nicht aufgeholfen." Da löschte jener das Licht aus, erschlug Sicharius, zog dessen Kleider ab und hing ihn an den Galgen. Durch dieses öffentliche Aufhängen des Leichnams wollte Chramensind zeigen, daß er im Bewußtsein seines Rechtes gleichsam aus Notwehr zur Sühne einer Beleidigung gehandelt hätte. Da der Ermordete im Königschutze stand, mußte zwar der Mörder fliehen, aber Brunehilde beschützte ihn, und nachdem er den Reinigungseid geleistet hatte, durfte er wieder zurückkehren.

## 4. Das Gericht.

Wir sehen, wie viel auch bei einem Gerichtsurteil noch den Parteien zu tun übrig blieb, wenigstens da, wo das germanische Recht herrschte — auf römischem Boden hatte der Richter mehr Gewalt. Der Kläger holte oder lud die Schuldigen vor Gericht; hier verhandelten die Parteien untereinander, stritten miteinander, suchten einander zu überwinden, und der Sieger vollstreckte das Urteil. Der Parteikampf stützte sich weniger auf Untersuchungen und auf Überredung als auf derbe, kräftige Mittel, auf das Gottesurteil und die Eideshilfe. Wie die Zeugen und die Eideshelfer

[1] Für vier erschlagene Sklaven waren 180 Solidi zu bezahlen.

mit gesamtem Munde schworen, so entschied das Gericht ohne weitere Prüfung. Nicht jeder Eid wurde gleichgeschätzt; der eines Vornehmen galt mehr als der eines Gemeinen oder Unfreien, der eines frommen Mannes mehr als der eines andern, von dem man einen



Christus vor Pilatus nach dem Kodex Rossanensis. Pilatus sitzt auf einer mit einem Polster belegten Sella. Auf dem Tisch vor ihm steht ein Tintenfaß und liegen drei Schreibrohre. An der Vorderseite ist das den Tisch verhüllende Tuch mit zwei Kaiserbildern versehen. Hinter Pilatus stehen auf einem Podium zwei Diener, von denen einer das Labarum hält; auf der Labarumtafel sind wieder zwei Kaisertafeln angebracht. Christus voraus schreiten zwei Hohepriester, Annas und Kaiphas. Christus selbst birgt die Hände unter den Mantel und schreitet langsam und würdevoll voran. Auf der unteren Hälfte weisen die beiden oberen Hohenpriester das Blutgeld des Judas zurück. Die beiden Priester sitzen auf einem geflochtenen Lehnstuhl unter einem Baldachin, der ältere Annas ist leidenschaftlich bewegt. Rechts hat sich Judas erhängt.

Meineid fürchten mußte. Der Wert eines Eides wurde sogar künstlich berechnet, da eine wichtige Sache oder Person einen mehrfachen Eid erforderte.[1]

Den Bischof Gregor von Tours brachten der Graf Leudast und der Diakon Rikulf in den Verdacht eines falschen Anklägers, als hätte er Fredegunde des Ehebruchs bezichtigt. Durch List lockten sie ihn aus seiner Stadt und stellten ihn vor das Bischofsgericht am Königshof. Die Königstochter RiguntHis fastete aus Mitleid mit dem ganzen Hause, damit er freigesprochen werde. Nach dem Beschluß der Bischöfe mußte er sich dem Gottesurteile des dreimaligen Messelesens und dem Eide unterziehen. Damit war er kanonisch gereinigt, Leudast wurde verbannt und Rikulf zum Tode verurteilt, auf Fürsprache Gregors aber zur Folter begnadigt, in den Block gespannt und mit Knütteln, Ruten und doppelten Riemen geschlagen, daß er beinahe den Geist aufgab.

Eine Frau aus vornehmem Geschlechte wurde von ihres Mannes Seite der Untreue beschuldigt und mit dem Tode bedroht. Nun schwur ihr Vater wohl einen Reinigungseid auf dem Grabaltare des hl. Dionysius, aber die Ankläger „schalten“ den Eid, schrien, es sei ein Meineid, und verlangten einen Zweikampf. In den Kampf griffen die Parteien ein und befleckten die Kirche mit Blut, was das Interdikt zur Folge hatte. Dagegen wandten sich die Parteien, die fränkische Würdenträger waren, an den König, dieser verwies sie an die Kirche zurück, die sie nach geleisteter Buße wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufnahm. Das Weib machte einige Tage darauf, als sie vor Gericht beschieden wurde, mit dem Strick ihrem Leben ein Ende.

Da der Eid nicht zum Ziele führte, gewährte das germanische Recht den Ausweg des Wehadings, des Zweikampfes und Gottesurteils, obwohl man wußte, daß auch sie keine sichere Gewähr des Rechtes böten,[3] aber es sei besser, meinte man, miteinander offen zu kämpfen, als geheimen Meineid zu üben[4] und sich beleidigen zu lassen.[5] Auf den Zweikampf und Eid hatten freie Männer ein Vorrecht, die Frauen konnten sich vertreten lassen. Sonst kamen

---

[1] Da der Eid eines Keorl fünf oder zehn Hufen oder Schillinge, eines Eorl aber dreißig oder sechzig Hufen oder Schillinge galt, mußten zu einem Pfund (sechzig Schillinge) zwölf Keorls zusammenstehen; der zwölfhändige war der gewöhnliche Volleid.

[2] Greg. 5, 32.

[3] Quia incerti sumus de iudicio Dei et multos audivimus per pugnam sine iusta causa suam causam perdere; Lex Langob. I, 9, 23; Liutp. 118.

[4] Melius visum est ut in campo cum fustibus pariter contendant, quam periurium perpetrent in absconso; Lex Langob. II, 55, 23; Carol. 65 (66), Loth. 32.

[5] Si quis alium argam per furorem clamaverit et negare non potuerit, et dixerit quod per furorem dixisset, tum iuratus dicat quod eum argam non cognovisset et postea componat pro ipso iniurioso verbo sol. XII. Et si perseveraverit, se posse probare per pugnam, convincat eum si potuerit, aut certe componat; Ed. Roth. 382 (384).

andere Gottesurteile in Betracht: die Feuerprobe, die Wasserprobe, das Los, später auch die Kreuzprobe, Bissenprobe.

Bei der herrschenden Unsicherheit hatten die Könige Mühe, eine leidliche Ordnung herzustellen. Sie machten die Gemeinden, die Centenen, haftbar, führten eine Gesamtbürgschaft ein, wie in den angelsächsischen Zehnschaften, Tithings, und verpflichteten die Dekane und Centenare zur Verfolgung der Diebe. Vielleicht verbreitete sich durch den Einfluß dieses Gesetzes die Markordnung allgemein.[1] Unter Mitwirkung der Centenare übten die Grafen die Gerechtigkeit. „Läßt ein Graf einen gefangenen Räuber frei," heißt es einmal, „so soll er selbst mit dem Leben büßen, damit die Zucht strenge aufrechterhalten werde." Einen verdächtigen Mann durfte der Graf ohne weiteres verhaften und bannen; ein Recht, das natürlich oft zu Mißbräuchen Anlaß gab.[2] Dem Grafen Bekko war einmal ein Falke entflogen. Zufälligerweise fand ein Kirchendiener, der Schenk des hl. Julianus, einen freischweifenden Falken. Als das Bekko hörte, klagte er ihn des Diebstahls an, ließ ihn einsperren und wollte ihn aufhängen. Umsonst bot der Priester der Kirche zehn Goldstücke an; der Graf verlangte und erhielt dreißig; erst dann ließ er ihn frei.[3]

## 5. Staatsordnung.

Der Graf war der geborene Beschützer der unteren Stände, Gaurichter und Kirchenvogt[4] und wurde in der Regel den reichen Grundbesitzern der Gegend oder dem Hofgesinde entnommen. Nicht wenige mißbrauchten freilich ihre Macht, ihren Zwang und Bann, der ihnen erlaubte, jederzeit die Gemeinfreien zum Kriegs- und Gerichtsdienst aufzubieten. So konnten sie jederzeit Fronen verhängen, Fuhrdienste, Beihilfe zu Weg- und Brückenbauten und Quartierlasten auferlegen. Die Könige suchten nicht nur die allgemeine Wehrpflicht, sondern auch die allgemeine Steuerpflicht mit Landeshuldigung nach römischer Ordnung durchzuführen, wie sich ja überhaupt die beiderseitigen Einrichtungen vermischten. Schon

---

[1] Decretum est, ut . . . centenae fierent; M. G. Cap. I, 5.

[2] Unusquisque iudex criminosum latronem ut audiret, ad casam suam ambulet et ipsum ligare faciat, ita ut si Francus fuerit, ad nostra praesentia dirigatur, et si debiliores personas fuerit, in loco pendatur. Childeberti decr. 596 c. 8.

[3] Über die Strafe, die ihn dafür traf, s. Greg. Iul. 16.

[4] Die Bestallung des Grafen lautet: Dum et fidem et utilitatem tuam videmur habere compertam, ideo tibi actionem comitatus . . . in pago illo . . . tibi ad agendum regendumque commisimus ita ut . . . omnis populus . . . sub tuo regimine et gubernatione degat et moderetur . . . Viduis et pupillis maximus defensor appareas, latronum et malefactorum scelera a te severissime reprimantur; ut populi bene viventes sub tuo regimine gaudentes debeant consistere quiete; et quicquid de ipsa actione in fisci ditionibus speratur, per temetipsum annis singulis nostris aerariis inferatur (Marc. 1, 8).

im vierten Jahrhundert waren die römischen und germanischen Heere kaum zu unterscheiden. Die Krieger zogen wohlgepanzert mit Schwert und Speer aus, nur die Hakenlanze, der Ango und die Streitaxt, die Franziska, waren den Franken eigentümlich. Als Schutzwaffe diente ein kegelförmiger Helm, ein nach Art der römischen Panzer gebildetes Lederwams mit Horn- oder Metallplättchen besetzt, endlich ein runder Schild, der bei verschiedenen Stämmen verschiedene Farben trug. Die Schilde der Franken glänzten im hellstem Weiß, die Schilde der Friesen rot, und zwar weithin, da die alten Rechtsbestimmungen Entfernungen danach bemessen, „soweit der Schild blinkt".

Auf ihren Märzfeldern hielten die Könige Musterung nach Grundsätzen, die wir eher von römischen Kaisern erwarten würden. Chlodowech fuhr einmal einen ihm verhaßten Krieger an: „Keiner hat so schlechte Waffen mitgebracht als du, denn weder dein Speer, noch dein Schwert, noch dein Beil taugt etwas." Und er nahm dessen Beil und warf es auf die Erde. Jener neigte sich darauf ein wenig herab, um seine Franziska aufzuheben, da holte der König aus und hieb ihm mit seiner Axt in den Kopf.

Nach römischer Art errichteten die Soldaten die Lager im Viereck, sonderten ein Palatium oder Prätorium für ihre Führer aus und begnügten sich mit Zelten oder Baracken in der Curtis oder im Pomerium. Je zehn bildeten ein Contubernium noch in karlingischer Zeit. Die Heerzüge verwüsteten das Land, die Krieger zerstörten Weinberge und brannten Häuser nieder und raubten das Vieh, so daß die Feldherren es öfters nicht wagten, die Truppen auf demselben Wege zurückzuführen, auf dem sie gekommen waren. Die Bauern überfielen die Truppenhaufen und vernichteten sie. Schon die Ausübung der gesetzlichen und friedlichen Quartierpflicht verwandelte manche Gegend in eine Einöde.

Um den vielen Quälereien zu entgehen und den lästigen Kriegsdienst abzuschütteln, begaben sich viele in die Zinshörigkeit, in den Schutz mächtiger Herren. Schon bei Cäsarius erklären die Krieger, nur aus Furcht vor dem Zorne des Königs blieben sie beim Heere.[1] Die fränkischen Formelsammlungen kennen fast gar keine Freibauern mehr, und in den Gerichten erschien nur noch ein Ausschuß, die Rachimburgen. Die Entwicklung war um so bedauerlicher, als bei der Ansiedlung und durch die Ansiedlung selbst viele Unfreie in das Verhältnis von Freien eingerückt waren, und als alte Ordnungen immer noch fortbestanden. Auf den sächsischen Volksversammlungen erschienen aus jedem Gaue je zwölf Vertreter der Edelinge, der Freien und der Liten,[2] aber die Liten werden kaum viel zu sagen

[1] Serm. 289.

[2] Renovabant ibi leges ... praecipuas causas adiudicabant et, quid per annum essent acturi sive in bello sive in pace, communi consilio statuebant; V. Lebuini (M. G. ss. 2, 361; den vollständigen Text s. Hist. Zsch. 118, 190)

gehabt haben, und die Könige drängten die Versammlungen überhaupt in den Hintergrund[1] und zogen sich nur vor den großen Grundherren zurück. Diese genossen ein besonders hohes Wergeld und konnten, gestützt auf ihre Macht, den Herrschern Widerstand leisten. Die Könige gingen der Treue der Großen, von denen die Masse des Volkes abhing, nur dadurch sicher, daß sie sich durch einen eigenen Gefolgseid oder durch Landabgabe verpflichteten und sie in die Reihe ihrer Gefolgsleute, der Antrustionen, aufnahmen,



Bilder aus der Jugendgeschichte des Moses im Ashburnham-Pentateuch aus dem sechsten Jahrhundert, der wahrscheinlich in Oberitalien entstand. Den Bildern liegen vielleicht orientalische Vorbilder zugrunde. Links oben gibt der Pharao den Befehl zur Unterdrückung der Juden; unter den Dienern stehen zwei Mohren. Dieselben erscheinen rechts wieder, wo der Pharao den beiden jüdischen Wehmüttern den Auftrag gibt, alle Judenknaben zu beseitigen. Die beiden Hebammen tragen Überwürfe, Pänulen und mitraartige Schleier. Links unten bereiten die Juden Ton, einer gräbt den Lehm, zwei tragen ihn auf Bahren herbei; ein vierter formt ihn zu Backsteinen, darüber arbeiten andere an einem Bau unter Aufsicht eines Fronvogtes. Eben erschlägt Moses einen schwarzen Aufseher. Mosis Errettung schildert die unterste Szene rechts. Darüber vertreiben die Hirten die Töchter des Priesters Madian vom Brunnen; Moses züchtigt sie und betet rechts den brennenden Dornbusch an.

---

Widukind führt neben den liberi noch manumissi und amici **auxiliarii** auf (M. G. ss. 3, 424).

[1] Die ebengenannte Quelle erklärt eben jene Versammlungen aus dem Umstande, daß die Sachsen keine Könige hatten, sed per pagos satrapas constitutos, l. c. Vgl. M. G. cap. 1, 70.

unter denen sich viele Unfreie befanden.[1] Hierin liegt die Wurzel des Lehenswesens, das die allgemeine Einführung des Ritterdienstes vom achten Jahrhundert an mächtig förderte.

Sowenig als die allgemeine Wehrpflicht ließ sich die allgemeine Steuerpflicht selbst auf römischem Boden durchführen, wie die vielen Klagen über die Grund- und Kopfsteuer beweisen,[2] und mehr und mehr verdrängte sie die Regalität. An Stelle des Volkes verfügten die Könige über alles unbesetzte Land, über Wasser, Wälder, Weiden, Bergwerke und Straßen und verlangten Rott- und Weidegelder, wo immer die Kultur sich auf früher unbebaute Gebiete erstreckte,[3] erhoben Schiffahrt- und Fischereiabgaben,[4] Brücken- und Weggelder,[5] als Schutzherren von Märkten Straßen- und Münzgelder. Am ehesten glichen noch Steuern die alten Quartierlasten. Aber mehr und mehr immobilisierten sich alle Einkünfte, schlugen sich in Realrechten zu Bodenzinsen nieder, die dann der König direkt verleihen oder anweisen konnte, da keine Zentralkasse bestand.

Alles trug naturalwirtschaftlichen Charakter, auch die Hofämter. Den königlichen Stall, den Schatz, die Kammer mit den Geweben besorgten hohe Beamte: der Stallgraf oder Marschalk, Roßknecht, der Schatzmeister, Kämmerer. Mit den unverteilten Marken, den Königsgütern, hatten zu tun die Präfekten, die Quästionarien, Pfalzgrafen, Herzöge neben den mehr untergeordneten Grenzsetzern[6] und Förstern. Persönliche Dienste leistete der Schenk, der Schwertträger, der Spatharius, der Handtuchträger, der Mapparius; niederer standen die Köche, Türsteher, Läufer. Eine Mittelstellung nahmen die Ärzte, Sänger und Goldschmiede ein. Die Beamten waren weder scharf abgegrenzt, noch dem Range nach geordnet. Germanische und römische Vorstellungen liefen durcheinander.[7] Aus römischer

---

[1] Et quia ille fidelis Deo propitio noster veniens ibi in palatio nostro una cum arma sua in manu nostra trustem et fidelitatem nobis visus est coniurasse, iubemus, ut deinceps memoratus ille in numero antrustionum computetur. Et si quis fortasse eum interficere praesumpserit, noverit se wirgildo suo solidis sexcentis esse culpabilem (Marculf. form. I, 18).

[2] Vita Bath. 6; Sulp. Pii 24; Verschenkung der Steuer Greg. 10, 7.

[3] De tilli vero et convenit, ut singula de terras istas, qui sibi adveniunt, ut leodis, qui patri nostro fuerunt, consuetudinem qua habuerunt de hac re intra se, debeant. Über tilli s. S. 170 N. 2; Chilp. ed. 4; M. G. Cap. 1, 8; vgl. Chlothacharii I. constitutio a. 560, c. 11.

[4] Ius navale cum investigatione auri; vgl. Arndt, Bergregal 183; Zycha, Recht des Bergbaues 11.

[5] Das Vorbild war die römische centesima rerum venalium. Die Zehntmeister erhielten eine Quote, etwa ein Drittel.

[6] Confiniales, suntelitae.

[7] Marschalk und Truchseß sind echt deutsch. Wenn der König zum Opfer ging, hielt ihm der Marschalk das Pferd, der Truchseß die Schale (er setzte die Schale, Truhe auf). Bei den Angelsachsen hieß der Kämmerer Kleidertan, Hraegelthegene oder Hordere = Schatzmeister, der Marschall Horsthegene, Steallere, der Truchseß der Dishthegene, der Schenk Byrele oder Skenka (Kemble, Sachsen 2, 89). Römisch sind die pomphaften Titel

Zeit erhielt sich, wenn auch stark eingeschränkt, eine Kanzlei mit Schreibern, an deren Spitze ein Kanzler, Referendar, Sekretär, der Großsiegelbewahrer stand. Über dem gesamten Gesinde übte der Pfalzgraf Gerichtsbarkeit, und noch über ihm stand der Hausmaier, der älteste Knecht, der Seneschall, der spätere Truchseß, der nächste am Thron und Vertrauensmann des Königs und der Getreuen, der Leudes; verdrängte doch der Hausmaier zuletzt sogar die Könige. Dem Hausmaier unterstand die Palastschule der vornehmen Jugend, die sich mehr in den Waffen als in der Feder übte,[1] er überwachte die Grenzmark als Präfekt, Dux,[2] und errichtete Contubernien der Antrustionen oder Gefolgsleute, der Hagustalden in den Pfalzen und Königshöfen.[3]

Neben den weltlichen Beamten standen die Bischöfe ziemlich unabhängig und zogen auf den Sendgerichten alle jene Dinge vor ihr Urteil, die noch mit der Religion zusammenhingen, namentlich das weite Gebiet des Ehewesens und die vielen Reste des Heidentums, konnten freilich nicht die volle Strenge walten lassen und mußten viele Unordnungen dulden, obwohl einmal König Chilperich ausrief: „Die einzigen Personen, die regieren, sind unbedingt die Bischöfe; mit unserem d. h. dem königlichen Einfluß ist es vorbei; er ist übergegangen auf die Bischöfe der großen Städte.“[4] In Wirklichkeit erlangte das Kirchenrecht eine viel größere Geltung erst in karlingischer Zeit.

Zunächst beruhte die Macht der Kirche auf ihrem selbständigen Besitz. Das Kirchengut, namentlich aber Klostergut, war ungeheuer angewachsen. Das Kloster St. Wandrille z. B. besaß, obwohl die Äbte über ein Drittel verschleudert hatten, immer noch 4000 Hufen, St. Germain des Prés bei Paris besaß 7000, Luxeuil 15000 Hufen. Nicht weniger besaßen die Bischöfe. Fast ein Drittel des Bodens befand sich in geistlichen Händen. „Siehe, wie arm ist unser Fiskus geworden, siehe, all dieser Reichtum ist an die Kirche gekommen,“ klagt Chilperich. Infolge davon drängte sich nun die französische Aristokratie heran, die reichen Pfründen mit ihren Angehörigen zu besetzen, und die Kirche füllte sich mit ungeistlichen Bischöfen und Äbten. Der Kirchen- und Klosterboden, die Zugehörigkeit zu Kirche und Kloster bot viele Vorteile, befreite nahezu von der drückenden Steuer- und Militärlast. Die Adeligen gründeten gerne Klöster. Da sammelte ein adeliger Großgrundbesitzer um sich schlechte Mönche und Hörige, nahm nach Bedas Worten jeden Mönch auf, der wegen

illuster, spectabilis, excellentia tua, magnitudo, amplitudo, sublimitas; Fustel, Problèmes 1891 S. 274.

[1] Militia und schola palatina war ziemlich gleichbedeutend; Vacandard, Rev. des quest. 1897 I, 490.

[2] Eginh. v. Car. 1; Rübel, Die Franken 307, 358.

[3] Jedes Contubernium umfaßte 10 Antrustionen; die Tatsache erscheint in dem Hufenbesitz wieder.

[4] Greg. Tur. 6, 46.

Ungehorsams aus dem Kloster gestoßen war oder sich vagabundierend umhertrieb, lockte andere Mönche förmlich heraus, ließ Vasallen und Hörigen das Haar scheren und sie eine Art klösterlichen Gehorsam geloben. „Welch himmelschreiender Anblick," sagt Beda, „solche sogenannte Zellen, voller Leute mit Frauen und Kindern, die die Verrichtungen eines Klosters besorgen wollen! Es gibt auch solche, die die Unverschämtheit haben, sich für ihre Frauen ähnliche Klöster zu verschaffen, wo dann diese weltlichen Frauen sich törichterweise herausnehmen, Dienerinnen Christi zu regieren. Ist es da nicht am Platz, mit unserem Sprichwort zu sagen: Wenn die Wespen Zellen bauen, wird Gift statt Honig bereitet"?

Durch diese Gründungen und Vergabungen eingezogenen Kirchengutes schadete der Staat sich selbst, weil er viele Diener, Vasallen, Hilfskräfte verlor.[1] Manche Könige sahen dies auch ein, und andere schwankten. Daher erklärt sich die unsichere Haltung, die die Könige in dem Streite zwischen dem Hausmaier Ebroin und dem kraftvollen Verteidiger des Kirchengutes, dem Bischof Leodegar von Autun, einnahmen. Die Hausmaier hatten nur Herz für ihre Finanzanlagen, belasteten das Kirchengut mit Steuern, nötigten Kirchen und Klöster, ihre Güter als Benefizien oder Prekarien an königliche Dienstmannen gegen kleine Zinsleistungen zu verleihen, säkularisierten also Kirchengut trotz der Strafe, die auf dem Kirchenraub stand.[2] Heute würde man sagen, sie erhoben eine Zwangsanleihe. Karlmann erklärte 743 nach dem Rat der Diener Gottes und des christlichen Volkes, wegen der drohenden Kriege und Angriffe der Völker behalte er einen Teil des Kirchengutes zur Stärkung seines Heeres für einige Zeit zurück unter der Bedingung, daß von jeder Latenhufe ein Zins von einem Solidus (12 Denare) an die Kirche oder das Kloster gezahlt werde, d. h. die Hälfte des Ertrages, wenn es richtig ist, daß eine Knechtshufe 2 bis 2½ Schilling trug.[3] Nach der Aachener Synode von 809 mußte der Kolone die Hälfte dem Herrn, den Zehnten der Kirche abliefern. Die Kirche verlangte wenig für sich und wirkte auf die Grundherren und Fürsten ein, daß sie ihre Untertanen schonten. Sie bedrohte Grundbesitzer, die die Armen um ihr Gut brachten, sei es durch Gewalt oder durch Betrug, die Beamten und die Herren, die die ärmeren Klassen schädigten und bedrückten, mit dem Banne, und wenn sie jemand widerrechtlich gefangen hielten, mit schweren Strafen. Dagegen hören wir viel seltener als im römischen Reiche

[1] Quae res quam sit habitura finem, posterior aetas videbit; Beda h. e. 5, 23. Deest locus, ubi filii nobilium aut emeritorum militum possessionem accipere possint; ad Egbert. 11.

[2] Von Kirchenräubern verlangten irische Bußbücher den vierfachen, das noch strengere alamanische Recht den siebenundzwanzigfachen Ersatz; Lex Al. 7; Schmitz, Bußbücher I 234, 346, 499.

[3] Pippini c. 768; M. G. cap. 1, 28, 50.

von Bischöfen, die sich gegen die hohen Steuerforderungen der Könige erhoben. Einen der wenigen Fälle dieser Art berichtet die Lebensbeschreibung des Abtes Aridius. König Chilperich, der krank daniederlag, händigte ihm gegen das Versprechen der Heilung die Steuerrollen aus, die der Abt in Gegenwart vieler Zeugen verbrannte. Der König wurde wirklich gesund, dafür starben aber seine Söhne.

Die Kirche verlangte nicht ohne Erfolg, gestützt auf alte Kaisergesetze, Steuer- und Kriegsdienstfreiheit, konnte sie aber nicht genügend durchsetzen. Die Fürsten bezogen auf ihren Wanderungen mit Vorliebe Klöster mitsamt ihrem starken Gefolge von Dienern, Jägern, Knappen, mit Pferden, Hunden und Falken oder schickten ihre Beamten und Krieger dahin. Der Graf Leudast, ein Emporkömmling, klagt schon Gregor von Tours, pflegte immer in voller Rüstung an geweihter Stätte zu erscheinen, mit dem Köcher auf dem Rücken, dem Wurfspeer in der Hand in die Kirchen einzudringen, wo der Bischof mit seinen Klerikern wohnte. Entgegen allen Versprechungen belasteten die Herren Kirchen und Klöster mit Quartierlasten[1] und Frondiensten und tasteten die sonst hochgehaltene persönliche Freiheit an. Ein britisches Frauenkloster klagt einmal in einem Brief an Bonifatius, daß solche Dienste es ganz heruntergebracht hätten.[2] Endlich besetzten die Könige Abteien und Bistümer mit ihren Günstlingen; selbst die hl. Chrodehilde ernannte gegen alle Regeln einmal zwei Bischöfe an einem Ort. Wäre es auf die Könige allein angekommen, so hätte sich das Bischofsamt in eine Art geistlichen Polizeiamtes verwandelt. Der hl. Bonifatius schrieb 742 an den Papst: „Jetzt sind die bischöflichen Sitze in den Städten zum größten Teil habsüchtigen Laien zum Besitz oder ehebrecherischen Klerikern, Wüstlingen und Zöllnern zum weltlichen Genuß übergeben.“ Ebendarum stellten Bischöfe und Große, sogar Könige, wenn sie ein Kloster gründeten, ihre Stiftung in den Schutz des apostolischen Stuhles, des hl. Petrus. Die Klöster verpflichteten sich zur Bezahlung kleiner Zinsen,[3] zu Peterspfennigen oder Rompfennigen. Oder die Könige gewährten die Immunität, d. h. wiesen die Steuern, die an sich dem Könige zu zahlen waren, den geistlichen Grundherren selbst zu und führten die Zehntpflicht durch. Aus dieser Immunität erwuchs allmählich eine vollständige Autonomie und entstanden förmliche Staaten im Staate, kleine oder große Kirchenstaaten.

[1] Bonif. ep. 73 (59).

[2] Bonif. ep. 14. Aus diesem Briefe geht hervor, daß die früheren Privilegien in dieser Richtung nicht viel halfen.

[3] Greg. M. ep. 9, 111; ep. Const. 1; 2; Migne P. l. 89, 335; Daux, Rev. de quest. h. 1902 t. 12, 19.

# XIX. Sittlichkeit und Kirchenzucht.

Gegenüber dem Staat und den Beamten hatte die Kirche alle Mühe, ihr Asylrecht aufrechtzuerhalten, und im einzelnen mußte sie alle Sorgfalt anwenden, um ihre Schützlinge vor Nachstellungen zu retten. Gar manchen, der im Asyl weilte, lockte die List zu unbedachten Schritten heraus oder verfolgte die Gewalt bis ins Heiligtum. So war der entsetzte Graf Firmin, der vor dem Königssohn Chramn mit seiner Schwiegermutter Zuflucht in der Kirche zu Avern gefunden hatte, von Dienern des Chramn arglistig an die Türe gelockt, als der Bischof sich mit dem Volke auf einer Prozession befand, dann gefangen und verbannt worden. Als der Herzog Austrap vor demselben Verfolger zum hl. Martin von Tours sich flüchtete, ließ Chramn die Kirche durch den Ortsrichter so strenge bewachen, daß ihm niemand Nahrung, selbst kein Wasser reichen konnte, um ihn durch Hunger zum Heraustreten zu zwingen. Da ihm doch jemand ein Wassergefäß reichen wollte, schlug ihm der Ortsrichter das Gefäß aus den Händen, aber bald erreichte ihn das göttliche Strafgericht, und darauf trugen dem Ausgehungerten die Nachbarn reichlich Nahrung zu. Dieser trat nachher in den geistlichen Stand.

In der gleichen Kirche des hl. Martin von Tours fand Guntchramn Boso (der Böse) mit seinen Töchtern Schutz, und als sein Verfolger bei Gelegenheit einer Prozession, zu Roß dem vorausgetragenen Kruzifix und den Fahnen folgend, eindringen wollte, befiel diesen eine tödliche Krankheit; hatte er ja überdem ein Stückchen Kaninchenfleisch — obwohl es gerade Fasten war — gegessen; Boso aber bekam bald einen Genossen an Merowech, dem Stiefsohn der Fredegunde. Als Merowech sich mit Brunehilde, der Gegnerin Fredegundes, vermählt hatte, mußte er zunächst vor Fredegundes Nachstellungen und dem Zorne seines Vaters mit seiner Gattin in die Basilika des hl. Martin zu Soissons ziehen, die, aus „Holzbrettern gezimmert, an der Stadtmauer (auf dem Walle) lag". Nun gelang es dem Merowech wohl, seinen Vater zur Milde zu stimmen, nicht aber seine Stiefmutter, die in ihrem Hasse verharrte, ihm die Haare scheren und ihn in ein Kloster stecken ließ. Doch entkam er und begab sich auf Einladung Bosos nach Tours und trat in die Kirche, eben als der Bischof Gregor von Tours das hl. Opfer feierte. Da ihn der Diakon bei der Austeilung der Eulogien überging, setzte er dem Gregor mit Vorwürfen und Drohungen so lange zu, bis er ihn wieder in die Kirchengemeinschaft aufnahm. Gregor mußte den Asylsuchenden vorschriftsmäßig dem

König anzeigen, und so begannen bald aufs neue die Verfolgungen, ohne daß sie Erfolg hatten. Der Königssohn konnte sogar königliche Diener mißhandeln. Die Asylgenossen vertrieben sich die Zeit mit Gastereien, Unterhaltungen und anderen Zerstreuungen. Merowech machte sich über seine Eltern lustig und schilderte Fredegunde als eine Dirne. Er vertraute allzusehr dem falschen Boso; beide sannen auf Mittel und Wege, wie sie entfliehen konnten, suchten die Zukunft zu erforschen und wandten sich an eine Wahrsagerin, die ihren Wünschen entgegenkam und einen trügerischen Spruch abgab. Nun lockte Boso seinen Genossen auf die Jagd: „Was hocken wir", sprach er, „wie Dummköpfe um diese Basilika, lassen wir unsere Pferde kommen, nehmen wir Hunde und Falken, gehen auf die Jagd und erfreuen uns an schöner Aussicht." Beinahe wäre Merowech in den ihm von Boso gelegten Hinterhalt gefallen. Zurückgekehrt bereiteten beide ihre Flucht vor und richteten alles so ein, daß sie in Begleitung von fünfhundert Mann leicht auf austrasisches Gebiet gelangen mochten, zuvor aber wollten sie noch das Buchorakel fragen. Dieses bestand darin, daß nach mehrtägigem Fasten der Psalter, das Königsbuch und die Evangelien aufgeschlagen und aus der zutreffenden Stelle eine Deutung gewonnen wurde. Das Orakel lautete schlecht, nichtsdestoweniger verließen beide ihr Versteck und gelangten bis Auxerre, wo des Königs Guntchramn Herzog Erpo den Merowech gefangen nahm, aber bald wieder freiließ, und Erpo wurde dafür von Guntchramn abgesetzt und zu 600 Goldstücken Strafe verurteilt. Die beiden Flüchtigen irrten unstet umher. Zuletzt verriet Boso den Merowech, und er selbst fiel bald dem Strafgericht anheim.

Der Oberkämmerer Eberulf hatte viele Frevel, selbst in der Vorhalle der Kirche, begangen; er warf einst einen Priester, weil dieser ihm weiteren Wein zu geben zögerte, da er schon ganz betrunken war, auf einen Schemel nieder, stieß ihn, so daß er beinahe gestorben wäre, wenn ihm nicht die Schröpfköpfe der Ärzte geholfen hätten. Seine Pferde und Herdentiere trieb er in die Saaten und Weinberge der Armen, und wenn sie sich dagegen wehrten, befahl er, sie niederzuhauen. Durch einen angestifteten Menschen ließ er den Verwalter der Hauptkirche anklagen und brachte Kirchengüter an sich. Nun ereilte ihn aber die Strafe. Auf Anstiften Fredegundes wurden ihm seine Güter, Rosse, Rinder konfisziert, sein Haus, angefüllt mit dem Ernteertrag, mit Wein, Schinken und anderen Dingen, ausgeplündert, und er selbst mußte eine Freistätte aufsuchen. Aus Furcht vor der Königin hielt er immer sein Nachtlager im Begrüßungszimmer oder in der Sakristei der Kirche. „Wenn der Priester, der die Schlüssel der Türe hatte, nachdem er die übrigen Pforten verschlossen, fortgegangen war, dann kamen durch die Türe der Sakristei Eberulfs Mädchen mit anderen Dienern[1]

[1] Puellae — pueri (vielleicht Kinder).



in die Kirche, sahen sich die Wandgemälde an und kramten in den Schmuckstücken des heiligen Grabmals umher, was den frommen Brüdern sehr anstößig war. Als jener Priester das merkte, schlug er Nägel an der Türe ein und brachte von innen Riegel an," um den Zugang von außen zu versperren. Trotz seiner Trunkenheit hatte Eberulf die Absicht wohl erkannt und schmähte den Bischof, da er mit seinen Geistlichen anfangs der Nacht zur Vigilie kam, warf ihm vor, er wolle ihn von der Altardecke des hl. Bischofs abziehen, und störte das Nachtgebet, daß es abgebrochen werden mußte. Er drohte dem Bischof, wenn man ihn aus der Kirche zerren wolle, werde er mit der einen Hand die Decken des Altares halten, mit der anderen aber sein Schwert zücken und so viel Geistliche töten, als er erreichen könne. Indessen zog sich Eberulf in ein noch zum Kirchenasyl gehörendes Haus in der Nähe zurück. Auf Anstiften des Königs schlich sich ein gewisser Claudius in sein Vertrauen ein und sprach eines Tages zu ihm: „Es lüstet mich im Herzen, in deiner Wohnung hier einen Trunk zu tun, wenn der Wein duftig gewürzt ist." Eberulf freute sich über seine Rede und schickte Diener in sein Haus, einen nach dem anderen, starken Wein zu holen. Als so alle Diener sich entfernt hatten, ließ ihn Claudius durch seine Gehilfen packen und den sich heftig Wehrenden mit einem Kurzschwerte ermorden. Aber seine Mörder ereilte kurz nachher in der Zelle des Abtes, wohin sie geflohen waren, das gleiche Geschick.

Ausnahmsweise hören wir auch von niederen Leuten, daß sie das Asyl aufsuchten. So hatte sich einmal aus dem Gesinde des obenerwähnten Rauching ein Paar wider seinen Willen verheiratet und suchte nun in der Kirche Zuflucht. Auf das Versprechen des Rauching, sie nicht trennen zu wollen, gab sie der Priester heraus. Jener aber ließ einen Baumstamm durch einen Keil spalten und aushöhlen. In die Höhlung wurden die beiden eingeschlossen und so begraben.

Einen Schwindler, der mit Reliquien Unfug trieb, hatte der Archidiakon ins Gefängnis werfen lassen. Er brach aus, und nachdem er sich betrunken, legte er sich in der Kirche des hl. Julianus schlafen. Als die Kleriker nach Mitternacht sich erhoben, um ihr Chorgebet zu halten, fanden sie ihn dort schnarchend und so übelriechend, daß sie gar nicht eintreten konnten. Mehrere Kleriker warfen ihn in einen Winkel, holten Wasser, wuschen den Boden und streuten wohlriechende Kräuter darauf. Dann begannen sie ihr Gebet, aber trotz des Singens wachte jener nicht auf, bis der Tag anbrach. Da übergab man ihn dem Bischof unter der Bedingung, daß ihm kein Leid geschehe.[1] Die Befürchtung hatte an sich keinen rechten Grund und war nur durch die Umstände gerechtfertigt.

---

[1] H. F. 9, 6.

Denn die Kirche dürstete nicht nach Blut, und die Buße schloß zwar die körperliche Züchtigung nicht aus, drang aber doch mehr auf innerliche Umkehr, Demütigung und Zerknirschung.

Es kostete Kampf genug, bis der freie stolze Germane sich zum Knien, zum Reuebekenntnis, zur Abbitte verstand. Unfreie konnten auf weniger Nachsicht, auf Nachsicht weder von seiten der Kirche noch von seiten des Staates rechnen und mußten sich oft auf eine doppelte Strafe gefaßt machen, auf die kirchliche und die weltliche, zumal wenn es sich um Diebstahl, Brandstiftung und Körperverletzung handelte, wo Ankläger eine Sühne verlangten. Doch ging auch der Freie nicht frei aus und verzichtete der Staat auch hier nicht auf jedes Recht. Grundsätzlich ließ er die weltliche Strafe vorangehen,[1] oft aber folgte sie erst nach. Im Sendgericht fiel die staatliche und kirchliche Buße zusammen. Wer die Kirchenbuße verachtete, verlangte ein römisches Konzil, solle erst recht die volle Strenge der weltlichen Gesetze erfahren, und ein verbrecherischer gewalttätiger Bischof sollte sogar vom weltlichen Richter abgeurteilt werden.[2] Als ein alamannischer Herzog dem Abt Otmar von St. Gallen nachstellte, klagte er ihn vor einem weltlichen Gericht der Üppigkeit an und erwirkte eine schwere Gefängnishaft. Ein hoher Beamter legte einmal bei einem Bischof Fürsprache für einen ausschweifenden Jüngling ein, dieser aber tadelte den Richter heftig, er hätte ihn vorher tüchtig züchtigen sollen.[3] Freilich kam der entgegengesetzte Fall öfters vor, daß ungerechte Richter von Bischöfen zurechtgewiesen wurden, was sogar Könige billigten. „Wenn ein Richter", befahl Chlotahar II., „einen Mann ungerecht verurteilt hat, so soll ihn der Bischof zurechtweisen, damit er sein Urteil berichtige." „Weißt du, o Kaiser, den Unterschied zwischen Kaisern und Bischöfen?" redet ihn ein Kirchenmann an. „Wenn dich jemand beleidigt hat, so ziehst du sein Haus ein und plünderst es, ihm nur das Leben lassend, und schließlich läßt du ihn gar hängen oder enthaupten oder in die Verbannung schicken, entfernst ihn weit von seinen Kindern, seinen Verwandten und Freunden. Nicht so verfahren die Bischöfe, sondern wenn einer gefehlt und es bekannt hat, so legen sie ihm statt des Galgens oder des Richtschwertes das Evangelium und das Kreuz auf den Nacken und verweisen ihn, wie in einen Kerker, in die Sekretaria, in die Diakonika oder Katechumena der Kirche und verordnen seinen Eingeweiden Fasten, seinen Augen Nachtwachen und seinem Munde Lobgebete zu Gott. Und wenn sie ihn rechtschaffen gezüchtigt und durch Hunger niedergebeugt haben, dann spenden sie ihm den kostbaren Leib des Herrn und sein Blut und geben ihn als wiederhergestelltes Gefäß der Auserwählung und rein von Schuld dem Herrn zurück."

[1] M. G. cap. II, 290, 307, 373; ss. I, 456.
[2] Conc. Vern. 844 c. 2, 6 (M. G. cap. II, 384).
[3] Avit. ep. 55.

Das Bußwesen bewahrte immer noch etwas halb Öffentliches. Öffentliche Sünder trugen ihre Buße offen, und auch die geheimen Sünden entzogen sich nicht ganz der Öffentlichkeit. Obwohl der Grundsatz mehr und mehr durchdrang, daß geheime Sünden auch geheim gebüßt werden durften, waren die Bußen doch nicht ganz zu verbergen, da sie den Ausschluß vom Abendmahl oder auch vom Opfer oder gar vom Gebete nach sich zogen.[1] Strenge Männer hatten schon von Cäsarius den offenen Ausschluß der vielen in wilden Ehen lebenden Männer verlangt, aber der Bischof hatte es nicht gewagt, weil die Zahl zu groß war und darunter vornehme Männer, Lehrer Ärzte, Advokaten sich befanden.[2] Immerhin ging die allgemeine Kommunion stark zurück, weil sich wenige ganz sündenfrei fühlten. Das Sündenbewußtsein war so allgemein verbreitet, daß es zur Gewohnheit wurde, seinen Namen nicht zu schreiben, ohne ein peccator danebenzusetzen, und in der Fastenzeit alles Buße tat. Aus Ängstlichkeit hielten sich sogar die Frommen dem Tische des Herrn ferne. Beda klagt freilich die Saumseligkeit der Hirten an und macht diese dafür verantwortlich, daß die eifrigsten Laien nur noch an Hochfesten kommunizieren. Viel mehr als die Saumseligkeit war aber die Scheu vor der Verunehrung des Allerheiligsten schuld daran. Beda spricht übertreibend von einer zahllosen Schar von Christen, die einen so reinen, keuschen Lebenswandel führen, daß sie ohne Besorgnis jeden Sonntag und an allen Apostel- und Märtyrerfesten die hl. Kommunion empfangen könnten, wie es in der heiligen apostolischen Kirche von Rom üblich sei. Aber schon der Grieche Theodor von Canterbury beklagte es, daß die Wochenkommunion in der römischen Kirche nachlasse, und weist auf die strenge Sitte des Morgenlandes hin, wo jeder exkommuniziert wurde, der nicht alle Sonntage am Abendmahl teilnahm.[3] Wer regelmäßig zur Kommunion ging, hieß bei den Angelsachsen Abendmahlsgänger, Huslgenga, ein besonders frommer Mann aber Abendmahlssohn. Ein solcher Mann stand hoch im Ansehen, und sein Eid hatte einen doppelt so großen Wert als der eines anderen Menschen; war er ein Eorl, so hatte er den Wert von sechzig Schilling statt dreißig; war er ein Keorl, den Wert von zehn Schilling.

Schwere Sünder mußten sich, geführt von ihren Priestern, dem Bischof vorstellen und am Aschermittwoch, barhaupt und mit bloßen Füßen, den Leib in einen Sack gehüllt, vor den Pforten des Domes erscheinen, demütig sich vor dem Bischof niederwerfen

---

[1] Greg T. 5, 14.

[2] M. 39, 2290; 67, 1087.

[3] Graeci omni die dominico communicant, clerici et laici; qui tribus dominicorum diebus non communicaverint, excommunicantur, sicut canones habent. Romani similiter communicant, qui volunt; qui autem nolunt, non excommunicantur (can. Greg. 59).

und sein Urteil anhören.[1] Dann führte sie dieser in die Kirche, betete, mit dem Klerus auf dem Boden liegend, die Bußpsalmen, legte ihnen die Hände auf und besprengte sie mit Asche und Weihwasser, verhüllte ihre Häupter und erklärte, „daß, wie Adam einst aus dem Paradiese, so sie aus der Kirche gestoßen seien". Die Kirchendiener entfernten sie dann aus dem Dome und verschlossen die Tore. Die Büßer mußten das Haupthaar schneiden, das Barthaar aber wachsen lassen,[2] nach anderer Sitte weder Haupt- noch Barthaar schneiden und pflegen.[3] Bei mehrjährigen Bußen war das erste Jahr besonders streng, zumal wo Bußgrade bestanden wie im Orient. Die Büßer durften in der ersten Fastenzeit die Kirche nicht betreten und mußten Tag und Nacht vor den Toren der Kirche um Vergebung flehen. Sonst standen sie unter den Katechumenen, durften aber jetzt meist der ganzen Eucharistie anwohnen.[4] Sie sollten sich nur von Brot, Salz und Wasser nähren, einen härenen Sack tragen, nicht fahren und reiten, mit niemand, auch mit ihren Weibern keine Gemeinschaft pflegen. Nach Verlauf der Fastenzeit durften sie wieder Kleider und Schuhe anlegen, aber sollten immer noch fasten, kein Fleisch, Käs, keine fette Fische, kein Bier, keinen Wein und Met genießen. Am Gründonnerstag stellten sich die Büßer, die ihre Pflicht erfüllt hatten, in rauhe Kutten gekleidet, vor dem Altare auf und verpflichteten sich nach der Ansprache des Bischofs durch Aufheben der Hände, die früheren Sünden fernerhin zu meiden, und erhielten dann die Sündenvergebung.[5] Bei mehrjähriger Strafe mußten die Büßer jedesmal in der Fastenzeit sich aller zerstreuenden Geschäfte, des Krieges, des Handels enthalten[6] und die Fastenzeit besonders strenge beobachten.[7] Da sich niemand von Sünde ganz frei fühlte, hatte jeder während der Fastenzeit Gelegenheit genug, zu büßen. Eben darum konnte sich die allgemeine Fastenpflicht ausdehnen, von der das Altertum noch nichts gewußt hatte. Fasten bedeutete geradezu soviel wie büßen.

Wegen des damit wesentlich verbundenen Almosens hatte das Fasten einen sozialen Wert und einen noch höhern andere Bußwerke,

[1] Regino de synod. caus. 1, 295.

[2] In Irland verband sich mit der Haarschur die Hauptwaschung, capitolavium.

[3] Sed in ieiuniis capillos et barbam crescere permittimus, ut habitum poenitentium repraesentemus; Sicardi Mitrale II, 1.

[4] Nach Morinus wäre die Büßerentlassung erst im siebten Jahrhundert weggefallen (6, 27), nach Tüb. theol. Quartalsch. 1900 S. 515 hätte sie im Abendlande nie recht bestanden.

[5] Morin. 4, 18, 20.

[6] Diese Verpflichtung bestand vom vierten bis achten Jahrhundert; Morin. 5, 21; eine Milderung gewährte Nikolaus I., decret. Grat. c. 15, caus. 33, qu. 2.

[7] Vaca iam tibi, non tempori . . . . Saccum indue, cinerem asperge, in ieiunio semper ora, in oratione ieiuna. Victor Tunens. de poent. 18. (Amb. opera).

wie die Befreiung von Gefangenen, die Herstellung oder Verbesserung einer Straße, der Wiederaufbau einer Brücke, Wiederaufbau von Hütten, Unterhalt von Landleuten, die durch die harten Kriegsläufe ins Elend geraten waren. Im allgemeinen aber überwogen Bußen von einem Heil- und Strafcharakter: Verhaftung, Einsperrung in ein Kloster oder in ein Kirchenhaus, Verknechtung, Amtsentsetzung, körperliche Züchtigung. Gregor der Große verwies z. B. alle Fleischessünder, Männer und Frauen, in ein Kloster. und spätere Bestimmungen wiesen auch andere Sünder, Meineidige, Mörder Kirchenverwüster, lebenslänglich in Klöster, d. h. in Klosterkerker, die an die alten Sklavenzwinger erinnern.[1] Der Verknechtung verfielen Weiber, die unerlaubten Umgang mit Geistlichen pflogen. Als im elften Jahrhundert Gregor VII. die Frauen der Geistlichen verknechten ließ, folgte er dabei einer alten kirchlichen Ordnung. Sklaven und Leute geringeren Standes und jüngere Kleriker mußten Prügelstrafen erdulden.

Während es früher mehr dem freien Ermessen des Bischofs überlassen blieb, eine wie lange Bußzeit er dem Sünder auflegen wollte, entstanden jetzt Bußbücher, die Anweisungen enthielten. Freilich stimmten sie wenig miteinander überein. Besonders streng war das römische Pönitentiale; es setzte für Mord zehn Jahre bei Wasser und Brot, für Bestialität fünfzehn, Sodomie zehn Jahre (drei bei Wasser und Brot), für Ehebruch und Entführung drei, für den Abortus der Frau vier Jahre, für Selbstbefleckung ein Jahr,[2] für Mißbrauch der Sklaven ein Jahr, für gemeinsames Baden von Männern und Frauen ein Jahr[3] und im Gegensatz zum Konzil von Neocäsarea für unkeusche Absichten ein Jahr fest. Der Meineid und der Betrug wurde mit sieben, das Zinsnehmen mit drei, bei Klerikern mit Absetzung, die Brandstiftung mit sieben, der Einbruch mit fünf, die Verknechtung und Selbstverstümmelung mit drei Jahren, die Entwendung von Eßwaren mit vierzig Tagen bestraft. Für Schlägereien, wobei Blut floß, mußten Knaben bis zu zwanzig Jahren sieben, Männer vierzig Tage fasten, bei Wasser und Brot büßen. Der

[1] Johannes Klimakus beschreibt im sechsten Jahrhundert ein klösterliches Bußhaus also: Dieser trostlose Ort, einen Steinwurf oder tausend Schritte vom Kloster entfernt, Kerker genannt, entbehrte jeder leiblichen Ergötzung. Niemals stieg Rauch aus einer Küche auf, kein Wein wurde verabreicht, kein Öl unter die Speisen gemischt, außer Brot und kärglichem Gemüse nichts auf den Tisch gestellt. In diesen Ort schloß man den, der nach abgelegter Profeß in schwere Sünden gefallen war, der Art ein, daß er keinen Fuß bewegen konnte. Jeder wurde einzeln oder höchstens noch mit einem zweiten verwahrt. Und hier mußten sie so lange aushalten, als der Vorsteher für jeden es bestimmte.

[2] Theodors Poenitentiar hat nur 40 Tage (unter Umständen nur 20 Tage; Burchard von Worms 3 Tage.)

[3] Greg. ep. 11, 64, 11. Non decet maritum uxorem suam nudam videre (Wasserschleben 309), s. S. 192 N. 2; conc. Quinisextum c. 77 warnt davor Kleriker.

Abfall vom Glauben zog eine Buße von zehn, die Teilnahme an heidnischen Festen von zwei, die Zauberei und das Wettermachen von sieben, die Befragung von Wahrsagern von drei bis fünf Jahren nach sich.[1] Ein Priester, der sich betrank, mußte vierzehn Tage, ein Laie sieben Tage büßen. Während die römischen Bußbücher sich vorwiegend mit Tatsünden beschäftigen, haben die irischen auch die Gedankensünden mehr berücksichtigt.[2]

Die Bußbücher stellten große, uns unerschwinglich dünkende Anforderungen. Wie sollte ein Mensch, der zur Sinnlichkeit neigte, alle die vielen Bußen ableisten können, die auf jeder, auch der kleinsten Berührung lagen? Suchten doch viele Kirchenmänner sogar die Vertraulichkeiten zwischen Eheleuten zu beschränken und, je nachdem, unter Strafe zu stellen. Ein Kanon bestimmte: Wer in einem öffentlichen Kriege einen Menschen tötete, der soll vierzig Tage Buße tun. Dasselbe galt für den, der es auf den Befehl eines Herrn hin tat.[3] Noch später stand im kirchlichen Gesetzbuch ein Satz: Wer in einer vermeidbaren Notwehr einen Menschen getötet hatte, soll zwei Jahre Buße tun. Auf Kleriker fand dieser Kanon Anwendung, auch wenn sie zur Abwehr einen belagernden Feind getötet hatten.[4] Die Bußbücher gingen von einem hohen Ideal aus, von einer mönchischen, im Grunde evangelischen Anschauung. Genau wie Christus, der jeden unreinen Blick, den ungerechten Mammon, jeglichen Gebrauch des Schwertes verwarf, stellten die Bußbücher unter strenge Strafen jede Begierde, jede Tötung und jeden Gewinn. Allerdings will es uns bedünken, als ob sie nur Gewissenhafte und Ängstliche im Auge hatten. Die Kirche zeigte nur den Weg und überließ vieles dem freien Ermessen, namentlich der Großen und Vornehmen. Aber es ist ungerecht, deshalb sie zu beschuldigen, sie hätte die Sünden der Großen geduldet; denn sie hat auch hohe Herren nicht verschont. Germanus exkommunizierte z. B. König Charibert und seine Buhle Markovefa. Nicetius von Trier bannte die Könige Theudebert I. und Chlotahar I. und ging lieber in die Verbannung, als daß er sich vor ihnen gebeugt hätte.

Über die Folgen unwürdiger Kommunionen liefen abschreckende Geschichten um. In einem Nonnenkloster hatten noch zwei der Welt ergebene Mädchen ihre früheren Sünden und täglichen Vergehungen verschwiegen. In ihrer Verzweiflung faßten sie den Entschluß, in die Welt zurückzukehren, und sie hatten schon den Klosterzaun überschritten, da kamen Schwestern nachgeeilt, führten sie

[1] Schmitz, Bußbücher I, 274 ff. Ein zweites poenitentiale Vallicellanum hat mildere Bußsätze, es gehört nach Schmitz dem neunten Jahrhundert an.

[2] Malarum cogitationum indulgentia est, si opere non impleantur vel consensu. Theod. Poenit. 7, 4; Wasserschleben 191.

[3] Theodori Poenitent. 1, 4, 6; P. Bigot. 4, 1, 4; Wasserschleben 188, 453.

[4] Decr. Grat. dist. 50 c. 36; canon. poenitent. am Schlusse des decr. Grat. c. 17.



zurück und beschworen sie, durch eine Beichte ihr Gewissen zu erleichtern; aber alle Ermahnungen halfen nichts. Umsonst entstand im Kloster ein schreckliches Gekrach und verbreitete sich Finsternis in den Zellen. Die beiden Nonnen antworteten immer nur: „Morgen, morgen,“ „wartet, wartet nur ein wenig.“ Unter diesem Rufe gaben sie endlich ihren Geist auf. Die Äbtissin ließ sie seitwärts begraben; bald bemerkten die Nonnen, wie Feuergarben aus dem Grabe aufschlugen, und hörten ein klägliches Geheul: „Wehe mir, wehe mir!“ Andere Nonnen ließen sich durch Erscheinungen warnen und bekehrten sich auf die Ermahnungen sterbender Frauen hin. In dem nämlichen Kloster kehrte die Seele einer frommen Schwester, die schon dem Himmel sich genähert hatte, wieder auf die Erde zurück, weil sie den Groll gegen manche Mitschwester noch nicht gebüßt hatte, und starb dann erst nach vollendeter Buße.[1] Die fromme Erhartrudis, die sich wegen nächtlicher Anfechtungen der Kommunion enthalten mußte und sich stark kasteite, erhielt in einem Gesichte die Zusicherung vom Himmel, daß ihre Schuld getilgt sei, worauf sie die Mutter Äbtissin wieder zum Tisch des Herrn zuließ. Ein Mädchen von vornehmer Herkunft hatte durch Gaumenlust gesündigt; da bestrafte sie der Herr mit Ekel vor jeder Speise; sie aß nur noch Kleie, Kräuter, Baumblätter und Bierhefe; eines Tages sah sie einen grunzenden Eber mit sich essen. Ein Jahr lang dauerte die Strafe, da erlöste sie der Herr von ihrer Krankheit.

Erschreckt durch solche Erzählungen und die drohende Strenge der Buße und doch unfähig, die Sünde zu meiden, verfielen viele Christen der Verzweiflung. Aus Furcht vor der Buße haben sich, wie ein spanisches Konzil hervorhebt, nicht selten Christen den Tod gegeben,[2] was uns doppelt auffällt, da gesunde Naturmenschen, wie wir sie in jener Zeit voraussetzen müssen, sich nicht so leicht der Schwermut ergaben. Andere zogen vor, Katechumenen zu bleiben, und andere ergaben sich dem Leichtsinn und kommunizierten, ohne gebüßt zu haben. Die Zahl der Leichtsinnigen muß ziemlich groß gewesen sein, nach dem Wert der Schätzung zu schließen, die ein Abendmahlsgänger genoß. Der hl. Beda gesteht in einem angel-

[1] Mab. Acta 2, 427.

[2] Das Konzil von Toledo 693 erklärte: Quorundam etenim hominum tam grave inolevit desperationis contagium, ut dum fuerint pro qualibet negligentia aut disciplinae censura multati, aut pro sui purgatione sceleris sub poenitentiae satisfactione custodia mancipati, incumbente desperationis incommodo, se ipsos malunt aut laqueo suspendio enecare, aut ferro vel aliis mortiferis casibus interimere, et nisi praeventi cuiuslibet rei occasione suam nihilominus diabolus in eis perficit voluntatem; vgl. Konzil von Braga 563 c. 16. — Si homo vexatus a diabolo nescit aliquid nisi discurrere, semetipsum occidit, quacunque causa potest, ut oretur pro eo, si ante religiosus erat. Si autem pro desperatione vel pro timore aliquo vel pro causis incognitis, Dei relinquendum est hoc iudicium et non ausi sumus orare pro eo; Poenit. Bigot. 4, 2, 1; Wasserschleben 453.

sächsischen Gedichte, das er vor seinem Tode verfaßte, „vor seinem naturnotwendigen Hinscheiden werde keiner weiseren Sinnes, um zu bedenken, was er Gutes und Übles getan, und welches Gericht ihn erwarte".[1] Wenn es zum Sterben kam, ließen sich denn auch alle, ob fromm oder unfromm, in Bußkleider hüllen und mit Asche bestreuen. Mit einem solchen Zustande konnte die Kirche freilich nicht zufrieden sein, sie sah sich gezwungen, Milderungen eintreten zu lassen. Bei den germanischen Völkern herrschten ohnehin oberflächliche Anschauungen über Sünde und Verbrechen, da man sie mit dem Wergeld sühnen konnte. Gerade im Anschluß an die Wergeldablösung gewährte die Kirche bald Bußgelder, besonders frühe in Irland, wo statt eines Bußtages ein Denar gezahlt werden konnte.[2] Der hl. Bonifatius berief sich auf eine biblische Stelle und meinte, das Almosen tilge die Sünden wie Wasser das Feuer.[3]

Die große Masse war eben noch lange nicht dem Christentum gewonnen und war stark durchsetzt von Heiden, Halbheiden, Juden und Ketzern. Besonders die Juden spielten eine große Rolle im Frankenreich und eine noch größere in Spanien. Bei einem Einzuge Guntchramns pries ihn jedes Volk in seiner Sprache, hier die Syrier, dort die Lateiner, dort die Juden,[4] die, bescheiden wie immer, die Wiederherstellung ihrer Synagogen forderten. Sie besaßen alten Gesetzen zum Trotze christliche Frauen und Konkubinen, Mägde und Diener und trieben Handel mit christlichen Sklaven. Manche neubekehrte Landleute ließen sich ihre Feldfrüchte von jüdischen Frommen einsegnen statt von Geistlichen. Vom benachbarten fränkischen Reiche hören wir, daß selbst Geistliche sich gut zu den Juden stellten, an jüdischen Mahlen teilnahmen und Juden wieder zu Gaste luden. Dabei kam es vor, wie das Konzil von Vannes 465 sagte, daß, während Christen die Speisen bei Juden genossen, diese die Speisen der Christen verschmähten und es den Anschein hatte, als stünden die Christen unter den Juden. Als auf die Mahnung des Bischofs Avitus von Clermont sich ein Jude taufen ließ und dieser in seinem weißen Täuflingsgewande an Pfingsten durch die Straße ging, begoß ihn ein anderer Jude mit übelriechendem Öle. Dies empörte das Volk, daß es über die Juden herfiel. Fünfhundert flehten um die Gnade der Taufe, die übrigen entflohen. In Spanien sollen bei einer Verfolgung sich sogar 90000 haben taufen lassen.

Groß war die Zahl der Halbchristen, ob sie nun förmlich unter die Schar der Katechumenen und Büßer sich mischten oder nicht. Der Katechumenat ging ja allerdings zurück und beschränkte sich im

---

[1] Boll. Mai. 6, 67.
[2] Schmitz, Bußbücher 1, 223.
[3] Sermo 3, 2; 15, 4; Tob. 4, 10; 12, 8.
[4] Greg. 8, 1.

allgemeinen auf Kinder und Neubekehrte.[1] Der Taufunterricht fiel aber immer noch in die Fastenzeit, wo die meisten Buße taten, und unter denen, die am Unterricht teilnahmen, mögen auch schon Getaufte sich befunden haben, die der Konfirmation harrten. Schon im Anfang der Fastenzeit wurden die Täuflinge mit ihren Paten eingeladen, in der römischen Kirche am Mittwoch nach Oculi. Nachdem ihre Namen verzeichnet waren, traten sie in die Kirche, die Knaben zur rechten, die Mädchen zur linken Seite, empfingen das Kreuzeszeichen, die Handauflegung, Beschwörung und das heil. Salz. Nunmehr galten die Kinder als Katechumenen und mußten wenigstens siebenmal dem ersten Teil der Messe beiwohnen, wobei sich Segnungen und Beschwörungen wiederholten.[2] Jedesmal mußten sie vor der Kirchentüre warten, bis der Kirchendiener sie mit Namen hereinrief und der Exorzist die Beschwörungen vollzog. Vor der Verlesung des Evangeliums mußten sie abtreten, während die Eltern und Paten noch länger blieben. An einem der letzten Sonntage durften sie nach der Ohrenöffnung das Evangelium von der Sakristei in die Kirche abholen helfen und hörten die Lesung. Dann wurde ihnen das Evangelium und Symbolum, endlich das Vaterunser mit entsprechender Erklärung übergeben. Am Ostersamstag mußten die Kinder das Symbolum zurückgeben und nahmen dann in der Osternacht an der Vigilie und an den Vorlesungen der Prophetien teil, gingen in die Taufkapelle, wo das Wasser und Öl geweiht wurde. Nachdem die Täuflinge nochmals von ihrem Glauben Rechenschaft gegeben hatten, wurden sie dreimal untergetaucht oder, was jetzt schon vorkam, nur mit Wasser begossen, darauf in der Kirche konfirmiert oder konsigniert, mit dem hl. Öl gesalbt und in weiße Linnen gehüllt.[3] In den gallischen Kirchen drängten sich mehrere dieser Zeremonien zusammen, die Abschwörung des Teufels, das Glaubensbekenntnis und die Taufe selbst. Aber das Untertauchen bestand noch lange fort; wurden doch viele Taufkirchen in der Nähe von Flüssen und Seen in größerer oder geringerer Entfernung von der Mutterkirche gerade zur Merowingerzeit neugebaut.

Bei ganz kleinen Kindern fiel der größere Teil der Zeremonien weg und wurde der Unterricht und andere Zeremonien vor der Konfirmation durch den Bischof nachgeholt. Auch in den Bekehrungsländern mußten sich die Missionare mit dem Notwendigsten begnügen. Etwas zu weit in der Vereinfachung gingen die irischen Mönche,

[1] V. Ansg. 24 (viele Katechumenen).

[2] Während noch das alte gelasianische Sakramentar nur drei Skrutinienmessen kannte, die auf die Sonntage Oculi, Laetare, Judica fielen, erscheinen später sieben solcher Messen und verbreiteten sich auch im Frankenreiche.

[3] Consignatorium, chrismarium an jedem Gliede. Die römische Kirche erteilte den Täuflingen zwei Salbungen, die gallische nur eine, legte aber größeres Gewicht auf die Symbolerklärung; sie fügte der Konfirmation die Fußwaschung an (Wiegand, Symbol I, 247).

und ihrem Beispiele folgten viele andere, so daß Rom einschreiten und darauf drängen mußte, daß Paten eine Gewähr übernähmen und die alten Tauftage Ostern und Pfingsten beibehalten würden. In der Osterwoche empfingen die größeren Katechumenen weiteren Unterricht und am Weißen Sonntage die hl. Kommunion.

---

## XX. Heiligkeit und Wohltätigkeit.

An hervorragenden Tugendbeispielen und großen Heiligen ist die merowingische Zeit so reich wie wenig andere Zeiten. Auch hier gilt das Wort: „Je tiefer der Schatten, desto stärker das Licht.“ Selbst im entarteten Königshaus, mitten im Sündenleben des Hofes gedeihen so herrliche Blüten, Tugendgestalten wie die heilige Chrodehilde, Radegunde und Ingoberge.

Die hl. Radegunde stammte aus dem thüringischen Königsgeschlechte. Ihr Vater Berthar war von dem älteren Bruder Herminfrid und Herminfrid von den Franken ermordet worden, und so war Radegunde nebst ihrem Bruder nach Frankreich gekommen, wo sie eine gute Erziehung genoß und wahrscheinlich sogar Griechisch lernte. In zwei poetischen Briefen, die ihr Fortunatus bearbeitete, schildert sie das Unglück ihres Hauses und gedenkt in dem einen mit Wehmut ihres Vetters Hamalafrid, der nach dem Falle ihres Hauses den Orient aufgesucht hatte. „Wenn sie nicht Sklavin der Klosterzucht wäre, hätte sie sich eingeschifft,“ schreibt sie, „um ihn aufzusuchen; wäre sie schiffbrüchig geworden, so wäre sie mit aller Kraft geschwommen, ihn zu erreichen, und wäre sie erlegen, so hätte ihr Vetter sie beerdigt und ihr ein Grabmal gesetzt.“ Auf diesen Brief erhielt Radegunde von einem Neffen Artachis vom Osten die Kunde vom Tode Hamalafrids und zugleich eine Anzahl Seidenfäden zum Spinnen. „Ich erwartete schon lange,“ schrieb sie darauf, „ein solches Geschenk von dem, den ich liebte; während ich daran spinne, findet die schwesterliche Liebe eine Erleichterung, aber es ist eine bittere Süßigkeit darin.“

Als Radegunde dies schrieb, hatte sie schon längst die Welt und ihren schlimmen Gemahl Chlotahar verlassen, der ihren eigenen Bruder meuchlings ermordete, hatte den Schleier zu Noyon aus den Händen des hl. Medardus genommen und wechselte nun ihren Aufenthalt zwischen verschiedenen Orten, überall Klöster stiftend und die Armen pflegend. Zu Poitiers gründete sie das erste Doppelkloster in Gallien. Sie verrichtete die niedrigsten Dienste, kehrte eigenhändig das Zimmer, trug Holz und Wasser herbei, kochte und buk und bediente die Armen bei Tische. Dabei lebte sie selbst so

mäßig, daß sie außer Brot und Wasser alles verschmähte, und schlief in der Asche. Allerdings konnte sie ihre vornehme Abstammung nicht so weit verleugnen, daß sie den Schmutz lieb gewann gleich anderen Nonnen; sie gestattete eine gewisse Körperpflege und saubere Kleidung, und nach ihrem Hingang scheint die Sorgfalt noch gestiegen zu sein, weshalb ihre Nachfolgerin sich gegen pharisäische Anklagen verteidigen mußte.[1] Wenn die Liebe sie antrieb, schreckte sie auch nicht von dem Schmutze zurück und wusch als Vorläuferin der heiligen Elisabeth die ekelerregendsten Wunden. „Wer wird Euch umarmen," sagte eine ihrer Nonnen, „wenn Ihr fortfahrt, Aussätzige zu umarmen?" „Wohlan," antwortete sie, „wenn du mir deine Küsse verweigerst, so muß ich eben darauf verzichten." Während der Fastenzeit genoß sie fast keine Nahrung und schloß sich vom Verkehr möglichst ab. Wenn ein Gast, namentlich ein Geistlicher oder Bischof kam, so eilte sie ihm entgegen, wusch ihm die Füße, reichte ihm den Begrüßungstrank und empfing seinen Segen. Sie ehrte Christus selbst in den Gästen. Sie eiferte gegen den Götzendienst, verbrannte heidnische Holztempel und widmete dem hl. Kreuz eine besondere Verehrung.

Da die Eifersucht der beiden Königinnen Brunehilde und Fredegunde Greuel über Greuel aufhäufte, suchte Radegunde mildernd einzugreifen und bediente sich dabei des befreundeten Fortunatus, der sowohl zum Hofe von Austrien als von Neustrien Beziehungen hatte. Wohl in der Absicht, Chilperich und Fredegunde milder zu stimmen, verschwendete Fortunatus mehr Lob, als beide verdienten. Radegundes einstiger Gemahl Chlotahar hatte seinen eigenen Sohn, der sich gegen ihn aufgelehnt, samt seiner Familie in einem Hause verbrannt, und nun folterten ihn Gewissensqualen. Da er glaubte, Radegunde könnte als guter Genius die Qualen vertreiben, wollte er sie wieder zu sich nehmen, aber der Herr wachte über seine Dienerin und vereitelte den Plan des Königs.

In ähnlichem Sinne wirkte die hl. Balthildis. Als angelsächsische Sklavin war sie in die Familie eines Hausmaiers gekommen und entzückte hier durch die Demut und Anmut, mit der sie alt und jung bediente, das Herz aller, besonders ihres Herrn, der sie nach dem Tode seiner Frau heiraten wollte. Mit Mühe entkam sie seinen Werbungen; dafür erhob sie der König Chlodowech II. zu seiner Gattin. An dessen Hofe wirkte sie unverdrossen für das Wohl der Armen und Unfreien, für Sklaven und Kinder und stiftete Frieden zwischen den Großen.

Wenn unter den vornehmen Geschlechtern des Volkes solch fromme Seelen wie Radegunde sich fanden, so dürfen wir sicher voraussetzen, daß es unter dem Volke an Tugendbeispielen nicht

[1] Greg. h. F. 10, 16.

fehlte. Was wir so voraussetzen, das bestätigt auch ein näheres Zusehen. Wir sind noch in der glücklichen Lage, aus Grab- und Votivinschriften unmittelbare Äußerungen volkstümlicher Frömmigkeit zu vernehmen. Wir ersehen aus Inschriften und Bildern, wie die Gläubigen beten, mit gekreuzten Armen, verneigt, auf ihre Knie hingestreckt, Tränen vergießend; wie das Volk sich beim Leichenbegängnisse drängt und Psalmen singt. Wir lesen von frommen Nachtwachen, öffentlich gebüßten Fehlern, von harten Übungen, denen sich die Großen dieser Welt unterziehen, von Jungfrauen, die aus Liebe zu ihrem himmlischen Bräutigam reichen Verbindungen entsagen, von Witwern und Witwen, die den Rest ihrer Tage ihrem Herrn weihen, von Männern, die ihre Frauen verlassen, um sich dem Ordensleben zu widmen.[1]

Schon von frühester Jugend auf kamen Mädchen und Knaben in die Klöster, wurden vor ihren Eltern auf den Altar niedergelegt als Opfergabe, als Oblaten, die manchmal gut, manchmal auch schlecht gerieten und dem Kloster Verlegenheit bereiteten, andere opferten sich selbst gegen den Willen ihrer Eltern und Vormünder. So hielt sich die Alamannin Friedburg, die Verlobte eines Königs, krampfhaft am „Horn“ des Altares fest, weil sie befürchtete, mit Gewalt entführt zu werden.[2] Rustikola, der einzige Trost einer Witwe, erregte durch ihre Schönheit die Liebe eines Kriegers des Königs Guntchramn, und er entführte sie. Aber der König entriß ihm seinen Raub und ließ das Kind in ein Kloster unterbringen, wo sie das Entzücken aller Schwestern bildete. Ebenso klug als fromm und schön, lernte sie mit Leichtigkeit die Psalmen, die Heilige Schrift und nützliche Arbeiten. Mit den Jahren zog sie selbst das Ordenskleid an. Als ihre Mutter ihrerseits Rechte geltend machte, widersetzten sich Kloster und Bischof dem Verlangen und zeigten eine Urkunde des apostolischen Stuhles, wonach solche, die mehrere Jahre im Kloster gelebt hatten, unverletzlich seien. Umsonst wirkte die Mutter auf die Tochter ein und ließ vor ihren Augen herrliche Kleider und kostbares Geschmeide durch ihre Leute ausbreiten; die kleine Nonne verschmähte die Pracht. So erfüllte sich ein alter Traum der Witwe: Cäsarius war ihr erschienen, hatte eine von ihren zwei Tauben, die in wunderbarer Weise strahlte, begehrt, und nachdem er sie erhalten, freudig an seiner Brust geborgen. Rustikola zeichnete sich durch so viel Frömmigkeit und Güte aus, daß sie mit achtzehn Jahren nach dem Tode der Äbtissin zu deren Nachfolgerin erwählt wurde.

Der Drang zum Klosterleben war so stark, daß in der Familie mancher Zwist entstand zwischen Eltern und Kindern, Männern und Frauen. Die Mutter der jungen Orchehildis hatte diese nur

---

[1] Kraus, Kirchengeschichte 1882 S. 293.
[2] M. G. ss. 2, 12.

widerwillig ins Kloster der Burgundofara ziehen lassen; sie kam immer wieder mit Seufzen zu ihr, um ihren Entschluß zu erschüttern. Da tröstete die Tochter sie eines Tages, sobald sie ihre Sünden gebüßt habe, wolle sie beten, daß Christus sie mit ihrer Mutter im Himmel vereinige. Dies geschah denn auch bald; die Tochter hatte die Sünden der Mutter gebüßt. Auch das Umgekehrte kam vor, daß eine Mutter ihre verheiratete Tochter dem Manne und der Welt abspenstig machte und ins Kloster lockte. Als nun der Mann seine Frau Berthegundis, so hieß die Entführte, wieder zurückforderte und der Bischof sich auf seine Seite stellte, floh diese zu ihrem Bruder, dem Bischof von Bordeaux, und hielt sich im Kirchenasyle auf. Auch hier erschien ihr Mann im Büßerkleid und wollte sie zur Rückkehr bereden, aber umsonst. Sie kehrte selbst nicht zurück, nachdem ihr Bruder gestorben und sie selbst in Streit mit ihrer Mutter geraten war. Nach dem Tode ihrer Mutter begehrte sie sogar die Nachfolge in der Äbtissinwürde, was ihr freilich der König verweigerte.

Mit Vorliebe verweilen die Legenden beim frommen Tode der Mönche und Nonnen. Eine einfache Laienschwester eines fränkischen Klosters, mit Namen Willesinda, eine geborene Angelsächsin, sah ihren baldigen Tod voraus. Bald erkrankte sie; während ihrer ganzen Krankheit schaute sie mit freudestrahlendem Blicke gen Himmel und sagte lange Stellen aus der Heiligen Schrift her, die sie doch nie auswendig gelernt hatte. Dann begann sie mit ungemeiner Lieblichkeit die Offizien zu singen, die sie von den Priestern hatte singen hören. Auf einmal sagte sie zu ihren erstaunten Schwestern: „Platz, macht Platz für die, die jetzt kommen!" Die Umstehenden sahen niemand, aber sie neigte zu wiederholten Malen mit dem Ausdrucke der Ehrfurcht und Freude das Haupt und sprach: „Seid willkommen, segnet, meine Herrinnen!" „Mit wem redest du?" fragte eine Schwester die Sterbende. „Wie," erwiderte sie, „erkennt ihr denn nicht eure eigenen Schwestern, die das Kloster mit dem Himmel vertauscht haben? . . . Schau doch, Ansitrude, siehe da deine leibliche Schwester Ansilde, die schon lange gestorben ist und jetzt im weißen Gewande der Auserwählten vor mir steht." Nach diesen Worten gab sie ihren Geist auf, und alsbald hörten die Nonnen den Gesang der Engel, die diese heilige Seele in den Himmel geleiteten.[1]

Eine andere todkranke Schwester bat ihre Genossinnen, die bei ihr wachten, die Lampe zu entfernen: „Löscht sie aus, löscht sie aus!" sagte sie fortwährend, ohne daß man auf sie achtete. „Ihr haltet mich für irrsinnig, aber ich bin es nicht und ich sage euch, daß ich dieses Haus mit solchem Glanze erfüllt sehe, daß eure Lampe mit ihrem matten Schein mir ganz zuwider ist." Als die

[1] Mabillon, acta II, 425.

Schwestern gleichwohl fortfuhren, nicht auf sie zu hören, begann sie später wieder: „Nun wohl, zündet eure Lampen an und laßt sie brennen, solange ihr wollt. Aber das sollt ihr wissen, daß ich eures Lichtes nicht bedarf; das meinige ist anderswo, und mit der anbrechenden Morgenröte wird es erscheinen." Bei Tagesanbruch war sie gestorben.[1] In dem Kloster der Burgundofara, d. h. der burgundischen Fara,[2] wiederholten sich oft solche Erscheinungen. Die sterbenden Schwestern fühlten sich von göttlichen Jünglingen abgeholt, auf Wolken emporgetragen, von Engelchören umschwebt, und hörten himmlische Gesänge von der Höhe herabklingen. Nach ihrem Tode verbreitete sich köstlicher Wohlgeruch in den Zellen.

In ihren Visionen unternahmen die Heiligen Himmel- und Höllenfahrten. Auf dem Engelshügel, einer dem Kloster Kolumbas benachbarten Anhöhe, genoß dieser Heilige oft des Umganges und des Trostes der himmlischen Heerscharen. Den hl. Furseus, den Stifter des Klosters Lagny, trugen zwei Engel durch die überirdischen Regionen; ein dritter flog vor ihm her mit flammendem Schwert und weißem Schilde. Einmal drang er in die Höllenkreise ein und sah die unterirdischen Drachen. Die Teufel erhoben selbst Anklagen gegen den Abt und beschuldigten ihn, er hätte unnütze Reden geführt, Groll im Herzen getragen, die Gaben ungerechter Menschen angenommen. Sechsmal mußte der Engel ihn verteidigen. Nachdem er durch vier Feuerkreise, das Reich der Lüge, der Begierde, des Streites, der Gottlosigkeit durchgeschritten, ließen die Teufel von ihm ab, und es empfingen ihn die Chöre der seligen Geister und belehrten ihn, wie köstlich das Glück sei, das kurzer Arbeitszeit folge. Der Engelsgesang erfüllte ihn mit unnennbarer Süßigkeit. Viele solche Visionen werden von irischen Mönchen berichtet; am bekanntesten ist die Meerfahrt Brendans, die freilich mit Unrecht diesen Namen trägt. Mit den Iren wetteiferten die Angelsachsen in der Beschaulichkeit. Zu Melrose durchwanderte Drychthelm Himmel und Hölle. Wenn er im zugefrorenen Flusse sein Gebet verrichtete, riefen ihm die Leute zu: „Wie kannst du nur eine solche Kälte aushalten?" worauf er ruhig erwiderte: „Ich habe Härteres und Strengeres gesehen." Mönche, denen Visionen und Wunder zuteil wurden, hatten Mühe, gegen die Versuchung des Hochmutes anzukämpfen; wenn sie es nicht selbst taten, half ihnen wohl ein tüchtiger Abt. So hören wir von einem Mönch Klaudius in dem Kloster des Johannes von Reomaus, er habe einmal die geschnittene Frucht bewachen müssen, sei aber vom Schlafe überwältigt worden. Mitten in der Nacht erwachte er und machte sich Sorgen, die

[1] Beda, h. e. 4, 8.

[2] Daher hieß das Kloster Faramünster, Faremoutier, ursprünglich aber Mon. Evoriacense.

ermatteten Genossen möchten die Gebetstunde verschlafen. Da sieht er plötzlich eine strahlende Kugel den Himmel erleuchten. Während er noch betäubt ist von dem Wunder, hört er, wie der Hahnenschrei den kommenden Tag verkündet und zugleich Glockenläuten die Brüder zum Gebete ruft. Am Morgen erzählt er dem Abte sein Erlebnis, allein dieser warnt ihn vor Überhebung; kein sündiger Mensch sei wert, die himmlischen Vorgänge zu schauen. Die Gabe der Vision wirkte offenbar ansteckend, so daß bald niemand etwas Besonderes darin sah. Selbst die Wundergabe galt nicht immer als Beweis besonderer Frömmigkeit. So erzählt Gregor von Tours von einem jungen Mönche, der die Ordensregel nur widerwillig trug, er habe einmal geschnittenes Getreide hüten müssen; da auf einmal ein Gewitter einbrach, betete der Mönch zu Gott, er möge das ihm anvertraute Getreide vor dem Regen bewahren, und sein Gebet wurde erhört. Aber der Abt befürchtete, das Wunder möchte den jungen Mönch hochmütig machen, und er ließ ihn geißeln und sieben Tage einsperren.[1]

Viele Erscheinungen erinnern an die thebaische Wüste. Die Wälder konnten nicht tief, die Wüsten nicht abschreckend genug sein, um Einsiedler an sich zu locken. Die Säulenheiligen des Ostens fanden Nachahmer in Walfried und Wulfilaich. Letzterer, hören wir, lebte nur von wenig Brot, Kräutern und von Wasser. Die Kälte quälte ihn im Winter so sehr, daß ihm die Nägel von den Füßen fielen und Eiszapfen an seinem Barte hingen. Eine solche Selbstquälung fanden die Bischöfe unvernünftig und stellten ihm vor, das nordische Klima wäre doch anders als das syrische, und nötigten ihn die Säule zu verlassen. Mitten unter Ruinen römischer Gebäude ließ sich Lupizinus nieder; er entzog sich möglichst jedem Anblick von Menschen und ließ sich nur durch ein kleines Loch etwas Wasser und Brot bieten. Während des ganzen Tages sang er das Lob Gottes und trug auf seinem Haupte einen gewaltigen Stein, den kaum zwei Männer heben konnten. Nachts legte er unter sein Kinn einen Sack mit scharfen Nagelspitzen. Infolge dieser Lebensweise wurde er brustkrank, und er bedeckte die Wände mit blutigen Auswürfen. Nach seinem Tode nahmen die Gläubigen diese blutigen Felsstücke mit als kostbare Reliquien.

Ein frommer Bischof, der an der Fußgicht litt, vermehrte seine Schmerzen noch dadurch, daß er mit glühendem Eisen seine Füße und Schienbeine brannte. In der Nähe von Nizza lebte der Klausner Hospitius von Wurzeln, trockenem Brot und Kräutersuppe, in einem festen Turme eingeschlossen, am ganzen Körper gefesselt und von Würmern benagt. Einstmal überfielen Barbaren die Gegend, hielten den Turm für ein Gefängnis, stiegen auf das Dach und brachen ein, wurden aber durch die wunderbare Erscheinung so gefesselt,

[1] H. F. 4, 34.

daß sie von ihrem Vorhaben abstanden. Hospitius hat viele Kranke geheilt und Besessene getröstet.

Diese Männer der Askese waren auch Männer der Tat, wirkten wunderbar auf ihre Umgebung und halfen in jeder Not. Cäsarius opferte den Kirchenschatz, um Gefangenen und Armen zu helfen. Einmal war aller Vorrat ausgegangen, da stellte ihm sein Verwalter vor, wenn man die Gefangenen weiter unterstütze, könne er kein Brot mehr für den Tisch des Bischofs beschaffen; warum man denn nicht die Gefangenen einfach in den Gassen betteln lasse? Der Bischof zog sich in seine Zelle zurück und kehrte dann mit wunderbarer Zuversicht wieder. Er lachte den Verwalter wegen seines Unglaubens aus und sagte zu seinem Sekretär: „Wir wollen heute alles verbacken und morgen, wenn es sein muß, fasten. Das steht uns immer noch besser an, als Leute aus guter Familie zum Betteln zu zwingen." Einem Anwesenden flüsterte er ins Ohr: „Morgen wird Gott geben; wer den Armen gibt, leidet nicht Mangel." Der nächste Tag graute: da fuhren drei große Getreideschiffe die Rhone herunter, die der König und der Königssohn von Burgund gesandt hatten, um Cäsarius in seiner Liebestätigkeit zu unterstützen, umsomehr als sie wußten, wieviel davon ihren gefangenen Untertanen zugute kam.

Die Schwedin Friedburg befahl ihrer Tochter, nach ihrem Tode all ihre Habe unter die Armen zu verteilen und in eine christliche Stadt zu ziehen. Dort entdeckte sie, daß ihre Geldtasche wie durch ein Wunder gefüllt war.[1]

Der hl. Germanus schenkte den Armen all seine Kleider und begnügte sich selbst mit einer Tunika, wie der heilige Otmar mit einer Kappa, nachdem er alle Unterkleider ausgezogen und verschenkt hatte. Unter der fränkischen Gewaltherrschaft hatte Germanus Gelegenheit genug, Gefangene und Sklaven loszukaufen. Wenn er nichts mehr hatte, saß er traurig und unruhig da mit düsterem Gesicht und trübem Tone. Lud ihn dann jemand zufällig zum Mahle ein, so forderte er seine Tischgenossen auf, sich zum Loskauf eines Gefangenen zu vereinigen, und seine Seele erhob sich etwas aus ihrer Niedergeschlagenheit. Er dankte Gott, sooft er eine Gabe erhielt, sein Gesicht wurde heiter, sein Gang leichter und seine Rede voller und freudiger, so daß man hätte glauben können, während er andere erlöse, befreie er sich selbst von dem Joche der Sklaverei.

Als der hl. Gallus von einem Herzog für die Heilung seiner Tochter reiche Geschenke erhielt, teilte er alles aus und duldete nicht, daß sein Diener Magnoald für den Gottesdienst etwas zurückbehielt. Nach seinem Tode wurden seine Beinkleider und Schuhe

[1] Rimb. v. Ansg. 20.

auf einen Lahmen gelegt, der dann vor Vergnügen aufsprang und seine Glieder hurtig bewegen konnte.

Zum hl. Aridius strömten die Kranken und Armen wie die Bienen zum Bienenkorb. Wohltätigkeit gehörte so notwendig zu den Eigenschaften eines Bischofs wie die Liberalität zu den Vorzügen eines Patriziers. Der Graf Faro, der auf Bitten seiner Schwester hin der Welt entsagt hatte, strebte, zum Bischof erwählt, vor allem danach, von den Armen und Waisen als ihr Vater verehrt zu werden. Er suchte selbst alle Elenden auf, mit Vorliebe die verschämten Armen, und ging den aufdringlichen aus dem Wege. Nach dem Ruhm der Wohltätigkeit strebten sogar ehrgeizige Priester wie Cato, der die Armen der Stadt zusammenkommen ließ, die ihn als Vater der Armen preisen mußten.

Wie ganz anders handelte ein wirklich frommer Bischof! Als einmal ein Kaufmann dem hl. Nicetius schmeicheln wollte, durch seine Hilfe sei er in einem Sturme gerettet worden, fuhr er ihn an, er möge lieber sagen, Gott habe ihn der Not entrissen, denn Menschenkraft könne niemand retten. Vom hl. Wandregisil wird erzählt, er habe eines Tages gesehen, wie ein Armer seinen Karren vor dem Schlosse des Königs umgeworfen hatte und vergeblich ihn aufzurichten sich bemühte. Niemand half ihm von denen, die da ein- und ausgingen, bis der Heilige, ein früherer Hofbeamter, hinzukam und ihm aufhalf, obwohl er sich dabei beschmutzte und den Spott der Höflinge sich zuzog.

Unzählige Heilungen überliefern die Legenden, wunderbare und natürliche Heilungen. Vom hl. Johannes von Reomaus berichtet Jonas, wenn durch ihn ein Kranker seine Gesundheit wiedererlangt habe, sei er aus Dankbarkeit im Kloster geblieben. Auf der Rückkehr von dem Zuge nach Italien, den der König Theudebert über die Alpen unternommen hatte, befand sich unter den burgundischen Truppen ein Mann, den heftiges Fieber plagte. Sein Bruder eilte zu Johannes und erbat sich geweihte Eßwaren, ersuchte auch den Heiligen, den Kranken in sein Gebet einzuschließen. Er erhielt ein Brot und fünf Obstfrüchte, die man dem ungeduldig harrenden Kranken in drei Teilen, mit Wein befeuchtet, eingab, und er genas zur Stunde. Das letzte Wunder des Johannes fällt nach seinem Tode, in die Zeit, da die Beulenpest ganz Gallien verheerte. Einen Mann befiel auf der Heimreise von Paris eine Krankheit, die sich in einem schlimmen Geschwür äußerte. Nach Hause zurückgekehrt, ließ er sich Wasser aus dem Brunnen holen, den der Heilige geweiht hatte. Ein Diener brachte ihm das Gewünschte. Als er nun gläubig davon getrunken hatte, barst das Geschwür, und er erlangte seine Gesundheit wieder.

An Geschwüren, häßlichen Krankheiten und widerwärtigen Verkrüppelungen litt die Menschheit das ganze Mittelalter hindurch übergenug infolge der schlechten Gesundheitsfürsorge, und so fand

der asketische hilfsbereite Sinn frommer Männer und Frauen immer Gelegenheit, den Ekel zu überwinden und die Träger der Krankheiten, die armen Dulder zu pflegen, ja als Abbilder des leidenden Heilandes zu ehren.

Die Sorge für Arme und Kranke schärfte die Kirche den Gläubigen als eine heilige Pflicht ein und lehrte, daß die Armen ein Recht hätten auf Unterstützung.[1] Das Konzil von Tours 567 erließ die grundlegende Anordnung, daß jede Stadtgemeinde (civitas) ihre Armen ernähre[2] und sie nicht als Bettler das Land durchstreifen lasse. Damit war die kirchliche Gemeindearmenpflege angeordnet; denn unter den civitates sind keine politischen, sondern kirchliche Gemeinden zu verstehen. Soweit der Pfarrverband nicht in Betracht kam, mußten die Grundherren, Stifter und Klöster die Armenpflege üben. Die Verpflichtung der Gläubigen, für die ihnen nahestehenden Armen, Hausgenossen und Verwandten zu sorgen, geht weit zurück bis auf den Timotheusbrief.[3] Ein irischer Kanon empfahl den Almosenempfängern, sich an die Häuptlinge und Gemeinden zu wenden, bevor sie die Kirche in Anspruch nähmen.[4] Nur wenn die Armen niemand hatten, trat die Kirche für sie ein, und dann sollte der Pfarrer, nicht mehr der Bischof, ausschließlich für sie sorgen.[5] Die irischen Missionare hatten selbst zahlreiche Spitäler gegründet, die freilich im Verlauf der Zeit vielfach zerfielen.

An den Hauptkirchen befanden sich Armenhäuser oder wenigstens ein Verzeichnis derer, denen der Diakon Unterstützung zuwies; beides hieß Matrikel. Im Anschluß an das Altertum mußte immer noch der Diakon oder Archidiakon die Armenpflege leiten; nur konnte er untergeordnete Armenpfleger bestellen. Ein Drittel, mindestens aber ein Viertel der Kircheneinkünfte, die Quarta pauperum, kam den Armen zugut.

---

[1] Besonders scharf Gregor d. G.: Non cum quaelibet necessaria indigentibus ministramus, sua illis reddimus, non nostra largimur; iustitiae debitum potius solvimus, quam misericordiae opera implemus; reg. past. 3, 21; in evang, 2, 23.

[2] Ut unaquaeque civitas pauperes et egenos incolas alimentis congruentibus pascat secundum vires, ut tam vicani presbyteri, quam cives omnes suum pauperem pascant: quo fiet ut ipsi pauperes per civitates alias non vagentur.

[3] Faciat unusquisque homo eleemosynas et pauperes pascat; M. G. cap. 1, 42, 132 (vgl. 1 Tim. 5, 8. 16).

[4] Si quis colligit pecuniam sub nomine misericordiae, non audeat spoliare ecclesiam Dei, sed reges et plebes, quibus melius est dare, quam recondere; Wasserschleben, Irische Kanonsammlung 42, 26; Sommerlad, Wirtschaftl. Tätigkeit 1, 190.

[5] M. G. ll. I, 39; Cap. 1, 52 hält noch an der alten Ordnung fest; dagegen sagt das Konzil von Tours: Ut vicani presbyteri pauperem suum pascant. Eine Ausnahme machten die Aussätzigen, für die der Bischof sorgen soll, wie das Konzil von Orleans 549 c. 21 sagt: tam in civitate quam in territorio (Ratzinger, Armenpflege 186).

Die eingetragenen Armen bildeten eine Art Genossenschaft. Wenn sie verhindert waren, erhoben Vertreter die Beiträge, die ihnen zufielen. Wie es zu gehen pflegt, befanden sich unter den Armen auch rüstige Leute, ähnlich wie bei den Spitälern des späteren Mittelalters, wo oft die Gesunden die Kranken verdrängten. Rüstige Leute kamen umsomehr vor, als die Armen vielfach geringere Kirchendienste verrichten mußten. So erklärt es sich, daß die Kirchenarmen, die Matrikler, als eine Art freiwillige Miliz, als eine Art Leibwache des Kirchenheiligen erscheinen.

---

# XXI. Der Gottesdienst.

Wie Rosen im Winter blühen mitten in der merowingischen Verwirrung herrliche Tugenden der Nächstenliebe und Enthaltsamkeit, und wie eine Friedensinsel taucht aus der Wüste des Lebens der geheiligte Raum der Kirche mit ihrem gottesdienstlichen Prunke auf, eine Stätte der Ruhe mitten im Lärme, in einer Welt voll Gewalttat und Verbrechen, ein Ort der Erbauung und Erhebung in einer trostlosen Gegenwart, eine Stätte der Kunst und Bildung in einer rohen Gesellschaft.

Dichter und Geschichtschreiber führen uns oft dahin und preisen die bezaubernde Musik, den herrlichen Schmuck, die schimmernden Lampen und Kerzen, den Weihrauchduft — so Gregor von Tours, da er die Taufe Chlodowechs erzählt. Die Kirche von Lyon, sagt Sidonius, schaut nach Osten: immer glänzt das Licht, die Sonnenstrahlen laufen über die metallene Decke, verschiedenfarbiger Marmor bedeckt die Wände und den Boden und umsäumt die Fenster. Mosaikbilder versetzen den Beschauer in Frühlingsstimmung.[1] Bevor er die Kirche betritt, überschreitet er einen Portikus und ein Atrium mit drei Bögen. Die fränkischen Kirchen öffneten sich regelmäßig auf Vorhallen, während diese den alamannischen Kirchen fehlten.[2] Da die Kirche zwischen Straße und Flußufer liegt, fährt Sidonius fort, hört man das Geraffel der Wagen und das Geschrei der Fischer. Oft aber übertönt der Kirchengesang den Lärm, und die Ufer geben Widerhall.[3] Von seitwärts stehenden Türmen klangen seit dem siebten Jahrhundert Glocken,[4] Glocken, die freilich nicht sehr schön geklungen haben können. Sie waren auch noch selten, und meist ersetzten Schläge auf einer Tafel die Glockenzeichen.

---

[1] Wie es scheint, gab es eine Art Mosaikfenster: ac sub versicoloribus figuris vernans herbida crusta saphiratos flectit per prasinum vitrum lapillos.

[2] Nur so läßt sich der Unterschied der Asylgesetze erklären; Sommerlad, Wirtsch. Tätigkeit 1, 246. Vgl. dagegen Kultur d. a. Kelten u. Germ. S. 289 über die Obsen.

[3] Responsantibus alleluia ripis; ep. 2, 10. Orgeln gab es noch keine.

[4] Das erstemal wird eine Glocke erwähnt bei Gallus und Lupus 610 (Walaf. v. G. 7; Boll. Sept. 1, 258; Greg. virt. Mart. 1, 28). Die Glocken bestanden aus zusammengelötetem Eisenblech und wurden mit der Hand bearbeitet, meist von den Mönchen selbst. Das Breviarium von Aberdeen enthält im officium S. Lughaidi, des Stifters von Lismore, gestorben 592, die Stelle: „cum ferream campanam et quadratam sue ecclesiae perneces-

## 1. Stundengebet und Messe.

Den Hauptteil des Gottesdienstes nahm das Stundengebet ein, woran wenigstens an Sonn- und Feiertagen die Gläubigen sich beteiligten, und zwar auch an Abend-, Nacht- und Morgenandachten. Die Klöster hielten jede Nacht ihren Gottesdienst, die Pfarrkirchen aber teilten ihn und verschoben ihn teils nach rückwärts als Vigil, teil nach vorwärts als Matutin. Die Einzelheiten des Gebetes blieben der freien Entscheidung des Kirchenvorstandes oder Bischofs überlassen, da keine Einheit und Gleichheit herrschte. Nur die sieben Stunden selbst standen fest, und die Psalmen wurden auf sie verteilt, nach einer allerdings erst für das achte Jahrhundert maßgebenden Anordnung für Kanoniker auf die Matutin 40—50 Psalmen, die der Sonnenaufgang beendete.[1] Jede Gebetsstunde schloß mit einer Lesung und einem Gebete; eine Lesung umfaßte gleich ein ganzes Buch, die kleinen Apostelbriefe, das Buch Ruth usf. Schrieb doch der hl. Benedikt sogar für die Komplet Lesungen vor, die sich über fünf bis sechs Folioseiten ausdehnen. In einem Jahre sollte womöglich die ganze Heilige Schrift zur Verwendung kommen. Erstreckte sich der Nachtgottesdienst über mehrere getrennte Stunden, mehrere Nokturnen, wie an Sonn- und Festtagen, so fiel auf die erste Nokturn das Alte Testament, auf die zweite Homilien, Heiligenleben, auf die dritte das Neue Testament. Den Schluß bildete dann in vielen Gegenden das Tedeum, das im fünften Jahrhundert wahrscheinlich von Lerin aus sich verbreitete, jener herrliche Lobgesang, den man Ambrosius und Augustinus zuschrieb.[2] Zur Prim und Komplet, d. h. zur ersten und letzten Stunde, legte das Kapitel der Geistlichen ein Schuldbekenntnis, eine Art Beichte ab[3] und hörte in der Frühe dann das Martyrologium an. Die marianischen Antiphonen kamen erst im elften Jahrhundert dazu.[4] Allmählich setzten sich bleibende Formen fest, die sich mit der Zeit zum Breviere verdichteten, und bereiteten der Willkür, aber auch dem frischen treibenden Geiste ein Ende und verdunkelten den ursprünglichen Sinn der kanonischen Stunden, der, wie wir deutlich sehen, im Psalmengesang, in der Schrift- und Väterlesung bestand.

Einen Frühgottesdienst schildert uns Sidonius: „Wir kamen zum Grab des hl. Justus, wo früh morgens eine Prozession in der Mitte einer ungeheueren Volksmenge beiderlei Geschlechtes

---

sariam fabricandam haberet." Gegossene Glocken scheinen zuerst in Italien aufgekommen zu sein, daher der Ausdruck campanae, nolae. Kampanien war reich an Kupfererzen.

[1] Bäumer, Gesch. des Breviers 247 ff.

[2] Der Verfasser ist vielleicht Niketas von Romesiana.

[3] In den Klöstern mußten einzelne Vergehen bekannt werden und wurde gleich die entsprechende Strafe verhängt.

[4] Ebenso fehlten die Absolutionen vor den Lektionen der Metten; Bäumer S. 296.

stattfand, die kaum die Basilika, die Krypta und die Vorhallen faßten. Nachdem die Mönche und die Kleriker unter Wechselgesang die Matutin gefeiert hatten, zog sich jeder auf verschiedene Seiten zurück, nicht allzuweit, damit alles für die Terz bereit sei, wo die Priester das hl. Opfer feiern sollten. Die Enge der Kirche, die dichtgedrängte Menge und die große Zahl von Lichtern hatten uns beinahe den Atem geraubt und die Wärme einer sommerlichen Nacht uns noch mehr erhitzt. Während nun alles sich zerstreute, versammelten sich hervorragende Bürger am Grabe des Konsuls Syagrius, das nicht weit entfernt war. Die einen setzten sich unter den Schatten einer Weinlaube, gebildet aus Pfählen, die die grünenden Ranken bedeckten, andere, worunter Sidonius, ließen sich auf dem grünen Rasen nieder, den der Duft der Blumen erfüllte. Die Unterhaltung war heiter, man sprach nicht von der öffentlichen Macht, noch von den Steuern, kein Wort, das einen bloßstellen konnte. Wer anregend zu erzählen wußte, war sicher, eifrig gehört zu sein. Ermüdet durch die lange Ruhe wollten wir etwas tun. Die einen verlangten laut nach einem Ballspiel, die anderen nach Tisch und Würfeln. Sidonius gab das Zeichen zum Ballspiel, denn er liebte es, wie er sagt, so sehr wie die Bücher. Auf der anderen Seite bemächtigte sich sein Bruder Domnicius, ein munterer, gefälliger Mann, der Würfel und klapperte damit auf dem Brette, um die Spieler zu sich zu rufen. Inzwischen warf Sidonius unter den Schülern mit einem alten Herrn Philimathius[1] den Ball. Letzterem gelang es nicht gut; er stürzte und entfernte sich vom Spielplatz, und nun hörte auch Sidonius auf. Die Gesellschaft setzte sich aufs neue. Der Schweiß zwang, Wasser zu verlangen und das Gesicht zu waschen. Man bot auch dem alten Herrn Wasser und ein haariges Handtuch, das den Tag zuvor gewaschen und an ein Seil an den Flügeltüren des kleinen Hauses des Türhüters aufgehängt war. Während er sich das Gesicht trocknete, sagte er zu Sidonius: „Ich bitte dich, ein Gedicht auf den Stoff zu machen, der mir die Dienste tut, und zwar soll mein Name darin enthalten sein." Sidonius erklärte sich bereit. Darauf jener: „Nun, so diktiere!" Sidonius antwortete: „Wisse, daß die Musen unwillig werden, wenn ich mich in ihren Chor mischen will unter so vielen Zeugen." Darauf antwortete jener lebhaft: „Nimm dich in acht, damit nicht Apollo unwillig werde, wenn du allein ihm seine teueren Schülerinnen entführen willst." Alles klatschte Beifall ob dieser gelungenen Antwort. Sidonius berief seinen Sekretär aus der Nähe, der Täfelchen bei sich führte, und diktierte ihm Verse des Inhaltes: „Möge eines Morgens, sei es, daß er vom Bade kommt und die Jagd ihn erhitzte, der schöne Philimathius das Tuch wiederfinden, das Gesicht zu trocknen, das Wasser fließen

[1] Der Schwiegervater dessen, dem der Brief gilt (Eriphius ep. 5, 17).

von seiner Stirn in dieses Vlies wie in den Schlund eines Trinkers." Kaum waren diese Verse geschrieben, als man meldete, der Bischof rüste sich zum Gottesdienst.

Weniger anmutend klingt, was Gregor von Tours erzählt: „Am Ostermorgen eilt der Bischof Prätextatus früh zur Kirche und stimmte den Wechselgesang an. Da er sich während des Psallierens auf eine niedere Bank niederließ, war ein grausamer Mörder zur Stelle, zog das Messer aus dem Wehrgehäng und traf den Bischof, wie er auf der Bank ruhte, unter der Achsel. Der Bischof streckte seine Hände voll Blutes gegen den Altar aus, betete und dankte Gott, dann ward er von seinen Dienern in sein Schlafgemach getragen und auf sein Bett gelegt." „Eines Morgens begab sich König Guntchramn in die Frühmette, und da ihm der Träger mit einer Wachskerze voranschritt, sah man einen Mann, gleich als ob er trunken wäre, in einem Winkel des Gebetshauses schlafen; er war mit dem Schwert umgürtet, sein Speer aber lehnte an der Wand. Sowie der König ihn sah, stieß er einen Schrei aus und sprach, das sei nicht geheuer, daß ein Mensch in diesem Grauen der Nacht an einem solchen Orte schlafe." König Pippin verrichtete eines Morgens in aller Frühe vor Sonnenaufgang, als er einmal einen Jagdausflug plante, noch vorher in der Hofkapelle sein Gebet (vielleicht wollte er eine Messe, eine sog. Jagdmesse, wie sie später oft vorkam,[1] besuchen). Da die Priester von der Matutin noch ausruhten und nur der Abt Sturm anwesend war, schritt dieser, als er die Tritte des Nahenden hörte, der Türe zu, öffnete sie diesem, der die Lanze in der Hand hielt, dienstbereit und geleitete ihn zum Altare. Pippin, der dem Abte zürnte, sprach nichts, bis er sein Gebet verrichtet hatte; erst dann wandte er sich zu dem Mönche, hörte seine Verteidigung und ließ sich versöhnen. Zum Zeichen der Versöhnung zog er einen Faden aus seinem Mantel und warf ihn zur Erde.

Nicht jeden Tag fand die Eucharistie oder Messe statt; sonst hätte ein Konzil nicht bestimmen können, Priester und Diakone sollten abwechselnd Gottesdienst halten (516). Als der alamannische Herzog Kunzo dem hl. Gallus einen Bischofsstuhl anbot, antwortete dieser: Solange mein Lehrer Kolumban noch lebt, werde ich keine Messe feiern. Nach seinem Tode hielt ein Bischof das Amt, während die übrigen Priester dem Psalmengesang oblagen.

Die feierliche Messe fiel auf die Terz, an Fasttagen auf die Non, an besonders strengen Fasttagen unmittelbar vor die Vesper, weil bis dahin die Nüchternheit zu beachten war und zwar sowohl vom Volke wie von den Klerikern. Selten war eine Messe zur Mittagszeit (Sext),[2] öfters (an Vigilien) eine Abend- oder Nacht-

[1] Mab. a. ss. IV b, 275; G. Malmesb. III § 245.
[2] In Klöstern öfters (Beleth 119).

messe.[1] Vor der Terz mußten sich die Gläubigen waschen. Wenn wir an Sonntagen, sagt Gregor, das Gesicht reinigen dürfen, können wir auch, wenn es nötig ist, den ganzen Körper waschen, m. a. W. baden — zwischen Waschen und Baden unterschieden die Alten nicht;[2] nur sollte jede Weichlichkeit vermieden werden. Kolumban schärfte seinen Mönchen ein, zur Messe nicht im Nachtgewande, in der Tunika, zu kommen, sondern im besseren Ordenskleide; er bedrohte den Priester, der seine Nägel nicht beschnitten hatte, den Diakon, der seinen Bart nicht geschoren hatte, mit Strafe und tadelte es ebenso heftig, daß manche nicht nur den Boden, sondern sogar die Wände bespuckten. Aus alter Zeit, wo noch alles kommunizierte, erhielt sich die Gewohnheit, nüchtern zu bleiben, was viel heißen will, da der Gottesdienst oft den ganzen Morgen, mindestens 2, oft 4 Stunden beanspruchte und an Fasttagen auf die Non, also gar erst auf den Nachmittag fiel und die Gläubigen in Ermangelung aller Stühle stehen mußten.[3] Nun gestatteten die Bischöfe wohl, daß schwache Personen während der Lesungen und Predigt sich auf den Boden setzten oder legten. Aber Cäsarius beklagte hier manche Mißbräuche; auch wenn Frauen und Jungfrauen nicht schwach seien, wollen sie, meint er, immer ruhen und, sobald das Wort Gottes beginne, wie zu Hause auf ihren Betten liegen.[4] Aber wollte Gott, fährt er fort, daß sie bloß liegen und mit offenem Herzen das Wort Gottes in Ruhe annehmen; statt dessen führen sie aber Geschwätze, so daß sie selbst nichts von der Predigt hören und andere im Verständnis hindern.[5] Bei den Männern beklagt Cäsarius, daß sie sich immer starr hinstellen wie Säulen, daß sie nicht knien oder sich beugen. Auch wenn der Diakon zum Knien und zum Gebete auffordere oder zur Hauptbeugung beim Segen des Bischofs, achten sie nicht darauf, die einen aus Nachlässigkeit, die anderen aus Stolz und Eitelkeit. Die einen haben Sorge, ihre schönen Kleider zu beschmutzen und in Unordnung zu bringen, die andern wollen ihr Haupt nicht beugen unter der Hand eines anderen Menschen, sei es auch eines Bischofs.[6]

Dem aufrichtigen Sinn der Germanen widerstrebten die vielen Kniebeugungen, die sich vom Morgenlande aus auch in die römische Kirche eingebürgert hatten; sie urteilten darüber wie einst die Griechen zu ihrer besten Zeit über die persischen und dann die Römer über die griechischen Körperbeugungen. Als daher die irischen Mönche, die hierin der griechischen Sitte folgten, vor ihren

---

[1] Hist.-pol. Bl. 146, 258.
[2] Ep. 13, 1; Kulturg. d. r. Kaiserzeit I, 95.
[3] Die trullanische Synode 692 c. 90 und die Synode von Aachen 817 c. 46 verbietet das Knien an Sonntagen. Noch heute stehen die Griechen meist während des Gottesdienstes.
[4] Formulae (spondae) erwähnt von Gregor v. patr. 19, 2; gl. conf. 90.
[5] Serm. 300, 283.
[6] S. 285.

Heiligtümern sich in den Staub warfen,[1] fiel ihr Tun auf dem Festlande auf. Fromme Männer stellten später die Griechen als Muster dafür hin, wie man sich in der Kirche betragen soll, verlangten von Betern und Büßern eine kniende Haltung, gestatteten aber sonst ein aufrechtes Stehen: nur sollten wenigstens während des Segens die Rücken sich beugen.

Nach der Verlesung des Evangeliums predigte der Bischof oder Priester manchmal sogar alle Tage, so ein Nicetius oder Cäsarius von Arles, die keine Gelegenheit vorbeigehen ließen, wo mehrere Gläubigen zusammenkamen. Obwohl Cäsarius sehr kurz predigte, damit sich niemand beschweren könnte, kam es vor, daß, wenn er den Ambo bestieg, die Leute davonliefen. Einmal stürzte er sich auf solche Flüchtlinge und hielt ihnen eine kräftige Standrede. Er ermunterte auch andere Bischöfe und Priester zur Predigt und sandte Abschriften seiner Predigten an andere Kirchen, damit sie als Hilfsmittel dienten. Prätextatus von Rouen benutzte die Muße, die ihm die Verbannung aus seinem Bistum bot, zur Abfassung von Homilien, einfacher erbaulicher Reden, die manchen seiner Standesgenossen als nicht künstlerisch genug erschienen.[2] Andere Bischöfe versäumten über Gebühr ihre Pflichten und mußten oft erinnert werden, daß sie die berufenen Prediger seien, eine Mahnung, die freilich viele Landgeistlichen dahin verstanden, als ob sie kein Recht zur Predigt hätten.[3] Spätere Bestimmungen ermahnen die Bischöfe, wenigstens für geeignete Stellvertreter zu sorgen. Die trullanische Synode 692 verlangte eine tägliche Unterweisung des christlichen Volkes.

Da die Gläubigen während des übrigen Gottesdienstes nicht genügend beschäftigt waren, suchten eifrige Männer wie Cäsarius sie zum Gebet und Gesang beizuziehen und ließen Hymnen und Psalmen gemeinsam singen, und zwar in griechischer und lateinischer Sprache. Nach Sidonius pflegten bei Lyon Wanderer und Schiffer abwechselnd Psalmen zu singen.[4] Venantius Fortunatus rühmte besonders den mehrstimmigen Gesang der Pariser Kirche, Gregor von Tours freute sich der Anerkennung, die die Kunst seiner Kleriker bei König Guntchramn fand. Auf dessen Wunsch hin mußten nicht nur die Diakone, sondern auch die anwesenden Bischöfe ihren Gesang erschallen lassen und Responsorien vortragen.[5]

Am feierlichen Gottesdienste nahm alles mit Ernst und Freude teil, in erster Linie natürlich die große Schar von Klerikern.[6] Aber auch die Laien waren keine stummen Zuhörer. Gemeinsam waren das Gebet, der Gesang, die Opferung, der Friedenskuß und die

---

[1] Flectenae.
[2] Hauck, Kirchengeschichte Deutschland I, 217; Kraus, Kirchengeschichte, 3. Aufl. 195. [3] Alcuini ep. 124. [4] Ep. 2, 10. [5] H. F. 8, 3.
[6] Ein Bischof kam in große Not, wenn ihn seine Kleriker im Stiche ließen; Agnell. 121; Greg. Tur. 2, 23.

Kommunion. Der Bischof oder Priester stand hinter dem Altare dem Volke zu, von wo aus er auch predigte,[1] und trug seine gewöhnliche Amtstracht, Tunika und Mantel (Planeta, Kasula). Daher behielt Fulgentius von Ruspe Kukulle und Ledergürtel beim Opfer bei[2] und sagte, beim Meßopfer müßten die Herzen gegürtet werden, nicht die Kleider.

Auch im Alltag unterschied sich die Amtstracht wenig von der Kleidung des Volkes oder wenigstens der besseren Stände. Fromme Bischöfe kleideten sich wie Mönche. Sidonius ging eines Tages in das Haus eines früheren Hofbeamten Maximus, um Fürsprache für einen zahlungsunfähigen Schuldner einzulegen. Zu seinem Staunen bemerkte er eine große Veränderung, die größte Einfachheit im Haushalt, an Maximus selbst einen langen ungepflegten Bart und kurzes Haupthaar. Nun fragte er heimlich den Diener, woher dieser Wandel käme, ob ihr Herr Mönch oder Büßer geworden wäre, und erhielt zur Antwort, er sei zum Bischof erwählt worden.[3]

Der Altar war noch ein einfacher Tisch, und die Altargefäße bestanden vielfach noch aus Holz, Glas oder Kupfer, obwohl der Wunsch nach einer besseren Ausstattung sich stark regte. Ein Mann wie der hl. Bonifatius war nicht einmal besonders entzückt über die neuere Pracht; er sagte nämlich: „Ehemals bedienten sich goldene Priester hölzerner Kelche, jetzt hölzerne Priester goldener Kelche." Das Konzil, das diese Worte 895 anführt, erinnerte aber daran, daß schon ein früherer Papst gläserne Patenen und ein späterer silberne Gefäße vorschrieb, und verbot wenigstens das Holz.[4]

Das Gotteshaus war in einem ganz anderen Sinne als heute Versammlungshaus und diente auch für weltliche Zwecke. Karl der Große mußte verbieten, daß darin nicht wie in den römischen Basiliken Gerichtsversammlungen stattfänden. Um das Allerheiligste vor Verunehrung zu schützen und den Unterschied der Laien und des Klerus zum Bewußtsein zu bringen, trennte die Kirche jetzt schärfer Schiff und Chor.[5] Der Laie, sagt eine griechische Synode, darf die hl. Geheimnisse nicht ansehen. Daher vollzogen die Priester die Wandlung bei geschlossenen Vorhängen und zwar mit lauter, vielfach singender Stimme, und das Volk rief Amen.[6] Vor der Kommunion sprachen die Priester und die Gläubigen (seit Gregor

---

[1] Diese Stellung des Bischofs mit seinen Klerikern ist noch auf Bildern des 11. und 12. Jahrhunderts zu sehen, in der Peterskirche in Rom hat sich am Hauptaltar ein Rest der alten Sitte erhalten.

[2] Vom hl. Cäsarius erhielt sich eine Gürtelschnalle aus Elfenbein, in der die Auferstehung eingeschnitzt war (Malnory, Césaire 26).

[3] Ep. 4, 24.

[4] Mansi 18, 142. Erant altaria de cristallo, calices et patene, urceoli et cetera vasa que pertinebant ad cultum divinum itidem ex cristallo, v. Brendani.

[5] Konz. 692 c. 69, v. Tours 567, Braga 563, Toledo 633.

[6] Damals fehlten noch die Elevation und das Schellen.

d. G.) das Vaterunser zur Reinigung der Seele und die Diakone wuschen die Hände. Die Akoluthen brachten die hl. Hostien, große runde Brote auf Linnen und hielten sie dem Priester zum Brechen hin.[1] Im Morgenland kam die Sitte auf, den heiligen Leib in das Blut zu tauchen und mittelst eines Löffelchens zu reichen, eine Sitte, die noch heute besteht. Im Abendland erhielten die Gläubigen die Hostie auf die Hand, die Frauen auf ein Tüchlein, viele brachten kostbare Teller und Metallröhrchen mit, um damit das hl. Blut zu saugen.[2] Im Orient und in Irland durfte das Allerheiligste zur Privatkommunion mit nach Hause genommen werden. Kolumban verlangte eine dreimalige Verneigung[3] und bedrohte mit einer Strafe den, der das Sakrament fallen ließ oder auf Reisen verlor, und im Orient ermahnten Kirchenregeln, bei der Privatkommunion Weihrauch anzuzünden, Psalmen zu beten, das Sakrament durch Kniebeugung zu heiligen und zu verehren. Als König Guntchramn am Feste des hl. Marcellus zu Chalons nach Beendigung der Feier zur Kommunion an den Altar hintrat, kam einer auf ihn zu, als wollte er ihm etwas sagen. Da er auf den König loseilte, glitt ihm ein Messer aus der Hand, und als die Leute ihn sofort ergriffen, fanden sie ein anderes gezogenes Messer in seinem Gewand; ohne Verzug wurde der Mann aus der Basilika herausgeführt, gebunden und gefoltert. Doch hielt es der König für unrecht, einen Menschen zu töten, den man mit Verletzung des Asylrechtes aus der Kirche geführt hatte, und ließ ihn frei.

Die allgemeine Kommunion ging indessen mehr und mehr zurück. Obwohl die Schriften Gregors eine allgemeine Tischgemeinschaft voraussetzen,[4] enthält seine Liturgie schon einen andern Gedanken. Da rief der Diakon vor dem Genusse: „Wer nicht kommunizieren will, mache Platz." Sogar fromme Männer erklärten sich gegen das tägliche Abendmahl. Zunächst suchte die Kirche die allgemeine Sonntags-, dann die Monatskommunion zu retten und begnügte sich schließlich mit den Festtagen. Damit hängt das Gebot zusammen, daß die Gläubigen, die sonst eine Pfarr- oder Eigenkirche besuchten, sowie ihre Priester an den großen Festen zur Bischofskirche sich einfinden müßten. Nach dem Gottesdienst hielt der Bischof offenes Mahl, eine Art Agape mit Lustbarkeiten.[5]

[1] Beim Brechen der Hostien wurde ein Teil in den Kelch gesenkt, ein Teil diente zur Kommunion, und ein Teil blieb bis zum Ende der Messe auf dem Altare und wurde wahrscheinlich bei einer folgenden Messe in einem Ziborium vor Beginn des Kanon auf den Altar gebracht; in der römischen Kirche geschah dies schon beim Beginn der Messe. Darauf bezieht sich die Bemerkung des Amalarius: Corpus Christi esse triforme vel tripartitum.

[2] Konzil v. Auxerre 585 c. 42.

[3] In den schwedischen Kirchen ist die dreimalige Verbeugung noch gebräuchlich (Clarus, Schweden II, 63).

[4] Dial, 4. 32, 58; ep. 11, 64, 10.

[5] Vita Praeiecti 8; Mab. acta 2, 618; conc. Arvern. 535 c. 14; Epaon. 517 c. 35. Die Anordnung oblag den Vizedominus.

Wer bei der feierlichen Messe nicht kommunizierte, erhielt die Eulogie. Den Überfluß der Eulogien, der Opferbrote, verteilte die Kirche an Arme und Kinder. Sogar mit den Resten des konsekrierten Brotes, gebot ein Konzil, sollen die Priester am Mittwoch und Freitag unschuldige Kinder speisen.[1] Oft wurden diese Reste auch verbrannt. Zu Konstantinopel schlich sich einmal ein kleiner Jude unter die Bettlerschar und empfing eine Eulogie. Als sein Vater, ein Glaser, dieses erfuhr, warf er den Kleinen in den glühenden Glasofen. Am dritten Tage geriet seine Mutter in Sorge um ihn und suchte ihn überall; da hörte sie sich aus dem Innern des Ofens anrufen, sie öffnete die Türe und fand das Kind am Leben. Es erzählte, eine in Purpur gekleidete Frau hätte es gepflegt und gerettet. Mutter und Sohn, berichtet die Legende, ließen sich taufen, der Vater wurde ans Kreuz geschlagen.

Eulogien segneten und verteilten die Priester auch außerhalb der hl. Messe, wie aus der folgenden Erzählung Gregors von Tours hervorgeht. Ein alleinreisender Priester bat an der Hütte eines armen Mannes um ein Nachtlager. Früh am Morgen stand er auf, um nach Klerikerbrauch sein Gebet zu verrichten. Auch der Arme, der an diesem Tage Holz aus dem Walde holen mußte, hatte sich erhoben, ließ sich von seiner Frau Brot geben und bat den Priester, es zu segnen. So mit einer Eulogie versehen, fuhr er von dannen. Da kam er über eine Schiffbrücke, und er hörte eine Stimme aus dem Wasser: „Ertränke ihn, ertränke ihn, spute dich!" Aber die Wassernixe rief: „Ich würde es tun, wenn er nicht mit der Eulogie versehen wäre; ich kann ihm nicht schaden." Als der hl. Gallus vom Fasten entkräftet am Tische des Priesters von Arbon sich niedersetzte, vergaß dieser, ihm zuerst das gesegnete Brot zu reichen, worauf des Gallus Diakon bemerkte: „Wäre der Bär hier, so hätte ihm Gallus zuerst den Segen geboten."[2]

Allgemein empfingen bei Beerdigungen und an Heiligenfesten die Teilnehmer Eulogien, und in engem Zusammenhang damit steht der Rest der Agapen, der Liebesmähler, die einen Vorwand abgaben, heidnische Opferschmäuse in die Kirche einzuschmuggeln und Tänze und Spiele anzureihen. Die Kirche ersetzte die Sitte durch Armenspenden, konnte aber nicht verhindern, daß die Gläubigen alsbald nach dem Gottesdienst, ja schon zuvor zu Gerichten, „Schrannen" und Versammlungen eilten.[3]

---

[1] Synode von Maçon 585, 6. In Rußland besteht die Sitte noch heute, Kinder, Schwerkranke in der Kirche zu speisen.

[2] Greg. gl. c. 30; M. G. ss. 2, 10.

[3] Caes. s. 280. Si quis balationes ante ecclesias sanctorum fecerit ... tribus annis poeniteat; poenit. Hubert. 42.

## 2. Feste.

An Tagen, die meist den Göttern geweiht waren, hielten die Germanen Umzüge, Nachtgelage mit Tänzen und Gesängen, so besonders am Martinstag und an Weihnachten.[1] Die Zeit der Wintersonnenwende betrachteten sie als Jahresanfang und benannten demnach den Beschneidungstag Ebenweihtag und den zwölften Tag den Obersten. Die Griechen feierten die zwölf Tage nach Weihnachten und die sechs Tage nach Ostern als Festzeit, jenes als Dodekaemeron, dieses als Hexaemeron; sie bekränzten ihre Häuser mit Baumlaub und -zweigen und beleuchteten die Straßen abends mit Lichtern. Zu Byzanz hielten die Vornehmen offene Tafel, setzten je zwölf Mann an einen Tisch und speisten zwölf Arme an jedem der 12 Tage. Aber auch an anderen Hochfesten wollte das Volk Schauspiele, Tänze und Gesänge genießen;[2] es hing so stark an dieser Sitte, daß sogar die Bischöfe für einen Ersatz sorgen und eine offene Tafel mit Unterhaltungen aller Art verbinden mußten. „Laßt ihm einige seiner äußeren Freuden," sagt Gregor der Große in seiner berühmten Anweisung für die Mission, „sie werden dazu dienen, es die inneren Freuden desto besser kosten zu lassen. Es ist unmöglich, diese harten Geister auf einmal von allen ihren Irrtümern zu befreien. Wer die höchsten Gipfel ersteigen will, steigt nur Schritt für Schritt, er erhebt sich stufen- und nicht sprungweise." Die Götzenhäuser sollen in christliche Kirchen, die Götzenopfer und heidnische Feste in rechtgläubige verwandelt werden.[3] So konnte Widukind sagen: „Die Festtage heidnischen Irrtums sind jetzt durch die Weihe frommer Männer in Fasten und Predigten verwandelt und in Opferfeste für alle abgeschiedenen Christen."[4]

Soweit sich die Feste der Ordnung anpassen ließen, duldete, förderte und vermehrte die Kirche ihre Feier, setzte neue Tage ein zu Ehren Mariä (Himmelfahrt, Geburt) und großer Heiliger, Johannes, Petrus, Paulus, Martin,[5] und veranstaltete häufige Umzüge, die das Volk hoch entzückten, um so mehr als auch die griechische Kirche den Prozessionen große Aufmerksamkeit schenkte und jeden Anlaß benutzte, die Menge anzuziehen. So verging kein Heiligenfest, keine Übertragung heiliger Leiber, keine Reliquienverehrung ohne Umzüge, und zu den frohen und freudigen Anlässen gesellten sich traurige, Hunger, Pest und Krieg mit Rogationen. Es machte einen gewaltigen Eindruck auf fränkische Belagerer, als sie in Spanien eingeschlossenes Stadtvolk mit dem Rocke des heil. Vinzentius umziehen sahen, die Weiber mit aufgelösten und mit Asche

[1] Konzil von Auxerre 585 c. 9; conc. Trull. c. 62, 74.
[2] M. G. ll. 1, 1; Cap. 1, 2; Caes. s. 265.
[3] Ep. 11, 76, 66. Vgl. Greg. Nyss. v. Greg. Thaum. fin.
[4] R. g. S. 1, 12.
[5] Kellner, Heortologie[2] 215.

bestreuten Haaren, als ob sie Toten das Geleite geben würden. Bei römischen Bittgängen sammelten sich die Volksklassen in verschiedenen Kirchen: die Männer, die Mönche, die Nonnen, die Frauen, die Witwen, die Kleinen, die Armen je für sich an besonderen Orten.[1] Unter dem Zeichen des Kreuzes und Evangelienbuches, das Diakone vorausstrugen, bewegte sich der Zug von Kirche zu Kirche, durch Städte und Auen. Schläge auf ein Holzbrett oder Schellen kündigten die Prozession an. Fahnen, Heiligenreliquien, Bilder wurden von Klerikern im Zuge getragen oder auf einem Wagen gefahren. Die Teilnehmer gingen meist barfuß, bei Buß- und Bittgängen in schwarze Gewande gehüllt, bei freudigen Umzügen in Weiß möglichst leicht gekleidet; nur verkehrte Leute, meint Sidonius, ziehen Biberpelze an. Sie trugen weiße Wachskerzen oder kleine Kreuze und beteten oder sangen im Wechsel Litaneien. Zuerst kamen die Kleriker und Mönche, dann die Männer, die Weiber, die Nonnen, zuletzt die Kinder, alles paarweise, oder es zogen die Frauen, die ledigen und verheirateten voraus und folgten die Männer und dann die Kinder,[2] oder den Klerikern und Mönchen schlossen sich die Kinder, die Jungfrauen und die Witwen und dann der Rest der Gläubigen an. Der Bischof Victricius von Rouen, der eine Reliquienprozession so anordnete, begrüßte jede Abteilung mit einem Lobspruche, zuerst die Streiter Christi, die gleich den Kriegern sich durch Arbeiten und Nachtwachen bewährt hatten, dann die Mönche und Nonnen mit ihren durch Fasten und Tränen abgehärmten Gesichtszügen, die Jungfrauen und Witwen in ihren schlichten und reinen Gewanden.

Von den früheren Festzügen urteilt Sidonius, die Ordnung sei oft recht locker und schlaff, oft durch Schmausereien unterbrochen gewesen,[3] sein Vorgänger aber hätte den Bittgängen Ernst eingeflößt. Nur dürften Töpfer und Gärtner nicht zugleich teilnehmen, denn die einen wünschen trockenes, die andern nasses Wetter. Zu dem erhebenden Schauspiel gebeugter Rücken und zur Gemeinschaft seufzender Bürger[4] ladet Sidonius einen vornehmen Freund ein; denn die Vornehmen schlossen sich nicht aus, Freie und Unfreie vermischten sich. Wenn die erste Synode von Orleans forderte, daß an den Bittagen vor Himmelfahrt Knechten und Mägden die Freiheit von aller Arbeit gewährt würde, damit die gesamte Gemeinde an den Bittgängen teilnehmen könnte, so sieht man, wie

---

[1] Diac. v. Greg. 1, 42.

[2] So nach Otfrieds Evangelienharmonie. Die erste Ordnung war die römische, die uns im späteren Mittelalter auch in Deutschland begegnet: junge, dann alte Männer, Frauen, dann Mädchen (Wittenweilers Ring 145; Binterim IVa, 573).

[3] Vagae, tepentes ... interpellantium prandiorum obicibus hebetabantur.

[4] Festa cervicum humiliatarum et sternacium civium suspiriosa contubernia (5, 14).

selbstverständlich es war, daß die Freien dabei mitzogen.[1] Auch an Sonn- und Festtagen und Vigilien verlangte die Kirche, daß die Sklaven frei bekämen zum Gottesdienst.[2]

Der Sonntag, der „Erbe des Sabbat", hieß angelsächsisch Freolsdaz, der freie Tag. Gestützt auf die verwandte Sitte der Iren setzte im siebten Jahrhundert der Erzbischof von Canterbury, Theodorus, ein Mönch von griechischer Herkunft, eine Sonntagsruhe durch, wie sie sonst nur die Juden am Sabbat beobachten. Während die Griechen Samstags im Gegensatz zu den Abendländern nicht fasteten, diesen Tag als einen Freudentag behandelten, befleißigten sie sich am Sonntag nach der Darstellung Theodors eines eingezogenen Lebens.[3] Die Orientalen, sagt er, fahren am Sonntag weder zu Schiff noch zu Wagen, sie baden nicht und schreiben nicht öffentlich, sondern nur im stillen zu Hause, sie backen nicht einmal Brot.[4] Noch die Synode von Orleans 538 nennt es eine jüdische Sitte, an Sonntagen keine Speise zu kochen und den Leib nicht zu reinigen, andere Synoden verboten die Bußhaltung, das Knien;[5] Feldarbeiten sollten aber vermieden werden. Das Volk gewöhnte sich nur schwer an die Sonntagsruhe; es bevorzugte die freudigen Feste und hielt sich am Tage Donars, am Donnerstag, schadlos. Die Kirche hatte Mühe, die Sonntagspflicht dem Volke einzuschärfen, und sie mußte harte Strafen festsetzen, um das ärgste Übel auszurotten.[6]

### 3. Kreuz- und Heiligenverehrung.

Von einem rohen, ungebildeten Volke darf man nicht erwarten, daß es das Christentum gleich in seiner reinen, lauteren Gestalt auffaßte. Daher erschien ihm Christus als mächtiger Gefolgsherr, der seinen Dienstmannen und Hausgenossen Schutz und Hilfe spendet. Die Kraft gefiel den Germanen besser als die Weisheit, das Herrschen besser als Dienen und Dulden. Daher verwandelten sich die drei Weisen aus dem Morgenlande in der Phantasie des Volkes zu drei mächtigen Volkskönigen, die dem Heiland huldigten; ihr Fest hat das Volk besonders angezogen. Viel schwerer begriff

---

[1] Über die im 5. Jahrhundert aufgekommenen Bittprozessionen s. Aviti hom. in rogationibus.

[2] Caes. serm. 146.

[3] Übrigens arbeiten die griechischen Bauern mit Berufung auf die Erlaubnis Konstantins und ein altes Herkommen noch heute an Sonntagen (Kulturg. d. röm. Kaiserzeit II, 340).

[4] Lavacrum capitis potest in dominica esse et lexiva, pedes lavare licet, sed consuetudo Romanorum non est haec lavatio pedum. Theodorus can. Greg. 54; poenit. 2, 8, Wasserschleben 149, 167, 210.

[5] Synode von Friaul 796.

[6] Das Konzil von Maçon 585 verhängte folgende Strafen über Sonntagsschänder: ein Sachwalter soll seinen Prozeß ohne weiteres verlieren; ein Priester oder Mönch 6 Monate eingesperrt und degradiert werden; Bauern und Sklaven hatten Prügelstrafen zu erdulden.

es das Kind in der Krippe und den Dulder am Kreuze. Wenn trotzdem das Kreuz einen Zauber ausübte wie kein anderes Zeichen, so hat dies seinen Grund darin, daß es an uralte Symbole der Menschheit erinnerte.[1]

Auf dem Kreuz erscheint jetzt schon öfters der Gekreuzigte selbst; die trullanische Synode ordnete sogar an, die ganze Figur Christi statt des bloßen Brustbildes oder eines Lammes anzubringen, und verbot, daß Fußböden mit Kreuzen bezeichnet werden, um dieses hl. Zeichen vor Verunehrung zu schützen. Es nahm im Kultus einen wichtigen Platz ein, einen viel wichtigeren als später, und wurde als Allerheiligstes angebetet. Nur Reine sollten das Kreuz und die Reliquien tragen und sie küssen.[2]



Kreuzigungsdarstellung von der Holztüre der Kirche San Sabina aus dem fünften Jahrhundert. Christus und die Schächer hängen mit angenagelten Händen an T förmigen Kreuzen, cruces immissae. Die mit Binden umwundenen Füße hängen frei.

Ein Kreuz mußte oft eine Kirche ersetzen; einsame Familien und Einsiedler versammelten sich zum Gottesdienst um das Zeichen der Erlösung. Das Kreuz allein oder Kreuze in einer Umzäunung weihten den Ort zu einem Asyl.[3] Zu einer Pestzeit erschienen an Häuser- und Kirchenwänden Kreuze, und das Volk dachte schon an den tauschreibenden Engel der Apokalypse.[4] „Im Niedergange der Welt, die ihrem Ende naht, heißt es in einem Gedicht, hört die Hand nicht auf, jenes Zeichen zu bilden, das das Wort Caf bedeutet; denn der letzte Tag säumt nicht, und der Gott der Götter wird sichtbar in Sion erscheinen."[5] Daher wiederholten es die Christen bei jeder Gelegenheit, bildeten es über Speisen, Becher und Löffel, namentlich über sich selbst[6] und bedienten sich eines Fingers oder des Daumens oder der ganzen Hand. Bei der Selbstbekreuzung

---

[1] Darüber und über die symbolische Bedeutung des Kreuzes, das in mehr als dem gewöhnlichen Sinne ein Zeichen der Schmach war, vgl. Kultur der alten Kelten und Germanen S. 57, 60, 170.

[2] Nic. ad Bulg. 7.

[3] Mab. a. III 2, 334.

[4] Und an Ezechiels scriptor Tau (9, 4), Greg. 4, 5.

[5] Caf bezieht sich auf den Satz Crucem Xti in suo nomen levo, der die Mittellinie, den Pfahl in einem Gedicht bildet, während den Querbalken die Worte gentes colentes isto ligno salvantur ausmachen; Neues Archiv 14, 171; Rev. d. qu. h. 81, 29.

[6] Kolumban bedrohte jeden Mönch, der es versäumte, mit Stockschlägen.

begnügte sich der Gläubige entweder mit einem Kreuz auf die Stirne oder segnete den ganzen Leib, wobei Stirne, Brust, rechte und linke Schulter die Enden des Stammes vorstellten. Ein Unterschied entstand nur insofern, als die Griechen die drei ersten Finger der rechten Hand wählten und von der rechten zur linken Schulter fuhren, die Römer aber die ganze Hand dazu nahmen und von links nach rechts führten.

Nächst dem Kreuz verehrte das Volk am liebsten die Heiligen, die Kreuzträger, die Gottesstreiter. Unter ihnen stand an erster Stelle der hl. Martinus, ein früherer Reitersmann, dem das Volk die Bekehrung fast aller benachbarten Völker und unglaubliche Wunder zuschrieb.[1] Seine Wunderkraft äußerte sich in der Befreiung von Gefangenen und in der Heilung von Krankheiten aller Art, auch von Pferdekrankheiten. Schon bald nach dem Tode des Heiligen kam ein Franke, der am Fieber litt, zu dem Diakon Stephanus und bat um ein Stückchen vom Gewande des heiligen Bischofs.[2] Stephanus brachte ihm eine Leinwand, mit der der Leib des Heiligen getrocknet worden war, da erwiderte der Franke: „Trage es weg, was lügst du, ich weiß wohl, daß der Heilige sich nicht der Leinwand bediente, sondern Lumpen benutzte, ich möchte davon haben, um sie zu waschen und Wasser davon zu trinken.“ In der Folgezeit entrückte die Phantasie des Volkes den hl. Martin mehr und mehr in die Reihen der himmlischen Reiter als Genossen von Michael und Georg, die an Stelle heidnischer Götter getreten waren. So läßt sich aus Bildern und Kirchen schließen, daß Georg einen Horus, Mithras, Theandrites, bei den Germanen einen Wodan, Balder, Siegfried verdrängte und in Michael und Martin Genossen erhielt. Wenn man bedenkt, welch große Ausdehnung die Mithrasreligion besaß, der es wenig gefehlt hätte,



Ein Reiterheiliger (vielleicht Georg oder Konstantin); Elfenbeinrelief an der Aachener Domkanzel. Der Reiter trägt Schuppenpanzer und flatterndes Chlamys, hohe Stiefel. Derselbe durchsticht eine von einem Fuchshund verfolgte Tigerkatze. Das Vorbild dieser Darstellung ist die ägyptische Horusdarstellung; verwandt ist der in der Kulturg. d. r. Kaiserzeit II, 514 wiedergegebene Kaiser zu Pferd und der Gigantenreiter (Kultur d. alten Kelten u. Germanen 295). Die Szene wird neuerdings als der Sieg Konstantins über Mithras gedeutet.

[1] Gregor von Tours erzählt: In der Diözese von Bordeaux herrschte eine große Pferdekrankheit. Da stürzte alles Volk in die Kapelle des heiligen Martinus, machte Gelübde und versprach einen Zehnten. Mit Hilfe des äußeren Türschlüssels der Kapelle zeichneten die Bauern ihre Pferde, und alle so gezeichneten wurden gesund.

[2] Er bediente sich dabei eines barbarischen Latein: Da mihi de drapo propter frigoras. S. die Berichtigung am Ende des Bandes.

das Christentum zu besiegen, so begreift er sich leicht, daß dem Drachentöter, der an die Stelle des Mithras trat, eine große Verehrung zuteil werden mußte.[1] Im Morgenlande begegnet uns Georg schon ziemlich frühe, dagegen verbreitete sich im Abendlande seine Kenntnis etwas langsamer in Verbindung mit den vielen aus dem Morgenland stammenden Legenden.

Im Orient hatte die dichterische Phantasie unter dem Einfluß heidnisch romanenhafter Stimmungen die alten schlichten Martyrien zu verwickelten Wundererzählungen erweitert, die sich rasch in alle Reichsteile verbreiteten. Die späteren Erzählungen steigern das Wunderbare in den Heiligen- und Märtyrerleben immer mehr bis zu Schauermirakeln, den Traum und die Vision bis zur körperhaften Erscheinung.[2] Wie die alten Akten berichten, ertrugen die Christen die größten Qualen gelassen, ein heiliger Wohlgeruch strömte von ihnen aus, sie sangen und jubelten während der Leiden. Die wilden Tiere wichen vor ihnen zurück, und die Elemente schienen ihre Kraft verloren zu haben. Nun übertreiben aber die späteren Zeiten alle diese Wunder: das Feuer, das Wasser vermag ihnen nichts anzuhaben, die Folterwerkzeuge zerspringen, die Heiligen empfinden kaum, daß sie glühende Schuhe oder Helme tragen. Die wilden Tiere werden nicht nur zahm, sondern helfen durch Neigen und Springen den Heiligen im Gebete und wenden ihre Wut gegen die Verfolger.[3] Die Dämonen erscheinen körperhaft als Hunde, Schlangen, Löwen, Drachen und preisen die Macht der Märtyrer. Vom Himmel steigen Engel leuchtend wie die Sonne mit glänzenden Flügeln und flammenden Blicken herab und bekränzen die Dulder mit Rosen und Lilien, die den köstlichsten Wohlgeruch verbreiten. Nachdem die Seelen die Leiber der Heiligen verlassen, nehmen sich wieder Engel, Tiere und die Elemente der Reliquien an. Adler schützen die Leichen, und wenn die Gläubigen ins Meer versenkte Leichen suchen, weisen ihnen Engel den Weg. Das Meer weicht zurück.

Noch können wir zum Teil durch Vergleichung der Berichte aus verschiedenen Jahrhunderten allmählich den Weg verfolgen, den manche Legenden zurücklegten. Wenn ein Bischof einen Kaiser zum Feldzug gegen die Heiden im Namen Gottes aufforderte, so setzt die spätere Erzählung an dessen Stelle eine Vision.[4] Die Erzählung der Aberkiosinschrift von einer Wanderung nach Rom erweitert sich zu einer Heilungsreise, die mit der Beschwörung eines

---

[1] Ein Beiname des Mithras soll Georgios, Landmann, gewesen sein. Über die Entstehung des Weihnachtsfestes an Stelle eines Mithrasfestes s. Kulturg. der röm. Kaiserzeit II, 343, 583.

[2] Günter, Legendenstudien 16. Die trullanische Synode 692 c. 63 verbot falsche Legenden.

[3] So die Beispiele bei Günter 33.

[4] Vgl. Proc. b. V. 1, 10 u. M. G. aa. 11, 198 bei Günter 55.

Dämons endigt, und diese Erweiterung beeinflußte selbst wieder die Hilarius- und Tryphonlegende. Durch den Lyoner Bischof Irenäus gewann die nationalfränkische Legende eine Verbindung mit dem orientalischen Legendenkreis, der sich um Polykarp flocht. Polykarp schickte nach der Sage den heiligen Benignus nach Gallien als Missionar. In Verbindung mit ihrem Gastfreunde Leonilla bekehrte er die Drillinge Eleusipp, Meleusipp und Speusipp. Alle wurden gemartert, Benignus etwas später, wobei sich viele Wunder ereigneten. So wie sie uns vorliegt, hat die Legende ein Priester von Langres, Warnahar, bearbeitet. Um dieselbe Zeit wurde die Legende des hl. Dionysius, des fränkischen Nationalheiligen, ausgesponnen.

Mehr und mehr mischte sich auch germanischer Einfluß ein und trat der orientalische zurück, so bei den schon erwähnten Reiterheiligen Michael, Georg und Martin, bei denen manche Züge an die germanischen Volksgötter erinnern. Ihre Bedeutung wuchs in demselben Grade, als das Rittertum sich ausdehnte. Wie die Germanen einst glaubten, ihre toten Helden kämen sogleich ins Himmelreich, in die Walhalla, so verehrten sie große Tote auch als Heilige.[1] Nicht die Kirche, sondern der Volksglaube erhob fromme Männer, die im Leben Großes getan, zu heiligen Wundertätern. Da der hl. Benignus zu Dijon in einen heidnischen Sarkophag gelegt wurde,[2] verlor sich sogar bei dem Klerus die Kunde dieser Tatsache, und der Bischof hielt ihn für ein Heldengrab. Das Volk aber ließ es sich nicht nehmen, dahin zu pilgern, Gelübde zu lösen und Lichter anzustecken. Ein solches Licht sah ein kleiner Knabe einmal brennen und wollte es auslöschen, aber eine mächtige Schlange ringelte sich um die Kerze und schreckte ihn ab, auch nachdem er ein zweites und drittes Mal den Versuch erneuert hatte. Um so mehr glaubte der Bischof die Verehrung verhindern zu sollen, bis ihn eine himmlische Stimme eines andern belehrte. Auf dem Grabe zweier Jungfrauen sah das Volk Lichter brennen, und nachts erschienen sie einem Bauern im Traume und beklagten sich über das Ungemach der Regengüsse und die Verwilderung des Dorngeheges, das ihr Grab umschloß. Darauf ging der Bauer hin und errichtete eine Kapelle über dem Grabe, aber sie entbehrte noch der Weihung. Umsonst wandte er sich an den Bischof von Tours, der sich mit seinem Alter und dem schlechten Wetter entschuldigte. Nachts aber erschienen dem Bischofe die beiden Jungfrauen und nannten ihm sogar ihre Namen, von denen niemand etwas gewußt hatte.[3]

---

[1] Im Indiculus superstitionum heißt es: De eo, quod sibi sanctos fingunt quoslibet mortuos; de sacrificio quod fit alicui sanctorum. S. III Band 14 ff.

[2] Von solcher Größe, daß drei Paar Ochsen ihn nicht zu ziehen vermochten.

[3] Britta et Maura; Greg. gl. c. 18.

Die Ehrung und Erhebung heiliger Gebeine befriedigte ein wahres Volksbedürfnis. Ihre Überführung glich einem wahren Triumphzuge. Ein Bischof Victricius begrüßte die Leiber der Heiligen voll Begeisterung. „Wie soll ich dich empfangen, o seliger Ambrosius, mit welcher Liebe küsse ich dich, o Theodulus, mit meinen Seelenarmen drücke ich dich, o Eustachius, mit welcher Bewunderung betrachte ich dich, o Catio! Dir, mein lieber Bruder Alianus, danke ich für deine Sorgen und deine Geduld!" Die Glaubenshelden standen gleichsam greifbar, fühlbar vor Augen, und ihre Gebeine wurden geehrt wie die Gestalten lebender Fürsten, die in Gold, Perlen und Purpur glänzten. Sie wurden mit großer Sorgfalt behandelt, mit Wein gewaschen,[1] mit Wohlgerüchen überschüttet, mit Schmuck überladen, von Lichtern bestrahlt, auf die Altäre erhoben, in Schreinen, Gehäusen ausgestellt, oft umhergetragen und von eigenen Wärtern, niederen Klerikern, Ostiariern bedient, die besonders für die Beleuchtung zu sorgen hatten, wie die Priester der Göttertempel.[2] Manchmal waren Reliquienteile Ampeln gleich aufgehängt.[3] Die Reliquien selbst strahlten nach dem Glauben des Volkes Feuer aus und erhellten wohl nachts den Weg. So leuchteten einmal heilige Lanzenspitzen bei nächtlichem Gewitter und dienten als Laternen. Als der Abt Brachio nachts die Vigilie hielt, erhob sich eine Art Feuerkugel vom Reliquienaltar aus und stieg bis zum Gewölbe empor. Von seinem Schlafgemache aus sah einmal der Bischof Cautinus, als er noch Diakon war, wie vom Grabe eines frommen Mannes aus Licht sich durch die Kirche verbreitete und eine Schar weißgekleideter Geister mit Kerzen in den Händen Psalmen singend um den Grabhügel schritten. Am anderen Tage ließ er das Grab von einem Gitter umschließen und mit glänzenden Vorhängen verhüllen.[4]

Zu Bordeaux pflegte eine fromme alte Frau die Lampen und Fackeln in der Kirche mit Öl zu speisen und war auch eines Sonntags abends deshalb in die Petersbasilika gegangen und in die unter dem Chor gelegene Krypta mit einer Dienerin hinabgestiegen, während oben die Kleriker ihr Chorgebet sangen. Diese verschlossen die Krypta, ohne zu wissen, daß eine Frau unten sei. Zu spät schrie die Frau, daß man ihr öffne. So ergab sie sich denn in den Gedanken, hier zu übernachten, und beschloß, den Aufenthalt zur Buße für ihre Sünden auszunutzen. Da, um Mitternacht, sah sie plötzlich die Türen offen stehen und die ganze Kirche hell erleuchtet. Ein Sängerchor wandelte durch die Halle. Als aber das Gloria

[1] Agnell. 83 schildert ein Grab voll Wasser; kein Wunder, daß Gräber oft für Brunnen gehalten wurden; Beissel, Verehrung I, 13.

[2] Konzil v. Epaon 517 c. 25, Toledo 597 c. 2; Kulturg. d. r. Kaiserzeit I², 298.

[3] Greg. 10, 31.

[4] Gl. conf. 29.

verklungen war, hörte die Frau, wie die Männer sich beschwerten: „Der heilige Diakon Stephan läßt auf sich warten. Schon sollten wir in den anderen Kirchen sein. Aber wir können uns ohne ihn nicht wegbegeben.“ Endlich kam der Erwartete, von der Menge ehrfurchtsvoll begrüßt. Auf Befragen, wo er sich verspätet, erwiderte er: „Auf dem Meere war ein Schiff in Gefahr unterzugehen. Dort rief man mich an, ich rannte hin, erlöste es, und da bin ich nun. Daß ihr euch von der Wahrheit meiner Worte überzeugt, seht nur, wie hier noch mein Gewand von Meerwasser trieft.“ Die Frau merkte sich die Stelle, und als die Türen sich hinter ihnen von selbst geschlossen hatten, ging sie hin und wischte sorgfältig die Tropfen auf dem Fußboden mit ihrem Schweißtuch auf. Der Bischof nahm das Taschentuch in Verwahrung und heilte damit viele Kranke.[1]

Nach der Lehre des Bischofs Victricius offenbart Gott in den Heiligen seine ganze Vollkommenheit; allerdings besitzen sie Gott nicht durch ihre Natur, sondern durch Adoption, aber ihr ganzes Wesen ist durchdrungen von Göttlichkeit, und dieses Göttliche kennt keine Grenzen. Es waltet und wirkt im kleinsten Glied und Teilchen wie im ganzen Körper, denn die Seele durchdringt den ganzen Körper, und die Wunderkraft erstreckt sich auf alles, was mit den Reliquien in Berührung kommt. Mit einem Daumen des hl. Sergius, dem zu Ehren ein syrischer Händler sein Haus zu einer Kirche umgebaut hatte, wirkte der Mann so viele Wunder, daß er den Neid des unglücklichen Gundobald erregte. Dieser schickte einen Getreuen in das Haus des Händlers und ließ sich einen Splitter abhauen. Fromme Männer, Glaubensboten, Prediger hängten Reliquienkapseln und Fläschchen mit heiligem Öle (Chrismarien) wie die jungen Römer ihre Bullen und Amulette um den Hals. Bischöfe ließen sich mit solchen Kapseln um den Hals wie lebendige Reliquienschreine umhertragen. Besonders hoch schätzte das Volk das Öl und die Kerzen, die vor heiligen Kreuzen und Gebeinen brannten, ja sogar den Staub und Tüchlein, die auf Grabmalen lagen. Das Wasser, womit der hl. Amandus seine Hände gewaschen, hob ein Bischof auf und reichte es einem Blinden, der sich die Augen damit rieb und dann genas. Man mischte den Staub von Gräbern unter das Wasser und nahm es als Arznei. Noch im späteren Mittelalter hielt das Volk das Wasser, das die Priester bei der Messe zur Reinigung der Hände gebrauchten, für heilkräftig. Selbst auf die Bäume und Blumen, die in der Nähe der Gräber wuchsen, auf das Wasser, das dort floß, ergoß sich nach dem Glauben des Volkes der Segen, der von den Gräbern ausging; man beobachtete, wie in der Nähe heiliger Gräber besonders schöne Rosen und Reben wuchsen, wie dort Heilquellen entsprangen.

---

[1] Gl. mart. 33.

Die Kirche duldete und förderte die Ehrfurcht, damit die Neubekehrten sich von den heidnischen Opfern und Zaubermitteln abkehrten, damit sie keine Bäume und Tierköpfe anbeteten. „Wer getauft ist, sagt Gregor von Tours, soll sich an die Heiligen wenden, denn durch ihre Reliquien, durch Staub, der von ihren Gräbern kommt, oder durch Tücher, die darauf lagen, helfen sie mehr als alle Zaubermittel." Wenn Gläubige aus brennenden Häusern oder vor Barbaren flohen, retteten sie vor allem ihre heiligen Schätze, und einer teuren Reliquie zulieb baute mancher wenig vermögliche Mann ein Bethaus.[1]

## XXII. Kirchenordnung und Klerus.

Überall erhoben sich jetzt Kirchen, Kapellen, Oratorien, Kloster- und Eigenkirchen. Den ersten Rang nahmen die Pfarrkirchen ein, die Abbilder, Ableger, Kolonien, Parochien der Bischofskirche waren. Jeder Gau, jede Hundertschaft hatte einen Anspruch auf eine Parochie und einen Parochus, Archipresbyter als Vertreter des Bischofs. Der Archipresbyter (Dekan) gehörte gewissermaßen zum Kathedralklerus und hatte eine Schar Kirchendiener, ein Kapitel zur Verfügung, worin sich noch heute in den Landkapiteln eine Erinnerung erhalten hat.[2] Er feierte nicht nur die Eucharistie, sondern nahm auch Erwachsene und Kinder in die Kirche auf, hatte das Taufrecht und beerdigte Tote; ein Baptisterium und Cimiterium gehörte wesentlich zur Ausstattung einer Parochie oder Mutterkirche; nur stand oft die Taufkapelle in einiger Entfernung an einem Gewässer, da die Taufe bis zum zwölften Jahrhundert immer noch durch Eintauchen an Ostern und Pfingsten vollzogen wurde. Immerhin vermehrte der Seeleneifer die Taufkirchen. Weit hinter ihnen zurück standen die kleinen Heiligtümer, Heiligen- und Märtyrerkapellen, die grundherrlichen und Klosterkirchen, die nur einen beschränkten Gottesdienst genossen.[3]

Viele dieser Filialkirchen und Expostituren größerer Gotteshäuser entbehrten der Predigt und manchmal sogar der Messe.[4]

[1] Greg. gl. mart. 5; Greg. M. ep. 8, 33; 8, 35; 9, 6; v. Ansg. 17. Gretser de cruce 1, 79.

[2] Das Konzil von Agde 506 spricht von parochiae, in quibus legitimus est ordinariusque conventus.

[3] Sidonius beschreibt eine Villa sacrario, particibus ac thermis conspicalibus late coruscans (8, 6).

[4] Conc. Vas. II. (529) c. 2; Conc. Tarrag. 516 c. 7; Tolet. 597 c. 2; Capit. 780 M. G. Cap. 1, 52; ein Diakon als Kirchenrektor s. Stat. ant. eccles. 31 bei Hauck I, 224.

Ein Konzil von 516 verordnete ganz allgemein, ohne die Parochien auszunehmen, Priester und Diakone sollten miteinander abwechselnd den Gottesdienst besorgen, der in Matutin und Vesper bestände, die eine Woche der Priester, die andere der Diakon, und mit Scholaren psallieren. Damals hatte jeder Priester einen oder mehrere Diakone neben sich,[1] erst im achten und neunten Jahrhundert verschwand der Diakonat, erhielt sich aber in der griechischen und nordischen Kirche. An sich nur Minister des Priesters, versahen Diakone oft allein ein Gotteshaus. So leitete zu Grabs der Diakon Johannes, den der hl. Gallus in die göttlichen Bücher eingeführt hatte, den Gottesdienst, und so spendete ein Einsiedler Ardgar in der Abwesenheit des hl. Ansgar die Sakramente. Nach einer Bestimmung des alamannischen Gesetzes, das Konzilsbeschlüsse bestätigen, stand es jedem Christen frei, einen Gottesdienst nach eigenem Willen in einem Oratorium auf seiner „Villa", auf seinem Hof einzurichten,[2] ausgenommen an den Hochfesten, wo die Mutterkirche besucht werden sollte.[3]

In ihrem Eifer weihten die Missionare die vielen heidnischen Opferstätten ein und errichteten ihre Kreuze und Bethäuser auf Felshöhen, in der Nähe von Quellen und Brunnen und in heiligen Hainen.[4] Hatte doch auch Gregor der Große gemahnt, die Götzenhäuser nicht zu zerstören, sondern sie mit Weihwasser zu besprengen und Reliquien in die Altarsteine niederzulegen; denn seien diese Götzenhäuser gut gebaut, sagt er, so müsse man sie vom Götzendienste in den Dienst des wahren Gottes umwandeln, so daß, wenn das Volk sehe, daß sie nicht zerstört würden, es von Herzen den Irrtum ablege und den wahren Gott erkennend und anbetend an den Stätten, die es gewohnt sei, um so vertrauter sich sammle. Gregor hatte einen Grund für diese Mahnung. Auf Gotland verbrannten die Heiden den ersten christlichen Tempel. Nun errichtete ein Vornehmer, Botair, einen zweiten am Felsufer, wo jene den Göttern zu opfern pflegten, und auch diesen wollte das Volk zerstören, obwohl Botair hineinging und erklärte, sich selbst mit verbrennen zu lassen. Erst als sein Schwiegervater darauf hinwies, daß die Kirche auf heiligem Grunde stehe, ließ es ab von seinem Vorhaben.

Die leichte Umwandlung heidnischer Stätten in christliche hatte freilich die üble Folge, daß sich Heidnisches und Christliches allzuleicht vermischte, und bei der Freiheit der Missionspredigt ließ sich

---

[1] Das Konzil von Neuching 772 verlangt, daß an jedem Ort drei bis fünf Diakone angestellt werden.

[2] Spontanea voluntate liceat Christiano homini Deo servire (1, 1).

[3] Neben Ostern, Pfingsten, Weihnachten (Orleans 511) nennt ein anderes Konzil noch Epiphanie, Himmelfahrt und Johannes' Geburt (506).

[4] Ubi fana destruebantur, statim monasteria aut ecclesias construebat; vita S. Amandi 13.

keine rechte Ordnung erhalten. Daher verboten die Konzilien das willkürliche Umherwandern, Predigen, Taufen und Kirchenbauen, ohne daß die Vorbedingungen erfüllt wären. Schon gegen die rechtmäßige Entstehung von Taufkirchen hegten viele Bischöfe Bedenken, da sie ihren Rechten Einbuße brachten, so daß ein Konzil mahnen mußte: „Laßt keinen Bischof die Entschuldigung vorbringen, daß eine Leutkirche keinen Erzpriester nötig habe, weil er selbst imstande sei, sie zu regieren; denn wie befähigt er auch sein mag, ist es doch angemessen, daß ihm die Lasten erleichtert werden, und daß, wie er selbst der Mutterkirche vorsteht, so die Archipresbyter die Landkirchen regieren, damit so die kirchliche Zucht in keinem Stück ins Schwanken gerate.“[1]

Mit mehr Grund betrachteten die Bischöfe die Entstehung der vielen Klosterkirchen mit mißgünstigen Augen. Sogar Beda, selbst ein Mönch, erklärte, viele Klöster ließen sich vorteilhaft in Bischofskirchen verwandeln,[2] indem er die durch merkwürdige Erfahrungen gestützte Begründung beifügt, dann träten an Stelle der Unkeuschheit Reinheit, an Stelle der Schwelgerei Mäßigkeit, an Stelle der Eitelkeit Frömmigkeit. „Wer bischöfliche Kirchen gründet, ist kein Räuber, sondern tut etwas Heilsames und verrichtet ein Tugendwerk.“ Noch viel mehr Bedenken erregten die Eigenkirchen, über deren Einkünfte der Grundherr verfügte, wie schon 650 beklagt wurde. Nach germanischem Recht umfaßte das Grundeigentum eine Menge von Rechten; der Besitzer des Bodens, auf dem die Kirche stand, hatte das Recht auf das Gebäude und auf die Bestellung des Kirchendieners.[3] Wo einmal eine Eigenkirche stand, konnte sich schwer eine Taufkirche auftun. Zum mindesten verlangten die Bischöfe die Weihe der Altäre, der Grundsteine der Kirchen, verboten die Feier der Eucharistie auf ungeweihten Altären und eine Verwendung des Gotteshauses zu weltlichen Zwecken.

Allen Kirchen gegenüber behielten die Bischöfe die Bußdisziplin und Firmung in den Händen und gewährten den Priestern nur ein beschränktes Recht zum Segnen und Taufen. Namentlich aber beanspruchten sie die Verwaltung des Vermögens der Taufkirchen, ohne Unterschied, ob es aus den Einkünften liegender Güter oder aus den Gaben der Gläubigen hervorging.[4] Auf der andern Seite hatten die an den Landkirchen angestellten Kleriker einen Anspruch auf einen Teil der Kathedralopfer. In der Regel fielen aber in ihren eigenen Kirchen so viel Gaben und Opfer, daß sie über den Unterhalt hinausgingen und die Bischöfe den Überschuß

[1] Konzil von 850; M. G. ll. I, 399.
[2] Die Synode von Cloveshove 747 c. 20 stellt parochiae und monasteria gleich.
[3] Vielleicht als Folge eines früheren Hauseigentums.
[4] Konzil von Riez 439 c. 5; Agde 506 c. 44; von Verneuil 755 c. 7; von Pavia 850; Dec. Grat. c. 6 C. 10 qu. 1.

verlangten.[1] Die sichersten Unterlagen gewährten die den Landkirchen und ihren Inhabern zugewiesenen liegenden Güter, die Ausstattung, das Wittum — denn ohne eine solche Unterlage, mindestens ohne eine Hufe, verlangten die Konzilien, sollte keine Kirche gegründet werden.[2] Die Kircheninhaber erhielten zuerst eine Art Bittbesitz[3] und bald noch weitere Rechte, da viele Bischöfe Mißbrauch trieben. Die Bischöfe belasteten die Kleriker gleich Hörigen mit Fronen und Abgaben. „Viele Gläubige erbauen aus Liebe zu Christus und den Märtyrern Kirchen in den Diözesen der Bischöfe und statten sie mit Gaben aus," sagt ein spanisches Konzil 633, „aber die Bischöfe nehmen die Gaben weg und verwenden sie zu ihrem eigenen Gebrauch; die Folge ist, daß es an Dienern für diese Kirchen fehlt, seitdem sie ihre Unterhaltungsmittel eingebüßt haben, und daß die zerfallenden Kirchengebäude nicht neugebaut werden." Ebenso klagt in England der hl. Beda, daß die Bischöfe auch um Geld nicht predigen und trotzdem Geld annehmen, das ihnen, auch wenn sie predigten, nicht anzunehmen erlaubt wäre. Doch gestattete ein spanisches Konzil 638 den Erben des Stifters ein Aufsichtsrecht über die Kirchenausstattung, so sogar ein gewisses Benutzungsrecht,[4] und das Konzil von Paris 614 übertrug die Verwaltung der Güter an die Landkirchen.

Zum Vorteil der Kirche, der Bischofssitze und Landkirchen drang schon Cäsarius auf eine regelmäßige Zehntleistung, und zwar im weitesten Sinne, nicht bloß von den Landgütern, sondern auch vom Gewerbe und Handel.[5] „Ist es denn zuviel, wenn Gott ein Zehntel verlangt?" fragt er, „er könnte neun Zehntel verlangen. Gar oft schickt Gott Geißeln und Unglück, er entzieht die neun Teile, weil du nicht ein Zehntel geben wolltest." Seitdem der frühere Eifer der Gläubigen nachließ, mußten die Konzilien immer wieder die Zehntpflicht einschärfen, bis sie Karl der Große zu einem Gesetz erhob, und zwar, wie er ausdrücklich hervorhebt, zugunsten der Armen. Ein großer Teil der Kircheneinkünfte diente der Armenpflege und, was wohl zu beachten ist, zur Unterhaltung von

---

[1] Nach einem Konzil ein Drittel (Orleans 511), vgl. Konz. v. Carpentras 527, Orleans 538, Merida 666. Das Konzil von Toledo 646 bewilligte dem Bischof von jeder Kirche nur zwei Schilling.

[2] Schon Gregor d. G. verlangte für ein Oratorium Landgüter, fundos campulos cum conduma una, ein Paar zahme Ochsen, zwei Kühe, vier Pfund Silber, ein ganz zubereitetes Bett, fünfzehn Schafe, zwei Stück Kupfer, fünf Stück Eisen, sechs von allen Kameralabgaben ganz freie Goldstücke. Das sollte in den Stadtbüchern protokollarisch sichergestellt sein, gestis municipalibus alligata (ep. 12, 11). Vgl. II. Band 86.

[3] Precarium. Das Konzil von Agde 506 sagt: ut civitatenses sive dioecesani presbyteri vel clerici salvo iure ecclesiae rem ecclesiae, sicut permiserint episcopi, teneant.

[4] Conc. Tolet. 597 c. 2; 633 c. 33; 638 c. 15, 16.

[5] Serm. 276, 277.

Schulen.[1] Am stärksten vermehrten den Kirchenbesitz Schenkungen auf Todesfall mit Vorbehalt der Nutznießung und die Hinterlassenschaften der Kleriker, die ohne weiteres der Kirche zufielen, weshalb Bischöfe manchmal Reiche mit gelindem Zwange tonsurierten. Unser Schatz ist leer, klagt Chilperich, und aller Reichtum ist der Kirche zugefallen.[2] Daher zogen die Könige Kirchengut ein oder verlangten wenigstens Vergabungen an ihre Großen und beanspruchten das Vogteirecht.[3]

Als Vögte im großen mischten sich die Könige in alle Kirchenangelegenheiten ein, besonders in die Bischofswahlen, nachdem der Einfluß des Volkes und des gesamten Klerus gesunken war. So konnte es geschehen, daß ein Priester Cato, der sich seiner Würde und Frömmigkeit bewußt war und seiner Fasten und Nachtwachen rühmte, die Mitra aus der Hand der Bischöfe zurückwies, weil ihre Wahl gegen den Willen des Königs auf ihn fiel. Inzwischen hatte der König einen andern, der ihm zuvorgekommen war, ernannt, und überging ihn auch bei einer zweiten Stuhlerledigung. Natürlich wählten die Könige meist ihnen ergebene Geschöpfe, mit Vorliebe Beamte, Herzöge und Grafen, und ihre Frauen hatten ihre Hände meist im Spiel, manchmal zum Guten, aber oft auch zum Unheil.

Schlimm erging es gewissenhaften Bischöfen, die die Wut böser Weiber erregten. So verfolgte Fredegunde den Bischof Prätextatus und schickte Mörder gegen ihn aus. Den Schwerverwundeten besuchte die Freche noch auf seinem Todbette und begehrte seinen Segen. Er aber sprach den Fluch über sie, beschickte sein Haus und verschied. Ein vornehmer Franke machte der Fredegunde über ihre Tat einen Vorhalt. Da lud sie ihn zum Mahle ein, und als er ablehnte, bat sie ihn, wenigstens einen Becher zu leeren, damit er nicht ungelabt aus dem königlichen Hause schiede. Hierauf nahm er den Becher und trank daraus Wein mit Wermut und Honig nach Sitte der Barbaren gemischt, aber der Trank war vergiftet, und das Gift wirkte schnell. Er konnte eben noch sein Pferd besteigen und fiel dann außerhalb der Stadt tot nieder. Das traurigste war, daß sich niedrige Kleriker dazu hergaben, ihre Oberen den weltlichen Großen zu verraten. Befand sich doch ein Teil des Klerus regelmäßig in einer stillen Auflehnung gegen seine Oberen, verschwor sich gegen sie oder führte einen offenen Kampfe und ein Teil stürmte mit Waffen auf den andern los.[4] Den Bischof Waracharius ver-

[1] Alfred der Große bezeichnete alles, was er den Schulen und Armen gab, als religiöse Ausgaben.

[2] Greg. Tur. 7, 31; 6, 46; Greg. ep. 1, 44.

[3] In Afrika schon sehr frühe; die Vögte hießen causidici, tutores, vicedomini, defensores; s. S. 163, 241.

[4] Einigungsverbote auf Konzilien 506, 535, 538, 539, 589, 614, 625; Regino 1; 169 ff. Eine Art Ausstand Agnell. 121.



gifteten seine Kleriker. Seinem Wohltäter Atherius trachtete ein Priester, den er aus dem Gefängnis gerettet und in die Schule gesteckt hatte, nach dem Leben. Die Konzilien mußten den unbotmäßigen Klerus sogar der körperlichen Züchtigung unterwerfen, obwohl diese entwürdigende Strafe im Anschluß an das römische Recht eigentlich nur gegen den niederen Klerus erlaubt war; auch erhöhte die Kirche die Anforderungen an die Geistlichkeit.

Zwar im Wissen verlangte die Kirche nicht allzu viel. Cäsarius von Arles weihte niemand, der nicht einmal das Alte und Neue Testament gelesen hatte. Ein Konzil verlangte nur, daß die Bewerber lesen und taufen könnten.[1] Gewöhnlich wuchsen die jungen Leute im Dienst eines Pfarrers oder Bischofs in den Beruf hinein. Dagegen bildeten sich strenge Anschauungen über körperliche Vorzüge heraus und drang die Zölibatspflicht durch, was in einer so rohen Gesellschaft doppelt auffällt. Während die griechische Kirche Priestern und Diakonen gestattete, eine vor ihrer Weihe geschlossene Ehe fortzusetzen, verlangte die abendländische immer eindringlicher, daß sie sich der Enthaltsamkeit befleißigten. Zunächst duldete sie allerdings noch, daß Bischöfe, Priester und Diakone ihre früheren Frauen beibehielten, die den Ehrentitel Bischöfin, Presbyterisse, Diakonisse führten[2] und die Haushaltung besorgten. Der hl. Reticius hatte in seiner Jugend eine ehrbare fromme Frau besessen, mit der er in jungfräulicher Ehe lebte. Bei ihrem Tode bat sie ihn, zu sorgen, daß er an ihrer Seite im Grabe ruhe. Da er nun als Bischof starb und beerdigt werden sollte, konnten die Träger den Sarg, als sie am Grabe seiner früheren Gattin vorbeikamen, nicht weiterschleppen, und man erinnerte sich der Bitte der sterbenden Frau. Sie wurden beide in einem Grabe beigesetzt. Das Volk selbst achtete auf die Keuschheit der Bischöfe und verfolgte Unziemliches. Den hl. Briccius, dem das Kind einer befreundeten Nonne bösen Verdacht brachte, wollte das Volk steinigen, aber ein Gottesurteil rettete ihn.[3] Auf den Papst Sixtus III. soll ein ähnlicher Verdacht gelenkt worden sein.[4] Als der Bischof Atherius seine Feinde, die ihm nach dem Leben trachteten, verfolgte, sprengten sie aus, er hätte ein Weib zu sich genommen. Der hl. Simplicius, Bischof von Autun, lebte mit seiner früheren Frau; da diese von schönem Ansehen war, wollte das Volk nicht glauben, daß er enthaltsam lebe, und stürmte sein Haus. Aber die Frau nahm aus dem Herde brennende Kohlen auf ihr Kleid und hielt sie eine Stunde, ohne verletzt zu werden, worauf das Volk abzog. Einen

[1] Conc. Aurel. 533 c. 16; v. Caes. 1, 43.
[2] Konzil von Tours 567, c. 13; Greg. dial. 4, 11.
[3] Greg. Tur. gl. conf. 74; h. Fr. 2, 1.
[4] Diese Geschichte (expurg. Sixti, Hard. conc. I, 1740) ist wohl eine Erfindung des sechsten Jahrhunderts, aber immerhin bezeichnend für die Zeit (Döllinger, Janus 124).

schweren Verdacht hegte die frühere Frau des Bischofs Felix von Nantes, aber ein himmlisches Zeichen beruhigte sie.[1] Von Genebaldus, der eine Nichte des hl. Remigius zum Weibe hatte, berichten die Schriftsteller wenig Günstiges,[2] und das Papstbuch berichtet von Priestersöhnen, die sogar den höchsten Stuhl der Christenheit bestiegen.[3] Fränkische Bischöfe, die den Teufel beschwören wollten, der die Tochter des schwäbischen Herzogs Gunzo besessen hatte, mußten sich schwere Beschuldigungen von ihm gefallen lassen; sie scheinen unerlaubten Verkehr nicht gemieden zu haben.[4] Der weltliche Bischof Priscus verfolgte mit glühendem Hasse die Vertrauten seines heiligmäßigen Vorgängers; seine Gattin beunruhigte die frommen Männer im Kirchenhause und drang mit ihren Mägden sogar in den Schlafsaal ein, wurden aber zur Strafe von einem bösen Geist ergriffen und verfolgt. Ein unenthaltsamer Diakon, den der Vorgänger mit schwerer Buße belegt hatte, stieg jubelnd auf das Dach des Kirchenhauses und verkündigte aller Welt seine Freude, stürzte aber herab und starb so eines plötzlichen Todes.[5]

Zwei gewalttätige Herren waren Gerold und Gewilip von Mainz, Vater und Sohn, die nacheinander den bischöflichen Stuhl inne hatten und dem hl. Bonifatius viel zu schaffen machten. Wo der Zölibat nicht bestand wie in Irland, folgte dem Vater der Sohn regelmäßig im Amte nach, und es entstand eine Priesterkaste.[6] Eben diese Gefahr und die Scheu vor dem Allerheiligsten führte zu einer immer größeren Strenge, und die Konzilien verboten sogar, daß die angeblichen Presbyterissen und Diakonissen ein benachbartes Haus oder Gemach bezogen und Haushaltungsgeschäfte besorgten.[7] Die Bußbücher setzten auf die leiseste Frauenberührung die schwersten Strafen. Das Frauenhaus sollte nach Konzilsbeschlüssen ein höherer Geistlicher nicht ohne die Begleitung eines Klerikers betreten; Tag und Nacht sollte er Kleriker um sich haben, die Priester einen Diakon, was nicht auffiel, da das gemeinsame Leben der Kleriker herkömmlich war.[8] Wer sich eine solche Überwachung nicht gefallen ließ, hatte Buße zu gewärtigen. Grundsätzlich gehörten die Kleriker an die Tafel und in das Haus des Bischofs und Archipresbyters, und obwohl eine Sonderung nicht zu vermeiden war, hielt man doch

[1] Greg. Tur. gl. conf. 75, 77.

[2] Über die Kinder Latro und Vulpecula s. Hinc. vita Rem. 42.

[3] Über schlimme Sitten s. Bonif. ep. 50 ad Zach.; Greg. 4, 4; J. Diac. v. Greg. 4, 97; Lea, Hist. of celibacy 115.

[4] V. Galli 16. [5] Greg. 4, 36.

[6] Committuntur autem a clericis praecipue vitia tria: concubinarum scilicet cohabitationes, et ecclesiarum participationes, enormes quoque filiorum post patres in ecclesiarum bonis successiones; Girald. bei Walter, Wales 245; vgl. c. Trullan. c. 33.

[7] Die Diakonissenweihe wurde abgeschafft (Epaon 517).

[8] Episcopus habens circa tectum suum multos lectulos clericorum; Greg. 6, 36.

am alten Ideal des kanonischen, d. h. des gemeinsamen Lebens fest. Bonifatius ließ unenthaltsame Priester geißeln und auf zwei Jahre einsperren oder für ihre Lebenszeit in ein Kloster stecken. Viele verlangten, daß sie mit Kirchengut abgefunden und in den Laienstand versetzt würden. Die Archipresbyter waren unter Strafandrohung verpflichtet, alle Unordnungen anzuzeigen, und bei den Maisynoden untersuchte der Bischof alle Umstände genau.[1]

Wie ernst es viele mit ihrem Beruf nahmen, beweist eine Erzählung des Sidonius. Dieser traf einmal einen früheren Beamten, der auf Verlangen seiner Mitbürger die Priesterweihe empfangen hatte, und bemerkte auf den ersten Blick voll Überraschung, wie sich sein ganzes Wesen verändert und einen religiösen Anstrich angenommen hatte. War früher seine Haltung aufrecht, sein Gang frei, seine Stimme frisch, sein Gesicht freundlich, so verriet jetzt sein Äußeres Ernst, Trauer und Niedergeschlagenheit; sein Haar war kurz, sein Bart lang und ungepflegt. Ziegenhaarige Vorhänge verhüllten die Türe seines ärmlichen Zimmers, dessen Ausstattung dreifüßige Stühle, ein federnloses Lager und ein schmuckloser Tisch ohne Decken bildeten.[2] Fulgentius von Ruspe genoß nur Gemüse, Graupen und Eier ohne Öl; erst im Alter mischte er Öl bei, weil er glaubte, das Öl mildere seine zunehmende Augenschwäche. Von Himerius sagt sein Freund Sidonius, er sei Salz gegen sich selbst und Honig gegen andere gewesen. Wem es Ernst war, der machte nicht viel Aufhebens von seiner Enthaltsamkeit; so wollte der Bischof Gregor von Langres es nicht wissen lassen, daß er Gerstenbrot statt Weizenbrot und Wasser ohne Wein trank; ein Streber wie Cato mache es freilich umgekehrt. Nicetius verbarg seinen Gebetseifer vor der Menge. Er eilte unter der Mittagszeit, wenn niemand in der Kirche war, in eine unscheinbare Kutte gehüllt dahin, um seine Andacht zu verrichten.

Mancher Bischof erlag beinahe unter der Last seiner Verantwortung; ein heiliger Arnulf von Metz hielt sich des Bischofsamtes für unwürdig, seiner Sünden wegen trat er zurück, um Buße zu tun. Nichts Gutes habe er getan, sagte er, er sei beladen mit allen Gebrechen und Sünden. Einen ähnlichen Gedanken spricht einmal Bonifatius aus. Den Bischof Audoenus von Rouen rühmt ein Dichter als Hirten der Herde, der die Schlangen zermalmt und seine Schafe weidet wie einst der Patriarch Jakob; „in seinem Herzen trägt er die Wundmale des Kreuzes, er ruft alle Gläubigen zum Heile.“[3] Wenn diese Hirten auch nicht viel predigten, so wirkten sie umsomehr durch ihr Beispiel, andere wieder gleichmäßig durch Wort und Tat, ein Claudian und ein Faustus. Jener, ein früherer

---

[1] Synode von Tours 567, von Auxerre 585, von Maçon 581, von Toledo 633.

[2] S. S. 270; die Lumpen eines Bischofs S. 277.

[3] Neues Archiv 14 171

Lehrer, ebenso bewandert in den weltlichen wie in den geistlichen Wissenschaften, zählte Sidonius zu seinen Schülern und enthüllte, wenn man ihn anregte, im Kreise der Schüler Schätze der Weisheit.[1] Der gelehrte Faustus hielt es nicht unter seiner Würde, selbst Leichen auf seine Schultern zu nehmen und zu bestatten, geschweige denn Reisende zu beherbergen und Gefangene zu besuchen.

---

# XXIII. Die irische Kirche und die älteste Mission.

Abseits von der festländischen Kirche entwickelte sich das irische Christentum, 150 Jahre getrennt von Rom durch die Unruhen der Völkerwanderungszeit. Es hatte manches Urkirchliche bewahrt, glich mehr der griechischen als der römischen Kirche und stand wohl mit jener in Beziehung; denn die irischen Mönche verstanden noch lange Griechisch und traten als Lehrer des Griechischen auf dem Festlande auf. Der berühmte Ire Pelagius, der Irrlehrer, beschämte auf dem Konzil zu Jerusalem 415 durch seine griechische Sprachgewandtheit seinen Gegner Orosius, der sich eines Dolmetschers bedienen mußte. Schon sein Name war griechisch wie der des Irenapostels Sucat,[2] der sich Palladios und Patricius nannte.

Pelagius und Patricius waren beide Mönche. Denn die Mönche, die Nachfolger der Druiden, waren fast die einzigen Träger der Kultur und Religion, vor denen die Weltgeistlichen im Dunkeln verschwanden, und die Klöster, die Pflegstätten des geistigen Lebens, waren die Gau- und Stammesmittelpunkte, förmliche Kolonien, große, stadtähnliche Niederlassungen, bestehend aus vielen kleinen Holzhäusern und Hütten, von Wällen und Mauern umschlossen. Sie hießen geradezu Civitates an Stelle der fehlenden Städte. Das Volk gliederte sich nach Stämmen, und jeder Stamm hatte sein Kloster und seine Eigenkirche. Die Stämme wiesen Plätze an, aus dem Stamme ging der Abt hervor, und Stamm und Kloster verbanden wechselseitige Rechte und Pflichten. Der Stamm gab den Zehnten der Feldfrüchte, die Erstgeburt der Tiere und von den Erbschaften einen Sohnesteil, dagegen hatte der Stamm Anspruch auf Gottesdienst, Sakramente und Seelenmessen. Bei den häufigen und blutigen Geschlechterfehden, die mit rohen Verwüstungen und Ausrottungen endigten,[3] litten auch diese Eigenklöster schmerzlich mit.

---

[1] Sid. c. 16; ep. 4, 2, 11.

[2] Eigentlich Eupolemos.

[3] Vae fratribus . . . vae cognatis . . . vivos ad mortem persequuntur; Girald. Top. Hib. 3, 23.

Friedensschlüsse und Versöhnungen wurden mit kirchlichen Zeremonien geweiht und bestärkt.[1] Kein Stamm, hieß es, sei ohne Kirche (ohne Bischof), ohne Fürsten und Barden. Die Äbte waren zugleich Bischöfe, die Priester Mönche.[2] Den Papst Gregor den Großen nannten die Iren den Abt von Rom.

Kein sichtbares Band der Einheit umschlang die Stammeskirchen; sowenig als ein Volkskönig den einzelnen Gaukönigen gebot, ebensowenig ordnete ein Erzbischof die geistlichen Angelegenheiten in einem Sinne. Die Priestermönche und Abtbischöfe hatten keinen festen Wohnort und wanderten beständig gleich den Fürsten und Barden. Wie die Griechen sangen die Iren nur die Tageszeiten, wenn sie keine Seelsorge oder Reise abhielt, feierten nur an Sonn- und Feiertagen die Eucharistie, hielten lange, strenge Fasten, nach denen sie sich allzusehr der Freude überließen,[3] und hielten Ostern mit dem Orient. Ihrem ausgeprägten Stammes- und Geschlechtsgefühl sagte die jüdische Leviratsehe nur allzusehr zu.[4] Bei den spätern Kuldeern,[5] den Nachfolgern der altirischen Mönche, einer Art Kanonikern oder Matriklern, lebten Laien, Kleriker und Priester lose beisammen, sogar in Familien, und trieben Handarbeit, Armen- und Krankenpflege. So wundern wir uns nicht, daß die irischen Klöster auch Sklaven besaßen, freilich nicht in dem Umfange wie die Klöster auf dem Festlande.

Zahlreicher als auf dem Festlande finden sich auf britischem Gebiete Doppelklöster, und zwar hatten sie die Eigenheit, daß sie unter der Leitung einer Äbtissin standen, wahrscheinlich infolge weiblicher Gründung. Zur Zeit einer Pest im Jahre 664 starben in einem Doppelkloster so viele, daß die Äbtissin mit ihren Nonnen in Sorge geriet, wo sie die Leichen bergen und einen neuen Friedhof anlegen sollten. Einmal traten sie nun nachts nach der Mette aus ihrer Kirche, um auf dem Grabe der Mönche, die ihnen im Tode vorangegangen, zu beten. Da sahen sie einen Lichtglanz wie ein großes Leichentuch vom Himmel auf sich herabkommen und sich nach

---

[1] Primo compaternitatis foedera iungunt, deinde ter circa ecclesiam se invicem portant, postmodum ecclesiam intrantes coram altari reliquiis sanctorum appositis, sacramentis multifarie praestitis, demum missae celebratione et orationibus sacerdotum tanquam desponsatione quadam indissolubiliter foederantur. L. c. 22.

[2] Oft lebten mehrere Bischöfe, Weihbischöfe beisammen in demselben Kloster unter einem Abte, womit freilich im Widerspruch steht, daß sie erklärten, ein Bischof genüge zur Weihe eines neuen Bischofs.

[3] Pro miraculo duci potest, quod ubi Vina dominantur, Venus non regnat, fügt Giraldus bei, T. Hib. 3, 21.

[4] Fratres fratrum defunctorum uxores non dico ducunt, sed traducunt... veteris in hoc testamenti non medullae, sed cortici adhaerentes; Girald. l. c. 19. Merkwürdig ist die Idee des Cäsarius, die Apostel hätten mit der Kirche eine Leviratsehe geschlossen, nachdem ihr erster Bräutigam, Christus, sie verlassen hätte

[5] Colidei, celede, Gottesmänner.

einer anderen Stelle bewegen und dort eine Zeitlang ruhen. Diese Erscheinung machte ihnen klar, daß sie bald sterben und wo sie ruhen würden. Zu gleicher Zeit sah ein älterer Bruder, der mit einem jüngeren in einem Oratorium betete, einen so starken Lichtstrahl durch die Ritzen der Türen und Fenster eindringen, daß es heller wurde als am Tage. Der Mönch Herve der Blinde leitete die Klosterschule und besaß selbst ein kleines Klösterlein in einem dichten Walde, das eine Verwandte namens Christina besorgte. Als er sich zum Sterben auf sein Aschenlager niederlegte, sprach zu ihm Christina, er möge Gott bitten, daß sie seinem Heimgange folgen dürfe wie der Kahn der Strömung, und ihre Bitte wurde erhört. Diesen blinden Mönch verehren noch heute die fahrenden Sänger der Bretagne als Schutzpatron.

Die Mönche hatten etwas ungemein Weiches, Gemütvolles, Schwermütiges, konnten aber auch hart sein gegen sich und andere. Kolumban (Columba der Jüngere) schaltete wie ein Hauptmann über seinen Genossen und übte eine förmliche Kriegsdisziplin. Jeden Tag vor der Mahlzeit und vor dem Schlafengehen mußten die Brüder ihre kleinen Vergehen bekennen und morgens vor der Messe größere Sünden dem Priester offenbaren, damit sie würdig kommunizierten. Auf kleinen und großen Sünden stand die Stockstrafe: „Wer am Tisch beim Segensspruch nicht antwortet Amen," heißt es in seiner Regel, „bekommt 6 Hiebe; wer das Zeichen des Kreuzes vergißt, 6 Hiebe; wer das Gebet vor und nach der Arbeit, 12; wer das Chrismale vergißt, 25; wer allein mit einem Weibe redet, hat 2 Tage zu fasten oder bekommt 200 Hiebe in 8 Trachten zu 25; wer mit einem Weltlichen ohne Erlaubnis spricht, soll 24 Psalmen singen; wer zu spät zum Gebet kommt, hat 50 Psalmen zu singen oder 50 Streiche zu erleiden; desgleichen, wer ohne Gebet ißt." Alle Klosterregeln preisen das Verdienst des Gehorsams, aber Kolumban ging noch einen Schritt weiter, er verbot nicht nur selbständiges Handeln, sondern schon das Selbsturteil und nannte geradezu schlecht, was einer nach eigenem Ermessen tat. Ebenso übertrieb er die Arbeitspflicht. Er verlangte, daß die Brüder sich so müde arbeiteten, daß sie auf dem Wege zum Gebete einschliefen und vom Nachtlager aufständen, ohne ausgeschlafen zu haben, daß sie ihren Schlaf mitten in der Nacht unterbrächen, um zu beten, daß sie sich häufig geißelten, auch wenn sie nicht wegen ihrer Vergehungen von anderen gezüchtigt wurden; er ließ sogar kranke Brüder dreschen. Nach dem Tode des hl. Gallus fanden seine Schüler in einer Kiste, die er immer geheimhielt, einen Bußgürtel und eine Kette, von Blut überronnen.[1]

Kolumban trat nicht nur den Mönchen, sondern auch der Gesellschaft als ein Bußprediger gegenüber, forderte die Laien auf

[1] Walaf. v. 32.

zur inneren Einkehr, verlangte Rechenschaft auch über die Geistessünden und schärfte die Beichtpflicht ein. In dem unter seinem Einfluß entstandenen Faramünster mußten die Nonnen des Tags dreimal beichten, nicht bloß einmal, wie in den Benediktinerklöstern.[1] Selbstverständlich hat nicht er zuerst die geheime Beichte oder die Beicht überhaupt erst eingeführt, wie manche behaupten, aber sie doch ungemein verbreitet. In dem von ihm gestifteten burgundischen Kloster Luxeuil kommt zuerst die Bezeichnung Beichtvater vor.[2] Eine geborene Herrschernatur bot Kolumban Königen und Fürsten Trotz und sang Fluchpsalmen gegen seine Feinde: „Gott, Herr des Himmels, dessen Wille die ganze Welt regiert, schlage mit Unheil dieses Geschlecht, damit, was es Böses deinen Kindern zugedacht, auf sein eigenes Haupt zurückfalle. Laß verderben ihre Kinder, und wenn sie die Mitte ihres Lebens erreichen, mag Torheit und Wahn ihr Anteil sein; die Last der Schulden mag sie drücken, damit sie sich bekehren und ihre Schmach erkennen!" Die lockeren Ehesitten der Merowingerkönige reizten alsbald seinen Zorn. Ohne Rücksicht auf frühere Wohltaten nannte er die Sünde Sünde und wies die Sprößlinge einer zweiten Frau des Königs Theuderich als Hurenkinder zurück. Da ergrimmte der König und fuhr ihn an: „Du hoffst die Märtyrerkrone durch mich zu erlangen; ich bin nicht so wahnsinnig, ein solches Verbrechen zu begehen. Kehre zurück, woher du gekommen." Kolumban begab sich in den Schutz von Theuderichs Bruder Theudebert, der zu Meersburg Hof hielt, geriet aber auch alsbald mit diesem in Streit wegen seines ausschweifenden Lebens. Eines Tages sagte er zu ihm, er möge Kleriker werden, damit er nicht mit der zeitlichen Herrschaft auch das ewige Leben verliere. Der König und seine Umgebung höhnten: „Noch nie ist es erhört worden, daß ein gekrönter Merowinger freiwillig Kleriker geworden sei." Darauf erwiderte Kolumban: „Der jetzt freiwillig die Ehre des Klerikers nicht annehmen will, wird bald gezwungen ein Kleriker sein müssen." Das Wort ging bald in Erfüllung. In der Schlacht bei Zülpich wurde Theudebert von Theuderich geschlagen, in ein Kloster gesteckt und bald darauf ermordet. Kolumban sah im Traume die Schlacht und betete für seinen Feind.

**Als nun so Austrasien in die Hände seines Feindes Theuderich gefallen war, rief Kolumban die Brüder zusammen und sprach: „Wir haben hier zwar eine goldene Schale vorgefunden, aber sie ist mit Schlangen angefüllt."[3] Nun entwich er den Schlangen und wandte sich nach Italien, viele Schüler zurücklassend. Gallus gründete**

---

[1] Mab. acta 2, 427.

[2] Pater confessionum; v. Bertini 7 (11).

[3] Die Schlangen spielen eine große Rolle im Druidenglauben. Kultur der alten Kelten und Germanen 142, 148.

das Kloster St. Gallen und andere Schüler andere Klöster, z. B. Deicola das Kloster Lure. Als Deicola den Kolumban einmal begleitete, konnte er vor Müdigkeit nicht weitergehen und bat den Abt, zurückbleiben und eine Wohnung sich bauen zu dürfen. Es war eine wilde mit Dornen bewachsene Gegend, wo ein Hirt Schweine hütete, der ihm einen Ort mit Quellwasser zeigte. Nicht weit davon



Lukasbild aus dem St. Gallener Evangeliar. Die drei übrigen Evangelisten sind in den Ecken durch ihre Symbole vertreten (Markus doppelt).

stand eine Eigenkirche, deren Priester fürchtete, der Mönch werde ihm das Brot wegnehmen, und ihn bei seinem Herrn verklagte. Wirklich wollte der fränkische Grundherr Werfar den Mönch ergreifen und verstümmeln lassen, aber er starb zur Stunde, und seine Witwe gab dem Mönch Ländereien ringsumher. Noch weiter vermehrte den Besitz der Mönchsiedelung Chlotahar, der eines Tages



dort jagte: er schenkte das dem König vorbehaltene Ödland, die Weiden und Fischereien in der Umgegend dem Kloster.

Die ärgste Einöde, die verlassenste Insel war den Mönchen der liebste Aufenthalt. So kamen sie auf die Orkneyinseln, nach Island und in die waldreichsten Gegenden Deutschlands. Schon durch ihr sonderbares Äußere fielen die Wanderer auf. Sie trugen hinten langherabwallendes Haar mit einer halbmondförmigen Glatze über der Stirne, der sogenannten Jakobstonsur, ließen aber wohl vorne noch einen Haarschopf stehen, so daß eine Art Bogen von Ohr zu Ohr entstand;[1] an ihrem Hals hing eine Reliquienbüchse, und ihre Haut zeigte nach keltischer Art Figuren, wie sie uns in ihren Handschriften entgegentreten und an die Tätowierung der Wilden erinnern, oder sie hatten wenigstens die Augenlider rot bemalt. Der seitwärts herabhangende lederne Sack, das Felleisen,[2] enthielt das hl. Öl, Reliquien, ein Evangelien-, Psalmen- und Hymnenbuch, ein Ritual- und Meßbuch, vielfach auch Kreuze, Brot, Wasser.[3] Auch von einem römischen Wanderprediger hören wir, daß er immer eine Ledertasche und Bücher mit sich führte, wenn er umherritt.[4] Da eine einfache Reisetasche nicht alles aufnahm und noch manches hinzukam, z. B. Musikinstrumente, bedienten sich die Wanderer helfender Tiere und Begleiter. Ein Dänenkönig, der dem von ihm eingeladenen Missionar Ansgar keinen Knecht zugesellte, erklärte dessen Freund Rimbert für roh und ungebildet, weil er doch hätte wissen müssen, was einem Diener Gottes gezieme. Wohlversehen und bedient durchzogen sie, einen langen Pilgerstab in der Hand, paarweise oder in heiliger Zwölfzahl die Gaue, priesen fast etwas schauspielerisch ihre Kunst und ihr Wissen an und bezauberten die Herzen durch ihren schwermütigen Gesang. Die Harfe war ihre beständige Begleiterin. Mit Sehnsucht gedachten sie in der weiten Ferne ihrer grünen Insel. „In meinem grauen, milden Augen steht eine dicke Träne, wenn ich den Blick nach Erin wende, nach Erin, wo die Vögel so melodisch singen, wo die Jünglinge so freundlich aussehen und die Alten so weise, wo die erlauchten Männer so edlen Anblick gewähren und die Frauen so schön und bräutlich sind.“[5]

Ganz seltsam berührte die Gemüter das Glockengeläute und der Schellenklang, den die Missionare mitbrachten. Anfangs erschreckte der grelle Klang die Barbaren. Als die Franken 559 die Stadt Orleans belagerten, ließ Lupus die Glocken läuten und jagte den

[1] Mansi 12, 141; Kulturg. d. röm. Kaiserzeit II, 559.

[2] Sceta, cheta, scatula, pera; s. Kultur d. a. Kelten und Germanen 105. Über einen Schottenmönch um 1160 s. Jac. d. Brakelonda 35.

[3] Der hl. Comgall wurde einmal von Seeräubern überfallen; nun hielten sie die Büchse für einen Götzen oder Talisman und wagten nicht anzugreifen. 40 Bücher eines Missionars Rimb. v. Ansg. 10.

[4] Greg. dial. 1, 4.

[5] So Columba nach Reeves in seiner Ausgabe der v. Adam. 285 (Montalembert III, 155).

Belagerern solche Furcht ein, daß sie davonliefen, und als bei den Nordgermanen einzelne Glieder des Volkes zu den Christen übergingen, verlangte die heidnische Mehrheit, daß sie auf das ungewohnte Geräusch verzichteten. Die Glocke zu Füssen nannte ein böser Geist den bellenden Hund des hl. Magnus.[1] Umsomehr schätzten die Missionare ihre Klanggeräte. Eine Glocke auf der Wanderschaft, schreibt einmal Bonifatius, sei ihm ein großer Trost. Seine Schülerin Lioba wurde einer Glocke verglichen, so hell klang ihr Wesen.[2]

Wo immer die Missionare sich niederließen, war ihr erstes, daß sie unter Psalmengesängen ein Kreuz aus Holz oder Stein errichteten und daran ihre Reliquienbehälter aufhingen — später entstand daraus ein Kreuzaltar, eine Kreuzkapelle, eine Kreuzkirche für die Laien.[3] Der anschließende Ort erhielt wohl den Namen Heiligenkreuz oder Singchrist (signum Christi).[4] Nicht überall, wo die Mönche ihre Kreuze errichteten, gedachten sie zu bleiben. Oft mußten sie den Platz wieder wechseln. Daraus erklärt sich der Vorwurf, den Bonifatius gegen einen fränkischen Priester Aldebert erhob, er habe überall Kreuze errichtet, auf Wiesen und Feldern, auf Bergen und an Quellen und kleine Kapellen gebaut und das Volk zur Andacht dahin verwiesen. Bevor die Mönche Hütten bauten, beteten und fasteten sie, um den Ratschluß Gottes zu erforschen. War alles günstig, dann flochten sie Zellen aus Zweigen und Rinden, so auch noch die Begleiter des hl. Bonifatius.[5] Hierauf gruben sie Brunnen, wenn nicht schon eine Quelle sprudelte oder ein gesundes Wasser vorbeifloß,[6] und daraus entstand die Sage, dieser oder jener Heilige hätte durch einen Stoß mit seinem Stabe eine Quelle zum Sprudeln gebracht. Von ihren Göttern waren die Heiden überzeugt, daß sie mittelst des wasserweckenden Blitzstrahles, des Donnerhammers oder mit Hand und Fuß Quellen der Erde entlockten. Dann umzäunten die Mönche das nächstgelegene Land und



Irische Glocke, 25 cm hoch.

[1] Greg. v. Mart. 1,28; v. Ansg. 32 (54); M. G. ss. 2, 716; Boll. Sept. 2, 763.

[2] Bonif. ep. 76, 116. v. Liob. 6. Der Ire Tristan schenkte der blonden Isolde ein Glöcklein, das alles Leid vertrieb.

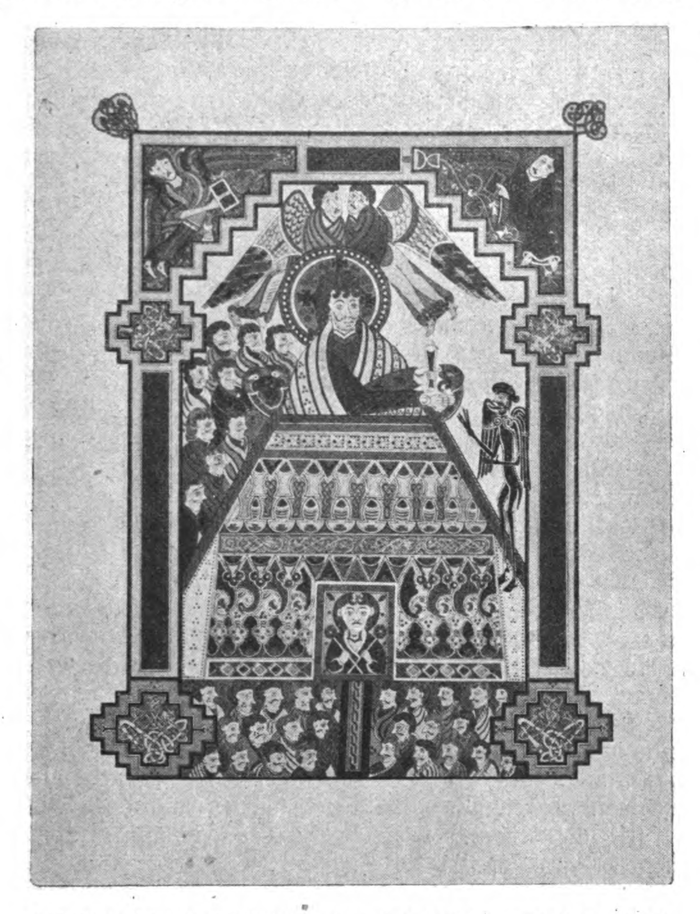
[3] Steinkreuze haben sich aus dem frühen Mittelalter in Süddeutschland zahlreich erhalten. Gewöhnlich deutet man sie als Sühnekreuze für Totschlag, in der Tat findet sich diese Buße in vielen Urteilen des Mittelalters. Aber immer kann diese Deutung nicht zutreffen.

[4] Oder Kreuzberg. Singchrist liegt bei der irischen Gründung Maursmünster im Elsaß.

[5] Vita Sturmi 7.

[6] Man denke an Amorbach, Altomünster mit seinem Altobrünnlein, Metten mit seinem Mettobrünnlein, an die verschiedenen Heilbrunnen; Fastlinger, Wirtschaftliche Bedeutung der Klöster 23.

nannten den Garten Paradies — dieses Wort ging später auf die Vorhalle, das Atrium der Kirche über, das später auch Galiläa hieß. Mit der Zeit fügten sie einen hohen Rundturm zum Schutze oder zur Zuflucht in Zeiten der Gefahr und barbarischer Überfälle bei und brachten Vorräte unter. Sehr viel Mühe und Entbehrung kostete die Rodung des Landes, wozu sie die Genehmigung des



Versuchung Christi aus der Kellsbibel, die manche Forscher als ein Werk Columbas ausgeben. Rechts naht sich der Versucher Christus, der nur in halber Figur über die Tempelzinnen hinausragt, links vom Tempel und unter ihm erscheint das zuschauende Volk. Über Christus schweben zwei dienende Engel.

Landes- oder Grundherrn bedurften. Im allgemeinen gehörte die Einöde, die Eremus des Eremiten, dem König und bedurfte der Markscheidung, die fremden Besitz ausschloß. Wenn es ging, ließen sie sich auch in den von Germanen gemiedenen Römerruinen nieder,

auch diese Einöden galten als Königsgut, und stellten sich in den Königsschutz.[1] So bezog Kolumban in Gallien zuerst ein verlassenes römisches Kastell, Annegrates genannt, und besiedelte darauf mit seinen Klöstern den ausgedehnten Saltus Brigensis und Saltus Joranus.[2]

Selten fanden die Mönche und Missionare eine solche freundliche Aufnahme, so viel Gastfreundschaft, daß sie auch nur ihrer Notdurft enthoben gewesen wären. In der Regel mußten sie selbst für sich sorgen, lange von den wilden Früchten des Waldes und den Fischen der Gewässer und den Vögeln des Himmels leben. Ein Bär, der wilde Äpfel verzehrte, machte den hl. Magnus auf diese Frucht aufmerksam. Eine eigentliche Jagd betrieben sie kaum; höchstens daß sie Schlingen legten. Sie warteten nicht darauf, bis ihnen mitleidige Seelen ein Stück Brot brachten, sie legten selbst Hand an und leisteten jahrelange harte Arbeit, bis die Gegend einigermaßen fruchtbar war. Von den Mönchen Kolumbans bauten, wie ein Schriftsteller berichtet, die einen Zellen, die andern legten Gärten an und pflanzten Bäume. Die Mönche des hl. Gallus entrissen die Gegend um St. Gallen, die Kolumban ein Nest von Ungeziefer genannt hatte,[3] die Begleiter des hl. Magnus die Gegend um Füssen, die des hl. Pirmin die Gegend um Reichenau der Wildnis. Mitten im Schwarzwalde entstanden die blühenden Niederlassungen St. Trudpert und St. Blasien, diese zuerst Albzell genannt. Der hl. Trudpert wurde nach der Legende sogar ein Opfer seines Eifers in der Rodung. Nachdem er drei Jahre lang mit seinen sechs Knechten unter saurer Mühe der Wildnis Land abgerungen hatte, erschlug ihn einer seiner Arbeiter, seines Drängens überdrüssig, da er ermüdet von der Arbeit schlief. Manchmal verzweifelten die Mönche und machten sich davon. Einen solchen Beschluß hatten die Begleiter des Abtes Leonor gefaßt. Da bemerkten sie am andern Morgen, wie zwölf große Hirsche kamen und Pflüge zogen.[4] Dem hl. Gallus half ein Bär bei der Waldrodung. Nach der Erzählung Gregors des Großen bereitete es dem Abt Nonnosus, der auf dem Sorakte ein Kloster gründete, keine geringe Sorge, als er keinen ebenen Platz für einen Garten fand. Mit menschlicher Hilfe die hindernden Felsmassen wegzuschaffen, konnte er nicht hoffen, so wandte er sich an Gott, und richtig fand er nach seinem eifrigen Gebete am nächsten Morgen freien Raum für seine Anlage. Der heilige Fiakrius hatte von dem Grundherrn Erlaubnis erhalten, so viel Wald zu besiedeln, als er an einem Tage mit einem Graben umziehen könne, damit er einen Garten anlegen und Ge-

[1] Walaf. v. Galli 21, Radpert. casus m. s. Galli 4; v. s. Magni. 6 (55).

[2] Heute erinnern daran die Namen Annegray, Brie und Jouarre.

[3] Doch brachte schon dem hl. Gallus ein Landmann zwei Krüge Wein und drei Viertel Mehl als Gäste von Luxeuil ihn besuchten.

[4] Boll. Jul. I, 125.

müse für arme Reisende ziehen könne. Nun brauchte er aber nur mit einem Stabe den Boden zu ritzen, und es entstand ein mächtiger Graben, so daß die Fläche sehr groß ausfiel.[1]

Jeder muß sein eigener Ochse sein, meinte der irische Mönch David. Und doch entbehrte der irische Mönch nicht so leicht der Beihilfe von Knechten wie die später gekommenen Benediktiner Englands. Der hl. Benedikt hatte fast noch mehr Wert auf die Arbeit gelegt als Kolumban und ihr noch mehr Zeit eingeräumt als dieser. Ebendarum hebt der hl. Bonifatius selbst in einem Briefe an den Papst hervor, daß seine Mönche ohne Sklaven arbeiten, und seine Lebensbeschreibung wiederholt diese Tatsache.[2] Die angelsächsischen Mönche, die Begleiter des hl. Bonifatius, drangen weit nach Norden und lichteten die Urwälder, und fränkische Missionare folgten ihrem Beispiele.[3] Der bayerische Schüler des Bonifatius, Sturm, drang dreimal mit seinen Gefährten in die Wildnis des buchonischen Waldes, ehe sie einen passenden Ort in Eichenlohe fanden. Bald schreckte die Nähe der Sachsen, bald die nahen Slawen, die ihnen wie Teufel erschienen. Gleich Kriegern, gleich Scharmännern, die die Marken schieden[4] und bannten,[5] traten die Mönche auf. Genau wie jene, gingen sie den Flußläufen in all ihren Verzweigungen nach und zogen Grenzen von Quelle zu Quelle; sie trugen Waffen und werden ausdrücklich als Kriegerschar bezeichnet[6] und ihre Zellen mit einem Lager, einer Herberge verglichen.[7] Unter den Händen der Mönche entstand bald eine blühende Oase. Wie am Abend, sagt ein alter Schriftsteller, zuerst nur wenige Sterne am Firmament sichtbar werden, dann aber immer mehr und mehr, bis schließlich der ganze Himmel davon übersät erscheint, so entstanden in unwirtlichen Gegenden Menschenwohnungen in kleinen und großen Ortschaften, in Dörfern und Städten.

---

[1] Dasselbe erzählt die Legende von dem späteren Bischof von Leon.

[2] Ep. 86; Will. v. B. 8 (24).

[3] Solche haben den Virngrund (Virgunnia) von Ellwangen ausgerodet, wie die vielen Orte auf roden, schwinden, zell beweisen. Ellwanger Jahrb. 1911 S. 24.

[4] Marcam scarire.

[5] Gleich den forestarii.

[6] Cuneus, turba, castrum, cohors contubernalium; v. Bonif. 5 (14); v. Galli 12, 14. Über das ferrum Sturms s. dessen vita 7, 8.

[7] Castra metati sunt, v. Bonif. 5. Zum Vergleich mit Markscheidern, suntelites s. Rübel 320.

# XXIV. Die Bekehrung der Germanen.

Die irischen Mönche fanden leichter Eingang in Süddeutschland, zumal bei den Alamannen, als fränkische Missionare, die auf ein großes Mißtrauen stießen, da sie aus dem Lande der fränkischen Bedrücker stammten. Ohnehin hatten die Germanen eine gewisse Vorliebe für alles Fremde, Ausländische. Schon die weite Wanderung erregte die Bewunderung und entflammte die Phantasie. Daher strahlten später die Pilgerinnen Ursula und Walburga im göttergleichen Glanze, und das Volk übertrug auf sie seine Vorstellungen von rauschenden Geisterheeren.

Die Missionare knüpften überall an die schon vorhandenen Keime des Christentums an, die zum Teil auf die römische Zeit, zum Teil auch auf gotische ostgermanische Berührung zurückgingen.[1] Wohin immer die Missionare auf einst römischem Boden kamen, stießen sie auf Reste von Christengemeinden nicht nur in Städten wie Konstanz, Augsburg, Regensburg, sondern auch auf dem Lande. Auf eine römische Anregung gehen wohl die Anlagen zurück, wo der Turm nicht in das Gotteshaus eingebaut ist, sondern für sich steht, und dann die Doppelkirchen mit einer Trennung von Tauf- und Mutterkirche: hier steht ein Taufhaus, gewöhnlich geweiht dem hl. Johannes, an einem Gewässer und in einiger Entfernung bis zu einer halben Stunde weit die Pfarrkirche, gewidmet dem hl. Laurentius, Maria und Petrus?

In die römischen Anfänge hatte sich aber viel Aberglaube eingeschlichen, die Grundlage war überwuchert von Unkraut und Schlingpflanzen, und das barbarische Christentum unterschied sich kaum vom Heidentum. So fand Kolumban am Züricher See Getaufte und Ungetaufte bei einem Bieropfer zu Ehren Wodans. Zu Arbon am Bodensee traf er einen Priester und zwei Diakone, und zu Bregenz ein Aurelienkirchlein dem Götterdienst geweiht. Kolumban weihte Wasser und besprengte den Tempel, während die Brüder Psalmen singend um ihn zogen, salbte den Altar, legte Reliquien hinein, deckte den Altartisch mit Leinwand und las die hl. Messe.

Stärkere Reste als in Rätien hatte das römische Christentum in Norikum hinterlassen, das länger römisch geblieben war. Zwei Hörige des hl. Rupert bemerkten auf einer Jagd in der Wildnis brennendes Licht und Wohlgeruch von Weihrauch und fanden, daß

[1] Durch Vermittlung der Goten waren die griechischen Ausdrücke Kirche, Pfinztag (Donnerstag), Pfingsten, Samstag, Pfaffe, Engel und Teufel zu den Westgermanen gekommen; auch die Wörter Taufe und Heide stammen aus dem Gotischen.

[2] Fastlinger, Oberb. Archiv I, 339.

das Grab des hl. Maximilian noch immer von römischer Zeit her gepflegt wurde. Neben dem hl. Rupert, dem Gründer des Bistums Salzburg, erscheint Emmeram, der Begründer der Regensburger, und Korbinian, der Stifter der Freisinger Kirche. Alle drei fränkischer Herkunft, um die Wende des siebten Jahrhunderts tätig, fanden an dem Herzog Theodo von Bayern eine kräftige Stütze. Die Bayern waren von jeher für westliche und südliche Einflüsse empfänglich. Der Herzog Theodo besaß zwei Söhne, von denen der eine den hl. Emmeram aus Gründen, die wir nicht mehr durchschauen, verfolgte und zu Tode foltern ließ.[1] Besser gesinnt war der zweite Sohn Grimoald, der viel auf Korbinian hielt. Als dieser eines Tages beim Herzog speiste, warf der Herzog wohl unbedacht seinem Lieblingshunde von dem Brote hin, das der Heilige eben gesegnet hatte. Da sprang dieser wutentbrannt auf, warf den Tisch samt den silbernen Tellern um und verließ den Saal. Grimoald, dadurch erschüttert, gab sogleich Befehl, das Burgtor zu schließen, damit der Heilige nicht entflöhe, und ließ nicht ab mit Bitten, bis jener versprach, wieder an seiner Tafel teilzunehmen.

Aus der Mönchsmission stammen die Orte, in deren Name eine Zelle oder Münster erscheint, während die eigentlichen Pfarrkirchen etwas entfernter davon liegen. Viele Kirchenpatrone weisen noch deutlich auf die irische und fränkische Mission hin, die ihre Verehrung verbreitete, z. B. Alban, Kolumban, Patricius, Dionysius, der merowingische Hausheilige, besonders aber Martin. Seltener ist der hl. Hilarius von Poitiers, Remigius von Reims, Medardus von Soissons, Lupus von Troyes Patron. Schon in ältester Zeit kamen Kirchen zu Ehren des Salvator, der Maria, des Petrus vor; dann verbreitete sich allmählich Michael, der hl. Georg, Moritz und die hl. Margareta im Anschluß an germanische Göttergestalten. Aus karlingischer Zeit stammen Alexander- und Gangolphkirchen.

Während Kolumban und seine Schüler nach dem Süden zogen, wanderten fast gleichzeitig römische Sendboten des Glaubens nach dem Norden, wo die Angelsachsen dicht neben den Briten und Iren noch im Heidentum verharrten, und erreichten, was den irischen Mönchen nicht gelungen war. Die Iren gehörten eben als Stammverwandte der Briten zu den Volksfeinden, und die römischen Missionare ermangelten nicht, auf ihre Sonderbarkeiten aufmerksam zu machen. In der Tat war ihre Kirche hinter der festländischen zurückgeblieben und hatte den Pelagianismus und Judaismus nicht ganz überwunden.[2] Ihre Gegner klagten sie an, daß sie die Leute

[1] Emmeram ließ sich als Verführer der Schwester Lantberts ausgeben, der ihm dann zurief: „Heda, Herr Bischof und Schwager".

[2] Der Ausdruck Reliquie bedeutet bei ihnen bloß einen Leichnam; daraus schließt Zimmer, sie hätten den Reliquienkult nicht gekannt, was sicher zu weit geht. Für Reliquien sagten sie Märtyrer, behandelten sie also als lebende Personen genau wie die Franken. R.-E. f. prot. Theol. X, 2 4.

zu rasch ohne genügende Vorbereitung tauften, so daß diese in ihrer Unwissenheit Heidnisches und Christliches miteinander verwechselten. Nun wehrten sich natürlich auch die Iren, vermieden jeden Verkehr mit den römischen Klerikern und ihren angelsächsischen Schülern und gingen, wie der Abt Aldhelm um 680 klagt, sogar so weit, daß sie nicht in derselben Kirche beteten und nicht an demselben Tische aßen (denn die Iren hielten sich an die fast jüdischen Speisegesetze des Ostens).[1] Die Überbleibsel von Speisen der Sachsen warfen sie gefräßigen Hunden und unreinen Schweinen hin; die benutzten Gefäße und Schalen ließen sie mit Sand oder Asche scheuern und entsühnen; sie boten dem sächsischen Kleriker weder Friedensgruß noch Bruderkuß, weder Waschwasser für die Hände, noch setzten sie ihm ein Becken zum Fußbad hin, vielmehr verlangten sie, wenn ein sächsischer Kleriker in ihr Land kam, daß er vierzig Tage Buße täte, ehe sie mit ihm in Verkehr träten.[2]

Als unter König Oswy der irische Klerus mit dem römischen stritt über das Vorrecht ihrer Gebräuche, schnitt der König ihren Streit ab durch die Entscheidung: „Petrus steht über Kolumban, er ist der Pförtner, mit dem ich mich nicht überwerfen will; denn wenn ich an die Türe des Himmelreiches komme und ich schlecht stände mit dem Schlüsselträger, so hätte ich keine Hoffnung hineinzukommen." Der hl. Petrus, Rom, Italien übten eine große Anziehung, eine wahre Zauberkraft aus. Die Angelsachsen pilgerten so zahlreich nach dem Süden, daß sie schon im achten Jahrhundert ein eigenes Haus zu Rom besaßen,[3] und daß viele Angelsächsinnen auf dem Wege hängen blieben.[4]

Die Ausbreitung des Christentums erfolgte unter anderen Umständen als im römischen Reiche. Die Glaubensboten traten nicht geheim, sondern offen auf und wandten sich nicht an die Unterdrückten der Gesellschaft, an Unfreie und Frauen, sondern an die Herrscher, verhießen ihnen Hilfe von ihrem Gott und stellten ihnen vor, wie die neue Religion den Menschen gut und gefügig, gehorsam und untertänig machte. Weil ich mir nun vorgenommen habe, erklärte ein norwegischer König, daß ich Alleinherrscher über Norwegen werde und alle anderen Könige unterwerfen will, die bisher mächtig und gewaltig waren, so will ich alles in dessen Schutz tun, der der Mächtigste ist und alles beherrscht; denn ich glaube als gewiß einzusehen, daß mir und anderen ein solcher Gott

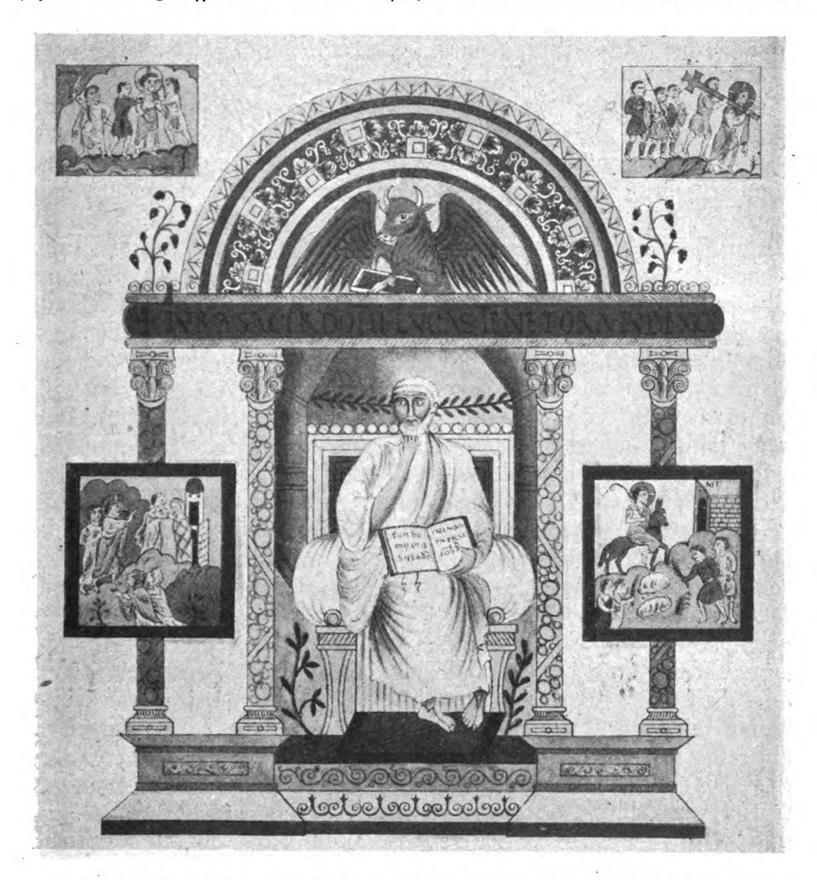
[1] Sie hatten aber doch so viel Rücksicht geübt, den Sachsen den Genuß des Pferde- und Hasenfleisches zu gestatten (Theodor. can. Greg. 144, 145; Wasserschleben 176), während das sonst mildere Rom gerade das Verbot des Pferdefleisches sehr kräftig aufrechterhielt.

[2] Aldh. ep. ad Gerunt.

[3] Schola Saxonum, später hospitale di S. Spirito in vico de Sassia.

[4] S. oben S. 179.

nicht helfen kann, der selber kein größeres Reich hat als einen Stein oder Hain.[1] So mußte auch der Prediger des Evangeliums mit Kraft und Herrlichkeit auftreten, Donnereichen umhauen, den Göttern persönlich gegenübertreten, gleichsam ein Ordale ausfechten, mußte Götzenbilder zerschmettern, den Speer gegen den Tempel schleudern, Flüsse und Seen entsühnen, den wilden Germanenbären



Evangelist Lukas aus der Bibel des hl. Augustin (Oxford, sechstes Jahrhundert). In den Seitenbildern Erweckung des Lazarus, Einzug, Verrat, Kreuztragung.

in Zwang und Bann zu halten wissen wie Gallus und Korbinian, den rosseverschlingenden Wodansdrachen erschlagen wie Magnus.

---

[1] Daher ehrten die Fürsten die Mönche: cum ab inerti et rudi populo parum iustam pontificibus venerationem haberi conspiceret, ipsis primum inter proceres locum perinde ac ducibus assignavit, auctoritatem honore concilians. Saxo Grammat. 11 (Holder p. 383) Bonif. ep. 63.

Da staunten die Heiden, daß ihre Götter sich gar nicht rührten. So hören wir vom Norden, wie ein Großbauer nach der Niederwerfung eines Torbildes sich über die Feigheit seines sonst so rachgierigen Gottes wunderte und ausrief: „Weil er sich selbst nicht zu retten vermag, glaube ich, daß er auch uns nimmer helfen kann." Vor dem hl. Gallus flohen die Berg- und Wassergeister und ihre Tiere, so daß die Bewohner schon jammerten, es fehlten ihnen nun die Jagdtiere. Als der hl. Gallus im Bodensee seine Netze wusch, rief ein Berggeist dem Wassergeiste zu: „Hilf mir, der Fremde hat mich vertrieben!" Dieser aber antwortete: „Ich kann ihm nicht schaden." Da machte Gallus ein Kreuz, und er hörte ein Stöhnen und Klagen der Geister auf dem Berge. Ein andermal tauchten vor seinem Diakon Wassernymphen nackt auf und warfen mit Steinen nach ihm, verschwanden aber auf das Fluchgebet des Gallus hin. Dann hörte sein Begleiter Hiltibold vom Himmelberge, einer Art germanischem Olymp, her ein Geheul und Gejammer mit der Frage, ob Gallus sich noch in der Wildnis befände. Dem friesischen Herzog Ratbod erschien im Traum ein Engel des Lichtes, ein goldenes Diadem mit schimmernden Steinen auf dem Haupte, mit goldgesticktem Gewande und versprach ihm, wenn er in der alten Religion verharrte, einen goldenen Palast von ewiger Dauer. Der christliche Lehrer könne keine solche Wohnung verheißen; von beiden Seiten solle man Abgesandte schicken, so wolle er sie sehen lassen. Dies geschah auch. Ein Friese und ein Diakon Wulframm folgten dem Rufe und schauten in abgelegener Gegend eine herrliche Ansiedelung, worin alles von Gold und herrlicher Schönheit glänzte. Nun zog aber Wulframm das Zeichen des Kreuzes, und die ganze Erscheinung löste sich in Nebel auf.[1]

Manche schwankten hin und her und zweifelten, wer mächtiger wäre, wer einen größeren Segen, mehr Glück verheißen könnte. Die christlichen Prediger konnten eben nicht ganz sicher irdische Güter in Aussicht stellen und mußten auf jenseitige Freuden und auf einen jenseitigen Lohn verweisen. Die Heidengötter waren eben doch viel erdhafter, weltlicher, Beherrscher der Welt und der Natur, und ihre Diener verhießen irdischen Segen, große Jagd- und Kriegsbeute, Fruchtbarkeit in Haus und Hof und ergiebige Ernten. Die Missionare wollten nun dahinter nicht zurückbleiben, taten, was sie konnten, und stellten die Himmelshelden vor Augen, einen Michael und Georg, die Drachentöter, die Kriegsmänner Martin und Moritz. In mehr als einer Schlacht hatte sich, wie man wohl wußte, Christus als siegreicher Helfer erwiesen. Von ihm ging auch Segen aus über Haus und Flur. Verglich sich doch Christus selbst mit einem Hirten und Sämann. Ein Freund des hl. Bonifatius bemerkte einmal, es sei doch auffallend, daß die

[1] V. Wulfr. 10, Mabillon a. III 1, 846.

Heiden in unwirtlichen Gegenden hungern und frieren, während die Christen schöne, fruchtbare Gegenden innehätten.[1] Schützer der Saaten und Hüter der Herden, erklärten die Mönche, hätten nicht nur die Heiden, sondern auch die Christen in Christus selbst, in Maria der Ährenfrau, in Martin, Leonhard und Walburg.

Wie alle alten Völker hielten die Germanen die Fruchtbarkeit für einen wesentlichen Zug an der Gottheit, verehrten deren Symbole in verschiedener Gestalt und erblickten namentlich in Frauen die Spenderinnen neuen Lebens. Nun stellten die Missionare wohl eine Verena, Walburg, Ursula, Ottilia vor Augen, aber diese Heiligen schienen nur ein schwächlicher, ungenügender Ersatz zu sein und machten auf leidenschaftliche Weiber keinen solchen Eindruck, daß sie den Verkehr mit den Göttern, den Truden, den Bilwisen so ohne weiteres fallen gelassen hätten. Die Götter waren eifersüchtig und duldeten kein Nebeneinander. Wollet ihr unsere Gunst wieder genießen, ließen die Götter den Schweden sagen, dann entfernet den Gott, dessen Lehre der unsern entgegengesetzt ist. Dann nehmen wir euren König in unsere Gesellschaft auf.[2]

Sooft eine Hungernot oder ein anderes Unglück einfiel, schoben trotzköpfige Heiden die Schuld auf die Christen, die in ihrer Mitte weilten, und verjagten die Priester.[3] Als in Schweden über das Haus eines Wikingers Unglück hereinbrach, forschte der Hausherr durch das Los nach der Ursache, und es kam ein christliches Buch zum Vorschein, das er geraubt hatte. Darauf band er das Buch an einen Zaun und ließ verkünden, wer es wolle, solle es haben. Darauf nahm es ein Christ voll Freude an sich. Die mächtigen Götter zu verlassen, schien den Germanen eine Treulosigkeit zu sein, ein Verrat an den Vorvätern, die ihnen angehangen. Lieber wolle er mit seinen Verwandten in der Hölle leiden, sagte der Friese Ratbod, als mit ein paar elenden Fremden himmlische Freuden genießen. Die ganze Sitte war verwachsen mit dem Heidentum, die ganze Flur, Haus und Hof erfüllt mit Göttern. Wer an vaterländischer Art festhielt, durfte die Götter nicht verlassen. Daher wiesen die Vorkämpfer gegen die Römer und die römische Kultur, die Sachsen, hartnäckig alle Bekehrungsversuche zurück. Als sich ein Stamm, die Brukterer, durch Suitbert gewinnen ließ, fehlte wenig, daß die Mehrzahl den Stamm ausgerottet hätte. Auf die Götter, lesen wir, setzten sie alle ihre Hoffnung und taten nichts ohne ihren Rat.[4] Welche Überwindung kostete es später, die alten Opfergelage aufzugeben zugunsten der christlichen Fasten und Sonntage![5]

---

[1] Bonif. ep. 23.
[2] Rimb. v. Ansg. 26 (43).
[3] Vita Ansg. 18 (24).
[4] Vita Sturmi 22; Rud. transl. Alex. 3; Fredeg. cont. 109 (19).
[5] Maurer, Bekehrung des norwegischen Stammes II, 274.

So hoch der Germane das Kreuz an sich schätzte, so widerstrebte ihm ein leidender Gott. Die Mönche wagten kaum recht von Demut zu sprechen, sie wußten nicht einmal das Wort in ein christliches Gewand zu hüllen. Zunächst übersetzten sie: Odmuot, d. h. leichtes Gemüt — Gemüt, Mut mußte dabei sein —, dann gerieten sie auf Diemuot, d. h. den dienenden Mut, den Knechtssinn. Der Ausdruck Niedertracht, der später aufkam, hielt sich nicht allzu lange. Eher ging immer noch Knechtssinn, Schalkssinn, der die treue Ergebenheit eines Dieners einschloß. Aus dieser Gesinnung heraus hätten, meinte Chlodowech, die Jünger doch nicht so feige sein und ihren Herrn verlassen dürfen, da er gebunden und gefoltert wurde.

Einen leidenden Gott kannte übrigens auch die germanische Götterwelt, nämlich den dahinsiechenden Frühling, einen Balder und Sigurd. Wenn gewisse Vermutungen nicht täuschen, begleitete die Sage, das Spell von Balders Tod die Opferfeier, diente gleichsam als Meßritual.[1] Das Weltleid, das Menschenelend lastete auch auf dem Gemüte der Germanen. So roh und barbarisch waren sie schon lange nicht mehr, daß sie kein Bedürfnis nach einem Ausgleich der Widersprüche des Daseins, nach einer Lösung der Welträtsel empfunden hätten.. Standen sie auch an Bildung hinter den Römern zurück und litten sie auch nicht am Kulturüberdruß, so fühlten sie nicht minder wie sie die Mißklänge des Lebens und dachten über den Zweck und die Ursachen der Erscheinungen nach. Als der Angelsachse Edwin seine Weisen im Witenagemot über das Christentum beraten ließ, tat ein heidnischer Priester den schönen Ausspruch: „Siehe, wie ich mir das Leben eines Menschen hienieden vorstelle im Vergleich zu der Ewigkeit, die vor uns ein Geheimnis ist. Wenn du im Winter mit deinen Hauptleuten und Dienern beim Mahle sitzest, brennt das Feuer inmitten des Saales, und es herrscht eine süße Wärme, während draußen Regen- und Windwirbel wüten, dann sieht man hie und da einen Sperling mit raschem Fluge den ganzen Saal durchflattern, einziehen durch die eine Türe und verschwinden durch die andere. Während dieses kurzen Durchfluges ist er geschützt vor der Wut des Sturmes, aber dieser heitere Augenblick hat nur die Dauer eines Blitzes, und bald deinen Blicken entschwebend, kehrt er vom Winter zum Winter zurück. So ist das menschliche Leben, es glänzt einen Augenblick, und wir wissen nicht, was ihm vorausgehen und was ihm folgen wird. Wenn uns daher die neue Lehre eine größere Sicherheit bringt, so verdient sie, daß wir sie annehmen."[2] Wenn Bischof Daniel von Winchester in einem Brief an Bonifatius rät, die Neugier der Zuhörer zu erwecken durch die Fragen, wie: „Hat die

[1] Kauffmann, Balder, Mythus und Sage S. 300.
[2] Beda, h. e. 2, 13.

Welt einen Anfang, oder ist sie ewig, wer hat sie geschaffen?"[1] so mußte er wohl wissen, daß auch Barbaren für derartige Fragen empfänglich seien. Immer und immer wieder erinnerten die Mönche in ihren Missions- und Bußpredigten an die Vergänglichkeit der Welt, die Nichtigkeit der irdischen Güter. „Bedenke," sagt Kolumban, „nicht was du bist, armer Mensch, sondern was du sein wirst: was du bist, ist ein Augenblick, was du sein wirst, ist immer; lobt dich die Welt, dann siehe zu, wem du nachtrachtest; warum strebst du nach dem, was niemals flieht?"

---

## XXV. Religiöse Wechselwirkungen.

Wo immer die Missionare auf germanischem Boden auftraten, war das Heidentum erschüttert, durch fremde Einflüsse vom Süden und Osten verändert. Dies zeigt sich am deutlichsten gerade da, wo es sich am zähesten erhielt, bei den Nordgermanen. Wie wir eben sahen, beschäftigten sich schon die heidnischen Priester mit den tiefsten Lebensfragen und verrieten eine Lebensanschauung, die der christlichen nahe steht. Auf der anderen Seite erhielt sich aber das Christentum auch nicht rein; es vermischte sich zu allen Zeiten mit fremdartigen Bestandteilen bis in die neueste Zeit herein, trotz aller Überwachung, um wievielmehr zu einer Zeit, wo die Einheit und Reinheit sich schwer bewahren ließ! Die großen Missionare waren viel mehr Erneuerer, Reformatoren als Bringer einer ganz neuen Gotteskunde. Das Heidentum hatte eben auch eine ganz zähe Lebenskraft und nistete sich immer wieder ein in der Gestalt dunklen Aberglaubens und Irrwahnes.

Ganz offen pilgerten die Bauern zu alten Offenbarungsstätten der Götter, zu heiligen Hainen und ehrwürdigen Bäumen, zu Seen und Quellen, zu Felsen und auf lichte Höhen und brachten ihre Opfer dar.[2] So erzählt Gregor von Tours von einem Bergsee, die Bauern hätten alle Jahre Linnenzeug, Schafpelze, Käse, Wachsfladen, Brot in den See geworfen, auf Wagen Speise und Trank

---

[1] Ep. 23.

[2] De sacris silvarum quae nimidas (nemeta Haine) vocant und de his quae faciunt super petras; endlich de sacrilegiis per ecclesias i. s. 5. 6. 7. Ut arbores daemonibus consecratae, quas vulgus colit, et in tanta veneratione habet, ut nec ramum vel furculum inde audeat amputare, radicitus excidantur atque comburantur; lapides quoque, quos in ruinosis locis et silvestribus daemonum ludificationibus decepti venerantur, ubi et vota vovent et deferunt, funditus effodiantur; atque in tali loco proiiciantur, ubi nunquam a cultoribus suis inveniri possint; Conc. Namnet. 758; Mansi 18, 172.

herbeigeführt, Tiere geschlachtet und drei Tage geschmaust.[1] In Schwaben warfen sie, um die Quellengeister zu beruhigen, Brot oder Getreide hinein und begossen bei Rodungen, beim Schwenden die Wurzelstücke mit Wein und Getreide.[2] Bei Benevent umritten die Langobarden einen Baum, von dem die Haut eines geopferten Tieres herabhing, und warfen reitend rückwärts die Speere nach der Haut. In der Nähe von Rouen umschwärmten die Bauern den in einem Baumstrunk hausenden Gott, bis Walarich ihn umhieb.[3] In Deutschland feierten die Bauern ihre Pferdeopfer noch auf Kirchhöfen, ebenso in England, und selbst Papst Gregor der Große wagte nicht, es rundweg zu verbieten. Nicht dem Teufel, sagt er, mögen die Neubekehrten Tiere opfern, sondern zum Lobe Gottes, zu ihrer eigenen Speise Tiere schlachten. „Weil sie immer noch viele Ochsen bei dem Gottesdienst zu schlachten pflegen, muß ihnen auch diese Sache zu irgendeiner religiösen Feierlichkeit umgewandelt werden, damit sie am Tage der Kirchweihe oder des Geburtsfestes der heiligen Märtyrer, deren Reliquien dort niedergelegt werden, sich Hütten oder Lauben rings um die Kirchen, die aus Götzenhäusern umgewandelt sind, von Baumzweigen machen und mit religiösen Gastmählern die Feierlichkeit begehen". In Armenien mußten die Priester die ihnen als Oblationen geschenkten Tiere schlachten und den Armen verteilen.[4] Nun geschah das vielfach im Heiligtum selbst, was die trullanische Synode verbot. Genau so hören wir auch vom Westen, daß die christlichen Priester Böcke und Stiere segneten, wie Bonifatius sagt, zu Ehren der Götter.[5] Noch in der Karolingerzeit weihten die Priester den Sudkessel, um den sich die Biergilden versammelten.[6]

Die Johannesminne, Stephans-, Martins- und Gertrudenminne war eine schlecht verhüllte Erinnerung an Götterhuldigungen. Ganz deutlich nennt Cäsarius diese Minnefeiern Götzendienste, um so mehr, als heidnische Tänze und Gesänge oft unter der Vorhalle der Kirche sich damit verbanden und als Tiere geschlachtet wurden.[7]

---

[1] Gl. conf. 2.

[2] Dicta Pirmini bei Caspari, Anekdota S. 172.

[3] Boll. Feb. III., 139; Ap. I, 21.

[4] Synode von Dovin 527 c. 28, S. oben S 102 Note 1.

[5] Pro sacrilegis itaque presbyteris, ut scripsisti, qui tauros et hircos diis paganorum immolabant, manducantes sacrificia mortuorum, habentes et pollutum ministerium ipsique adulteri esse inventi sunt et defuncti, ep. 80; vgl. Synode von Auxerre 585 c. 3.

[6] Karl der Große verbot: Et istas coniurationes, quas faciunt per sanctum Stephanum, aut per nos, aut per filios nostros, prohibemus. Et praecipimus, ut episcopi vel abbates non vadant per casas miscendo; M. G. Cap. 1, 64.

[7] Serm. 265 f, 295. Sonderbar ist das Dreimännerkollegium s. 294. In sanctis festivitatibus . . . isti miseri homines, qui balationes et saltationes ante ipsas basilicas sanctorum exercere non metuunt nec erubescunt, etsi christiani ad ecclesiam venerint, pagani de ecclesia revertuntur; quia ista consuetudo balandi de paganorum observatione remansit. Caesar. s. 265 n. 4.

Gregor von Tours verwirft es als Aberglauben, aus dem Fluge der Vögel die Zukunft zu erforschen, berichtet aber getreulich alle Zeichen, Himmelserscheinungen, Stürme, erwähnt über Gräber flatternde Tauben und nimmt das von Karl dem Großen später verworfene Buchorakel in Schutz und meint, man habe durch das Aufschlagen der Hl. Schrift oft den Willen Gottes erforscht. Man legte nämlich gerne Bücher der Hl. Schrift auf die Gräber der Heiligen, schlug sie nach vorausgegangenem Beten und Fasten auf, um ein Orakel zu finden.[1] Auch andere Theologen verteidigten die Gottesurteile, der hl. Thomas sogar das Losurteil.[2] Die Byzantiner beobachteten stürzende Säulen, zerrissene Gewänder und Mißgestalten. Ein bayerisches Konzil erwähnt als ein erlaubtes Gottesurteil das Stabsagen, obwohl ihm vermutlich ein unsittlicher Gedanke zugrunde lag; nun trat an Stelle desselben die Kreuzprobe. Die Wasser- und Feuerprobe verrät deutlich einen Zusammenhang mit der heidnischen Anschauung, daß im Feuer und Wasser sich die Götter offenbaren.

Den Götterwillen bezwingt der Mensch nach alter Anschauung durch Gaben, Opfer, Gebete und Gebärden, durch alles, was die Götter erfreut. Auch davon rettete sich unter christlicher Hülle mehr als zuträglich war. Wie den Göttern warfen schon im römischen Reiche viele den Heiligen Kußhände zu, schmeichelten ihren Bildern, verbeugten sich vor ihnen und schleuderten ihnen, wenn sie nicht zu Willen waren, tödliche Beleidigungen entgegen. Denn die Heiligen hielt das Volk für launisch und glaubte, daß sie manchmal zürnen und Schaden zufügen. Sogar der hl. Eligius drohte dem hl. Kolumban, da er einen Diebstahl in seiner Kirche nicht verhinderte: „Wenn du das Gestohlene nicht wiedererstattest, werde ich die Tore deiner Kirche mit einem Dornhaufen verrammeln.“[3] Das Volk griff bald zu Reliquien, bald zu Zaubermitteln, und mit diesem Geschmack rechneten die Reliquienhändler und hielten beides nebeneinander feil. So zog der Diener eines Bischofs von Tarbes mit einem Reliquienkreuz umher, aber statt der Reliquien enthielt sein Sack Maulwurfszähne, Mäuseknochen, Bärenfett. Da wurden bald eherne Schlangen, bald eherne Ratten gegen das Ungeziefer ins Feld geführt,[4] noch lieber aber Götterpuppen um die Flur getragen. In der Gestalt von Weihgeschenken und Opferfiguren drangen sogar heidnische Sinnbilder in die Kirchen ein und wurden

Nullus Christianus neque ad ecclesiam, neque in domibus, neque in trivos, nec in nullo loco ballationes, cantationes, saltationes, iocus et lusa diabolica facire non presumat. Mimaricias et verba turpia et amaturia vel luxoriosa ex ore suo non proferat. Dicta Primini ed. Caspari An. 176.

[1] H. F. 2, 37; 4, 16; 5, 14; dagegen Konzil von Orleans 511 c. 30; M. G. Cap. 1, 64 (789).

[2] S. Th. 2. 2, qu. 95 a. 8; vgl. III. Band 59.

[3] V. El. 30 (Migne 87, 503).

[4] Greg 8, 33; 9, 6.

Schlangen- und Drachenfiguren, Zauberbilder, Trudenfüße, Geschlechtsglieder und ihre Symbole oft als unscheinbare Zierstücke an Portalleibungen und an den Füßen und Köpfen von Säulen angebracht, aber christlich gedeutet und durch Hinweise auf Legenden und Bibelstellen gerechtfertigt.[1] Privathäuser waren voll von solchen Fetischen, besonders von Brotformen, Teigfiguren, die, wie noch später ihre Namen zeigen, deutlich mit Göttergestalten zusammenhängen, z. B. Grittebenze, Beingrattel, Finsemänner, Fochezer, Hanselmänner.[2] Götterpuppen aus Leinwand, Wachs, Holz standen noch lange auf Gesimsen, an Herden als Vertreter der Hausgeister, wurden gebadet, gespeist, umhergetragen.[3]

Zahllos waren die Zauberformeln. Nach Cäsarius kannten die Bewohner der Rhonegegend Formeln gegen Schlangenbisse und Krankheiten an Vieh und Menschen, Formeln, die Diebe an das Tageslicht zwingen, und sie vertrieben mit Rauch und Geschrei die Dämonen.[4] Viele diese Formeln haben sich bis heute erhalten. Sprüche gegen Kopfweh, gegen Krampf, gegen Schlangenstich, Ungeziefer und Viehräude. Eine Formel zur Heilung eines lahmen Rosses lautet: „Phol und Wodan fuhren zu Holz (ritten auf die Jagd). Da ward dem Rosse Balders sein Fuß verrenkt; da besprach es Sintgund und Sunna, ihre Schwester; da besprach es Freja und Volla, ihre Schwester; da besprach es Wodan, der sich wohl darauf verstand. Sei es Beinverrenkung, sei es Blutverrenkung, sei es Gliederverrenkung: Bein zu Bein, Blut zu Blut, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien." Bei den Angelsachsen erscheint dieser Spruch bereits ins Christliche umgedeutet: „Der Herrgott ritt, sein Pferdchen glitt, er sprang ab, setzte es wieder zurecht, setzte Glied zu Glied, Bein zu Bein, Sehne zu Sehne. Heim im Namen des Heiligen Geistes!"[5] Ein anderer deutscher Spruch sollte Kriegsgefangene durch zauberische Fernwirkung befreien; er lautet: „Einst setzten sich hehre Frauen (Idisi) auf die Erde nieder. Einige hefteten Hafte, einige hemmten das Heer (der Feinde), einige klaubten an

[1] Z. B. „Du wirst über Schlangen dahinschreiten und Drachen zertreten." Ps. 90. Solche merkwürdige Figuren finden sich an der Jakobskirche in Regensburg und im Dom zu Freising vor dem Grabe des hl. Korbinian, dessen Ende vielleicht mit dem seltsamen Martyrium des hl. Emmeram verwechselt wurde, und in der Nähe der Reliquien des sonderbaren Nonnosus. Die Mandragora wurde ebenfalls christlich gedeutet.

[2] S. S. 200; III. Band 39.

[3] Si quis ad fontes aut arbores vel lucos votum fecerit, aut aliquid more gentilium obtulerit, et ad honorem daemonum comederit; si nobilis fuerit, solidos sexaginta; si ingenuus, triginta, si litus, quindecim. M. G. Cap. 1, 69. Membra ex ligno facta in trivios et ad arboribus vel alio nolite facire neque mittere, quia nulla sanitate vobis possunt prestare; dicta Pirmini bei Caspari S. 175.

[4] Migne 39, 2239, 2269, 2272.

[5] Ähnlich ist der Blutsegen verchristlicht, der in einer langobardischen Handschrift steht (s. III, 61).

den Fesseln (der Gefangenen) herum: entfliehe den Haftbanden, entfliehe den Feinden."

Im Angelsächsischen erhielt sich ein Zaubersegen gegen Hexenstich und Hexenschuß. Die Hexen reiten mit Walküren durch die Luft wohlgerüstet und schleudern Gere. Der Feind erwartet sie unter der Linde: „1. Laut waren sie, ja laut, als sie über den Hügel ritten, sie waren hochgemut, als sie überland, d. h. durch die Luft ritten. Schütze du dich nun, wenn du ihrer Feindschaft entgehen willst: heraus, kleiner Speer, wenn du drinnen bist. 2. Ich stand unter der Linde unter dem lichten Schilde, als die mächtigen Frauen ihr Heer ordneten und sausende Gere sendeten. Ich will ihnen ein anderes zurücksenden, ein fliegendes Geschoß, von vorn entgegen: heraus, kleiner Speer, wenn er drinnen ist. 3. Es saß ein Schmied, schlug ein kleines Sax, ein Schwert stark im Verwunden: heraus, kleiner Speer, wenn du drinnen bist. [Für den Fall, daß dieses kleine Messer seinen Zweck verfehlt, werden auch andere Waffen geschmiedet.] 4. Sechs Schmiede saßen, Todesspeere schafften sie: heraus Speer, sei nicht drin, Speer." Nun folgt die eigentliche Beschwörung: „Wenn hier innen ist Eisens Teil, der Hexen Werk (der Hexenschuß), es soll schmelzen. Fliege hin in die Wildnis. Sei im Haupte Heil."

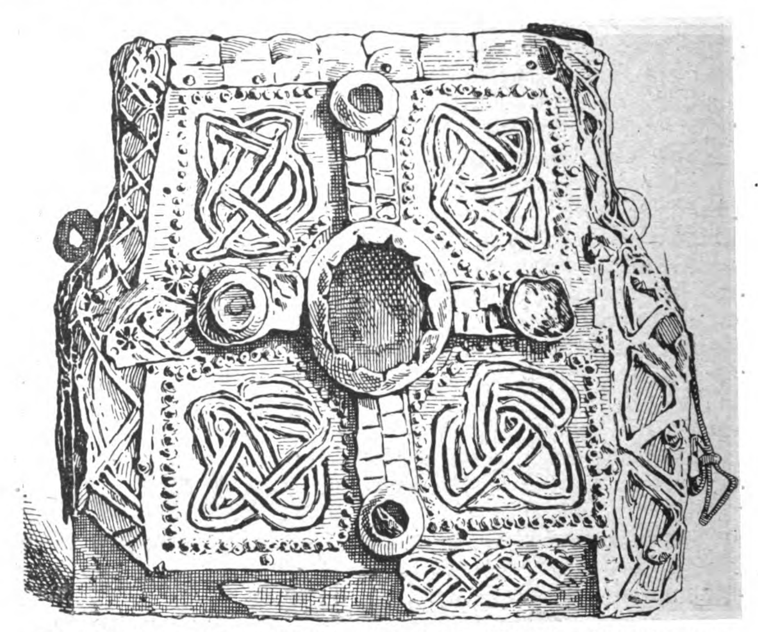
Die Hexen, in denen nach dem Volksglauben die bösen Geister selbst sich verleiblichen, überdauerten alle Stürme der Jahrhunderte. In Byzanz hielt man keine Geringere als Theodora für eine Hexe, die im Lemurenheer einherfuhr und das Herz Justinians bezaubert hatte.[1] Die Hexenküche, worin weise Frauen Zaubertränke brauen, erwähnt schon das salische Gesetz. Hexen und Wettermacher hatten einen sicheren Stand, der Kirche und dem Staat zum Trotz;[2] liefen doch Geistliche selbst zu ihnen und versuchten ihrerseits manchmal die Zauberer zu spielen. Nach Gregor VII. hielt das Volk Priester für Zauberer und Wettermacher.[3]

Um Unwetter zu erzeugen, streuten die Wettermacher Asche in die Luft, genau wie es Moses nach Anordnung Gottes bei einer der ägyptischen Plagen getan hatte. Hier liegt eine dem gewöhnlichen Gange der Dinge entgegengesetzte Beeinflussung vor. Auch das Heidentum oder wenigstens der spätere Aberglaube zeigt sich beeinflußt durch christliche Vorstellungen; nur liegt die Beeinflussung im dunkeln.

Die Dreizahl und Neunzahl betrachteten die Völker schon lange als heilige Zahl, aber ihre auffallende Bevorzugung in dieser Zeit hängt doch wohl mit christlichen Ideen zusammen. Ziu, Wodan und Donar, die Genien der Mittwoche, oder Thor, Wodan und

[1] Proc. h. arc. 12; dazu Quinisextum 61.
[2] Die Lex Visigoth. 6, 2, 3 spricht von malefici et immissores tempestatum, qui quibusdam incantationibus grandinem in vineas messesque mittere perhibentur. L. Sal. 67.
[3] Ep. 10, 4.

Holla waren eine heilige Dreiheit.[1] In einem schwedischen Tempel, den Adam von Bremen beschreibt, standen Thor, Odin und Frikko. Im Aureliakirchlein zu Bregenz betete, als Kolumban mit Gallus dahin kam, das abergläubische Volk drei eherne und vergoldete Götzenbilder an und „brachte ihnen mehr Gelübde dar als dem Schöpfer der Welt".[2] Nach der Sage haben oft Riesen und Teufel beim Baue der Kirchen geholfen, und die Sage scheinen die Riesenbilder, Drachen- und Schlangenfiguren zu bestätigen, die am Fuß und Kopf der Pfeiler und an Wänden angebracht sind. In den nordischen Tempeln stößt an ein Langhaus ein halbrunder Anbau,



Reliquienschrein von St. Bonnet-Avalouze mit Trudenfuß. Siebtes bis achtes Jahrhundert.

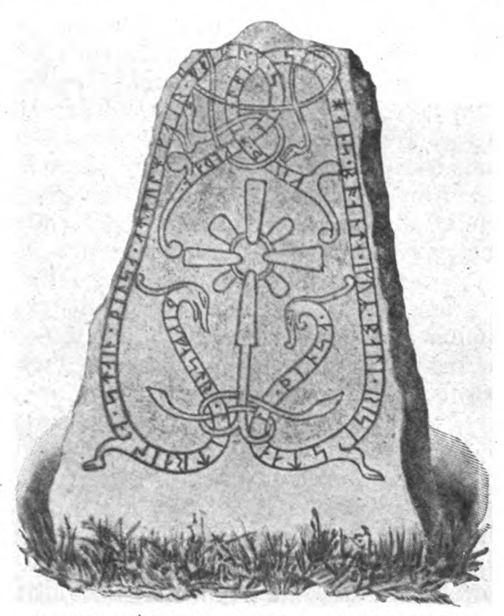
eine Art Chor, wo der Opferstein oder der Opferkessel stand und wohl ein Ring lag, auf dem man Eide schwur. Das Langhaus diente zum Opferschmause. Der Unterschied von einer christlichen

[1] Donar = Jupiter, Wodan = Merkur (wednesday, mercredi), Holla = Venus. Merkwürdig ist das Dreimännerkollegium. Caes. s. 294.

[2] Vielleicht waren es die Muttergöttinnen, Einbet, Warbet, Wilbet. Kolumban warf sie in den Bodensee. Nach einer volkstümlichen Sage braust der Bodensee im Sturm auf, wenn es im Wettersee in Schweden stürmt. Das Volk dachte offenbar an eine geheimnisvolle Verbindung zwischen der Götterheimat im Norden und dem Bodensee, worin die Götzen lagen. Umgekehrt soll der Wettersee Blumen auswerfen, wie sie am Bodensee wachsen.

Kirche war nicht allzu groß. Auf nordenglischen Kreuzen sind Hämmer und Zangen, Vogel- und andere Tierköpfe und Jagdzüge, Engel mit Vogelköpfen, Hundsköpfen dargestellt. Solche Figuren wurden aus Holz gebildet und damit Wagen und Schiffe geziert.[1] Da reihen sich auf Steindenkmalen um den Lebensbaum das Kreuz, Wildschweine, Wölfe, Raben und fährt auf dem Lebensschiffe statt Petrus, wie ihn Katakombenbilder darstellen, ein heidnischer Schmied, Regin, Wölundr, Wieland mit dem Hammer. Die Grabmäler enthalten neben heidnischen Zeichen christliche Wünsche: „Tochter mein, ruhe"; „Wohne in Ruhe, meine Schwester, mir lieb."[2] So lief alles durcheinander.

Ganz unzweifelhaft verrät die nordische Mythologie, wie sie in die Edda verflochten ist, christlichen Einfluß, vor allem in der Gestalt des Frühlingsgottes Balder, dann in Odin und Thor. Thor, der Beschützer des Ackerbaues, stieg zum obersten Gotte empor; er trat zuletzt nach der Sage Christus selbst gegenüber und forderte ihn zum Zweikampfe, aber Christus schlug sich nicht mit ihm. Er erlegte den Mitgarddrachen, der an die Paradiesschlange erinnert, fiel aber selbst im Kampfe. Odin, der Gott der Weisheit, den Saga und Mimir belehrten, stieg auf die Erde herab, wandelte von Hof zu Hof, die Menschen die Runen, d. h. die Geheimnisse zu lehren, kehrte als Gott auch bei Christen ein und lehrte sie die Weisheit. Von Feinden an den Weltbaum, an die Weltesche aufgehängt, litt er neun Nächte, verwundet durch den Speer, von den Menschen, die nicht wissen, aus welchen Wurzeln er wuchs. „Man bot mir kein Horn noch Brot zur Labung; nach unten spähte mein Auge, ächzend



Runenstein aus Upland. 12. Jahrh. „Tingfast errichtete diesen Stein nach Hulmgeir seinem Vater; Gott helfe seiner Seele . . ."

---

[1] Bugge, Die Wikinger 179.
[2] Stein von By und Opedal, ebda 59.

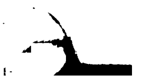
hob ich, hob aufwärts die Runen, zu Boden fiel ich alsbald. Den Trank erlangt' ich des trefflichen Metes, aus Odreirs Inhalt geschöpft (Wundertrank).[1] Zu gedeihen begann ich und bedachte zu werden, ich wuchs und fühlte mich wohl; ein Wort fand mir das andere Wort, ein Werk das andere Werk."[2] Wenn man bedenkt, daß der Weltbaum sich nahe mit dem Kreuze berührt, drängt sich der Vergleich mit Christus auf. Noch näher liegt dieser Vergleich bei dem „weißen Christus", bei Balder, dem stellvertretenden Dulder, dem Urbilde des idealen Königs, der sich für sein Volk dahingibt. Balder, der Leuchtende, die strahlende Siegfriedgestalt, erlag dem Tode, von Loki, dem Satan des Nordens, durch den Mistelzweig getroffen, und er wurde auf einem mächtigen Holzstoß mit seinem Roß und seiner vor Leid gestorbenen Gattin verbrannt. Alle Götter, alle Asen versammelten sich und beweinten seinen Tod. Da sprach Hel, die Göttin der Unterwelt: Wenn alles ihn beweine, so solle er zum Leben zurückkehren; da beweinte ihn alles, nur Loki nicht, den die Götter zur Strafe für seine Untat mit eisernen Fesseln in der Höhle banden. Dort wendet er sich so gewaltig, daß die Erde zittert, er bleibt dort bis zur Götternacht. — Das erinnert genau an die christliche Erzählung von der Fesselung des Teufels auf tausend Jahre. Am Weltenende kämpft mit Loki Heimdall, eine dem Balder verwandte Gestalt, und beide vernichten sich gegenseitig.

Die Weltvergehung und Weltentstehung beschäftigte viel die germanische Phantasie, auffallend viel, da sonst die heidnische Religion sehr wenig Anregung bot. Es mag ja sein, daß nicht unmittelbar christliche Gedanken einwirkten, die Einwirkung kann viel weiter zurückgehen auf die Berührung der Ost- und Nordgermanen mit dem Morgenland. Die Wöluspa (die Kunde von der Wala) läßt die Welt nicht wie andere Ursagen von selbst aus dem Nichts entstehen. Nach ihr sitzt ein Dreifaltiger (Thrivaldi) Wodan, Wille, Wuh, der Hochheilige auf dem Richterstuhle. Er wägt die Schöpfung und weist den Gestirnen ihre Bahn. Im Anfang gab es weder Sand noch See, nicht Wogen, nicht Erde, nur eine gähnende Kluft; die Kluft füllte sich im Norden, im Niflheim, mit Eismassen, im Süden, im Muspelheim, mit heißem Feuer. Als die heiße Luft das Eis erreichte, begann es zu schmelzen, und es entstand ein den Menschen ähnliches Gebilde: Ymir, der Urstoff. Aus Ymirs Fleisch war die Erde geschaffen, aus dem Blute das brausende Meer, die Berge aus dem Gebein, die Bäume aus den Haaren, aus dem Schädel das schimmernde Himmelsdach.

Die Erde als großen Menschen zu denken, setzte viel Phantasie voraus; viel näher lag es, sie als jungfräuliche Mutter Adams

[1] Odreirstrank ist dem Somatrunk der Indier vergleichbar; er begeistert Götter und Dichter.

[2] Golther, Germ. Mythologie S. 348.



vorzustellen, wie mittelalterliche Dichter noch im Anschluß an die Kirchenväter sie schilderten,[1] oder den Menschen aus allen Grundstoffen (Luft und Feuer, Wasser und Erde) nach der Lehre großer Naturphilosophen hervorgehen zu lassen. In diesem Sinne erklärt eine altfriesische Quelle die Erschaffung des Menschen also: „Gott schuf den ersten Menschen Adam aus acht Stoffen: das Gebein aus dem Steine, das Fleisch aus der Erde, das Blut aus dem Wasser, das Herz (die Seele) aus dem Winde, die Gedanken (das Gehirn) aus den Wolken, den Schweiß aus dem Taue, die Haare aus dem Grase, die Augen aus der Sonne. Dann blies er ihm den heiligen Geist ein und schuf Eva aus seiner Rippe, Adams Freundin."[2]

In der Edda hauchen Dreigötter zwei Bäumen Ask und Embla das Leben ein. Die Seele gab Wodan, den Verstand Häner, die Farbe Loge. Der Sitz des Menschen ist der Mitgard, der zwischen dem Asgard und dem Niflheim und Utgard schwebt. Die Welt ragt empor wie ein mächtiger Baum, dessen Wipfel das Himmelszelt, dessen Stamm das Mittelreich und dessen Wurzel das Höllenreich bildet. Dieser Weltbaum ist die Esche Yggdrasil, d. h. das Pferd des Fürchterlichen, das Pferd Odins oder der Galgen Odins; der Galgen hieß nämlich altgermanisch das Pferd und das Kreuz deshalb auch Christi Pferd. Yggdrasil erinnert deutlich an den Kreuzesbaum der Sage, der wie der Lebensbaum des Paradieses in die Unterwelt hinab- und in den Himmel hinaufreicht, dessen Zweige die ganze Welt überschatten. Der Lebensbaum trägt Äpfel, die den Menschen verjüngen; die nämliche Kraft haben nach der nordischen Sage die Idunsäpfel, Edenäpfel, die die Götter genießen, wenn sie anfangen zu altern; dann werden sie wieder jung. Wer aber von Hels Äpfel genießt, der muß sterben. In der Hel, im Niflheim, im Nebelreich, wo die Nornen, die Wanen, Alben und Zwerge hausen, da liegt das gleißende Gold, das die hohen Asen wie die Menschen verführt. Der Drache hütet das Gold, und wer es gewinnt, der verfällt dem Teufel. Die Hel, die Tochter Lokis, ist schwarz und unersättlich und hat einen gähnenden, gaffenden Rachen gleich dem Wolfe; ihre Schüssel heißt Hunger, ihr Messer Gier, ihr Lager Krankenbett und ihr Bettuch bleiches Unglück, ihr Knecht heißt Gangschwer.

Gute Geister sind die Asen, die Einherier, Fylgiur, weibliche Schutzengel. Gute Menschen steigen zum Lichtreich empor, die Bösen zur Hel herab, aber nicht für ewige Zeiten; denn auch die Götter sterben. Ihr Reich endigt im Muspilli, im Ragnarok. Ihr Ende, die Götterdämmerung, schildern die Dichter genau, wie die Christen den Weltuntergang. Das Verderben steigt unheimlich, Krieg

---

[1] Germania VII, 477.
[2] Richthofen, Friesische Rechtsquellen 211 (Emsiger Recht zu Groningen).

und Krankheit vernichten die Menschen. Da kommt allerlei Unheil, Schneegestöber und Winde ohne Aufhören. „Beilzeit, Schwertzeit, es bersten die Schilde; Windzeit, Wolfzeit, ehe die Welt versinkt — nicht einer der Menschen wird den andern schonen." Da naht der große Schlachttag und ertönt Heimdalls schallendes Horn. Die Weltesche erbebt, die höllischen Mächte brechen los, Loki und Fenrir und die Asen, die seligen Götter, erheben sich von ihren Himmelssitzen. Auf einem weiten Gefilde kommen die beiden Heere zusammen und vernichten sich gegenseitig. Nun erhebt sich der Weltbrand; die Erde sinkt ins Meer, Dampf und Feuer sprühen auf, und die heiße Lohe bedeckt den Himmel; eine neue Erde taucht empor, und ein neues Göttergeschlecht tritt die Herrschaft an. Von den alten Asen leben nur Balder der Gute und seine Freunde weiter; über allen thront Allvater, und mit ihm wohnen die Seelen aller Rechtschaffenen, tief unten im Nebelreich aber die Bösen. Treten schon hier die christlichen Anschauungen deutlich hervor, so überwiegen sie im deutschen Muspilli.

## XXVI. Dichtung und Kunst der Merowingerzeit.

Trotz der christlichen Einflüsse und Gedankenkeime behielt die Dichtung noch lange einen heidnischen Charakter. Für die Dichtung war eben das farbenreiche Heidentum und seine bunte Mythologie viel anregender als eine schlichte Gottesreligion mit ihren ernsten strengen Vorstellungen; es belebte die Einbildungskraft und regte sie zu neuen Mythen an. Unwillkürlich knüpfte daher die Heldendichtung, das Epos, an mythische Vorstellungen an, das Epos war aber in jener Zeit wo nicht die ausschließliche, so doch die vorherrschende Dichtungsart. Waren doch die Sänger in der Regel selbst Helden oder wenigstens Gefolgsleute von Fürsten.

Göttergleich strahlten die Hauptthelden, die Lieblinge des Volkes, ein Beowulf, ein Sigurd, Siegfried. Sie ringen alle mit dunklen Gewalten, mit feindlichen Mächten, besiegen sie, gehen aber doch schließlich an ihnen zugrunde, da sie das Böse doch nicht ganz zu überwinden vermögen. Diese feindlichen Mächte sind entweder wilde Tiere, in Drachen verwandelte Götter, Naturgewalten oder Geister oder menschliche Gegner von ebenbürtiger Größe. Die Helden fesseln nach der Beowulfsage Geister und erlegen Riesen. Im Norden nimmt die feindliche Macht Wassernatur an und erscheint als Meerdrache, der den Helden in der Hirschburg das Blut aussaugt. Mit großen Opfern besiegt den mächtigsten Drachen Beowulf, aber er unterliegt doch zuletzt in dem harten Kampfe.



In der Geschichte Beowulfs spielt die Frau keine Rolle, Beowulf liebt nicht und wird nicht geliebt, er stirbt unvermählt und hinterläßt keine Erben. Er hat etwas nordisch Herbes und Hartes an sich. Wer zur See hinstrebt, heißt es im Gedicht, hat an nichts anderem eine Freude als an des Ozeans Gewühl. Er hat keinen Sinn für die Harfe noch für die Spende der Ringe, setzt nicht an ein Weib seine Wonne noch an die Welt seine Freude. Ganz anders greifen die Frauen ein in das Leben Sigurds, des strahlenden Frühlingshelden, den die vielverbreitete Nibelungensage umwebt.

Ein Sonnen- und Frühlingsgott wie Balder, aus dem Dunkel geboren, der die Erdgöttin aus den Fesseln des Eises, von dem Winterdrachen befreit, gewinnt er große Schätze und verbreitet sie über die Erde, aber die Brautzeit mit der Erde ist kurz. Rasch welkt der Gott und welkt die Göttin dahin. Im Dunkel liegt Sigurds Heimat; Helge, sein Doppelgänger, stammt aus dem Glasewald, dem Schlummerberg des Winters, der auch den Namen Holdaberg oder Venusberg trägt. Sigurds Mutter ist die Tochter des Schläferers im Schwabaland. Seine Braut, die Erdgöttin Brunhilde, schläft umgeben von lohenden Flammen und Dorngestrüpp und sträubt sich gleich einer Walküre, einem Schildmädchen mit mächtiger Brünne, gegen die Vermählung. Nur wer durch die Lohe und das Gehege dringt und ihren Bruder Fafnir, den Drachen, die Schlange, den Lindwurm tötet, der das blinkende Gold hütet, vermag sie zu erringen. Wegen ihrer gleißenden Farben galten die Schlangen als Schatzhüterinnen. Aber auf dem Golde, auf den Schätzen der Erde, auf dem Nibelungenhort, den die Zwerge dunklen Göttern abgenötigt, liegt ein schwerer Fluch; ihr Besitz kostet den, der sie erringt, das Leben. Die Erdnacht, Nebelnacht der Nibelunge, Gibichunge, Hundinge, Hunnen, umnebelt[1] den Sinn und verdüstert das Herz. Sigurd trinkt den Zauberbecher des Vergessens, verläßt Brunhilde, heiratet die Göttin des Nachsommers Kudrun oder Krimhilde, die düstere Schwester der Schwarzalben, der feindlichen Macht, mit der er sich eingelassen. Gunnar, der dunkle Gott des Winters, in welchem der falsche Loki und der blinde, dunkle Hödur, der Hitze- und Wintergott, in eins verschmolzen sind, entführt Brunhilde. Sigurd verfällt dem Verhängnisse. Brunhilde und Kudrun waschen einmal zusammen nach späterer Sage ihr Haar im Rheine; Brunhilde geht höher hinauf am Strome, damit das Wasser, das aus Kudruns Haar rinne, nicht an ihr Haupt komme, weil sie doch einen besseren Mann habe. Sie streiten über den Wert ihrer Männer wie Hallgerd und ihre Nebenbuhlerin,[2] und im Zorne entdeckt Kudrun, daß Sigurd für Gunnar durch das Feuer geritten und den Ring mit ihr gewechselt habe. Brunhilde

---

[1] Das Waltarilied hieß die Franken nebulones, darin hat man eine Anspielung auf die Nibelungen erkennen wollen (?).

[2] S. oben S. 195.

geht schweigend heim. Sieben Tage liegt sie ohne Schlaf und Speise, auf Unheil sinnend. Sie stiftet Hagen, den Dorn, den Winterdorn an, Sigurd zu töten. Der Dorn leistet, was in der Baldersage die Mistel. Balder träumte einst, es drohe ihm Gefahr; da nahmen die Asen der ganzen Natur den Schwur ab, sein Leben zu schonen, übersahen aber die junge Mistel. Das erfuhr Loki und trieb den blinden Hödur, den Wintergott, an, mit der Mistel auf Balder zu schießen. Die Mistel tötet den Balder (wie Hagen Sigurd) an einer einzig verwundbaren Stelle. Brunhilde will Sigurd nicht überleben; sie läßt acht Knechte und fünf Mägde töten, ersticht sich dann selbst mit dem Schwerte und wird zugleich mit Sigurd auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Brunhilde blieb eine volkstümliche Gestalt und wurde fast wie eine Göttin verehrt. Schlösser und Türme, Wege, Felsen, Brunnen und Gräber tragen ihren Namen, Brunhildestraße, Brunhildebrunnen, Brunhildehäuser, bei Frankfurt sogar ein Brunhildebett.[1]

Mit dem Tode Sigurds und Brunhildes endet der Mythus noch lange nicht. Nach echt germanischer Weise beginnt jetzt die Zeit der Familienrache, der Blutrache, und diese bringt Taten hervor, wie sie auf slawischem Gebiete, wohin spätere Bearbeiter die Sage verlegen, wohl vorkamen. Die überlebende Kudrun (Krimhilde) reicht rachedürstend einem mächtigen König Atli vom „Hunnenland" ihre Hand, den es ohnehin gelüstet nach dem Golde Sigurds. Atli lädt Sigurds Mörder zum Mahle, tötet sie und fällt dann selbst durch die Hand seiner Gattin. Kudrun, eine wahre Teufelin, legt Feuer an den Saal und springt in den See.

In seiner ursprünglichen Gestalt verrät die Sigurdsage deutlich einen Zusammenhang mit dem Göttermythus, dem Naturmythus. Mit der Zeit drängten sich aber immer mehr geschichtliche Erinnerungen ein. Die Sänger versetzten die Geschichte aus dem Nebelreich auf die grüne Erde und verwoben darein geschichtliche Vorgänge aus der Völkerwanderungszeit, die Hunnenkämpfe, den Untergang der Burgunder, setzten an Stelle Atlis den Attila und priesen ihn als einen milden, freigebigen König, an dessen Hof sich Ritter und Sänger aller Länder versammelten. Dem gleichen Sagenkreis gehört das Lied von Walter und Hildegunde und das Hildebrandslied an.

Den Hunnen hatte, meldet die Sage, der Burgunderkönig Herrich seine einzige Tochter Hildegunde als Geisel stellen müssen, der Westgotenkönig den Walter und der Frankenkönig den Hagen. Alle drei Geiseln tun sich im Hunnenreiche hervor, sehnen sich aber doch nach der Heimat und sinnen auf Flucht, vor allem Hagen, dem seine Pläne zuerst gelingen. Walter, der sich im Felde auszeichnet, trifft eines Tages in der Königsburg Hildegunde, die

[1] M. G. ss. 13, 395.

Schaffnerin und Schatzhüterin, die ihm schon in seiner Jugend verlobt war, und bittet sie um einen Trunk. Während ihm Hildegund den Becher reicht, berührt er ihre Hand, drückt sie zum Zeichen der Liebe, ähnlich wie Authari die der Theudelinde, und sucht sie zur Flucht mit ihm zu überreden; sie zaudert anfangs und meint, es sei ihm nicht Ernst, zuletzt wirft sie sich ihm zu Füßen und gibt sich ihm zu eigen. Darauf eröffnet er ihr seinen geheimen Plan, er wolle die Hunnen zu einem Gastmahle laden, sie mit Wein übersättigen und ihre Trunkenheit zur Flucht benutzen.[1] Der Plan gelingt, beide fliehen, reichlich mit Lebensmitteln und Schätzen versehen, und kommen nach vierzig Tagen an den Rhein in die Nähe von Worms. Der Fährmann, der sie über den Rhein setzte, erzählt von den beiden am Hofe zu Worms dem König Gunter und dem schon früher entflohenen Hagen. Hagen erkennt sogleich, um wen es sich handelt, und macht Gunter auf die Schätze aufmerksam, die das Paar mit sich führt. Gunter meint, es sei das Gut, das einst die Hunnen ihm raubten. Mit ihren Mannen reiten Gunter und Hagen den Flüchtlingen nach, die in einem Felsenwinkel an einem Passe ruhen, und fordern ihre Schätze heraus. Walter bietet hundert Armringe (Baugen), aber die Franken geben sich damit nicht zufrieden, und Walter muß mit neun Helden Gunters Einzelkämpfe bestehen, ermuntert von Hildegunde, die sich benimmt, wie es einem echten deutschen Weibe geziemt. Nachts verschanzt sich Walter in einer Höhle und muß andern Tags mit Gunter und Hagen selbst fechten und hält auch ihnen stand. Todmatt ruft Walter schließlich aus: O Hagen, Hagedorn, du bist nicht dürr, sondern frisch und kräftig. Nachdem keiner unterlegen, versöhnen sich die Gegner, Hildegund verrichtet Arztesdienst und verbindet die Wunden, worüber die drei Helden mutwillig scherzen. Walter zieht nach Aquitanien und lebt lange als wackerer Held.

Außer Walter und Hagen hielten sich am Hofe der Hunnen nach der Sage, die die Geschichte bestätigt, noch zahlreiche Geiseln und Flüchtlinge auf, darunter Dietrich von Bern (Theoderich). Dietrich hatte vor Otacher (Odoaker) oder Ermanrich bei den Hunnen eine Zuflucht gesucht und sein treuer Waffenmeister Hildebrand ihn mit Hinterlassung eines kleinen Söhnleins dahin begleitet. Nach langen Jahren kehren die Verbannten mit den Söhnen Etzels, Scharf und Ort, in ihre Heimat zurück. An der Grenze Italiens stellt sich dem Hildebrand Hadubrand entgegen, den er bald als seinen Sohn erkennt; er war inzwischen zu einem tapferen Jüngling herangewachsen. Deshalb will der Vater den Kampf vermeiden und bietet ihm Armringe an, der Sohn aber in seinem jugendlichen Ungestüm und seiner hitzigen Leidenschaft faßt dieses Anerbieten als eine Beschämung auf und spricht: „Mit dem Ger soll man Gabe

[1] Ähnlich wie Attalus S. 182.

empfangen, Spitze wider Spitze; du bist ein alter schlauer Hunne, der mich berücken will mit Worten, um mich dann gewisser mit dem Speere zu töten. Die Seefahrer über den Wendelsee haben mir sichere Kunde von Hildebrands Tode gebracht." Umsonst sucht Hildebrand den ungestümen Sohn zu beruhigen und sagt wie entschuldigend, Hadubrand bedürfe wohl kaum seiner Ringe, er sei ja schon reichlich versehen und er diene ohne Zweifel einem reichen und freigebigen Herrn, er solle sich einen andern Kämpfer aussuchen. Hadubrand will nichts wissen und besteht auf dem Kampf, der Vater klagt über das Geschick, daß ihn entweder sein Sohn töten solle oder er seinen Sohn. Darauf stürzen sie aufeinander los, zuerst mit den Eschenlanzen, dann mit den Schwertern. Der Sohn erliegt nach hartem Kampfe, und der Vater jammert an seiner Leiche.

Dietrich, eine Lieblingsgestalt der Sage, verdrängte im späteren Mittelalter Siegfried, bei dem das mythische Element stärker hervortrat. Auch Dietrich entbehrt nicht aller mythischen Züge; er hatte einen feurigen Atem, und sein Tod glich nicht dem der anderen Menschen. Geister entführten ihn, man weiß nicht wohin, und nach dem Tode bis an den jüngsten Tag muß er wie in seinem Erdenleben mit schlimmen Feinden kämpfen. Sein Herrschersitz, die Rabenstadt,[1] erinnert an die Raben Wodans, denen die Helden zu fressen geben. Als siegreicher Kämpfer gegen Riesen und Drachen fürchtet er sich auch nicht, vor den stärksten Mann seit Adamszeiten, den Riesen Sigenot, zu treten. Aber der Riese schlägt den Helden zu Boden und wirft ihn in einen hohlen Fels, wo kein Licht hineinscheint und ihm eine Nacht unter Würmern wie dreißig Jahre vorkommt. Dort klagt Dietrich zu Gott seine Not, und Gott schickte ihm seinen Meister Hildebrand, der Dietrichs gutes Schwert findet, den Riesen tötet und Dietrich befreit.

Bis zum Rheine drang Dietrichs Ruhm und erweckte den Neid der Königin Seeburg, die den Ehrgeiz des jungen Ecke anstachelte. Ein Riesenjüngling mit Ortnits goldner, unverletzbarer Brünne, glaubt Ecke den Dietrich leicht überwinden zu können, den er zu Trient aufsucht. Die ganze Nacht durchfechten die Gegner und erhellen sie mit ihren funkensprühenden Streichen; als die Waldvögel mit ihrem Gesang den Tag begrüßten, da übertönte ihren Gesang des Ecken Brünne und sein Helm Hiltegrim, die von Hieben widerschallen. Ecke wird besiegt und seiner goldenen Brünne beraubt. — Viele edle Helden scharen sich um Dietrich, aber auch falsche, nämlich Wittich und Heime, die zu seinem Gegner Ermanrich überliefen und ihn im Kampfe gegen ihren früheren Herrn unterstützen. Für diesen, für Dietrich zieht der junge Alphart zur Fehde aus, ohne auf die Warnungen seiner Frau und Schwägerin zu hören.

---

[1] Von Ravenna (Raben).

Er verrichtet nun wohl Wunder der Tapferkeit, tötet viele gegen ihn gesandte Männer, so daß Ermanrich bittere Tränen vergießt und dem viel Gold verspricht, der den Kampf wagen würde. Da bietet sich Wittich an, wird vom Rosse gestoßen, stellt sich aber tot, bis sein Genosse Heime zu seiner Hilfe erscheint. Nun fallen beide gegen Kampfessitte über Alphart her und durchstechen ihn. „Pfui ihr ehrloses Paar“, ruft er im Sterben. Als Dietrich gegen Ermanrich zum Kampfe zog, hinterließ er seinen Sohn und die zwei Söhne Etzels zu Bern (Verona) in treuer Hut. Aber die Knaben leidet es nicht in der Feste, sie ziehen hinaus und verirren sich im Herbstnebel. Da stößt Wittich auf sie und schlägt sie mit dem Schwert Mimung. Inzwischen hatte Dietrich in der Rabenschlacht gesiegt. Als er nun nach Bern zurückkehrt, sieht er die Toten am Wege liegen. Da fällt er klagend auf die Erde, rauft sich die Haare aus, weint Blut, wünscht sich den Tod und verfolgt Wittich spornstreichs; so eilig ist sein Ritt, daß sein Roß Falke von Blut trieft und Feuer von den Hufschlägen sprüht; er selbst glüht vor Zorn, so daß ihm sein Harnisch weich wird. Beinahe hatte er Wittich erreicht, nahe am Meeresstrande; nur noch eines Roßlaufes Weite liegt zwischen Beiden, da eilt die Meerminne Waghild, Wittichs Ahnmutter, zu seiner Beihilfe herbei und nimmt ihn samt seinem treuen Roß Scheming zu sich in den Grund des Meeres.

Dietrich strahlt im Zauber südlichen Lebens, und der Glanz des italienischen Kulturbodens übt seine Rückwirkung auf die volkstümliche Geschichte des großen Helden; man denke an den Rosengarten Laurins![1] Wie ganz anders stellt sich der welsche Zaubergarten Laurins unserem Auge dar als das neblige Zwergreich Alberichs in der Nibelungensage! Die Nibelungenzwerge hüten fluchbringende Schätze, tiefe Trauer liegt auf ihrem Golde, ein nordischer Nebel umgibt ihr Gebiet. Laurin aber, der strahlende Bergkönig, hütet die schönste Jungfrau Similte; sein Rosengarten, der mit einem Seidenfaden und Goldpforten umzäunt ist, verbreitet weit in die Ferne den feinsten Duft, aber wer sich erkühnt, in die goldenen Pforten einzudringen, muß Hand und Fuß lassen. Laurin trägt auf dem Haupte eine leuchtende Goldkrone, weithin strahlt von Gold und Edelstein seine Rüstung und schimmert in fünfzig Farben; ein wunderbarer Gürtel, den er trägt, gibt ihm die Stärke von zwölf Männern. Alle erliegen vor ihm, nur Dietrich wird nach heftigem Kampfe seiner Herr, und er wird mit seinem Dienstmann eingelassen. Da umfängt sie die Pracht der von den schönsten Edelsteinfarben schillernden Berghöhle, und Saitenklang schmeichelt um ihr Ohr; Gesang und Tanz erheitern die Helden beim Mahle. Alle diese Genüsse und ein betäubender Zaubertrank berauschen sie, und

[1] Ein anderer Rosengarten liegt bei Worms in den Rheinlanden.

sie verfallen der Bestrickung der Zwerge. Nur mit Hilfe der Jungfrau Similte gelingt ihre Befreiung.

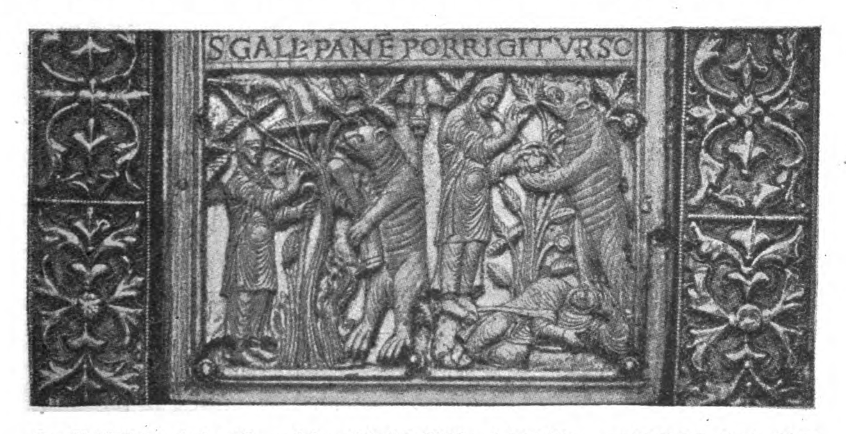
An die Heldensage schloß sich die Tierfabel an und begleitete sie gleichsam als ihr Schatten. Sie hatte die nämliche Bedeutung wie in Griechenland die Komödie, die der Tragödie auf dem Fuße folgte, um die gewaltige Erregung des Herzens in eine heitere Stimmung aufzulösen. Zwischen Tier und Mensch verschob die Phantasie leicht die Grenzen. Die Tiere empfingen Namen, die sie den Menschen näher rückten, und Menschen Tiernamen: Wulf, Wulfila, Wölfchen, Hraban, Rabe, Sigiram, Siegrabe, Isanpero, Eisenbär, Eburgrim, Eberhelm, Arno, Adler, Arnhild, Adlerkrieg usf. Die Nordgermanen benannten ihre Raubschiffe meist nach der das Vorderteil zierenden Figur Drachen, Geier, Wisent, Goldbrust, Buchtentier, Wunschmaid, Eisenrand, Holzsack.[1] An erster Stelle stand der Bär, der Brun, Braun, der Wolf und Fuchs. Der Wolf ist ein grausamer Räuber, der sich leicht betören läßt, sein Eisenhelm (Isangrim) verengt seinen Geist; namentlich umgarnt ihn der Fuchs, der Rotkopf, der Ratstarke, Raginhart, Reinhart, der Falsche. Sein Tun ist um so verwerflicher, da er als Neffe in einem heiligen Verwandtschaftsverhältnis zum Wolf steht. Daher fügte einer dem anderen einen strafbaren Schimpf zu, wenn er ihn einen Fuchs schalt.[2] Diese und andere untergeordnete Tiere, den Eber, den Dachs, den Hirsch, verwickelte die Phantasie in Geschichten, nachdem ihr die Göttermythologie entzogen war.

Die erste Spur der Tierfabel begegnet uns bei den Franken, deren Wesen sie besonders zusagte und entsprach; man erinnere sich an Chlodowech, der Fuchs und Wolf zugleich war.[3] Bei Fredegar erzählt ein Bischof von Mainz dem König Theuderich folgende Bauernfabel, wie er sie heißt:[4] Als der Wolf einmal auf den Berg stieg und seine Söhne zu jagen begannen, sprach er zu ihnen: „Soweit eure Augen zu sehen vermögen, habt ihr keine Freunde, nur wenige von euerem Geschlechte halten zu euch", so etwa steht auch Theuderich da. Um jemand zu warnen vor einem Feinde, der eine Falle stellt, erzählte der Franke die Geschichte von einem Hirsch, der sich durch wiederholten Schaden, den er erlitten, doch nicht warnen läßt, bis er endlich seinen Feinden erliegt: da findet sich, daß er kein leibliches Herz, d. h. kein Organ der Gedanken besitzt, und so erklärt es sich, daß er frühere Kränkungen rasch vergißt. Ganz antik klingt eine Tierfabel bei Gregor von Tours: eine Schlange kriecht in ein Weingefäß, trinkt sich darin so an, daß sie nicht mehr herauskriechen kann. So entdeckt sie der Herr des Hauses und spricht: Speie zuerst aus, was du getrunken hast,

[1] S. S. 313.
[2] S. S. 188 N. 2, S. 231.
[3] S. S. 73.
[4] Rustica fabula; Fred. chronic. 4, 38 (ad ann. 612).

und du kannst frei abziehen. Dieser Schlange, meint die Fabel, gleichen ungetreue Diener, die sich bereichert haben. Ähnlich hatte ein römischer Kaiser davon gesprochen, daß er die Schwämme wieder auspressen müßte, die sich in den Provinzen vollgesogen hätten.

In den Tieren, namentlich in den einsamen Waldgängern erblickten die Germanen Symbole und Organe göttlicher Wesen, und die Glaubensboten bestätigten diese Auffassung und lehrten, die wilden Tiere und die Ungeziefer, Mäuse, Ratten, Heuschrecken, seien Diener des Teufels, ja der Böse selbst verkörpere sich in ihnen. Andere dachten aber milder, brachten den Bekehrten eine bessere Auffassung bei und zwangen die Tiere in ihren Dienst. Wer die Heiden bekehren wollte, mußte auch Tiere bändigen. Der Bär, der germanische König der Tiere, unterwarf sich einem Kolumban, Gallus, Korbinian. Der hl. Kolumban ging eines Tages mit einem Buche in die Tiefe eines Vogesenwaldes; da sah er plötzlich ein Rudel Wölfe von der Tiefe des Waldes her auf sich zukommen.




Der hl. Gallus und der Bär nach dem Elfenbeintäfelchen des Tutilo, neuntes Jahrhundert. Links befiehlt Gallus, gekennzeichnet durch den Abtstab (cambuta), dem Bären, einen Holzklotz in das seitwärts lodernde Feuer zu werfen; rechts spendet Gallus dem Bären zum Lohne einen Brotring und befiehlt ihm, Menschen und Tieren nicht zu schaden. Der am Boden scheinbar schlafende Diakon Johannes warf sich, wie die Legende weiter berichtet, gleich nachher vor seinem Herrn nieder und pries seine Macht.

Kolumban blieb unbeweglich stehen, die Wölfe nahmen ihn rechts und links in ihre Mitte, beschnüffelten den Saum seines Gewandes, während der Furchtlose in der Stille Gott um Schutz anrief; sie taten ihm kein Leid an, verließen ihn und streiften weiter durch den Wald. Ein andermal fand er eine tiefe Höhle und darin einen ganz zahmen Bären auf seinem Neste liegen; auf sein Geheiß aber entfernte er sich und überließ dem Heiligen die dunkle Wohnung. Oft, wenn er unter dem Schatten alter Eichen ausruhte, rief er die Waldtiere zu sich herbei, liebkoste sie mit Zärtlichkeit, und gar oft flogen die Vögel spielend um ihn her oder saßen ruhig auf

seinen Schultern. Vor allen hatte ein Eichhörnchen sich ihm angewöhnt; es hüpfte behend von den Baumästen zu Kolumban herab, verbarg sich im Busen des Heiligen und schwang sich dann wieder auf die nächsten Zweige hinauf. Ein Rabe stand ihm so zu Willen, daß er, folgsam dem Befehl seines Herrn, den Handschuh wieder zurückstellte, den er ihm vorher schelmisch davongetragen hatte. Andern Heiligen hütete ein Bär die Schafe, bewachte eine Schlange den Garten und gruben Geister ihn um.[1]

Wie stark die Tierwelt die Phantasie beschäftigte, beweist am besten das Überwiegen des Tierornamentes in der Baukunst und Buchmalerei; es belebt die Sockel und Kapitäle der Säulen, die Schriftinitialen und Randarabesken, wogegen die Pflanzenformen zurücktreten. Die Ornamentik beherrscht alles, Tier- und Pflanzen-, ja sogar Menschengestalten wurden nur in Umrissen wiedergegeben und als Zierstücke behandelt; die Künstler strebten nicht nach Naturwahrheit. Als den hl. Paulinus von Nola sein Freund Sulpitius Severus, der Lobredner des hl. Martin, um sein Bild bat, schlug jener die Bitte ab, weil ein Bild doch nur seine sinnliche Erscheinung einseitig vor die Seele geführt, die Hauptsache aber, sein geistiges Wesen, in den Hintergrund gedrängt hätte. Wenn er durchaus ein Bild haben wolle, schrieb Paulinus, so solle er das durch die Phantasie geläuterte Erinnerungsschema dem Maler entwickeln, vorstellen, der dann doch wohl Umrisse zu zeichnen vermöchte.[2] Die Umrisse, dachte Paulinus, müßten genügen; denn in der Form liege die Seele eines Erdenwesens, und stimmt darin mit dem Naturmenschen überein. Die Urzeit beginnt mit dem Abstraktesten und Verständigsten, mit der echt menschlichen, nicht aber naturartigen Linie und dem Punkt, mit den am wenigsten konkreten Formen. Aber um so lebhafter ist die Phantasie. Mit der regen Phantasie eines Hysterischen schaut der Naturmensch hinter den Linien und Punkten die volle konkrete Gestalt und empfindet die Armut und Steifheit nicht, die wir darin finden. Ähnlich ist es in der Dichtung. Ein paar Züge zeichnen eine Gestalt, eine Handlung, aber um so kräftiger ist die Wirkung. Wer in einen einzigen Ton, in einen einzigen Zug die ganze Kraft seiner Seele legt, wirkt um so gewaltiger. Der Gesang gleicht einem Schrei, das Lied einem Ausruf. Statt gegliederter Einzelheiten tritt uns eine wirre brennende Masse entgegen, nicht das Einzelne, sondern das Ganze wirkt. Gewisse Grundtöne wiederholen sich dabei öfters.

[1] Mittelst liegen gelassener vangae; Greg. dial. 1, 3; 3, 14, 15, 16.

[2] Gratias autem Domino, quod perenni magis et vivente pictura imagines nostras in tabulis putribilibus neque caeris liquentibus, sed in tabulis carnalibus cordis tui pinxit, ubi nos impressos et animae conformatos non solum istic, sed etiam in aeterno seculo individua semperque praesenti contemplatione conspicies. Hic etiamsi tantus amor est, visibilia quoque captare solatia, poteris per magistras animi tui lineas vel imperitis aut ignorantibus nos dictare pictoribus memoriam illis tuam, in qua nos habes pictos (ep. 8).

Der Reim und die Alliteration, der Stabreim, ist echt germanisch, er erinnert an die symmetrischen Verzierungen der bildenden Kunst.

Das Linien-, Schnur-, Band- und Flechtornament reicht in die Urzeit aller Völker zurück und hat hier Vielfach symbolische Bedeutung.[1] Durch Verschlingung, Hinzufügnug von Rosetten, Scheiben, Sternen entsteht ein großer Reichtum von Formen, die frühe unter orientalischen Einfluß gerieten. Mit der primitiven Form verbanden sich Elemente einer überreifen Kultur, die keltischen und germanischen Kunstübungen verschmolzen mit der spätrömischen Kunst, so daß man oft im Zweifel ist, ob einheimische oder eingeführte Typen vorliegen. Ursprünglich fehlen dabei alle Figuren, keine Pflanze, kein Blatt, keine Tiergestalt unterbricht die rein technische Linie, es fehlt jedes naturalistische Element. Allmählich kommen schemenhafte Tiere hinzu, Vögel und Vierfüßler von ein und derselben Gestalt, vom siebten Jahrhundert an die Schlangen. Die Folgezeit unterschied die Tiere noch deutlicher, das Pferd und das Schwein, Gans, Schwan, Habicht und Adler. Das Pflanzenornament tritt noch sehr vereinzelt auf. Wie der sogenannte Attilaschatz beweist, blühte der Völkerwanderungsstil besonders am Pontus und an der unteren Donau bei den Goten. Bei den Langobarden in Oberitalien zeigen sich schon deutliche Anklänge an das christliche Altertum, namentlich in den symbolischen Gestalten der Vögel, Pfauen, Fische, Kreuze, Weinstöcke. Einfacher ist die merowingische Kunst, sie beschränkt sich auf die oben gekennzeichneten Ornamente, Kreise, Dreiecke, Rauten, Zickzacke, Spiralen, verwendet aber sehr reichlich Gold, Edelsteine, ein eigenartiges, netzartiges Filigran und das Zellenemail. Während die Byzantiner sorgfältig geschliffene Steine in kunstvolle Kassettenfassung einbetten, löten die merowingischen Künstler ungeschliffene Steine auf Gold- und Silberplättchen und biegen diese an den Seiten um oder legen Golddraht als eine Art Schnur um den Rand oder bergen die Steine in Kapseln. Das Zellenglas, das den Raum zwischen den großen Steinen ausfüllt, verteilt sich über unregelmäßige Felder, die durch starkes und rohes Drahtemail gebildet werden. Im allgemeinen bevorzugen die Künstler die konzentrische und Schachbrettform.

Diese Kunst diente weltlichen und geistlichen Zwecken, erscheint an kirchlichen Geräten, Kelchen, Reliquienschreinen, Altären, an Fibeln, Gewandnadeln, Gürtelschnallen, Zierscheiben. Die La-Tène-fibeln zeigen reiche Formen, Armbrüste und Vögel verschiedener Art. Während aber die Römer die Taube und den Pfau bevorzugten, kommen jetzt auch Tiere mit stark gekrümmtem Schnabel, Falkenarten auf, die auf die Falkenjagd hinweisen. Außer ihren Metallgeräten ließ die Kirche auch ihre Bücher, ihre Gewebe in diesem Stile künstlerisch verzieren. In der Weberei leisteten sogar die

[1] Vgl. Kultur der alten Kelten und Germanen 26, 27, 57, 62.

Angelsachsen so Bedeutendes, daß das englische Werk, opus anglicum, selbst in Italien einen Namen hatte.

Mehr als in der bildenden Kunst waren die Germanen in der Baukunst auf römische Vorbilder angewiesen. Allerdings bevorzugten sie den Holzbau. Daher hören wir im neunten und zehnten Jahrhundert von Kirchen, deren Wände der Holzwurm zerfraß, deren Säulen wichen und die nur die wunderbare Hilfe von Heiligen rettete. Der Eichenholzbau mit Rohbedachung hieß schottisches Werk (opus scoticum), die Verwendung von Bruchsteinen, Kieseln und Mörtel gallisches Werk (mos gallicanus), die Bekleidung mit Ziegel- und Bruchsteinen fränkisches Werk (opus francigenum), der Quaderbau römisches Werk — römisches Werk, obwohl auch die Römer viel Ziegel und Holz verwandten, sowohl im Norden wie in Italien. Sprechende Zeugen dieser Bauweisen sind die vielen ungeschlachten großen Eisennägel aus römischer und frühmittelalterlicher Zeit, die jede Altertumssammlung zieren.[1] Aus der Römerzeit erhielt sich die Kenntnis des Kalkbrennens, des Mörtels, der Ziegelbereitung, des Steinbehauens, der Meßschnur und des Lotes, und Vitruv und Claudian dienten zur theoretischen Unterweisung. Der Kirchenbau knüpfte an den Basilikenstil an; nur versuchte er die flache Decke durch die Wölbung zu ersetzen. An Stelle der schwierigen dekorativen Gliederung des Bauwerkes behalfen sich die Baumeister mit einfachen Mitteln, um die einförmigen Bauflächen zu unterbrechen, verwendeten abwechselnd Bruch- und Ziegelsteine, bei Fenstereinfassungen und Gurtbändern verschiedenfarbige Backsteine und versuchten abwechselnde Lagerung. Die Mönche setzten dem Ostchor ein Westchor für das Volk entgegen und schmückten die Märtyrergräber mit Baldachinen und Bildnereien. Die Mauerfläche belebten farbige Darstellungen, die sich mit der Zeit zu bemalten Legenden erweiterten. Große Ansprüche an die Kunst erhoben die Gläubigen in der Regel nicht. Daher konnte sogar ein fränkischer Königssohn, der Bruder des dichtenden Chilperich, sein Brot mit Kirchenmalen verdienen. Aber die flüchtigen Erzeugnisse einer solchen Schnellmalerei sind längst entschwunden. Nur das Beste hat sich erhalten, farbenprächtige Wand- und Buchmalereien und Mosaiken voll tiefer Leuchtkraft.[2]

---

[1] Ganze Säcke von Nägeln erwähnt schon Gregor, h. F. 5, 4. Vgl. Greg. M. ep. 12, 21.

[2] Greg. h. F. 736; Ruricii ep. 1, 12 (vitriarius); 2, 15.

# XXVII. Der hl. Bonifatius.

Eine ungemein strenge Lebensauffassung hinderte einen Mann wie Bonifatius nicht, sich um die Kunst und Dichtung seiner Zeit anzunehmen. Allerdings sind es zunächst nur kirchliche Bücher und Kunstwerke, um die er sich bemüht. Er bittet und erhält aus England biblische Schriften und Kommentare, die Werke Bedas und Gregors des Großen, er läßt sich Altartücher, Teppiche, Glocken und andere Kunstgeräte für die Kirche schicken. Einmal gibt er den Auftrag, die Briefe des hl. Apostels Petrus in goldenen Buchstaben ausführen zu lassen, damit er durch dieses Prachtexemplar den ungebildeten Zuhörern Ehrfurcht vor den Heiligen Schriften einflößen könnte und selbst die Briefe dessen, der ihn gesandt, stets vor Augen hätte. Da er an Augenschwäche litt, konnte er eine kleine Schrift nicht leiden. Die Hauptsache war freilich immer der Inhalt, der Gedanke, aber die Form wurde nicht ganz vernachlässigt. Wie aus vorhandenen Resten zu schließen ist, entbehrte keines der kirchlichen Geräte und Bücher des kostbarsten Schmuckes; das Beste hielt man eben für gut genug. Bonifatius selbst sah auf eine schöne Form seiner Briefe und wählte gerne den Reim und Rythmus. Die hl. Lioba schrieb ihm einmal, er möge ihre Briefe verbessern und ihr einige freundliche Worte zugleich als Stilmuster zusenden, sie hätte zu ihm Vertrauen wie zu keinem andern Sterblichen. Sie fügt noch einige nach dem metrischen Unterricht Eadburgas gebaute Hexameter bei, die einen Segenswunsch für Bonifatius enthalten und die er beurteilen soll. Ein wahrhaft idyllisches Bild: Bonifatius in den dunklen Wäldern Germaniens die Verse der angelsächsischen Nonne prüfend.

Wynfreth, der Mann guter Fügung, Bonifatius, wie er sich selbst später nannte, war um 680 geboren und hatte unter dem Abt Aldhelm, dem berühmten Dichter, Sinn für höhere Bildung sich erworben. Aber stärker als das Bildungsbedürfnis bewegten ihn sein Glaubensdrang und Glaubenseifer. Er war ein vollkommener Mönch; nichts, was die Jugend lockt, hatte Macht über ihn; ein glühender Eifer nach Seelen erfüllte sein Herz. Dieser Eifer trieb ihn in die Ferne, zuerst nach Friesland, dann nach Deutschland. Aber in der Ferne gedachte er immer seiner Heimat und seiner englischen Freunde. Ich freue mich, schreibt er nach langer Trennung, über die Vorzüge und das Lob meines Volkes, betrübe mich über seine Sünde und Schande. Als Wirkungsfeld wählte er vorübergehend Friesland und Thüringen und wandte sich dann, gestützt auf päpstliche und königliche Vollmachten, nach Hessen, wo er Amöneburg als Pflanzstätte für Geistliche und Mönche

gründete. Im Jahre 722 zu Rom zum Bischof mit unbestimmter Diözese geweiht, kehrte er nach Hessen zurück, zerstörte viele Götzenbilder, die Donareiche bei Geismar und andere Heiligtümer. Die Kühnheit, mit der er die Götzenbilder vernichtete, wirkte mächtiger als viele Worte. Dann wandte er sich nach Osten, nach Thüringen und Bayern und sandte Schüler und Schülerinnen aus, die neue Klöster als Kulturstätten gründeten. Viele Sorgen bereitete ihm Kloster Fulda, lohnte aber auch mit reichem Segen. Es brauchte langer und wiederholter Anläufe, ehe die Mönche auch nur einen passenden Ort ausfindig machten. Mitten im Januar begannen sie ihre mühevolle Arbeit und brauchten drei Jahre, ehe der Ort einigermaßen bewohnt werden konnte. Um alle Einzelheiten bekümmerte sich Bonifaz, er sorgte wie ein „Herzog" für seine „Scharen". In seinen Briefen bestellte er Köche, Zimmerleute und Schulmeister, er schickte einmal einem Bischof in England ein paar Fäßchen Wein, damit er mit den Brüdern sich einen guten Tag mache. Bekümmert, niedergebeugt von Sorgen ruft er aus: undique labor, undique moeror, von allen Seiten Mühen und Sorgen, Kämpfe nach außen, Beklemmung im Herzen; die Anfeindung falscher Brüder läuft der Bosheit der Feinde den Rang ab. Oft sah übrigens Bonifatius zu schwarz und war zu ängstlich und mißtraute eigener Entscheidung. Manchmal vertraten die Päpste ihm gegenüber freiere Anschauungen. Trotz des sichtbaren Erfolges seiner Arbeit klagte er sich selbst an, er hätte zwar den Weinberg des Herrn bebaut, aber statt der erwarteten Trauben trüge er Herlinge, Habakuks Wort erfülle sich: „Der Ölgarten wird die Hoffnung täuschen, und das Feld wird keine Speise geben."

Als er von Mainz zu seiner letzten Missionsreise aufbrach, hatte er deutlich die Ahnung seines Todes. Er ließ eine Truhe mit Büchern füllen, die er auch jetzt nicht entbehren wollte. „Aber", sagte er zu Lul, „lege auch das Linnen dazu, in das man meinen altersschwachen Leib hüllen wird." Die hl. Lioba lud er ein, ihn nochmals zu besuchen. Er ermahnte sie, Deutschland nicht zu verlassen, und gebot, man solle sie, wenn sie einstmals stürbe, in seinem Grabe bestatten: gemeinsam hätten sie in diesem Leben Christo gedient, gemeinsam wollten sie den Auferstehungstag erwarten. Als ihn die heidnischen Friesen überfielen, hielt er ein Evangelienbuch schützend über sein Haupt; er wollte, fügt ein Berichterstatter hinzu, im Tode von dem geschützt sein, was zu lesen ihn im Leben erfreut hatte. Von den Seinen nahm er Abschied mit den herzlichen Worten: „Der Tag, nach dem ich mich lange gesehnt, ist gekommen, die Stunde der Befreiung naht. Seid stark zu Gott, er wird eure Seelen retten!" So starb der Apostel Deutschlands (755) und hinterließ eine blühende Saat, viele Klöster als Missionsanstalten wie Fritzlar, Tauberbischofsheim, Kitzingen, Ochsenfurt und Heidenheim am Hahnenkamm.

Um die nämliche Zeit entstand Ellwangen im Virngrund, Feuchtwangen, Ansbach, Herrieden, Gunzenhausen, Monheim und eine Reihe von Münster und Zell genannter Orte.[1] Alle diese Orte waren gleichsam Vorposten der fränkischen Herrschaft, weshalb die Frankenherrscher dem Bonifatius auch jegliche Förderung zuteil werden ließen, zugleich aber auch Vorposten eines geläuterten Christentums, Einflußtore des römischen Geistes.

Bonifatius hatte schlimme Zustände angetroffen. Ringsum sah es traurig aus, im Norden und Osten herrschte noch tiefstes Heidentum, im Süden und Westen ein Christentum, das im Grunde nicht viel besser war. Das Volk mied den Gottesdienst, wollte von Fasten, Buße und Beichte nichts wissen und brachte der Kirche keine Opfer. Dafür hing es, wie wir oben sahen, dem ausgemachten Aberglauben an und vermischte ihn mit dem Christentum. Es fehlte an Geistlichen, und die vorhandenen waren meist zucht- und glaubenslos, und viele nahmen an den Opfern und Opfermahlen teil, spielten die Zauberpriester und Wahrsager. Bei der Taufe unterließen es viele, die Dreifaltigkeit zu nennen und die Abschwörung der Teufelswerke zu verlangen. Ja manche behaupteten, die Taufe wäre gar nicht nötig, sondern nur die Handauflegung des Bischofs. Der Schwärmer Aldebert, ein fränkischer Geistlicher, verwarf die Wallfahrten nach Rom und die Beichte, der Ire Klemens den Zölibat und leugnete die ewigen Höllenstrafen. „Die Pseudopriester sind viel zahlreicher als die katholischen Priester," schreibt Bonifaz, „sie sind Häretiker voll von Anmaßung, indem sie sich Bischöfe und Presbyter nennen, während sie doch niemals von einem katholischen Bischof ordiniert worden sind; sie betrügen das Volk, verwirren und verstören die kirchlichen Ämter; sie sind schlimme Vagabunden, Ehebrecher, Mörder, wollüstige, sakrilegische Heuchler, sie sind geschorene Sklaven, die ihren Herren entlaufen sind, Sklaven des Teufels, die sich selbst in Diener Christi verwandeln; sie leben, wie es ihnen gefällt, ohne die Aufsicht eines Bischofs und unter dem Schutze einflußreicher Leute, die es verhindern, daß die Bischöfe ihrem lasterhaften Treiben ein Ende machen; sie führen das Volk, das ihnen anhängt, in besondere Haufen zusammen und halten ihren häretischen Gottesdienst, nicht in einer katholischen Kirche, sondern irgendwo auf dem Lande, in Bauernhütten, wo sich ihre Unwissenheit und Narrheit den Augen der Bischöfe zu verbergen vermag."

Diese traurigen Zustände verursachte die schlaffe Kirchenzucht. Die Gläubigen achteten nicht auf die Priester, die Priester nicht auf die Bischöfe und diese nicht auf Rom. Der Priester Aldebert stellte sich, wie Bonifatius klagt, als Vermittler zwischen Gott und den Menschen hin, wirkte Wunder und erkannte keine andere

[1] Jagstzell, Leinzell, Rochenzell, Birkenzell.

Autorität an. Die irischen Missionare hatten getauft, gepredigt, Meßopfer gefeiert ohne richtigen Auftrag, und die Folge davon war Unordnung und Zerfall. Gerade im Kampf gegen das irisch-britische Kirchentum hatten englische Kirchenmänner, besonders Wilfried, erkannt, welche Macht der Anschluß an Rom gewähre. Rom war doch eine ganz andere Bildungsmacht als die irischen Klöster. Die Päpste drangen immer wieder auf eine genügende Taufvorbereitung und verlangten, daß die Fastenzeit den einen zur Buße, den anderen zur Unterweisung diene. Ebendarum hielten sie an den alten sieben Skrutinienmessen und den alten Tauftерminen Ostern und Pfingsten fest. Nur im Notfalle, bei großen Volkstaufen sollten sich die Missionare mit einer siebentägigen Vorbereitung begnügen. Gerade Bonifatius war es, der in dieser Hinsicht päpstliche Erlasse 719 und 739 an deutsche Kirchen mitteilte.[1] Er trat ganz in die Fußtapfen seiner romfreundlichen Volksgenossen, ordnete die Priester den Bischöfen, die Bischöfe dem Papste unter und schuf für Bayern und Mitteldeutschland eine neue Diözesaneinteilung. Im Vergleich zu Italien und Frankreich fielen die Bistümer wegen der spärlichen Bevölkerung auffallend groß aus.[2] Nur die Archipresbyter, die Großpfarrer sollten taufen, d. h. in die Kirche aufnehmen dürfen, nur sie sollten die Eucharistie feiern und dafür vom Bischof eine Mission erhalten. Ohne Erlaubnis des Bischofs sollten keine Weihen stattfinden. Häufige Visitationen und Synoden sollten den Zusammenhang aufrechterhalten. Jedes Jahr in der Fastenzeit sollten die Priester Rechenschaft ablegen über ihre Amtsführung und ihre Gemeinde und die schweren Sünder dem Bischofe vorführen, der ihnen Bußen auferlegte. Die Priester sollten sich den alten Kanonen gemäß benehmen, womöglich im gemeinsamen, schlechtweg kanonisch genannten Leben, dessen Wiederherstellung Bonifatius und zu gleicher Zeit Bischof Chrodegang von Metz anstrebten, sich vereinigen und ernsten Satzungen unterwerfen.

Nach Chrodegang sollten die Kleriker der Kathedralkirche oder die Kanoniker mit dem Bischofe eng zusammenleben, gemeinsam schlafen, täglich zu einer frommen Lesung zum Kapitel kommen, alle Sonn- und Festtage kommunizieren und zweimal im Jahre beichten. Die Regel Benedikts, noch mehr aber die des heiligen Augustin, schwebte ihm vor; er mäßigte aber den Kommunismus und legte einen größeren Wert auf die hierarchische Gliederung, wie sie sich bei einer Domgeistlichkeit von selbst ergab, und unterschied Priester, Diakone und Kleriker. Jene erhielten drei Becher

[1] Ep. 12, 18, 26, 60; M. G. ll. 3, 453.

[2] An die alte irische Ordnung erinnert noch der Umstand, daß der Bischof von Regensburg zugleich Abt von St. Emmeram, der Bischof von Salzburg zugleich Abt von St. Peter war. Ähnlich stand Kloster Laubach mit Lüttich und Weißenburg mit Speyer im Zusammenhang.

Wein, abends zwei, die Subdiakone jedesmal zwei, die niederen Kleriker mittags zwei und abends ein Glas. In den Benediktinerklöstern redeten sich die Genossen mit Bruder an, die Kanoniker sollten aber die Würde des Angeredeten nicht vergessen. Sie brauchten die Klausur nicht so strenge wie die Mönche zu beobachten, da die Geschäfte sie viel nach außen riefen, durften gewisse Eigentumsstücke zur Nutznießung behalten, sollten aber dem Bischof in seine Verwaltung nicht viel hineinreden außer in wichtigen Dingen. Der Bischof war an ihren Rat nicht gebunden wie der Abt an den der Mönche.

Als das Wichtigste behandelte Chrodegang die Arbeit der Kanoniker; er wies ihnen außer dem Gottesdienste und der Predigt das weite Gebiet der Erziehung und Wohltätigkeit an. Sie sollten in ihrem Hause immer junge Leute heranbilden und dabei ein besonderes Augenmerk richten auf die sittliche Erziehung, auf die Pflege der Musik, die das Volk zur Liebe himmlischer Dinge erhebe. Endlich sollten sich die Kanoniker auch der Armen, der matricularі annehmen, sie gewissermaßen als auch zur Genossenschaft gehörig betrachten und für sie eigene Erbauungsstunden halten. Die Metzer Kirche zählte so 240 eingetragene Arme.[1]

Das Wirken Chrodegangs war nicht fruchtlos. Das kanonische Leben fand überall Nachahmung, und an allen Stiften wurde ein Scholastiker bestellt. Die Synode von Neuching schrieb 771 auch für Bayern vor, daß die Bischöfe überall Schulen einrichteten.[2] Auf einer Synode zu Aachen 817 erklärten die Bischöfe, sie lebten mit ihren Untergebenen gemeinsam.

[1] Zu einer Brotverteilung bedurfte das Stift 8 Scheffel und ließ daraus 240 Brote backen; Chrodeg. reg. 34. Dazu kam Speck von 6 Mastschweinen und 24 modia Wein. Manche hatten kleine Güter inne. S. S. 262.

[2] Vgl. Synode von Aachen 789 c. 71.

# XXVIII. Arabisches Heldentum und Prophetentum.

Aus den dunkeln Wäldern Germaniens versetzt uns der Gang der Ereignisse auf den Gegenpol, in die sonnendurchglühte Wüste Arabiens. Schon Bonifatius spricht von dem Arabersturme, der über die Welt dahinbrauste[1]. An den Wäldern und Wüsten war das Römertum gescheitert; hier hatte sich ein unbändiges Volk seine Freiheit, Selbständigkeit und Eigenart bewahrt und konnte nun der veralteten ermatteten Welt neue Lebenskräfte und Ideale zuführen. Trotz aller Verschiedenheit herrschten hier wie dort ähnliche Sitten; nur standen die Araber noch um eine Stufe tiefer als die Germanen in urzeitlichen Zuständen. Sie waren reine Nomaden, lebten ausschließlich von der Viehzucht, betrieben wenig Ackerbau und noch weniger Gewerbe, lebten gesondert in beweglichen Zelten und kannten keine dauernde Niederlassung; nur daß die Oasen mit Brunnen und Bäumen sie länger festhielten.

Wer sich dem Feldbau ergab, sank in die Hörigkeit, mußte sich Frieden und Sicherheit von den Nomaden durch regelmäßige Zinsleistungen erkaufen. In einem solchen Verhältnis standen jahrhundertelang viele Slawen zu den Skythen oder Tataren. Der echte Araber bequemte sich zur Feldarbeit sowenig wie der freie Germane; er hielt den Pflug für ein Werkzeug der Knechtung, wie es Mohammed aussprach. Nicht die Arbeit, sondern den Kampf hielt er für die Aufgabe des Mannes. Tugend hieß so viel wie Tapferkeit, Feigheit der Ausbund aller Laster. Der tapfere Mann war stets hilfsbereit für die Angehörigen, Verwandten, Freunde und Schutzbefohlenen. Die Schutzhilfe war um so notwendiger, als eine staatliche Ordnung fehlte. Nur innerhalb der Sippen, der Stämme genossen die Häupter so viel Ansehen, daß sie Verbrechen verhindern oder sühnen konnten, und selbst innerhalb der Stämme entbrannte leicht die Blutrache. Sonst mußte die Selbsthilfe, die Fehde Recht schaffen. Oft gerieten die Herden aneinander auf der Weide und an Wasserquellen, wie schon zur Zeit Abrahams. Ein gewisser Dschessas hatte die Kamelin eines Gastes aufgenommen, die sich am Wasser vordrängte. Sein Schwager Kuleib hatte vergebens gewarnt und, da die Warnung nicht gefruchtet hatte, die Kamelin mit einem Pfeile empfindlich verletzt. Nun stieß Dschessas

[1] Ep. 73, 27, 60.

bei nächster Gelegenheit dem Kuleib die Lanze in den Rücken, doppelt erbittert, weil in ihm selbst sein Gast verletzt war. Und dann folgte Mord auf Mord durch mehrere Jahrzehnte hindurch. Ein andermal hören wir von einer Wette zwischen zwei Sippen über die Schnelligkeit ihrer Pferde. Das Pferd des Keis gewann einen Vorsprung, aber die Leute seines Gegners, auf dessen Grund und Boden der Wettlauf stattfand, störten das Pferd aus dem Hinterhalt, daß es zu kurz kam, und trotz des Nachweises der Ungebühr verlor Keis den vollen Preis, hundert Kamele, und er schwur Rache, der Hunderte von Menschenleben zum Opfer fielen.

Um möglich stark zu sein, strebte jedes Geschlecht nach reicher Nachkommenschaft und großem Anhange, begünstigte daher die Vielweiberei und die Klientel, die Schutzhörigkeit.

Wer immer in ein Verhältnis zu einem Manne trat, konnte auf seine Hilfe rechnen, sei es auch nur, daß er vom Grabe seines Vaters ein Steinchen mitbrachte oder sein Zelt umklammerte oder seine Gastfreundschaft genoß. Ein zum Tode Verurteilter bat einmal seinen Richter um einen Trunk Wasser; als er getrunken, sagte er: „Wie, deine Gäste willst du töten?“ und der Richter schenkte ihm das Leben. Wenn die Stämme in die Schlacht zogen, sammelten sie sich um die auf einem Kamel sitzende Stammutter, das Panier, den Rückhalt und Mittelpunkt des Kampfes.

Schon von altersher herrschte ein kriegerischer Geist unter den Söhnen Ismaels, und zu allen Zeiten galt das Wort der Bibel: „Ihr Schwert ist ihr Gott.“ Dreier Gefährten rühmt sich der Held: eines kühnen Herzens, eines blanken Schwertes und eines braunen Bogens, eines klingenden, glattschaftigen. Er freut sich des Pfeilwurfes; der Pfeil, wenn er fliegt, seufzt auf „wie die betrübte Klagemutter, die um des Sohnes Tod Wehruf und Schmerzlaut übt“. Mit Schwertern droht der Feind dem Feinde, mit Schwertern, die der Saft der Schädel rötet, wann sie vom Feger kamen hell und licht; wie ein Blitzstrahl blitzen sie, wenn man sie zückt. Blut schlürfen lassen die Helden ihre Speere, und wenn sie getränkt sind, lenken sie dieselben zum zweiten Tranke zurück. Kein beherzter Mann senkt den Speer vor dem Feinde, und die Männer freut es, im Nahkampfe sich wie räudige Kamele zu reiben oder wie Mühlsteine zu zermalmen. Gleich auf- und abgehenden Brunnenseilen sind die wechselnden Lanzenstöße und saugen Blut aus dem Wundenquell. Wenn er nicht leben kann in Lust, will der Held sterben unter Lanzengeklirr und Fahnengedräng. Spitzen der Lanzen vertreiben geschwind die Stachel des Grolles. Der Sattel des Hengstes ist des Helden Lagerstätte und der Panzer sein Hemd.

Die kriegerischen Eigenschaften der Araber konnten sich am besten erhalten bei jenen Stämmen, die das Hirtenleben der Urzeit fortsetzten und ihre Zelte bald da, bald dort aufschlugen. Seßhafte Volksgenossen bauten Lehmhütten in Zeltform. Selbst die wenigen

Backstein- und Steinbauten ahmten das Wüstenzelt nach. Sie hatten nur einen Eingang, den Boden bedeckten Matten oder Teppiche, an den Wänden hingen die Kleider. Aus einem Leibrock und einem Mantel von verschiedener Gestalt, der nachts als Decke diente, bestand die Kleidung. Das Weben der Kleider und Zelttücher und das Kochen der einfachen Pflanzenkost beschäftigte die Frauen, und diese Beschäftigung lieferte den Dichtern reichen Stoff zu Vergleichungen. Wie ein geschickter Spinner den Faden dreht, sagt ein Dichter, und die Schnur der Seide zwirnt, so schnürt der Hunger das leere Eingeweide zusammen. Den Hunger lernte der Freie so gut kennen wie der Unfreie und Arme; beide waren an Entbehrungen gewöhnt. Schon im dritten Jahrhundert fuhr ein römischer Kaiser seine Soldaten an, denen die Sarazenen eine Niederlage beigebracht hatten: „Schämt euch, die euch besiegten, trinken keinen Wein.“[1] Ein üppiges Leben entfaltete sich nur an den Rändern Arabiens, wo der Handel die Waren des Ostens (Wohlgerüche, Edelsteine) gegen die des Westens (Gewebe, Metallwaren) austauschte, und dieses Leben steckte auch Wüstensöhne an. Große Herdenbesitzer und Patrone von Hörigen wetteiferten mit den reichen Kaufleuten und genossen in vollen Zügen ihr Dasein, lagerten sich auf weichen Matten und Polstern oder unter schattigen Bäumen oder ließen den schäumenden Schlauch oder silberne Schalen voll würzigen Trankes unter ihren Zechgenossen kreisen. Immer brannten die köstlichen Wohlgerüche und durchdufteten die Räume. Mohammed, ein echter Araber, soll gesagt haben, nur zwei Dinge auf Erden hätten immer Reize für ihn, Weiber und Wohlgerüche, alles aber übertreffe das Gebet, und er gebot seinen Volksgenossen, sich am Freitag als dem Festtag mit Wohlgerüchen zu versehen. Auch Leichen wurden damit überschüttet. Im Winter rollten die Würfel durch die flinken Finger, durch oft so fleischlose und kalte Knochen wie die Würfel selbst. „Rasch gewonnen, rasch zerronnen,“ war der Grundsatz des Arabers; er suchte den Reichtum nicht festzuhalten. Er lud gerne Gäste zu seinem offenen Tische, den er womöglich im Freien aufstellte, um keinen Fremden vorbeiziehen zu lassen, und ließ nachts immer das Herdfeuer brennen, damit es die Wanderer sähen. Denn er hielt Gäste für einen Segen und freute sich namentlich sangeskundiger Fremder. Die Sangeskunst war volkstümlich, obwohl sie wenig entwickelt war und sich mit einem einfachen Rezitativtone begnügte. So sang der einsame Wanderer, der Kameltreiber, der Hirt und Krieger auf dem Zuge und am Lagerfeuer.

Die Dichtung drehte sich wie das Leben um Spiel und Scherz, Wein und Liebe, Jagd und Krieg und war selbst ein Stück Spiel, der Freude an witziger Rede, am Wortwechsel entsprungen. Die ältere Zeit bevorzugte die Heldendichtung, die spätere üppigere

[1] Spart. v. Pesc. Nig. 7.

wandte sich mehr dem Liebeslied zu, bekümmerte sich aber wenig um Götter und Himmelserscheinung. Denn der Araber kannte nicht die reiche Mythologie anderer Völker und stand auf einer niedern Religionsstufe, blieb stecken im Fetischismus und Animismus, verehrte Gestirn-, Haus- und Ahnengeister, namentlich aber auch Steine, unter denen die Kaaba eine große Berühmtheit erlangte, hatte aber auch eine Ahnung von der Einheit Gottes. Eine solche Mischung höchster Ahnungen und niedrigster Kultformen war nichts Seltenes. Jeder Gott hieß Il, nur der höchste Gott Allah. Einige Teile des Volkes in Südarabien, die Sabier, die Hanifs, hielten strenge an der Einheit Gottes fest, und an ihre Anschauungen knüpfte Mohammed an. Großen Eindruck hatte Simeon der Säulenheilige auf die Araber gemacht, so daß sie in ihren schlanken Minarets mit den betenden Mueddin die Erscheinung nachahmten. Sie waren, erzählt Theodoret, zu Hunderten und Tausenden herbeigeströmt, zertrümmerten die Götzen, entsagten den Orgien der Liebesgöttin und verzichteten auf das Fleisch wilder Esel und Kamele. Theodoret kam durch ihren Übereifer selbst ins Gedränge, da er sie auf Bitten Simeons segnen sollte. Großes Ansehen genoß auch der Araberbischof Kuß, ein feingebildeter Mann, dem Mohammed seine Achtung bezeugte. Seine Beredsamkeit war bei ihnen sprichwörtlich. Wenn sie einen Redner loben wollten, sagten sie: „Du bist beredeter als Kuß, der Sohn Saidats."

Auf Handelsreisen geriet Mohammed in Berührung mit Juden und Christen und empfand deutlich die Überlegenheit ihres Glaubens, ihrer Gottesvorstellung über der Vielgötterei, zumal in der dürftigen Form, in der sie seine Volksgenossen beherrschte. Daß nur ein Gott sein könne, drängte sich seiner Vernunft notwendig auf, und nun wandte er sich mit aller Kraft seiner Seele als ein Mann voll Phantasie und warmer Empfindung an diesen einen Gott, rang mit ihm in heißem Gebete und durchwachte ganze Nächte in tiefer Einsamkeit. Die Hochspannung seiner Gefühle, die Überreizung seiner Nerven löste sich in Entzückungen und Verzückungen auf, er verlor das helle Tagesbewußtsein und glaubte Erscheinungen zu sehen und Stimmen zu hören. Seine spätere Frau Aischa berichtet über diese Erscheinungen: „Der Prophet war ungeheuer schwer, sooft ihm der Engel erschien; bei der größten Kälte strömte der Schweiß von seiner Stirne, seine Augen wurden rot, und zuweilen brüllte er wie ein Kamel." Solche nervöse mit der Hysterie verwandte Zustände waren nichts Einzigartiges, waren seinen Volksgenossen oft bei Besessenen und Wahrsagern aufgefallen, weshalb ihn auch seine Feinde in diese Gattung einreihten und ihm jenen Titel beilegten, womit schon die alten Juden den falschen Propheten kennzeichneten, sie nannten ihn einen Phantasten, Toren und Schwindler.

Ein echter Prophet, ein wahrer Träger von Offenbarungen war kein Ekstatiker.

Mohammed war schon 40 Jahre alt, als sich ihm die ersten Erscheinungen aufdrängten. Da er sich in nächtlicher Stille und Einsamkeit auf einem Berge dem Gottesdienst widmete, erschien ihm nachts der Engel Gabriel, von Lichtglanz umflossen, und hielt ihm ein mit Schriftzeichen bedecktes seidenes Tuch vor und rief ihm zu: „Lies!" Mohammed weigerte sich wiederholt, fragte aber zuletzt: „Was soll ich lesen?" Da las ihm der Engel vor: „Lies im Namen deines Herrn, der schuf — die Menschen schuf aus geronnenem Blut — lies! Dein Herr ist der Reichste an Ehren — der mit dem Schreibrohre lehrte — die Menschen lehrte, was sie nicht wußten." Diese erste Offenbarung ließ Mohammed noch im Zweifel, aber ein verwandter Christ gab das Urteil ab: der große Nomos, der auf Moses herabgekommen sei, hätte sich nun auf Mohammed herabgesenkt. Seine Frau prüfte ihn, ob ihn kein böser Geist versucht hätte, aber sie überzeugte sich, daß es ein guter Geist war, und sie schenkte ihm Glauben. Allmählich schlossen sich ihm mehrere aus seiner Verwandtschaft, aus den Reihen der Haschimiden an, dann Mitglieder der mächtigen Koraischiten. Sonst aber stieß er bei den weltlichen Bewohnern Mekkas auf großen Widerstand, um so mehr als sie vom Bestande der Vielgötterei und den Wallfahrten zur Kaaba geradezu lebten. Erst zu Medina mit seiner stark jüdischen Mischbevölkerung, wohin der „Prophet" 622 floh (Hedschra), faßte seine Lehre mehr Wurzel. In Medina gedieh die mystische Richtung des Islam, während von Mekka der weltlich-kriegerische Geist ausging. Die Anhänger Mohammeds schlossen den „Bund Gottes" und bekannten sich zur „Gottergebenheit", zum Islam. Die ursprüngliche Form der Lehre und Gemeinschaft war einfach. Die Gläubigen mußten dem einen Gott anhangen, des Tages öfters und auch nachts zu ihm beten und von ihrer Habe für Arme und Dürftige die Reinigungssteuer leisten. Mohammed hielt häufig Predigten auf Grund seiner Betrachtungen und Lesungen, und daraus entstand der Koran. Oft sieht man noch, wie er zunächst Selbstgespräche mit sich führte und wie dann allmählich Gott an die Stelle des höheren Ich trat.

Über Gottes Wesen erfahren wir nichts Neues. Alles, was an der Gotteslehre vernünftig ist, fließt aus jüdischen und zwar aus spätjüdischen Quellen, zum kleinen Teil aus christlichen Darstellungen, und Mohammed hat diese Anleihen nur phantastisch ausgeschmückt. An Gottes Wesen hob er besonders seine Einfachheit und Gerechtigkeit hervor und verwarf die christliche Dreiheit, die er übrigens ganz falsch verstand (er meinte, sie bestände aus Vater, Sohn und Maria). „Es gibt keinen Gott außer dem Gotte." Gäbe es noch mehrere Götter, so würden sie „trachten, dem Herrn des Thrones beizukommen," „die Welt müßte zugrunde gehen." Um jedoch die

Gottesvorstellung zu beleben, nahm Mohammed im Anschluß an jüdische Spekulationen verschiedene Offenbarungsweisen, verschiedene Hypostasen und Mittler an. Die Juden versetzten die Thora, das Gesetz, in den Himmel und ließen Gott darin forschen. So hält sich auch bei Mohammed Gott an den Inhalt des „Buches", der „Schrift", der „Rollen", der „Tafel", der „Blätter", wenn er handelt; er hält sich an die „Schlüssel seines Wissens". Wie bei den Gnostikern und Manichäern verkehrt Gott nicht unmittelbar mit der Welt, sondern durch Zwischenglieder, durch Amr (Memra), das Wort, Ruch, den Geist, Sakina (Schechina), durch Scharen von Engeln, guten und bösen. Die Luft durchflattern allerlei Geister, geschaffen aus dem Feuer des Wüstenwindes, deren Charakter unbestimmt zwischen gut und bös schillert. Sie horchen hinter dem himmlischen Vorhang, streifen dem untersten Himmel entlang, etwas zu erlauschen. Ein Teil aus ihnen trägt Weibercharakter. Die alten Araber hielten die Engel überhaupt für weiblich; gegen sie wendet sich Mohammed mit dem Satze: „Meint ihr, für euch seien männliche, für Gott aber weibliche Kinder bestimmt? — Das wäre doch eine unbillige Verteilung!"

Dem „Propheten" offenbarte sich Gott nach seiner eigenen Erklärung nicht unmittelbar, sondern durch Engel oder den Koran, den Kitab, die Schrift, die in Gott selbst ein ewiges Dasein hat. Auf diesem Wege enthüllte sich Gott dem Abraham, Lot, Isaak, Ismael, Joseph, Moses, Aaron, David, Salomon, Jonas, Hiob, endlich Jesus.[1] Jede Zeit und jedes Volk hat seinen Propheten; alle aber übertrifft Mohammed, die „strahlende Leuchte", das „Siegel der Propheten", der Weltprediger. Noch heute halten seine Anhänger daran fest, daß er als letzter der großen Propheten die Fehler seiner Vorgänger vermieden und das Beste sich angeeignet hätte. Felsenfest von seiner Überlegenheit überzeugt, trat er als Buß- und Strafprediger auf und verkündigte das Weltgericht, stellte denen, die sich ihm anschlossen, einen ewigen Lohn, denen aber, die im Alten verharrten, ewige Strafe in Aussicht: „Wir warnen sie vor naher Strafe. Sie sehen ihn fern, wir sehen ihn nahe, den Tag, da der Himmel wie geschmolzen Erz ist." Die Ungläubigen und Ungerechten kommen in die Hölle, die ewig dauert und nicht

[1] Von Jesu Leben bietet Mohammed einige Züge; sie erinnern stark an die apokryphen Evangelien. Jesus wurde nach ihm vom Hl. Geist erzeugt, er ist das Wort Gottes, der Geist Gottes; nur den Namen Sohn Gottes sprach er ihm ab. Schon als Kind formte Jesus Vögel aus Ton und belebte sie, und später vollbrachte er viele Wunder. Vor seinen Jüngern ließ er einen flachen Tisch vom Himmel herabkommen, damit „er eine Feier sei für die Ersten und Spätesten unter uns," eine Anspielung auf das Abendmahl. Die Juden verfolgten Jesus und glaubten ihn zu töten, aber „es schien ihnen nur so: gewiß, sie haben ihn nicht getötet, sondern Gott hat ihn zu sich erhoben." Jesus war nach seiner Ansicht nur scheintot, wie die Doketen meinten.

aufhört, wie viele leichtsinnige Verstockte und namentlich auch die Juden meinen. Sie sagen wohl: „Das Höllenfeuer wird uns nur eine Anzahl von Tagen berühren. Sprich! Habt ihr mit Gott einen Vertrag gemacht oder redet ihr gegen Gott, was ihr nicht wißt?" Immer und immer wieder erinnert Mohammed, um seine Feinde zu schrecken, an die Hölle.[1] Da aber viele trotz aller Predigt in ihrer Verstocktheit verharrten, nahm er eine unwiderrufliche Gnadenwahl an und ließ Gott sprechen: Wir haben für die Hölle viele von den Dämonen und Menschen geschaffen; so haben wir den Unglauben in die Herzen der Frevler hineingesenkt, wir legen auf ihre Herzen eine Decke, daß sie den Propheten nicht verstehen, und in ihre Ohren Schwerhörigkeit.

Gott ist wohl auch barmherzig, aber doch kein liebender Vater, der aus Erbarmen seinen Sohn in die Welt sandte, sondern unnahbar hart und willkürlich, ein Tyrann, eine dunkle Schicksalsmacht, stark wie der Naturlauf. Kein Wunder gibt Zeugnis von seiner Freiheit und Gnade.[2] Der Mensch ist sein Sklave, und er kann sich kein rechtes Herz fassen zu seinem Gotte; ob er auch Gebete zu ihm emporsendet, er fühlt doch kein rechtes Gemütsbedürfnis, keinen Aufschwung, keine Tröstung, sondern nur die strenge und schwere Pflicht, die er abmacht wie ein notwendiges Geschäft. Diese Anschauung von Gott und diese Gebetsstimmung verleihen dem Mohammedaner einen steifen Ernst, eine ruhige Ergebung in das Kismet, das Schicksal. Sie rettet ihn übrigens auch, was nicht verkannt werden soll, vor der Verzweiflung und dem Unglauben, dem leicht der Gläubige verfällt, wenn die göttliche Hilfe in der Not ausbleibt.

Das Leben ist nichts, die Welt nur ein Schein, die Ewigkeit allein dauernd, ein wahres Sein. Die Toten sind daher nicht zu bedauern und zu betrauern. Die Gläubigen und Gerechten gehen in das Paradies ein und genießen dort alle Freuden. Die Seligen sitzen mit freudeglänzenden Gesichtern, angetan mit Gewändern von grünem Sundus und Atlas, mit silbernen Spangen geschmückt, und trinken das Naß der Quelle, das mit kostbaren Essenzen gemischt ist, oder genießen köstlichen Wein aus moschusversiegelten Krügen. Den Hunger stillen sie mit Obst und Trauben, die von schattigen Bäumen sich zu ihnen herabneigen. Vom einen zum andern gehen geschäftig ewig lebende Diener, schön wie hingestreute Perlen. Ein Hauptvergnügen bereitet der Umgang mit den Huris, gazellenäugigen Jungfrauen, die rein sind wie Perlen in Muscheln. Mohammed denkt fast ausschließliche an die Freuden, die sinnlichen

[1] Eine bei den Orientalen gewöhnliche Art, Gegner einzuschüchtern; vgl. Franzos, Aus Halbasien (Vom Don zur Donau I) S. 9, 25.

[2] Mohammed leugnete die Wunder, nachdem ihm selbst solche mißlangen. Bekannt ist die Geschichte vom Berg, den der Prophet versetzen wollte; da der Berg nicht zum Propheten ging, ging der Prophet zum Berg.

Freuden der Männer, nicht der Frauen, die er geringschätzte. In der Beurteilung der Frauen erhob er sich nicht über das orientalische Vorurteil, dem auch Abendländer zustimmten,[1] und hielt sie des vollen Fortlebens kaum für fähig und würdig, während er sonst sich der armen und schwachen Glieder der Gesellschaft annahm. Er schalt heftig über die Placker und Menschenschinder, die Güter aufhäuften und meinten, ihr Gut mache sie unsterblich. „Die Habsucht richtet euch zugrunde", Mitleid und Mildtätigkeit verhilft zum Himmel. „Wer die Waisen bedrängt und nicht an eine Speisung der Dürftigen denkt, der leugnet das Gericht Gottes." Die Sittengebote des Koran erinnern oft an die Pflichten gegen die Armen. Gib den Verwandten, Bettlern und Wanderern den Anteil, der ihnen zukommt. Rühre nicht das Gut der Waisen an, außer zu ihrem Besten. Gebet volles Maß, wo ihr meßt, und wägt mit rechter Wage. Tötet nicht euere Kinder aus Sorge vor Verarmung. Die einzige Abgabe, die Mohammed erhob, war eine Armensteuer. Dieser Name blieb der Steuer, auch nachdem sie vor allem der Besoldung der Soldaten und Beamten diente.

Über den Pflichten gegen den Nächsten steht die Pflicht gegen Gott, der strengen Gehorsam, Gebet und Fasten gebietet. Vor dem Gebet muß sich jeder Moslim waschen, fängt dann stehend zu flehen an, beugt die Kniee, wirft sich nieder und erhebt sich wieder mit militärischer Pünktlichkeit. Wie der Vorbeter die Bewegungen und Formeln vormacht, so machen es die Hunderte mit taktmäßiger Genauigkeit nach. Gleich den Juden und Christen beobachten die Mohammedaner fünf Gebetszeiten und besuchen am Freitag, der dem Sabbat der Juden und dem Sonntag der Christen entspricht, den gemeinsamen Gottesdienst mit Predigt und Gebet und weihen nach dem Vorbild der Christen einen ganzen Monat, den Ramadan, der Buße, dem Fasten. Nur erleichterte der Prophet das Fasten derart, daß es zur Posse herabsank. Wer den Tag hindurch gefastet hatte, durfte sich nachts gütlich tun. „Eßt und trinkt die ganze Nacht hindurch," sagt der Koran, „bis ihr bei einbrechendem Tage den weißen Faden deutlich vom schwarzen unterscheiden könnt. Hierauf aber haltet die Fasten pünktlich bis zum Abend, so daß ihr voneinander getrennt bleibt und beständig an der Stätte der Anbetung verweilt." Den jüdischen Unterschied von reinen und unreinen Speisen verwarf Mohammed und hielt nur daran fest, was auch arabische Christen beobachteten, an dem Verbot des Erstickten, des Blutes und des Schweinefleisches, fügte aber das Weinverbot hinzu, aus einer ganz richtigen Erwägung heraus. Nichts schadet im Süden mehr als Übermaß im Trinken; es führt zu größeren Ausschweifungen, denen Mohammed mit ängstlicher Sorge vorbeugen wollte. „Ihr Gläubigen," sagt er, „wahrlich, der Wein,

[1] Vgl. oben S. 188; IV. Band 36.

das Spiel, Bilder und Loswerfen sind verabscheuungswürdig und ein Werk des Satans; durch Wein und Spiel will der Satan nur Feindschaft und Haß unter euch stiften und euch vom Denken an Gott und von der Verrichtung des Gebetes abbringen.“ Übrigens stützt sich dieses Verbot auf eine natürliche Neigung seiner Volksgenossen, die Mohammed wohl kannte, wie er auch sonst ihre Anlagen scharf beobachtete und in Rechnung stellte. Die den Wüstensöhnen angeborene und durch die Umstände aufgedrängte Mäßigkeit erleichterte das Verbot des Weines und die Fastenordnung. Ihrer Reinlichkeitsliebe entsprachen die Waschungsvorschriften und das Beschneidungsgesetz und ihrer Gastfreundschaft und ihrem Wohlwollen die Almosenpflicht. So wußte er auch ihre Kampfgier und ihre Tapferkeit wohl zu nützen. Er gab ihrer Raub- und Abenteuerlust Nahrung und entfesselte ihre Sinnlichkeit, indem er den Rache- und Glaubenskrieg predigte und seinen Genossen Huris in Aussicht stellte. Schon seine harte Lehre von der Gnadenwahl erzeugte wie nachmals bei den Calvinern eine heftige Kampfstimmung: seine ganze Religion atmet Kampfluft, und alle religiösen Übungen, die militärische Pünktlichkeit in den Gebetszeremonien wirken wie eine Vorbereitung zum Kriege. Die Prediger, die sich wie die Vorbeter strenger stehender Formeln bedienten, traten vor die Menge hin wie Befehlshaber und stießen rote mit Büscheln bekränzte Stäbe und Schwerter zur Bekräftigung ihrer Worte auf den Boden. „Kämpfet“, rief der Prophet seinen Anhängern zu, „kämpfet für Gottes Sache gegen die, welche euch bekämpfen, fangt jedoch nicht den Streit an; denn Gott liebt nicht, die den Streit beginnen. Und tötet sie, wo ihr sie trefft, verjagt sie, von wo sie euch verjagt haben; schlimmer als Totschlag ist Ärgernis. Bekämpft sie aber nicht bei dem geweihten Gotteshause, bis sie bei demselben euch bekämpfen; haben sie aber gegen euch gekämpft, so tötet sie. Das ist der Lohn der Ungläubigen. Und bekämpft sie, bis kein Ärgernis mehr besteht und der Gottesdienst Allah allein gilt.“

Ursprünglich hatte Mohammed auch Juden und Christen zu gewinnen gesucht und sein Volk aufgefordert, zu den „Schriftbesitzern“, den Juden und Christen, zu sprechen: „Ihr Schriftbesitzer, kommt und laßt uns folgende Vereinigung zwischen uns finden: laßt uns nur Gott allein verehren und ihm kein anderes Wesen gleich stellen, auch keinen von uns außer Gott vergöttern und als unsern Herrn anerkennen. Weigern sie sich dessen, so sprecht: Seid wenigstens Zeugen, daß wir [Moslime] wahrhaft gottergeben sind.“ Mehr und mehr aber stellte er sich feindselig gegen Juden und Christen und verglich sie mit Eseln, die Bücher schleppen, die sie nicht verstehen oder, wenn sie den Sinn verstehen, ihn verheimlichen; sie verdrehen das Wort und verrücken es. In demselben Grade, als er sich von ihnen entfernte, gewährte er dem arabischen Heidentum mehr Ein-

fluß, erklärte die heidnischen Götter zu Dämonen, zu guten und zu bösen Geistern, verwandelte die heidnischen Tempel in Bethäuser, erlaubte Blutopfer für Allah, ja die Verehrung des heiligen Steines zu Mekka; nur brachte er den Stein in Beziehung zu Abraham.[1] Während er anfangs gebot, sich beim Gebet nach Jerusalem zu wenden, befahl er jetzt die Richtung nach Mekka und schickte seine Anhänger zur Wallfahrt dahin. Noch heute übt Mekka eine gewaltige Anziehung auf alle Moslime aus, die wenigstens einmal im Leben aus weitester Ferne den heiligen Stein aufsuchen.

Das Stärkste leistete Mohammed durch Heiligung der arabischen Sinnlichkeit. Während sonst alle Religionen die Vielweiberei höchstens dulden, meistens aber bekämpfen, blieb es Mohammed vorbehalten, sie zum Prinzip, zur Familienordnung zu erheben. Er gab selbst, je älter er wurde, ein desto schlechteres Beispiel, überschritt willkürlich die von ihm selbstgezogenen Schranken und ließ sich von einem gefälligen Engel trösten. Verboten hat Mohammed nur die Ehen mit nächsten Verwandten, mit heidnischen Weibern und mit Unzüchtigen; er erlaubte aber die Ehe mit Jüdinnen, Christinnen und Sklavinnen. Zwar sollte ein Mann nicht mehr als vier rechtmäßige Frauen haben, aber er konnte sich leicht scheiden und mit Sklavinnen Umgang pflegen. Den Frauen wies Mohammed enge Schranken an, und seine Nachfolger gingen noch weiter und schlossen sie von der Welt ab. Dem öffentlichen Leben entging damit ein mächtiger Reiz, aber es fiel auch viel von jener Unsittlichkeit weg, die der freie Verkehr der Geschlechter mit sich bringt. Aus diesen und andern Gründen blieben die Araber verschont von der Unruhe, der Hast und dem Lärm des öffentlichen Lebens in Europa, das sich fast von Jahrhundert zu Jahrhundert steigerte.

---

[1] Abraham soll hier zuerst Gott geschaut und ein heiliges Haus gebaut haben.

# XXIX. Das byzantinische Reich.

Die Araber, die Mohammed geeint und mit Kampfgier und Kriegslust erfüllt hatte, benützten die Uneinigkeit zwischen den Persern und Byzantinern und die Schwäche des byzantinischen Reiches und besiegten beide Gegner.

Heraklius hatte um die nämliche Zeit, als Mohammed in Medina seine Lehre ausbildete, die Perser besiegt, ihnen das von ihnen geraubte Kreuz Christi, das „segenspendende Holz", wieder entrissen, die Juden aus Jerusalem vertrieben und im Reiche verfolgt, zu gleicher Zeit, wo auch im Frankenreich und in Spanien vielleicht nicht ohne Zusammenhang damit die Juden die harte Faust der Herrscher zu spüren bekamen. Unendliche Freude erfüllte die Herzen und brach in lauten Jubel aus, als Heraklius am 3. Mai 629 das heilige Kreuz wiederaufrichtete, woran heute noch ein Fest erinnert; nur daß die Daten verwechselt wurden.[1] Schon acht Jahre später eroberte der Kalif Omar die hl. Stadt. Dem Heraklius gelang es nicht, die ersehnte religiöse Einigkeit herzustellen, in der er mit Recht die Voraussetzung der Reichsstärke erblickte. Nach wie vor hingen große Reichsteile der Häresie, dem Monophysitismus an — er selbst begünstigte den verwandten Monotheletismus, andere bekannten den Nestorianismus, und andere dachten wie die Gnostiker und Manichäer. Bald nach Mohammeds Auftreten erstarkte die manichäische Strömung und erwarb in den Paulikianern und Bogomilen kampfbereite Anhänger. Letztere fühlten sich besonders nahe verwandt mit den Mohammedanern. Je weiter entfernt von der Hauptstadt, desto ungescheuter erhob der Sektengeist sein Haupt. Selbst kräftigere Herrscher wie Heraklius vermochten nichts; indem sie den Widerstand zu brechen suchten, erhöhten sie nur noch die Abneigung und die Unzufriedenheit. Wegen des häufigen Thronwechsels konnten die Kaiser nicht recht Fuß fassen im Gemüt des Volkes; nur auf die Städte und die Vornehmen, die mit dem Staat zusammenhingen, konnten sie rechnen.[2] Das Volk jubelte, wenn Feinde, die Perser oder Araber, einfielen; viele Volksteile begrüßten die Araber als Befreier. In ihrer Not griffen die Kaiser zu dem

---

[1] Auf den 14. September, wo Kreuzerhöhung gefeiert wird, sollte eigentlich das Fest Kreuzerfindung fallen.

[2] Sie waren kaiserlich gesinnt, *βασιλικοί*.

in Persien üblichen Mittel, die unzufriedenen und unruhigen Stämme der Reichsmitte in entgegengesetzte Teile zu verpflanzen, was natürlich die Erbitterung noch vermehrte.

## 1. Äußere Verhältnisse.

Gegenüber den beweglichen Söhnen der Wüste erstickten die Perser und Griechen in ihren Rüstungen. Den Kern des Heeres bildeten die Hopliten, schwergerüstete Fußsoldaten, die in geschlossenen Scharen, in einer Phalanx, im Sturmschritt voranmarschierten und Lanze und Schwert handhabten. Um ihre Reihen undurchdringlich zu machen, ließen sie sich mittelst Ketten aneinanderfesseln, und schwere Kriegsmaschinen und Kriegselefanten zogen mit in den Kampf. Dagegen stürzten sich die Araber gleich den Germanen mit der Leidenschaft von Natursöhnen in den Streit, führten nur Bogen, leichte Lanzen und kleine Schilde mit sich und besaßen im Kamel ein treffliches Kampftier. Den griechischen Truppen, schlecht bezahlten Söldlingen, lag an dem Siege nicht viel, während die Araber alles an die Eroberung setzten und strenge Mannszucht hielten. Wo möglich lockten die Araber die griechischen Heere in Schluchten und ungangbare Gelände, wo sie ihren schwärmenden Reihen ausgesetzt waren. Erst durch bittere Erfahrungen belehrt, legten die Griechen mehr Gewicht auf die Reiterei und die Leichtbewaffneten, die Hippotaxiten und Kataphrakten.

Die Araber schufen sich frühe eine Flotte, und mit ihren leichten Schiffen, 1800 an der Zahl, drangen sie bis nach Konstantinopel schon 672 vor und setzten die Belagerung bis 678 fort, aber die Stadt erwies sich als uneinnehmbar. Nun wandten auch die Kaiser der Flotte eine größere Aufmerksamkeit zu, stellten Werkmeister an, die Schnellsegler und Zweiruderer erbauten, und unterstützten die Reeder durch Schiffsdarlehen. Während der Belagerung erfand Kallinikos das griechische Feuer, das „Seefeuer", eine Mischung aus Naphtha, Pech und Schwefel, das, durch Wurfmaschinen (Ballisten) aus Röhren oder geschlossenen Kesseln geschleudert, große Zerstörungen anrichtete. Das Feuer brach nach den Berichten der Zeitgenossen unter lautem Krachen und dichtem Rauch aus der Röhre wie eine Kanonenladung oder eine Brandrakete, war aber kein Explosivstoff, sondern ein Zündstoff, kein Schießpulver im heutigen Sinn. Auf jedem Schiff mußten nach der Anordnung des Kaisers Leo VI. Feuerröhren sich befinden, geschützt durch ein Gehäuse, und die Bemannung, 100 bis 200 Mann, sollte abwechselnd rudern und kämpfen und daher Panzer tragen. Gemäß ihrer Bestimmung zerfiel die Flotte in eine stehende oder Provinzflotte und in die kaiserliche Flotte, die nur im Notfall aufgeboten wurde.

Um Kosten zu sparen, ließen die Kaiser nur wenige Truppen in den Provinzen stehen und vereinigten die Verwaltung mit der

Sorge für die Sicherheit der Grenzen. Die ganze Verwaltung nahm so nach dem Beispiel der Araber einen kriegerischen Charakter an. Schon unter Justinian hatten die Heermeister der einzelnen Provinzen eine überragende Bedeutung gewonnen, und nun verdrängte vollends der Stratege, der General der in den Provinzen stehenden Truppen, der Themen, die übrigen Provinzverwalter.[1] Die Ausdrücke für Land, Volk und Heer (Chora, Stratos, Exercitus) gingen ineinander über, und im zehnten Jahrhundert erhielten die Provinzen den Titel Themen, d. h. Legionsbezirke, mit einem Strategen an der Spitze.[1] Die Strategen unterstanden unmittelbar den Kaisern, und in ihrem Dienst besorgten gelehrte Richter die Rechtsprechung. So zerfiel Griechenland z. B. in zwei Themen, in Hellas mit dem Mittelpunkt Theben und in den Peloponnes mit dem Mittelpunkt Korinth. Unter den Strategen sorgten eine Anzahl Turmarchen für die kleineren Heeresabteilungen und ihre Garnisonbezirke und Kleisurarchen für die Pässe.[2] Mit Ausnahme der Strategen durften alle Offiziere und Soldaten sich Grundbesitz in dem Gebiet erwerben, wo sie ihren Dienst verrichteten, ein etwas zweifelhafter Vorteil.[3] Den Kriegsdienst leisteten ohnehin nur Grundbesitzer,[4] und die Kaiser selbst gewährten schon lange an den Grenzen, dann auch mehr im Innern Militärlehen, um die nötigen Truppen aufzubringen.

So geschützt konnten die Isaurier, kräftige Herrscher, geschlossen dem Vordrängen der Barbaren im Norden und Westen und der Araber Halt gebieten und Unteritalien festhalten. Viele Barbaren zerschellten am festgefügten Reichskörper, andere verloren sich in der Bevölkerung, Avaren, Bulgaren, Slawen, Germanen, rot- und blondhaarige Menschen. Daher mag es sich erklären, daß die Araber ihre Feinde die Roten oder die mit den roten Schnauzbärten nannten. Die fremden Einwanderer bildeten keine selbständigen Staaten wie im Abendlande und sonderten sich nicht ab, sondern verschmolzen mit der einheimischen Bevölkerung um so mehr, als die Kaiser die sie zu Grenzwächtern, Läten gewannen, ihre Vermischung begünstigten und ihre Verheiratung förderten, statt sie in altrömischer Weise zu verhindern. Alle diese Barbaren hatten wenig Sinn für das Stadtleben, am wenigsten die Slawen, die auch da, wo sie beisammen saßen, in Polen und Rußland, keine Mittelpunkte fanden und keinen rechten Staat zu gründen vermochten. Sie hielten zäh an ihrer

[1] Er hieß auch comes, archon, später Katapan, Baiulus.

[2] Genannt seien auch die Topotereten, Centarchen, Drongarocomites, Merarchen Die Verpflegung der Heere besorgten Quästoren, genannt Protonotare; sie mußten an den Hof Naturalien liefern, unter Umständen den Kolonen Getreide vorstrecken. Rambaud, L'empire grec 201.

[3] Seit Leo VI. Eine Miliz ist immer schwächer als ein Berufskriegerstand.

[4] Die Mitglieder des exercitus oder der militia, die in der Mitte stehen zwischen der plebs und den nobiles, seniores.

Eigenart fest, zäher als die Germanen in Italien und Frankreich.[1] In den Städten wohnte die griechische Bevölkerung, freilich nicht ganz ungemischt, da die Stadt immer der Auffrischung durch die umgebende Landschaft bedarf.

## 2. Soziale Zustände.

Dem Zuströmen der Einwanderer lag das Land offen. Infolge der Verödung dehnte sich die extensive Wirtschaft mit Gemeineigentum aus, obwohl daneben noch die intensive Wirtschaft mit guter Düngung und Bewässerung fortbestand. Von den Griechen entlehnten die Araber das Wasserrad und die Wassermühle und führten sie in Spanien ein.[2] Die slawische Feldgemeinschaft und Hausgenossenschaft konnte sich ungestört entfalten,[3] noch gefördert durch das byzantinische Steuerwesen mit dem Allelengyon, der gegenseitigen Bürgschaft. Die Gemeinbürgschaft entwickelte sich weiter, wie die Reste in Rußland zeigen. Bis vor kurzem bildete der russische Mir, die Dorfgemeinschaft, die Grundlage der Steuerverfassung; auf den einzelnen Teilen ruhte die Steuerlast; immer wieder fanden von Zeit zu Zeit neue Aufteilungen statt, um die Gleichheit der Anteile und den Eingang der Steuern zu sichern. Unter den griechischen Bauern war mehr und mehr aller Unterschied verschwunden, und das Recht behandelte den ehemaligen Unfreien und den Barbaren gleich dem ehemals freien Reichsbürger, fesselte alle gleichmäßig, und der Staat verlangte die gleiche Steuer, ob die Äcker etwas trugen oder nicht, verkaufte ihre Leistungen an Große, preßte ihnen oft das Getreide zu billigen Preisen ab und verkaufte es in der Hauptstadt, um den dortigen Pöbel zu beruhigen. Herabgekommene Bauern strömten massenweis in die Hauptstadt, um vom Bettel zu leben, und die Quästoren wurden angewiesen, sie zu entfernen.

Nur ein Umstand kam den Bauern zugute, nämlich der, daß der Ackerbau wenig Gewinn versprach und daß die Reichen sich mehr dem Handel oder dem Staatsdienst zuwandten. Sodann lösten die Isaurier im Zusammenhang mit ihrer Politik der Verlegung von Reichsgliedern die drückende Fessel der Schollenpflicht, gewährten gleichzeitig das Recht, die Bauern zu legen, und verboten die Erbpacht. Wollten Bauern abziehen, so hatten sie ihre Grundherren zu entschädigen. Der Grundherr, der Land einzog, ersetzte den

---

[1] Noch die Kreuzfahrer trafen slawische Gebiete an (Gregorovius, Athen I, 149).

[2] Kremer, Kulturgesch. d. Orients II, 322.

[3] Hieher gehören gemeinsame Mühlen, Backöfen usf. Wenn ein Gemeindeglied eine Mühle anlegte, so mußte als Teilhaber zugelassen werden, wer an den Anlagekosten mitzahlte. Wenn einer sich verkürzt glaubte, konnte er einen Antrag auf Neuteilung erheben; Zachariä, Gesch. d. griech.-röm. Privatrechts 1892, S. 252.

Abgestifteten die Besserungen, übergab ihnen die Baumaterialen der von ihnen errichteten Gebäude. Arbeitete ein Bauer mit bedeutenden Vorschüssen und Kapitalien des Grundherrn wie beim Weinbau, so gestatteten die Isaurier Halbpacht;[1] sonst beschränkten sie das Recht der Herren auf das möglichste. Des gewöhnlichen Teilpächters, des Mortites, Anteil, bestimmten sie, seien neun Garben, des Grundherrn Teil sei eine. Wer mehr verlange, sei von Gott verflucht. Dieses Gesetz hemmte aber nicht die Erweiterung des Großgrundbesitzes, den viele andere Umstände begünstigten. Wie im Abendlande verbreitete sich das Lehenswesen, und die Bauern verkauften in den unruhigen, unsicheren Zeiten ihre Freiheit gegen einen wirksamen Schutz und versanken so in die Hörigkeit.

Viel mehr als auf dem Lande blühte in den Städten reges Leben, und den Feldbau überragte weit das Gewerbe, obwohl hundert Fesseln es beengten. Der Staat mischte sich in alles, beaufsichtigte den Betrieb und setzte für jede Kleinigkeit Verordnungen fest. Er bestimmte den Arbeitslohn, den Arbeitsvertrag, den Unternehmergewinn, indem er den Preis festsetzte.[2] Alle Fremden wurden als verdächtig behandelt, sie mußten bestimmte Herbergen beziehen, ihren Aufenthalt einschränken und durften nur ein bestimmtes Maß von Waren mitnehmen. Trotzdem blühten Weberei, Stickerei und Edelmetallkunst, und die Ausfuhr gold- und silbergestickter Stoffe brachte Byzanz einen reichen Gewinn. Die Mosaik- und Emailkunst des Ostens, das griechische Zellenemail, die griechischen Niellen, die Miniaturen übten einen großen Einfluß auf das Abendland aus. Diese Kunsterzeugnisse wanderten zum Teil auf Umwegen zu Lande nach dem Westen, meist aber auf dem Wasserwege über Venedig. Umgekehrt bezog Byzanz aus dem Osten die kostbaren Schätze Asiens: Gewürze, Heilstoffe, Elfenbein, Edelsteine, Perlen, teils über das Rote Meer, teils über Syrien, teils am Kaukasus vorbei über Cherson. Als Gegengabe boten die Byzantiner außer ihrer Kunst vorzugsweise Sklaven und Sklavinnen. Griechische Mädchen und Eunuchen bevölkerten die Hareme des Ostens. Sie

---

[1] Ἡμισειαστής, neugriechisch μεσιακός.

[2] Ein Metaxoprat, der Rohseidehändler, der außerhalb der Stadt reist, um Einkäufe zu machen, wird aus der Korporation ausgeschlossen. Der Metaxoprat, der Rohseide an Juden oder für die Ausfuhr aus der Stadt verkauft, wird ausgepeischt und geschoren. Wenn ein Katartarius (ein Seidenzurichter) rohe Seide unzugerichtet wieder verkauft, so wird er ausgepeitscht, geschoren und aus der Korporation ausgestoßen. Ausgeschlossen wird auch ein Katartarius, wenn er geschwätzig, grob und streitsüchtig ist. Ein Seidenfabrikant (Serikarius), der dem Gewerbeinspektor den Eintritt in die Werkstatt wehrt, wird ausgepeitscht und geschoren. Wenn er Rohseide mit dem Saft der Purpurschnecke färbt, wird ihm die Hand abgehackt. Wenn er, ohne es dem Präfekten zu melden, an Auswärtige verkauft, erleidet er die Konfiskation. — Wer einen Gewerbegenossen durch Steigerung der Miete aus seiner Werkstatt verdrängt, wird ausgepeitscht, geschoren und aus der Zunft ausgestoßen.

selbst bezogen diese Menschenware von den Slawen und Germanen über Italien und Rußland.

Infolge des lebhaften Handels und Gewerbes erhielt sich das Städtewesen, die städtische Kultur des Altertums, und an manchen Orten erhoben sich sogar neue Städte. Dagegen litten im Westen des Reiches die Städte unter den fortwährenden Einfällen der Barbaren. Wie wenn das nicht genügt hätte, verschwor sich auch gleichsam die Natur gegen die Städte. Pest und Erdbeben wüteten gegen die menschlichen Ansiedelungen und Baudenkmale, und in Afrika und Griechenland verödeten große Landstriche. Die Kunstwerke gingen in Trümmer, die Straßen wurden nicht mehr unterhalten, und Schulen und Theater wurden geschlossen, weil den Städten alle Mittel fehlten. Trotz allen sozialen Elends war man ungemein sorglos, und reich und arm überließ sich den Zerstreuungen, die das großstädtische Leben bot. Man begnügte sich mit „Brot und Spielen“ (panem et circenses), ja war schon zufrieden, wenn man nur im Theater sitzen und den Wettfahrten zuschauen durfte. Das ganze Mittelalter hindurch dauerte die unsinnige Zirkuswut fort, vor diesem Vergnügen mußte alles andere zurücktreten, Kirche und Werkstatt. Die beiden Zirkusparteien, die Blauen und Grünen, standen einander gegenüber wie zwei feindliche Heere oder Völker. Dieser Gegensatz mischte sich auch in andere Fragen ein und bestimmte oft den Ausgang dogmatischer Streitigkeiten. Die beiden Parteien waren zu förmlichen Genossenschaften organisiert, besaßen Grundstücke, veranstalteten Festlichkeiten und öffentliche Gastmähler. Jede Partei hieß sich Demos (Volk) und ihren Vorstand Volksherrn, Demarchen oder Demokraten. Das Volk konnte sich nur noch im Theater betätigen.



Isisrelief der Aachener Domkanzel. Isis trägt über einem Ärmelchiton ein faltiges Obergewand und einen Überwurf, auf dem Kopf steht ein Scheffelmaß, in der rechten Hand ruht ein Segelschiff, worin drei Männer in Kapuzen arbeiten, in der linken Hand ein Füllhorn mit einem Tempelchen, worin Horus sitzt. Unten links sitzt ein Pan mit Syrinx, zu seinen Füßen ein Hund; um seine Schultern windet sich eine Schlange; rechts dreht sich eine Tänzerin. In den Zwischenräumen tummeln sich allerlei Genien mit einer Gans, einem Vogel, einer Flöte, einem Schallbecken. Solche Musikanten und Tänzerinnen waren Lieblingsdarstellungen der alexandrinischen Elfenbeinschnitzerei.

Volksversammlungen zu bedeutungslosen Kundgebungen, wie die römischen Kaiser sie im Osten noch geduldet hatten, waren längst verschwunden, und selbst die Kurien, die Stadtverwaltungen, hatten ihren Einfluß verloren. Die byzantinischen Kaiser verurteilten auch die Stadtsenate zu einem Schattendasein und ließen die Senatoren

und Patrizier sich an ihren schönklingenden Titeln berauschen. Der Zirkus oder Hippodrom mußte das Forum, ja auch die Kirche vertreten. Dort redete der Kaiser das Volk an, teilte politische Neuigkeiten mit oder gab den Segen und predigte. Man betete im Zirkus, zumal die einzelnen Parteien erflehten den Sieg für ihre Rennpferde: *δυσωποῦμεν σε, θεοτόκος, νίκας λάβη ὁ δῆμος οὗτος.* Für Tierhetzen und Menschenkämpfe erwärmten sich die Byzantiner zu einer Zeit noch, wo die Araber sogar Hahnenkämpfe verboten. Zum Spott ließen sie Gefangene im Zirkus aufmarschieren; so stellte Konstantin Kopronymos, „der Schmutzige“, einmal orthodoxe Mönche mit öffentlichen Dirnen zur Schau.

### 3. Priester und Mönche.

Dem Kaiser wagten die orientalischen Kirchen keinen ernstlichen Widerstand mehr entgegenzusetzen, seitdem sie den Zusammenhang mit dem Abendlande mehr und mehr verloren. Nicht am wenigsten trug die Priesterehe dazu bei, dem Klerus das Rückgrat zu brechen. Das trullanische Konzil von Konstantinopel 680, das der Orient als allgemeines anerkannte, erhob die Priesterehe gelassen zur Regel, indem es nur während der Zeit des heiligen Dienstes Enthaltsamkeit verlangte und die Absetzung über jene aussprach, die eine vor der Priesterweihe geschlossene Ehe störten oder unter dem Vorwand der Religion die Priesterfrauen verjagten. Eine Milderung gewährte das Konzil nur mit Rücksicht auf die Mission, mit Rücksicht auf die „Barbaren“ — ein sehr bezeichnender Ausdruck. Als barbarisch galt nämlich den Griechen das ganze Abendland, das die Priesterehe verabscheute. Im Wettbewerb mit Rom verstand sich Byzanz zu dem einzigen Zugeständnis, in Missionsländern ehelose Priester wenigstens nicht zu stören.[1] Die Folge dieser Gesetzgebung offenbarte sich bald: es entstand eine Priesterkaste wie in Armenien, wo bereits frühe der Sohn auf den Vater regelmäßig folgte, was das Konzil von Konstanstinopel selbst beklagte.[2] Nur die Bischöfe, denen der höhere Altardienst zustand, mußten auf die Fortsetzung einer früheren Ehe verzichten.[3]

Mit Familien belastet konnten die Priester dem Staate nicht mehr widerstehen, und auch die Bischöfe, die freier dastanden, wagten es immer seltener, eine offene Sprache zu reden. Eher hatten die Mönche Mut genug. selbst auf die Gefahr des Lebens hin Widerstand zu leisten. Maximus der Bekenner warnte einmal einen Kaiser vor einer Einmischung in Lehrstreitigkeiten und bedeutete ihm, er sei kein Priester, taufe nicht, weihe kein Chrisma, keine

---

[1] C. Trullan. 13, 30.

[2] L. c. 33.

[3] Phillips, Kirchenrecht I, 725. Der Syncellus, ein Mönch, war immer um den Bischof (s. S. 288). Hergenröther, Photius I, 99.

Kirchen, trage nicht die Zeichen der Priesterwürde, das Omophorion und das Evangelium, sondern die Zeichen der Kaiserwürde, den Purpur und die Stirnbinde. Diese Freimütigkeit kostete dem Mönche freilich seine Zunge und rechte Hand. Noch im zehnten Jahrhundert verschloß ein Patriarch dem Kaiser Leo VI. den Eintritt in die Kirche wegen einer vierten Heirat. Doch getrauten sich die Patriarchen nur selten, so entschieden aufzutreten, da sie immer in der Furcht vor einer ebenso leicht erhobenen als schwer widerlegbaren und gefährlichen Anklage auf Majestätsverbrechen schwebten. Die Isaurier hatten zwar die Strafe für Majestätsverbrechen ermäßigt — ein günstiges Zeugnis für ihren Charakter —, aber die Würdenträger der Kirche nach wie vor im Zaume gehalten und bevormundet. So konnten die Bischöfe nicht die Stellung erringen, die ihre Genossen im Abendlande allmählich einnahmen. Wohl genoß auch die Kirche im Morgenlande viele Vorrechte im Gerichts-, Heer- und Steuerdienst und rettete so eine gewisse Immunität. Die Bischöfe erhoben selbst die Grundsteuern und stellten Truppen ins Feld, aber sie legten nicht selbst den Panzer an wie ihre abendländischen Genossen seit dem zehnten Jahrhundert. Die Anforderungen des Staates an die Kirche waren nicht gering. Vermöge des Grundsatzes der Gesamtbürgschaft, des Allelengyon, mußten die Kirchen oft Lasten übernehmen, die eigentlich andere hätten tragen müssen. Mit ihrem eigenen Beispiel mußte die Kirche lehren, daß es in erster Linie Pflicht der Untertanen sei, dem Staate Gut und Blut zu opfern; sie stellte die Kriege als heilige Taten dar und begleitete mit ihrem Segen das Heer.

Ihre Staatsgesinnnung und Vaterlandsliebe verschaffte der Kirche auch eine feste Stellung im Gemeinwesen und machte sie volkstümlich, so daß sie trotz aller Schwäche einen großen Einfluß ausübte. Das Volk schätzte sie hoch, sosehr es viele ihrer Diener verachtete, und verehrte besonders die Mönche, die sich der Enthaltsamkeit befleißigten. Nur war diese Enthaltsamkeit oft eine künstliche, da die Entmannung im Schwange war. Obwohl schon die alten römischen Kaiser wie die Beschneidung so die Verschneidung verboten, und trotz der Mahnungen des Alten Testamentes[1] scheuten sich die Byzantiner, die sonst viel auf dieses hielten, in diesem Punkte nicht alle Warnungen zu mißachten. Ein Eunuch konnte alles werden, und der Dienst an den Höfen der Großen, der Kaiser war wie der Aufenthalt in einem Kloster ein Durchgangspunkt zu den höchsten Stellen im Staate und in der Kirche.[2] Die Mönche gelangten zu allen Ehren; diese Gewohnheit war so zwingend, daß selbst Bischöfe, die außerhalb des Klosters gewählt wurden, vorher das Mönchsgewand anlegten, ehe sie sich zu Bischöfen weihen ließen.

[1] 5 Mos. 23, 1.

[2] Der Eunuch und Mönch Johannes, der „Waisenvater", spielt im 10. Jahrhundert eine große Rolle.

Auch im Abendlande traten Bischöfe als Mönche auf, was wohl damit zusammenhängt, daß das Abendland bis ins neunte Jahrhundert stark unter dem Einfluß des Ostens stand.[1] Fast ausschließlich Mönche umgaben einen Bischof als Beiräte, als Syncellen, Ökonomen, Sacellare, Schatzmeister und Archivare.

Die Klöster vermehrten sich ungemein und zogen Reichtümer an sich. Fast an jede Kirche schloß sich ein Kloster an, und es ging ähnlich wie in England und Irland, wo Kloster und Pfarrei dasselbe bedeutete. Sobald acht oder zehn Bauern das Bußgewand angelegt hatten, genoß ihre Niederlassung das Recht eines Konventes.[2] Die Bauern traten scharenweise ein, aber nicht bloß Arme und Bedrückte fanden eine Zuflucht, sondern auch Reiche suchten dort Trost, gingen zur Beichte und ließen sich Bußen auflegen. Greise nahmen dauernden Aufenthalt, und wer nicht selbst eintrat, suchte sein Seelenheil durch Stiftungen zu sichern;[3] er wollte wenigstens in der Klosterkirche oder im Klosterkirchhof begraben sein und dort ein Gedächtnisopfer erhalten; schon Justinian mußte den besteuern, der in zwei Klosterkirchen Katafalke aufstellen und Requiem halten ließ.[4] Mit den gewöhnlichen Kirchhöfen mußten sich nur noch die Armen begnügen.[5] Den wachsenden Reichtum suchten die Mönche in wohltätigen Anstalten anzulegen und sich damit zu rechtfertigen. Sie stellten neben ihre Niederlassungen Fremdenherbergen, Krankenhäuser, Waisenhäuser, Asyle für alte Leute[6] und verteilten regelmäßig Gaben und Speisen an die Armen. Freilich reichte ihre soziale Bedeutung lange nicht an die der abendländischen Klöster heran; haben sie doch grundsätzlich Sklaven von der Aufnahme ausgeschlossen, freilich auch selbst keine besessen. Der Abt Theodor von Studion verbot, für das Vieh weibliche Dienstboten zu halten, und verabscheute Doppelklöster, die auch dem Volk widerwärtig waren. Sogar auf die Tiere und ihre Zucht erstreckte sich die Sorge und Angst verantwortlicher Leiter und Führer.

Strenge Strafen standen auf allen Verfehlungen und Versäumnissen der Mönche. Sogar wer Unkeusches träumte, mußte einige kleine Bußen, wer aber Unkeusches tat, 3, 5, 7 Jahre schwere Buße verrichten je nach den Umständen: wer sich mit der Frau eines Priesters oder Diakons verging, dem drohte die Todesstrafe; leichtere Vergehen wurden mit Ausschließung vom Abtsegen und vom Eulogienempfang, mit längerer oder kürzerer Absonderung

[1] Marin, Les moines de Constantinople 178; Thomassin, Ancienne et nouvelle discipline 770, 783, 887; lat. Ausg. 1, 2, 44; 1, 3, 15.

[2] Die von Photius 861 berufene Synode der Apostelkirche verbot den Bischöfen, auf Kosten ihrer Kirche neue Klöster zu erbauen.

[3] Eustath. de emend. vit. mon. 178.

[4] Nov. 59, 6.

[5] Marin 59 (Paspates byzantinai meletai 1876, S. 381).

[6] Gerokomien, Gerontokomien, Gerotrophien.

bestraft. Dagegen fehlte die körperliche Züchtigung, wie sie im Abendlande bestand, vollständig. Das Leben war ungemein streng, die Nahrung bestand meistens in Gemüse und Früchten. Abends wurden die Überbleibsel der Mittagstafel gereicht. Keiner besaß etwas Eigenes, nicht einmal ein Hemd, er mußte sich mit dem nächsten besten Stück aus der Kleiderkammer begnügen und durfte es dann bei Tag und Nacht nicht ablegen.

Peinliche Aufsicht führte der Abt, Archimandrit oder Hegumenos (Führer) genannt, der Vater des Klosters, der geborene Beichtvater der Mönche, der Hirt der Herde, der Stallmeister, Schiffsmeister, wie ihn Photius nannte.[1] Er segnete die Mönche vor und nach den Tageszeiten, vor und nach dem Essen und wies jedem seine Arbeiten und Aufgaben an. Seine Stelle vertrat unter Umständen der „Zweite", „Deuteraios"; dann kam der Ökonom, womöglich ein Geistlicher; denn Geistlichen traute man mehr Ehrlichkeit zu. Eine große Zahl von Wächtern des Tags und bei Nacht und Wecker überwachten die Mönche.[2] Die übrigen Geschäfte besorgten wie im Abendland Kellermeister und Köche, Kranken- und Gastmeister, Chormeister, mehrere Schatzmeister, Archivare, Notare.[3] Auf die Ordnung beim Gottesdienst achtete ein Zeremonienmeister, der uns im Abendlande nicht begegnet; der Orient legte eben ein besonderes Gewicht auf Zeremonien.

Wer in der Mönchszucht bewährt und in Vollkommenheit vorangeschritten war, der durfte sich in die Einsamkeit in der Nähe des Klosters zurückziehen und empfing das große englische Gewand, vermutlich von weißer Farbe. Auf eigene Laune hin die Einsamkeit aufzusuchen, verboten die Kaiser, ebenso wie das Gegenteil, das freie, willkürliche Umherschweifen und nötigten die Wandermönche, die als Büßer mit struppigen Haaren umherwandelten, zu einer gewissen Ordnung. Wenn in den hauptstädtischen Straßen ein Mönch erschien, so machte er mit seinem schwarzen Gewande, seinem langen vernachlässigten Barte, seinen mageren, durch langes Fasten vergeistigten Zügen, mit seinem ernsten, würdevollen Gange einen tiefen Eindruck wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, und diesen Eindruck verstärkten noch die Wirkungen, die von ihnen ausgingen, Heilungen, Tröstungen, Gebetserhörungen. Das Volk vermutete Wundertaten, und was es wünschte, das sah es auch.

An sich neigten die Mönche zur Mystik und Spekulation, aber nachdem Basilius und andere Geistesgrößen sie dringend ermahnt hatten, wenig zu spekulieren, bekam die praktische Richtung ein Übergewicht, wurde aber immer wieder zurückgedrängt durch die Neigung zur Beschaulichkeit und durch die allgemein herrschende

[1] Ep. 2, 73. Noch heute heißt in Galizien, Bulgarien, Griechenland der Abt Higumen.

[2] Epistemonachos, epiteretai, aphypnistai.

[3] Skeuophylax, chartophylax, kimeliarchos, notarius, protovestiarius.

Anschauung, daß der Einsiedler das höchste Ideal darstelle. Die Mönche gelangten daher zu keiner umfassenden Organisation und übten auf das geistige Leben nicht jenen Einfluß aus wie ihre abendländischen Genossen, wenn sie sich auch am Unterricht und an Bildungsbestrebungen beteiligten.

## 4. Der Bildersturm.

Wie zu allen Zeiten begünstigte das Mönchtum infolge der engen Verbindung, worin es mit dem Volke stand, alle volkstümlichen religiösen Gebräuche, so den überschwenglichen Heiligenkultus, der, wie wir schon oben sahen, auch im Abendlande zu sehr bedenklichen Auffassungen Anlaß gab. Noch weiter ging das Morgenland, das in allerlei Aberglauben die Barbaren des Westens noch übertraf. Nicht nur mit Reliquien, sondern auch mit Bildern trieb der Grieche eine wahre Abgötterei, küßte sie, warf sich vor ihnen nieder, beräucherte sie und betete sie an. Fast mit einer gewissen Berechnung gaben die Künstler den Bildern eine möglichst steife Gestalt, eine einseitig mönchische Haltung. Der steife Ernst verzerrte sich im Laufe der Zeit unter der Ungunst der äußeren Verhältnisse zu einem finsteren, grämlichen Wesen, nachdem die Kunst die Buntfarbigkeit aufgegeben hatte.

Das Bild galt als eine Versinnlichung des Göttlichen, wie etwa Christus in seiner menschlichen Gestalt Gott darstellte. Der orientalische Symbolismus und die unverkennbare monophysitische Stimmung der griechischen Orthodoxie kam den Bildern zu Hilfe. Daher trat auch Johannes von Damaskus, der dem Monophysitismus zuneigte, entschieden für die Bilder ein. Christus besaß nach ihm wohl zwei Naturen, aber nur der Potenz, dem Vermögen nach, in Wirklichkeit verschmolzen sie sich in der Hypostase,[1] durch die Persönlichkeit. Da die wirkliche Energie, das wirkliche Wollen von der Persönlichkeit abhängt, bestand eine Einheit. Der menschliche Wille wurde von dem göttlichen verwirklicht, der menschliche Wille nahm an der Energie des göttlichen Willens teil, wie das Eisen an der Energie des Feuers; die göttliche Natur durchdrang die menschliche wie das Sonnenlicht und schloß eine wirklich geistige Entwicklung aus. Das Wachstumszeugnis des Lukas bedeutet nur, daß Christus seine Weisheit nach und nach geoffenbart habe. Christus setzt sein Werk fort in dem mystischen Leibe der Kirche, besonders in der Eucharistie. In der Eucharistie nehmen wir teil an den beiden Naturen, am Leibe auf leibliche, an der göttlichen Natur auf geistige Weise oder vielmehr an jeder der beiden auf

[1] *Καὶ σύνθετον γενέσθαι τὴν πρότερον ἁπλῆν οὖσαν τοῦ λόγου ὑπόστασιν, σύνθετον δὲ ἐκ δύο τελείων φύσεων, θεότητός τε καὶ ἀνθρωπότητος;* de fide orth. c. 6. Bach, Dogmengeschichte 57.

beiderseitige Art. Durch die Eucharistie werden wir vergottet, der Prozeß der Menschwerdung setzt sich in uns fort.

Solche Gedanken entwickelte Johannes mitten unter der arabischen Herrschaft, ungetrübt, unberührt vom Mohammedanismus, denn er lebte in einer anderen Welt. Ganz anders dachten die Aufgeklärten jener Tage; sie wiesen darauf hin, welche Erfolge die Araber mit ihrem bilderlosen Kultus erzielten, und eine eigene weitverbreitete Sekte, die Paulikianer, die auf die Gnostiker und Manichäer zurückgehen, machten sich zu Trägern einer bilderfeindlichen Stimmung. Gleich nach den ersten Waffentaten der Araber erhoben die Paulikianer, die sich bis jetzt im dunkeln gehalten hatten, ihr Haupt und gewannen viele Anhänger namentlich unter den Grenzsoldaten. Die Paulikianer beriefen sich auf den heiligen Paulus, verwarfen alles äußerliche Kirchenwesen, Fasten und Mönchtum, die Verehrung Marias und der Heiligen, des Kreuzes und der Reliquien und erklärten Taufe und Abendmahl für heilige Handlungen, nicht für Sakramente. Sie nannten die Orthodoxen Römer, sich selbst aber wahre Christen. Von diesem paulikanischen Geiste nun zeigen sich die isaurischen Kaiser, vor allem Leo III. berührt, dessen rauhe Soldatennatur die Überschwenglichkeit des Bilderdienstes abstieß. Durch Bekämpfung des Bilderdienstes hoffte er, ihm feindlich gesinnte Bevölkerungskreise, d. h. die vornehmen, aufgeklärten Kreise zu gewinnen. Alte nestorianische Neigungen tauchten wieder auf und witterten Frühlingsluft. Die Bilderstürmer selbst, z. B. Theophilus, ließen viel malen, statt religiöser Stoffe aber weltliche, Kriegszüge, Jagden, Landschaften und suchten so das Volk von den Heiligenbildern abzulenken und vom Aberglauben zu heilen.

Unter dem Nachfolger Leos, Konstantin Kopronymus, bei dem nestorianische Neigungen hinzukamen, verwarf eine Synode 754 die Bilderverehrung als Satanswerk. Das Christentum, hieß es damals, hätte nicht nur mit dem Opfer-, sondern auch mit dem Bilderdienst gebrochen. Das einzig wahre Bild Christi sei die Eucharistie, die Heiligen aber leben bei Gott, man solle sie wohl verehren, sie aber nicht im Bilde darstellen. Darauf ging der Kaiser mit großer Rücksichtslosigkeit vor, ließ unzählige Bilder verbrennen, Reliquien zerstören, Wandgemälde und Mosaiken mit Kalk überstreichen und nur das Kreuzzeichen verschonen.[1] Das den Bildern fast durchweg geneigte Mönchtum suchte er, so gut es ging, auszurotten, ließ die Brüder mißhandeln und foltern. Viele flohen; ein Teil mußte im Zirkus mit Weibern an der Hand umherziehen und dem Spotte dienen. Manche unterlagen der Versuchung, verheirateten sich und schämten sich nicht, sich offen mit ihren Frauen zu brüsten.[2] Statt der Mönche bestiegen Laien die Bischofsstühle.

[1] Als sehr unkonsequent rügt das Theod. Stud. adv. Iconom. III.
[2] Hefele, Konziliengesch. III. (1877) S. 427; Baron. ann. 766.

Priester sollten nun auch nach den Weihen heiraten dürfen; ein Recht, das erst im neunten Jahrhundert wieder verschwand.[1]

Nach kurzer Unterbrechung unter der Kaiserin Irene dauerte der Bilderstreit bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts. Erst 842 gestattete eine Synode malerische Darstellung in der Kirche, verwarf aber die Bildhauerei, weshalb sich die byzantinischen Künstler mehr und mehr der Dekoration zuwandten. Ohnehin neigte der byzantinische Geist zum Dekorativen und Ornamentalen und hatte schon früher in der Bildhauerkunst nichts Bedeutendes geleistet. Das Empfindungsleben, das Gemüt, das sich mit Vorliebe in der Malerei und Dichtung ausspricht, erlitt eine starke Einbuße, und infolge davon schritt die byzantinische Verknöcherung noch weiter fort. Mit dem Gemütsleben hängt das Geistesleben viel enger zusammen, als man grundsätzlich annimmt. Ohne die unmittelbare Frische des Gemütes, ohne die unmittelbare Erfahrung, ohne den Realismus des Erlebens, Erprobens, Empfindens wird das Denken hohl, rein logisch, rein kompilatorisch.

Trotzdem konnte sowohl der Westen als der Osten immer noch viel von Byzanz lernen. Von den Byzantinern erbten die Araber den Sinn für kostbare Mosaik- und Emailarbeiten, für Purpur und Seide, für helle und grelle Farben. Von dort erhielten sie die Musik, den kunstvollen Gesang und die Begleitung des Gesanges durch Musikinstrumente. Griechische Sängerinnen fanden sich zahlreich in arabischen Haremen. Umgekehrt hörten die Byzantiner nicht auf, von den Arabern Gewürze und Edelsteine zu beziehen, und die Araber gewährten ihnen in ihrem eigenen Interesse gerne Handelsfreiheit. Mit Westeuropa war der Verkehr naturgemäß viel schwächer, aber die Verehrung der Abendländer für die ferne Wunderstadt um so größer. Noch die Chronisten des sechsten Jahrhunderts führten in ihren Jahrbüchern die byzantinischen Kaiserreihen fort und feierten die Siege über die ihnen selbst verwandten Germanen. Bis ums achte Jahrhundert machten die Palästinapilger regelmäßig in Konstantinopel Halt, wohin sie Handelsschiffe brachten, und schlugen dann den Landweg über Kleinasien ein.

### 5. Die Gerechtigkeitspflege der Bilderstürmer.

Um zu zeigen, daß ihre Bilderfeindschaft keineswegs dem Christentume galt, entwickelten die Bilderstürmer eine rege Tätigkeit, den christlichen Grundsätzen auf dem Wege der Gesetzgebung zu ihrem Rechte zu verhelfen. Sie wandelten auf den von Konstantin und Justinian eingeschlagenen Wegen weiter und hoben die Frauen, die Kinder, die Sklaven noch eine Stufe höher. Sie unterdrückten den Konkubinat, den noch Justinian geduldet hatte, beschränkten die Ehescheidungsgründe auf wenige, ließen den Wahnsinn

[1] Leonis Nov. const. 3.

nicht als Scheidungsgrund gelten,[1] erschwerten die Wiederverheiratung Geschiedener und eine dritte, vierte Ehe nach dem Tode des einen Gatten, vermehrten die Ehehindernisse, erstreckten das Ehehindernis der Verwandtschaft bis zum sechsten und siebten Grade, genau wie die römische Kirche. Das Verlöbnis erhielt einen besseren Schutz, die Braut konnte u. A. nicht bloß ein Reuegeld (arrha), sondern auch eine Konventionalstrafe verlangen. Die trullanische Synode nannte es Ehebruch, die Braut eines anderen zu heiraten. Das Güterrecht der Ehe näherte sich der Gütergemeinschaft. Das Ehegut, zusammengesetzt aus der Mitgift der Frau und der Widerlegung des Mannes, wurde von dem überlebenden Gatten verwaltet, wenn Kinder da waren, bis zu deren Volljährigkeit. War die Ehe kinderlos, so bekam die Frau das ganze, der Mann aber nur ein Viertel des Ehegutes; die Frau war also sehr gut gestellt. Unmündige Kinder, denen die Eltern keinen Vormund bestellt hatten, wiesen die Isaurier Klöstern zu.

Die väterliche Gewalt, die schon früher starke Einbuße erlitten hatte, erfuhr noch weitere Einschränkungen. Die nächsten Verwandten erhielten einen gesicherten Anspruch auf das Erbgut; der Pflichtteil wurde allgemein für Eltern und Kinder von einem Viertel auf ein Drittel erhöht. Die verschiedenen Arten von Geschwistern genossen gleiche Rechte; nur widersprach dieser Gleichheit die Einführung von Majoraten und Stammgütern, und der fideikommissarischen Bindung widersprach wieder die Erweiterung der Testierfreiheit, der freien Verfügung über das Vermögen, an der auch die Haussöhne teilnahmen. Um Enterbungen zu erleichtern, wurden die Erblasser von der peinlichen Pflicht befreit, Gründe für die Enterbung anzugeben, und wurde der Richter dafür angewiesen, solchen Gründen nachzuforschen. Fand er keine Erklärung, so sollte er das Testament doch nur teilweise ändern. Um die Bestimmungen des Testamentes gegen die Willkür der Erben sicherzustellen, kam mehr und mehr die Berufung von Testamentsvollstreckern auf.[2]

Nächst den Frauen und Kindern hatte das alte Recht die Sklaven arg vernachlässigt, aber unter dem Einfluß des Christentums mehr und mehr gehoben. Die Unfreien hatten sich schon lange den Freien genähert, sie durften schon lange nicht mehr willkürlich behandelt werden. Nun erhielten sie auch ein sicheres Eigentums- und Eherecht, die Möglichkeit, mit Freien sich ehelich zu verbinden, ja sogar eine Art Erbrecht. Starb ein Herr kinderlos und ohne Testament, so wurden aus seiner Hinterlassenschaft drei

[1] Wohl aber die Unzucht der Frau, die Impotenz des Mannes, lebensgefährliche Nachstellungen, den Aussatz. Auch den Ausweg, daß Ehegatten ihre eigenen Kinder aus der Taufe hoben, um dadurch geistig verwandt zu werden und ihre Ehe lösen zu können, verboten die Isaurier; Zachariä a. a. O. S. 78.

[2] *Επιτροποι,* Zachariä 162.

Teile gemacht, zwei Teile den Erben und ein Teil Gott zugewiesen und in den Gottesteil die Sklaven einbegriffen und ihnen die Freiheit gewährt. Allerdings erklärte Konstantin der Purpurgeborene: „Wir wollen die Sklaverei für die einen abschaffen, für die anderen in aller Strenge erhalten." In der Tat hoben die Kaiser manche Milderung wieder auf und bedrohten den Menschenraub, namentlich aber die Entmannung mit nur sehr leichten Strafen.[1] Wenn eine Sklavin ein Kind in einem fremden Hause gebar, so gehörte das Kind dem Herrn dieses Hauses.



Diptychon von Sens mit Sol- und Lunadarstellung.

Die auch im Osten zunehmende Verwilderung der Sitten zwang zur Verschärfung der Strafen, namentlich für Fleischesvergehen. Wer eine Jungfrau verführte, mußte die Hälfte seines Vermögens abtreten oder ein Pfund Gold bezahlen. Viele suchten sich durch Kirchenbußen oder in Klöstern der Verfolgung zu entziehen und flohen in Asyle, die die Herrscher nicht anzutasten wagten;

[1] Statt der Gütereinziehung und dauernder Verbannung traf diese Verbrecher nur zehn Jahre Bann.

nur beschränkten sie das Asylrecht nach Möglichkeit. Meineidige, die früher nur eine kirchliche Buße traf, sollten mit Zungenausreißen bestraft werden, ähnlich wie im Abendland. Mehr und mehr häuften sich grausame Leibesstrafen, das Abschlagen der Glieder, das Augenausstechen, Nasen-, Ohrenabschneiden, und die Folter beherrschte viel früher als im Abendland, wo sie das Gottesurteil vertrat, die peinliche Untersuchung. Dagegen blieb das Morgenland verschont von den Greueln der Inquisition und des Hexenprozesses. Das Heidentum, der Aberglaube, und was damit oft zusammenfiel, der Unglaube, konnte sich ziemlich ungestört entfalten.

## 6. Ausbreitung des Islam.

Die Zunahme der Leibesstrafen hängt zusammen mit der Ausbreitung einer düsteren, rohen Stimmung. Das frohe Vertrauen zur göttlichen Weltregierung ließ nach, und ein trüber Schicksalsglaube beherrschte hoch und nieder. Alles achtete auf Vorzeichen, so daß man sich manchmal in das alte Rom versetzt fühlt. Allen bedeutenden Ereignissen lassen die Geschichtschreiber Weissagungen vorausgehen. Auch die Germanen stimmten damit überein, glaubten an das Fatum, an die Wurd. So kehrt die Wurd oder Wyrd im Beowulf immer wieder, trotzdem ein Christ die Dichtung umgearbeitet hat. Wyrd, heißt es, geht immer den Weg, den sie muß, sie erhält den Helden, der zur Rettung bestimmt ist, und rafft den anderen dahin, der dem Tode verfallen ist. Dieser Glaube allein hätte also die Byzantiner nicht verdorben und dem Untergange geweiht, wenn anders das Christentum sie innerlich ganz durchdrungen und umgebildet und mit frischer Tatkraft erfüllt hätte. Die Zeichen außerordentlicher Frömmigkeit, die uns begegnen, dürfen uns nicht darüber täuschen, daß das Volk der Religion nur äußerlich gegenüberstand, wie eben der Bilderdienst mit überraschender Klarheit verraten hatte. Die Araber zeigten mehr Lebenskraft und bewährten nicht nur in der Kunst des Krieges, sondern auch in der des Friedens eine gewisse Überlegenheit.

Abu Bekr hatte seinen Leuten folgende Grundsätze eingeschärft: „Leute, ich habe zehn Dinge euch zu empfehlen, die ihr genau beobachten müßt. Täuschet niemand und stehlet nicht, handelt nicht treulos und verstümmelt niemand, tötet weder Greise noch Kinder noch Weiber, beraubt die Palme nicht ihrer Rinde noch verbrennt sie, schlagt nicht die Fruchtbäume ab und zerstört nicht die Saatfelder, tötet nicht Schafe noch Ochsen noch Kamele außer für euren Lebensunterhalt. Ihr werdet Geschorene finden — schlagt sie mit dem Säbel auf die Tonsur; ihr werdet auch Leute in Zellen, d. h. Einsiedler finden — der Araber erinnerte sich dabei an die heimischen Hanifs — laßt sie in Ruhe, damit sie fortfahren, ihre Gelübde zu erfüllen."

Allein aus Arabien vertrieben die Kalifen Christen wie Juden; sonst entzogen sie den unterworfenen Christen bloß einen Teil des Bodens und belegten sie mit Steuern, ließen ihnen aber ihre Religion, ihre Rechte, ihre Kirchen und ihre Beamten. Nur sollte die Religionsübung keine öffentliche sein, und deshalb durften sie nicht laut vor den Moslimen ihre Nakus d. h. ihre Holzklöppel schlagen, die statt der Glocken zum Gottesdienst einluden, durften nicht laut beten oder ihre Schrift lesen, kein öffentliches Begräbnis halten, nicht öffentlich Wein trinken oder Kreuze oder Schweine zum Ärgernis der Mohammedaner blicken lassen. Ihre Wohngebäude sollten die der Moslime nicht überragen, sie sollten sich anders kleiden als die Araber, keine Waffen tragen, noch auf Pferden reiten, sondern nur der Esel und Maultiere sich bedienen.

Die Lokalverwaltung blieb in ihren Händen, ohnehin hatten die Moslime keine Lust, sich mit den verwickelten Angelegenheiten der Verwaltung zu befassen, und ließen sogar die Münzen und die Finanzen in ihrem alten Zustande. Ganz wie im römischen Reiche mußten die Untertanen Kopf- und Grundsteuern bezahlen. Die Reichen bezahlten vier Denare, die mittleren Klassen zwei und die Armen einen Denar Kopfsteuer. Die Grundsteuer richtete sich nach der Güte des Bodens und den erzielten Früchten. In Persien mußte z. B. nach Omars Anordnung, die auf die Sassaniden zurückgeht, von einem Garyb, d. h. 3600 Quadratellen, einem Siebtel Hektar Weizenfeld, ein Kafyz und ein Dirhem (Mithkal) entrichtet werden. Ein Dirhem, die Drachme, galt etwa den zehnten oder zwölften Teil eines arabischen Denars, d. h. eines Goldstückes, eines Goldsolidus;[1] das Kafyz, ein Hohlmaß, hatte den Wert von drei Dirhem.[2] Eine höhere Steuer lastete auf Wiesen: fünf Kafyz und fünf Dirhem, und eine noch höhere auf Baum-, Palmen- und Weingärten: zehn Kafyz und zehn Dirhem. Die Steuer verschlang etwa ein Drittel des Ertrages.[3] In besonders fruchtbaren Gegenden stieg die Steuer noch höher, so in Schiras bei Weizen auf etwa 71, bei Baumwolle auf 82, bei Weinreben auf 534 Dirhem, während sie in nächster Nähe (Gur) um ein Drittel weniger betrug.[4] Dazu kamen wie im römischen Reiche außerordentliche Naturalleistungen für das Heer.

---

[1] Dem Metallgewicht nach vielleicht 60 Pfennig Goldwährung, in Wirklichkeit aber viel mehr wert (s. S. 72, 176).

[2] Es betrug 42 bis 52 Kilo. Der Getreidepreis stand etwa 1/3 höher als heute. Das Kafyz kostete etwa 6 Goldmark.

[3] In Spanien mußten die, die sich freiwillig unterwarfen, ein Zehntel, die gewaltsam Unterworfenen ein Fünftel ihrer Güter dem Staate abtreten, durften sie aber weiter bebauen gegen die Leistung eines Drittels des Ertrages.

[4] Das Sawad, d. h. die Fruchtgegend am Tigris, 22 Mill. Hektar, wovon 8 bis 9 der Steuer unterlagen, trug im 6. Jahrhundert noch 287 Mill. Mithkal (ein Mithkal verhält sich zum Dirhem wie 10 : 7). Da diese Summe meist in Naturalien geleistet wurde, ist der Wert etwa auf 700 Mill. Mark

Die Araber nahmen viel mehr ein, als sie brauchten. Da sie lange keinen Staatsschatz ansammelten und die ersten Kalifen mäßig lebten, konnten sie an die Kriegsgenossen hohe Summen verteilen, viel mehr, als sie an Steuern zu leisten hatten. Die Moslime hatten nach alter Anordnung eine Armentaxe, vor allem einen Vieh- und Getreidezins zu entrichten, der von den Schafen ein Prozent, von den Kamelen und Kühen eine nach der Zahl steigende Abgabe, von den Feldfrüchten den Zehnten, bei schlecht gedeihenden Früchten einen halben Zehnten betrug. Vom Metallgeld mußten nur 2½ Prozent entrichtet werden.

Friedliche Gewerbe, Ackerbau und Handwerk durften die Moslime nicht betreiben, sie sollten Krieger sein und bleiben, sich mit den Untertanen nicht vermischen und wohnten wie die römischen Soldaten der Grenzprovinzen in Standlagern, und zwar die Geschlechtsgenossen nahe beisammen.[1] Nichtaraber durften nicht einmal Arabisch lernen. Arabische Christen wurden eben anfangs milder behandelt als die Christen anderer Nationalität und brauchten bloß eine doppelte Armentaxe zu bezahlen, spürten aber doch bald auch den Druck ihrer Stammesgenossen. Als einmal ein kleiner arabischer Stamm, der sich zum Christentum bekannte, auf byzantinisches Gebiet floh, schrieb Omar an den griechischen Kaiser: „Bei Gott! wenn du sie mir nicht auslieferst, so treibe ich alle Christen aus meinem Gebiete zu dir."

Wegen ihrer Vielweiberei vermehrten sich die Araber sehr rasch, und unzählige Untertanen nahmen den Islam an, so daß die alte Steuerfreiheit so wenig aufrechtzuerhalten war wie das Verbot des Grundbesitzes und Ackerbaues. Die Übergetretenen mußten Kopf- und Grundsteuer bezahlen oder ihre unbeweglichen Güter ihren früheren Glaubensgenossen überlassen, damit die Grundsteuer nicht ausfiele. Schon der dritte Nachfolger Mohammeds, Osman, verlieh entgegen der alten Vorschrift, daß die Moslime sich in der Fremde kein Gut erwerben dürften, Grundbesitz als Lehen an seine Leute und begünstigte seine Verwandten. Die Eroberer lebten sich so immer mehr in der Fremde ein, nahmen teil an ihrem Leben, bekümmerten sich um die Verwaltung und verdrängten die früheren Beamten. Die Nachfolger Osmans, die Omajjaden in Damaskus, luxusliebende Männer, schritten in dieser Richtung noch weiter und pflegten Kunst und Musik. Gegen das Verbot des Propheten tranken sie Wein in vollen Zügen und ergaben sich dem Laster der Trunkenheit und Sinnenlust. Schon unter ihnen zeigte sich das Verderben der arabischen Kultur. Ebendadurch entfesselten sie einen starken

---

zu schätzen. (Rohrbach. Preuß. Jahrb. Jahrg. 1911 III. 299.) Die Gesamternte hat etwa 1½ Milliarde Mark oder 10 Millionen Tonnen betragen. Heute ist das Land unfruchtbar.

[1] Außer Babylon, genannt Fostat, waren wichtige Standlager Bassora Kufa, in Ägypten Alexandrien.

Widerstand bei den Rechtgläubigen. Mit persischen und türkischen Truppen gelang es den Abbasiden, die Omajjaden zu stürzen, und dann wurden die Sitten wohl wieder einfacher, aber die Kultur erlitt eine starke Einbuße.

Eine neue Blütezeit erlebte die arabische Kultur in Spanien, wohin einer der gestürzten Omajjaden unter vielen Gefahren gelangt war und sich und seinen Nachkommen ein neues Reich gegründet hatte. Nach Spanien hatten die Araber schon im Anfang des achten Jahrhunderts ihre Hand ausgestreckt, nachdem sie Afrika ziemlich leichten Kaufes den Griechen entrissen hatten. In Afrika konnten sie sich auf die dem Blut und der Sitte nach ihnen nahe stehenden Berbern, die Mauren stützen, und eben mit ihrer Hilfe gelang ihnen auch die Eroberung Spaniens. Unzufriedene gotische Grafen, ein vom Throne gestürztes Geschlecht, leistete dabei Verräterdienste. Der Thronräuber Roderich hatte die Tochter des Grafen Julian, die zu ihrer Ausbildung am Hofe weilte, entehrt, und aus Rache rief Julian die Araber ins Land. Diese Erzählung erinnert uns an das Urteil des hl. Bonifatius über die Zuchtlosigkeit der Spanier und Südfranzosen, wogegen die Saracenen durch eine größere Einfachheit der Sitten sich auszeichneten.[1] Ihr ganzes Wesen übte eine starke Anziehungskraft aus, und da sie gegen die Unterworfenen Milde übten, wurden sie vielfach von den bedrückten Bauern mit Freuden begrüßt.

Ihre Herrschaft brachte den Ländern auch viele Vorteile und hob sie auf eine höhere Kultur, sie führten nach Spanien das Zuckerrohr, den Reis, die Baumwollstaude ein und übertrugen die Technik des Ostens nach dem Westen. Sie widmeten der Kunst und Wissenschaft eine sorgfältige Pflege und übertrafen darin weit den Norden. Allein auf die Dauer erwies sich doch ihre Herrschaft als unfruchtbar, ihre blühende Kultur beruhte allzusehr auf der Aussaugung des Landes und der Leute: sie ging nicht aus selbständiger Arbeit hervor, sondern bestand in Entlehnungen von den Sassaniden und Byzantinern.[2] Die Araber legten nicht selbst Hand an. „Wo nur dieses Werkzeug (der Pflug) hindrang, sagt Mohammed, hat es stets Knechtschaft und Schande mit sich geführt.“ „Die Engel besuchen kein Haus, an dem ein Pflug liegt.“ Dies ließen sich seine Anhänger nicht zweimal sagen. Unter ihrer Hand erschöpften sich Land und Leute; wo sie verschwanden, blieb alles unfruchtbar, und die Ruinen ihrer glänzenden Paläste erhoben sich mitten in sonnenverbrannten Ebenen.

---

[1] Ep. 73, 60.

[2] Von den Neupersern entlehnten sie z. B. die Schriften des Aristoteles, den Baustil u. a. Die persischen Berieselungsanstalten ließen sie zerfallen ebenso die römischen Anlagen in Afrika.

# Register.

---

## Druckfehler und Nachtrag.

S. 67 Textzeile 4 v. u. lies Maier (statt Maiere).

S. 149 im Bildtext lies Goldkreuz (statt Holzkreuz).

S. 277 Note 2. Die hier erzählte Geschichte bezieht sich auf Cäsarius, nicht auf Martin (v. 2, 30).

S. 310 Note 1 wäre hinzuweisen auf ein Kapitäl in der Kirche zu Segringen und einen Kragstein zu Maihingen.

## Einige Preßstimmmen über die „Kulturgeschichte des Mittelalters von Dr. G. Grupp."

**Augsburger Postzeitung** vom 30. Mai 1921:

So entstand ein soziologisch orientiertes Gesamtbild des Mittelalters von unübertroffener Einläßlichkeit, Treue und Unmittelbarkeit der Quellensprache. Ein Zug von trockener Knappheit, die Herbe des Tonfalls und das unverweilte, im Urteil schweigsame Darbieten des Stoffes mag spärlichern Genuß verstatten als die Darstellung der Antike, aber der wissenschaftlich heischende Leser weiß dankbar die Festigkeit und Ergiebigkeit des Bodens zu schätzen, auf dem er sich ergeht und unablässig bereichert sieht. Heute, da die Laune und Liebe der Zeit sich unverhofft dem Mittelalter zugewandt, scheint uns die Stunde gekommen, dem Lebenswerk eines singulären Kenners die verdiente Geltung zu wünschen, und dies um so mehr, als der Zeitgeist so viele falsche Münzen als vermeintlich mittelalterliches Gut in Umlauf setzt.

**Der Tag** vom 2. Februar 1920:

Gemeiniglich herrscht, wenigstens in Norddeutschland, die Ansicht, daß katholische Historiker im allgemeinen tendenziös seien. Die Meinung geht wohl auf das Werk Janssens zurück. Wenn man dagegen neuere und neuste anschaut wie Hertling oder Martin Spahn, so ist von Tendenz gar schwer etwas zu entdecken, ja, die Herren drücken sich so vorsichtig aus, daß man häufig überhaupt im Zweifel ist, nach welcher Richtung der Weg gehen soll. Oder man sehe sich die Weltgeschichte der Neuzeit von Kralik an, wo einfach Jahr für Jahr die Ereignisse registriert und mit einer Art verwegener Gleichgültigkeit einander gegenübergestellt werden. Der Objektivste, Unparteiischste von allen ist aber der Fürstliche Rat Dr. Georg Grupp. Freilich, wozu sollte er sich erregen, weshalb eine aufdringliche Tendenz zur Schau tragen? Wie einst Gibbon, der Verfasser des unsterblichen Verfalles des römischen Reiches, jahrzehntelang ein einsames Leben in Schönheit und Muße am Genfer See führte, sich lediglich seiner großen Aufgabe widmend, nicht an Vergnügungen, am wenigsten an Ehe denkend, ohne sich jedoch deshalb geselliger Anregung zu entziehen, so haust der Verfasser der Kulturgeschichte des Mittelalters in majestätischer Ruhe seit vielen Jahren in einem wunderschönen alten Kloster, das den Fürsten Öttingen gehört, mit einer reichen Bücherei. In solcher Umgebung läßt sich's wahrhaftig gut denken, sammeln und schreiben. Seit gut zwanzig Jahren ist denn auch unser Grupp mit Erfolg bemüht, uns ein neues Gesamtgemälde vom Mittelalter zu schaffen. Ich behaupte immer: die ganze deutsche Geschichte muß erst noch geschrieben werden. Das Gold liegt nur so auf der Straße. Aber es muß eben aufgehoben und dann geglüht, geschmolzen und gemünzt werden. Freilich ist auch Lausegold und Katzensilber unter den Schätzen. Die Sitten der Raubritterzeit waren nicht die erfreulichsten. Hier tritt die Unerfreulichkeit erst recht grell zutage. Es ist ja schade, daß gerade heute, wo breite Massen des Volkes, abgünstig und spöttisch von unserer großen Vergangenheit sprechen, daß ihnen da die Sitten der Raubritter neuen Stoff liefern; allein erstlich war das nicht nur in Deutschland so, und zweitens waren die Sitten des niederen Volkes nur zu oft nicht minder abscheulich.

Wir haben einen Teil der ungeheuren Arbeit, die der Verfasser unter neuartiger Benutzung der verschiedensten Quellen bis ungefähr zum 15. Jahrhundert vollendet hat, besonders unterstrichen. Im übrigen ist die Arbeit nichts weniger als einseitig. Sie berichtet auch von der Technik der damaligen Zeit, sie berücksichtigt in ausgiebiger Weise Handel und Wandel, sie spricht von dem Judenwucher und dem Klostergut, sie sucht der Mystik und der Kunst gerecht zu werden. Freilich, die Kunst ist etwas gar stiefmütterlich dabei weggekommen. Man kann nicht alles von einem verlangen. Das

Kolossalwerk von Burger, den der Weltkrieg verschlang, bietet genug funkelnagelneue Aufschlüsse über die bildende Kunst des ausgehenden Mittelalters. Vielleicht holt Grupp in dem Schlußbande, der allerdings bei der gründlichen Art des Verfassers erst nach Verlauf mancher Jahre zu erwarten ist, das nach, was wir annoch gern auch in seiner Auffassung erblickten. (Wirth).

**Kölnische Volkszeitung** 1920 Nr. 151:

Was den früheren Bänden von Grupps Kulturgeschichte nachgerühmt wurde, muß auch dem zuletzt erschienenen vollauf zugebilligt werden: Ein ungemein vielseitiges lebendiges Bild entrollt sich vor unserm Auge. Das Mittelalter spricht selbst zu uns und nicht nur durch den Mund eines modernen Autors. Gerade die Methode des Verfassers, die mittelalterlichen Schriftsteller selbst reden zu lassen und unter ihnen vor allem die Dichter heranzuziehen, muß für Werke in der Art der Gruppschen Kulturgeschichte, die nicht einen allein wissenschaftlichen Charakter tragen, sondern sich auch an weitere Kreise wenden, als eine glückliche bezeichnet werden. Dr. Gerhard Kallen.

**Literarischer Ratgeber des Dürerbundes:**

Mit weitschauender Pragmatik verwebt er die erstaunliche Stoffülle in ein Totalbild, in dem die Erscheinungen des wirtschaftlichen, sozialen, künstlerischen, geistigen, seelischen und religiösen Lebens ohne irgendwelche, etwa aus Sonderneigungen oder -fähigkeiten des Autors gespeiste Vorherrschaft eines kulturellen Phänomens zur Geltung kommen. Wir wissen keine zweite aus gleicher Quellennähe sprechende Beschreibung des Mittelalters und verweisen alle modische Liebhaberei für die schwer erkennbare Epoche an Grupps großes Werk als verlässigstes Korrektiv.

**Literarischer Handweiser** 1920:

Die Periode, in die uns der neubearbeitete V. Band einführt, das spätere Mittelalter, stellt an den Kulturhistoriker fast übermenschliche Anforderungen: das mittelalterliche Leben wird fast von Jahrzehnt zu Jahrzehnt bewegter und unruhiger, die Quellen fließen immer reicher, und die Literatur ist fast unübersehbar. Und doch meistert G. dieses wilde Gewoge von Tatsachen, Kräften und Strebungen. Seine zusammenfassende und darstellerische Kraft scheint noch gewachsen zu sein. In 25 knappen scharfumrissenen Bildern rollt sich das 14. Jahrhundert vor unsern Augen ab. Der Ausdruck ist mit Absicht gewählt, um die Eigenart Gruppscher Geschichtsbetrachtung und -darstellung zu kennzeichnen. G. verzichtet auf alle bisher üblichen Formeln und Konstruktionen; er will das sprühende, heißatmende Leben selbst geben, soweit es überhaupt historisch erfaßbar ist; er will nicht über den mittelalterlichen Menschen reden, sondern läßt ihn selbst sprechen, ungefüge und gelehrt, zart und leidenschaftlich, fromm und dämonisch. Und so erwächst ein Werk von unerhörter Plastik und Lebenswirklichkeit.

(Laslowski.)

**Hochland** 1920 3. Heft:

Eine ungemein fleißige Gelehrtenarbeit mit einer Unmenge von ausgeschüttetem und verwertetem Material; ein starker Sinn für die großen Realitäten des Lebens auch in jener Epoche, deren Wirklichkeit uns die Romantik zu verwischen drohte, ein beinahe ängstliches Trachten nach Vollständigkeit beim Erfassen eines geschichtlichen Bildes, so daß oft die Klarheit Schaden leidet; ein übermäßiges Betonen der einzelnen Züge auf Kosten einer starkkonturigen, mit einem Schlage packenden Charakteristik, alles in allem ein unverkennbares Vorherrschen des materialen Elements über das formale. Es ist eine reiche Fundgrube, aber kein harmonisch zur Höhe strebender Bau oder ein architektonisches Glied eines größeren Gebäudes. Wer aber ein solches über die Kulturgeschichte des Mittelalters aufführen will, muß Grupp zu den Hauptpfeilern rechnen.

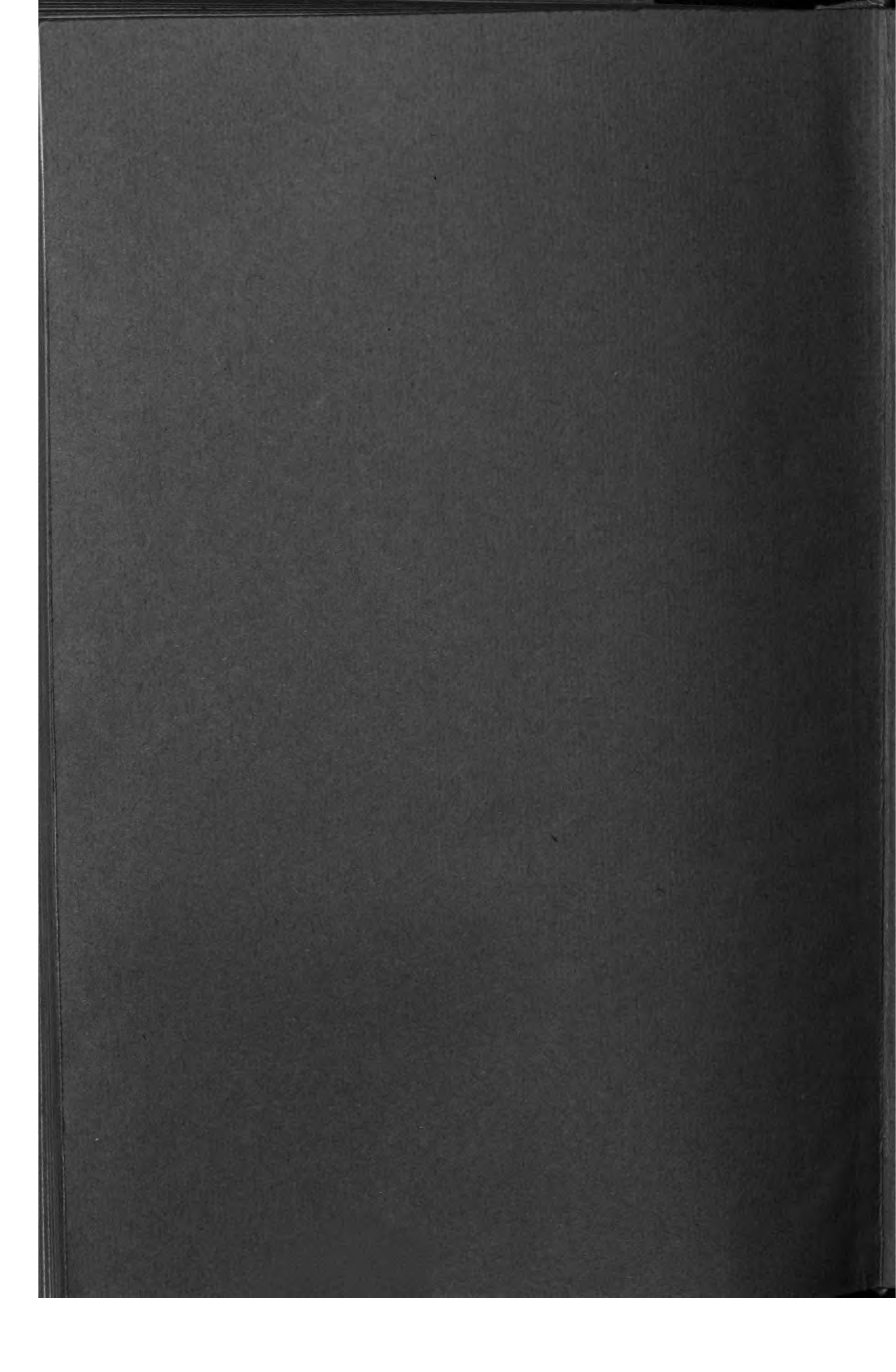
kel-
ers.
chen
nach,

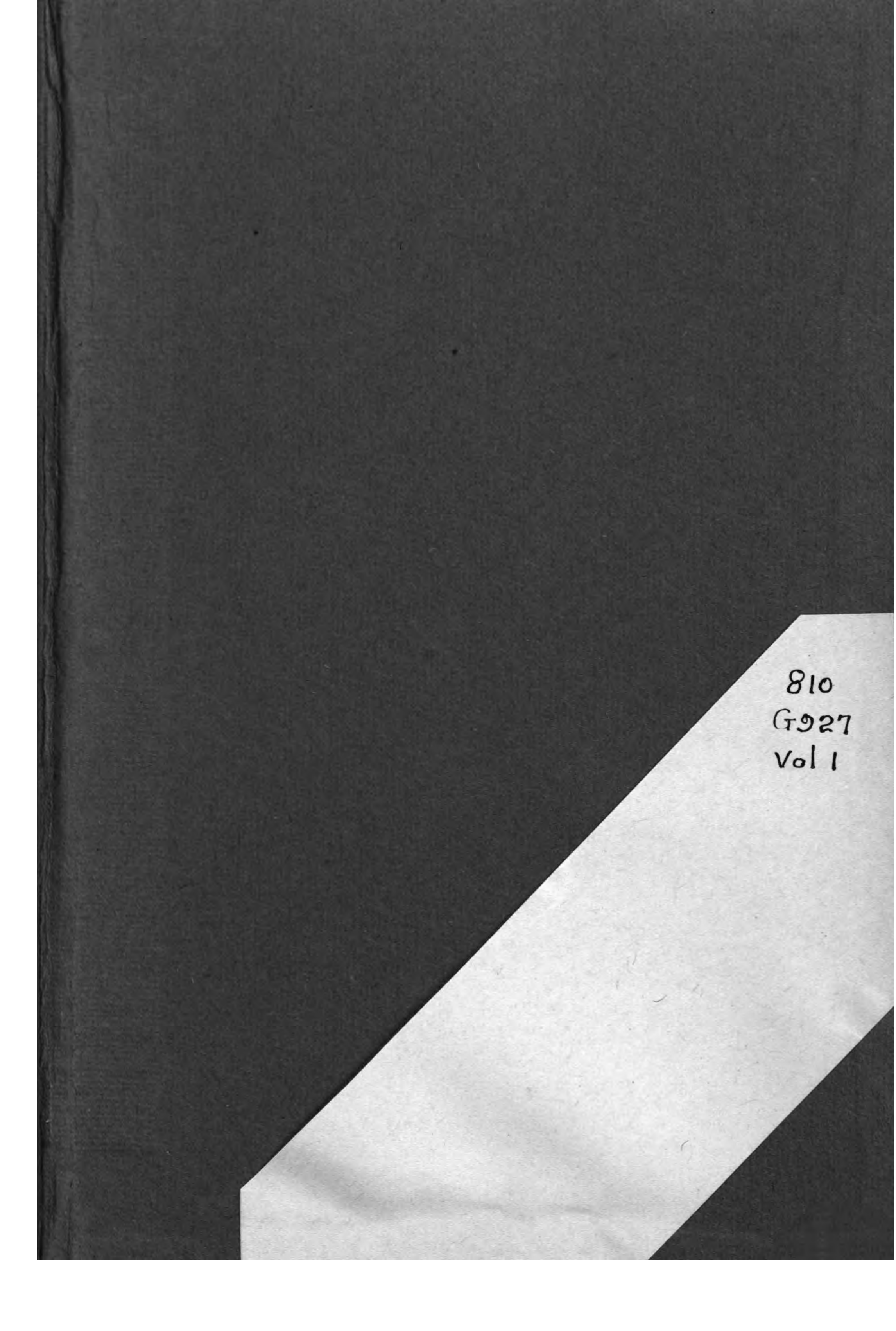
hmt
Ein
Das
mo-
rift-
nzu-
richt
tere
n.

ülle
len,
lche,
err-
eine
ters
oche

das
An-
ahr-
die
boge
dar-
um-
Der
hts-
ißer
nde
richt
hen,
Und

us-
ßen
Ro-
dig-
den
rk-
ein
ale.
lau
ein
pp




810
G927
Vol 1

